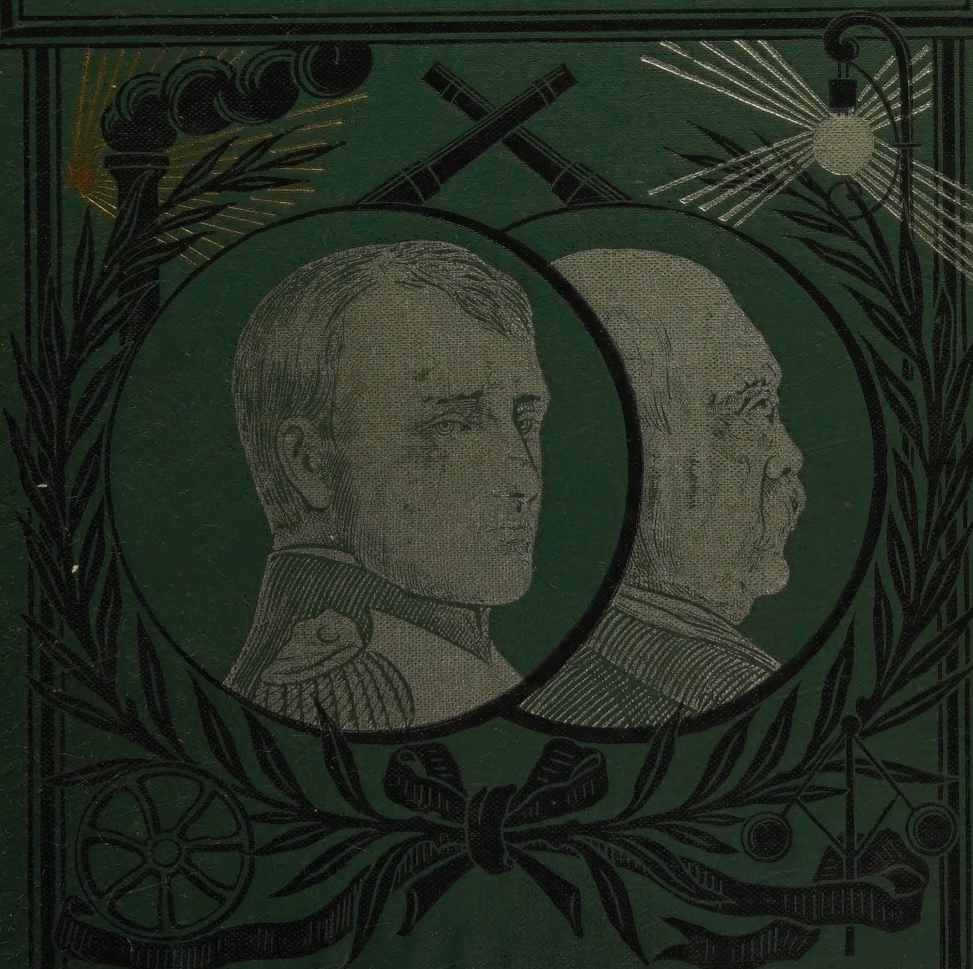


Das Neunzehnte Jahrhundert.

Geschichtlicher & kulturhistorischer Rückblick
von Dr. G. A. Zimmermann.



Verlag von Geo. Brumder Milwaukee Wis.

1911

W

CONCORDIA UNIVERSITY

D358.Z7

DAS NEUNZEHNTE JAHRHUNDERT

G001 V001

MILWAUK

N



3 4211 000020430

Das
Neunzehnte Jahrhundert.

Geschichtlicher und kulturhistorischer
Rückblick

von

Dr. G. A. Zimmermann.

Erste Hälfte.

1801–1850.

Mit über 150 Illustrationen und Karten, sowie 227 Portraits
und 24 Modebildern.



Milwaukee, Wis.

Druck und Verlag von Geo. Brander.

1900.



Entered according to act of Congress in the year 1900, by

GEO. BRUMDER.

In the Office of the Librarian of Congress at Washington, D. C.



Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Einleitung	1

I. Völker- und Staaten-Geschichte während der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts.

Erster Abschnitt.

Die Zeit der Napoleonischen Weltherrschaft 1801–1815.

Erstes Kapitel.

Napoleon Bonaparte. — Siege in Oberitalien. — Friede von Campo-Formio. — Zug nach Aegypten. — Gewaltreich vom 18. Brumaire 1799. — Erster Consul. — Schlacht von Marengo. — Schlacht von Hohenlinden. — Friede von Luneville. — Konordat mit Pabst Pius VII. — Kaiser Napoleon I. 1804. — Dreikaiserschlacht bei Austerlitz. — Friede von Presburg. — Gründung des Rheinbundes. — Auflösung des heil. römischen Reiches deutscher Nation. — Preußen bei Jena und Auerstädt, 14. Oktober 1806, vernichtet. — Blutige Schlacht bei Preußisch-Eylau. — Schlacht von Friedland. — Frieden von Tilsit. — Preußen verliert die größere Hälfte seiner Staaten. — Das Königreich Westfalen.....	17
---	----

Zweites Kapitel.

Nelson's Seesieg bei Trafalgar. — Napoleon läßt Portugal besetzen. — Krieg in Spanien. — Fürstenthuldigung in Erfurt. — Napoleon in Madrid. — Volkskrieg. — Wiedergeburt Preußens. — Stein, Scharnhorst, Gneisenau. — Oesterreich erklärt den Krieg. — Niederlage Napoleons bei Aspern, aber entschiedener Sieg bei Wagram. — Wiener Frieden. — Die Tiroler unter Hofer preisgegeben. — Schill's Erhebung. — Napoleon heirathet Marie Louise. — Verschärfung der Kontinentalperre. — Beginn des Gerichthes. — Wellington überwindet Massena in Spanien. — Napoleons Zug nach Rußland. — Schlacht bei Borodino und Smolensk. — Der Brand von Moskau. — Rückzug der großen Armee.....	34
---	----

Drittes Kapitel.

Norfs kühnes Vorgehen. — Friedrich Wilhelm III. „An mein Volk!“ — Napoleons Sieg bei Vöthen und bei Baulen. — Aber seine Generale überall geschlagen. — Dreitägige Völkerschlacht bei Leipzig. — Die Verbündeten in Paris. — Napoleon nach Elba verbannt. — Ludwig XVIII. — Wiener Kongreß. — Schmählicher Völkerschacher. — Der lose Deutsche Bund. — Mißwirthschaft der Bourbonen in Frankreich. — Napoleons Rückkehr. — Blücher und Wellington. — Entscheidungsschlacht bei Belle-Alliance. — Napoleons Niederlage. — Als Gefangener nach St. Helena gebracht. — Sein Ende. — Rückblick.....	50
---	----

	Seite
Biographien der hervorragendsten politischen Persönlichkeiten 1801—1815.	
1. Napoleon I.	64
2. Erzherzog Karl von Oesterreich	66
3. Admiral Nelson	67
4. Friedrich Wilhelm III. von Preußen	68
5. Königin Luise von Preußen	69
6. Freiherr Karl vom Stein	72
7. Fürst von Hardenberg	73
8. General v. Scharnhorst	74
9. Ernst Moritz Arndt	74
10. Herzog von Wellington	75
11. Gen.-Feldmarschall von Blücher	76
12. Gen. von Gneisenau	77

Zweiter Abschnitt.

Die Zeit der Restauration 1815—1830.

Viertes Kapitel.

Die heilige Allianz. — Reaktion auf allen Gebieten. — Die royalistische Partei in Frankreich. — Karl X. das Haupt der Priesterpartei. — Genöthigt ein liberales Ministerium zu berufen. — Trauriger Zustand in Deutschland. — Oesterreich das Musterland der Reaktion. — Metternich. — Die Turnerei. — Die deutschen Studenten und die Burschenschaft. — Das Wartburgfest. — Ermordung Kohehue's durch Sand. — Die Karlsbader Beschlüsse. — Die Wiener Schlussakte. — Allgemeine Demagogenverfolgung 79

Fünftes Kapitel.

Ausbruch einer Revolution in Spanien infolge Abschaffung der Cortes. — Verfassung durch Ferdinand VII. — Grausame Verfolgung durch die Camarilla. — Militärverschwörung. — Auch Portugal erzwingt wie Spanien eine Verfassung. — Zerrissenheit in Italien. — Der Geheimbund der Carbonari. — Metternich's Despotismus. — Die Franzosen erobern den Trocadero bei Cadix. — Sieg der Reaktion. — In England folgt auf die reaktionäre Tory-Regierung des Lord Castlereagh die liberale des genialen Staatsmannes George Canning. — Reform der Parlamentswahlen. — Kampf der Irländer unter dem „großen Agitator“ O'Connell. — Den Protestanten gleichgestellt.... 89

Sechstes Kapitel.

Verfall der Türkei. — Beginn des Freiheitskampfes der Griechen. — Alex. Ypsilanti. — Gräueltathen der Türken. — Verzweiflungskampf der Griechen. — Ibrahim zwingt Missolonghi zur Uebergabe. — Lord Byron und die Philhellenenvereine. — Einschreiten der Mächte. — Die türkische Flotte bei Navarino vernichtet. — Die Russen besetzten Adrianopel. — Frieden. — König Otto von Griechenland. — Befreiungskämpfe in den spanischen Kolonien Südamerikas. — Simon Bolivar. — Die Republiken Columbia, Peru und Mexiko. — Die Vereinigten Staaten von Nordamerika. — Krieg mit England 1812. — Friede von Gent. — Beispielloses Aufblühen. — Aufstellen der Monroe-Doktrin.... 96

Dritter Abschnitt.

Die Juli-Revolution und ihre Folgen. 1830–1847.

Siebentes Kapitel.

Karl X. von Frankreich. — Kriegszug gegen Algier. — Die „fünf Verordnungen“ geben das Signal zum Aufstand. — Barricadenbau. — Louis Philippe, Herzog von Orleans, an Stelle der Bourbonen zum König gemacht. — Revolution in Belgien. — Reißt sich von Holland los. — Leopold von Coburg König von Belgien. — Militärverschwörung in Polen. — Niederlage bei Ostrolenka. — Ausrottung der polnischen Nationalität von den Russen angestrebt. — Unruhen in Italien und in der Schweiz. — In England erzwingt der liberale Mittelstand die Parlamentsreform. — Reform der Getreidegesetze. — Förderung der Gewerthätigkeit und des Handels. — Opiumkrieg mit China 113

Achtes Kapitel.

Deutschland und der Liberalismus. — Verfassungsbewegungen in Kurhessen, Braunschweig, Hannover und Sachsen. — Einwirkung der Julirevolution in den süddeutschen Staaten. — Deutsches Nationalfest auf der Hambacher Schloßruine. — Erneute drückende Reaktion. — Demagogenverfolgungen. — Die sieben Professoren von Göttingen. — Preußens Verdienste innerhalb seines eigenen Gebietes. — Gründung des Zollvereins. — Beginn des Eisenbahnwesens. — Blutige Kämpfe zwischen Liberalen und Absolutisten in Portugal und Spanien. — Bürgerkrieg zwischen den „Christinos“ und den „Carlisten“. — Verkehrte Politik des Bürgerkönigs Louis Philippe in Frankreich. — Sozialistische Umrtriebe. — Empörungen der Republikaner. — Mordanschläge. — Entfremdung zwischen Volk und König..... 124

Vierter Abschnitt.

Die Revolution der Jahre 1848 und 1849.

Neuntes Kapitel.

Das Freiheits- und Nationalitätsprinzip. — Vorboten des Sturmes. — Der Sonderbundskrieg in der Schweiz. — Revision der Bundesverfassung. — Die Januarrevolution in Italien. — Ausbruch in Palermo. — Mailand und Venedig verjagt das österreichische Militär. — Radeky im „Festungsbereich“. — In Frankreich Ablehnung jeglicher Reformen im Innern durch Louis Philippe. — Ruf nach Wahlreform. — Reformbankette. — Revolution vom 22. bis 24. Februar. — Louis Philippe dankt ab und flieht. — Zerstörung der Tuilerien durch den sozialistischen Pöbel. — Die Deputirtenkammer gezwungen, die Republik zu proklamieren. 137

Zehntes Kapitel.

Eindruck der Kunde von der Pariser Februarrevolution im übrigen Europa. — Am tiefsten in Deutschland. — Zuerst in den süddeutschen Staaten. — Struve's und Hecker's Forderungen in Baden. — Ludwig I. von Bayern und Lola Montez. — Ludwig Kossuth's Taufrede der ungarischen und Wiener Revolution. — Aufruhr in Wien. — Abdantung und Flucht Metternich's. — Wachsende Erregung in Berlin. — Barricadenbau. — Kampf am 19. März. — Friedrich Wilhelms IV. rührselige Proklamationen. — Berufung eines liberalen Ministeriums. — Flucht des Prinzen von Preußen. — Tiefe Demüthigung des Königs. — Von der demokratischen Presse verhöhnt und verspottet..... 148

Elftes Kapitel.

Vorparlament in Frankfurt a. M. — Strube und Heder wollen eine Republik. — Aufstand im badischen Oberland. — Niederlage der Freischärler bei Kandern. — Die Mehrheit des deutschen Volkes monarchisch gesinnt. — Eröffnung des ersten deutschen Parlaments in der Paulskirche zu Frankfurt. — Heinrich von Gagern Präsident. — Dahlmann beantragt Einsetzung eines Reichsverweisers. — Wahl des Erzherzogs Johann von Oesterreich. — Der alte Bundestag überträgt aber nur einstweilen seine Befugnisse auf den Reichsverweiser. — Die Furcht vor der alten Streitfrage der Vorherrschaft Preußens oder Oesterreichs in Deutschland verzögert die Vollendung der Reichsverfassung. — Verhängnißvolle Zeitvergeudung der Nationalversammlung mit monatelanger Verathung der Grundrechte des deutschen Volkes. 166

Zwölftes Kapitel.

Niedergang der Volkserhebung in Italien. — Mazzini und die Republikaner. — Aufstand in Neapel. — Ferdinand II. bleibt Sieger und führt ein neues finsternes Reaktionsystem ein. — Karl Albert von Sardinien an der Spitze der nationalen Einheitsbewegung. — Wird von Radeky bei Custoza geschlagen. — Ermordung des Grafen Rossi in Rom. — Flucht des Papstes nach Gaeta. — Karl Albert, nochmals von Radeky bei Novarra geschlagen, dankt zu Gunsten Viktor Emanuels ab. — Venedig fällt nach heldenmüthiger Vertheidigung. — Die Franzosen verhelfen dem Papst wieder zu seinem Thron. — Garibaldi's tapferer Widerstand. — Zügellose Reaktion im Kirchenstaat. ... 180

Dreizehntes Kapitel.

Anarchie in Wien. — Flucht des kaiserlichen Hofes nach Innsbruck. — Ungarn erzwingt sich die Bildung eines besonderen Ministeriums. — Auch die Slavenstämme verlangen Selbständigkeit. — Abfall Kroatiens unter Jellatschich. — Fürst Windischgrätz schlägt einen Aufstand der Tschechen in Prag nieder. — Der Hof wieder in Wien. — Aufstand in Wien, um den Abzug der Truppen gegen die Ungarn zu verhindern. — Doppelzüngigkeit des Hofes, der nach Olmütz flüchtet. — Windischgrätz belagert Wien und stürmt das Burgtbor. — Schrankenloser Militärdespotismus. — Robert Blum erschossen. — Franz Joseph I. — Die Ungarn sagen sich von Habsburg los. — Kämpfen unter Görgey, Klapka und Kossuth für Unabhängigkeit. — Wechselndes Kriegsglück. — Erstürmung der Ofener Burg. — Görgey streckt vor den Oesterreich zu Hilfe kommenden Russen die Waffen. — Haynau's Rache. — Vollständiger Sieg der Reaktion. ... 185

Vierzehntes Kapitel.

Ausgang der Revolution in Preußen. — Der Pöbel stürmt das Zeughaus in Berlin. — Wrangel stellt mit Wassengewalt die Ordnung wieder her. — Verathung der Grundrechte im Frankfurter Parlament. — Wilde Szenen wegen Heder's Wahl. — Ueberall Gährung. — Schleswig = Holstein sagt sich von Dänemark los. — Sieg der Dänen bei Bau. — Preußen um Hilfe angerufen. — Schmählicher Waffenstillstand von Malmö. — Vom Parlament gutgeheißen. — Pöbelaufstand in Frankfurt. — Ermordung Vichnowsky's und Auerzwalb's. — Todesstoß der Revolution. — Strube's Einfall in Baden. — Aufrichtung der „Deutschen Republik“. — Raubzug der Aufständischen. — Badische Truppen zersprengen dieselben bei Staufen. — Flucht Strube's und Blind's. — Gefangen und in Freiburg interniert. 197

Fünfzehntes Kapitel.

Verathung der Reichsverfassung im deutschen Parlament zu Frankfurt. — Großdeutsche und Kleindeutsche. — Letztere setzen den Antrag, einen der deutschen Fürsten zum Reichsoberhaupt zu wählen, durch. — Der unstäte König Friedrich Wilhelm IV. will „den Reif aus Dred und Letten gebaden“ nicht! — Am 28. März erfolgt seine Wahl zum Deutschen Kaiser. — Lehnt sie feierlich ab. — Allgemeine Bestürzung. — 29 deutsche Regierungen erklären sich aber für Anerkennung der Reichsverfassung und des Kaisertums. — Ablehnung der Reichsverfassung durch Preußens König. — Die revolutionäre Linke gewinnt in Frankfurt die Oberhand. — Austritt der wackersten deutschen Männer aus dem Parlament. — Verlegung desselben nach Stuttgart. — Revolutionäre „Reichsregentschaft“. — Die württembergische Regierung läßt das Kumpsparlament durch Soldaten auseinanderreiben (18. Juni 1849). — Urtheil über das erste deutsche Parlament.	216
--	-----

Sechzehntes Kapitel.

Revolutionäre Erhebung in Sachsen. — Abweisung aller Vermittelung durch den reaktionären König. — Zeughaussturm in Dresden, 3. Mai 1849. — Kämpfe. — Ende des Aufstandes. — Reaktion unter Buß. — Aufstand in der Pfalz zu Gunsten der neuen Reichsverfassung. — Gährung in Baden. — Brentano an der Spitze. — Besetzung der Festung Rastatt. — Revolution in Karlsruhe. — Sieg der Radikalen im ganzen Land. — Die Ausdehnung der Bewegung nach andern Staaten mißglückt. — Der Großherzog ruft preussische Hilfe an. — Der Prinz von Preußen. — Mieroslawski Oberbefehlshaber der Insurgenten. — Niederlage bei Waghäusel. — Belagerung und Einnahme von Rastatt. — Ende der badischen Erhebung. — Preußen bildet eine Union. — Oesterreich stellt den alten Bundestag wieder her. — Manteuffel schließt den schimpflichen Vertrag von Olmütz. — Furchtbare Reaktion.	229
--	-----

Siebzehntes Kapitel.

Lamartine das Haupt der provisorischen Regierung in Frankreich. — Die neue Nationalversammlung will von sozialistischen Experimenten nichts wissen. — Zur Beschwichtigung der Massen in Paris Errichtung von Nationalwerkstätten. — Kämpfe mit den Arbeitern. — Abschaffung der Werkstätten. — Viertägiger blutiger Straßenkampf. — Sieg Cavaignac's. — Prinz Louis Napoleon Bonaparte. — Zum Präsidenten der Republik gewählt. — Vorbereitung des Staatsstreichs mit Hilfe gewissenloser Abenteurer. — Streit mit der Kammer wegen des allgemeinen Wahlrechts. — Staatsstreich am 2. Dezember 1851. — Napoleon III. erblicher Kaiser von Frankreich. — Ende der Revolution. — England und die erste Weltausstellung. — Entwicklung der Vereinigten Staaten. — Indianerkriege. — Krieg mit Mexiko 1847. — Entdeckung von Gold in Californien.	246
--	-----

Biographien der hervorragenden politischen Persönlichkeiten 1815–1850.

1. Fürst Clemens von Metternich.	255
2. Ludwig I., König von Bayern.	256
3. Nikolaus I., Kaiser von Rußland.	257
4. Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen.	258
5. Louis Philippe, König von Frankreich.	259
6. Viktoria, Königin von England.	260
7. Franz Joseph I., Kaiser von Oesterreich.	262
8. Generalfeldmarschall von Wrangel.	264
9. Feldmarschall Graf Radetzky.	265
10. Adolphe Thiers.	265

II. Fortschritte von Wissenschaft und Kultur während der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts.

1. Literatur und geistiges Leben.

	Seite
Deutschland: Schiller und Goethe. — Ihr Einfluß. — Jffland und die nationale Schauspielkunst. — Die Romantische Schule. — Jean Paul. — Schlegel. — Gebrüder Grimm. — Volkserziehung: Pestalozzi, Diesterweg, Froebel. — Philosophie: Fichte, Schelling, Hegel, Schopenhauer. — Schleiermacher. — Nachromantiker: Kleist, Chamisso, Platen, Rückert. — Schwäbische Schule: Uhland, Mörike, Schwab. — Das Junge Deutschland: Börne, Heine, Gutzkow, Laube. — Immermann, Grillparzer, Hebbel. — Annette v. Droste. — David Friedr. Strauß, Bauer, Feuerbach. — Bewegungsliteratur der 40er Jahre: Fallersleben, Herwegh, Freiligrath. — Lenau, Grün. — England: Romantif. — Walter Scott, Thom. Moore. — Lord Byron. — Thomas Carlyle. — Lytton Bulwer und Chas. Dickens. — Tennyson, Browning. — Nordamerika: Cooper, Irving, Bryant, Hawthorne, Poe. — Deutschamerikaner: Lieber, Münch. — Achtundvierziger: Krez, Bündt, Buz, Kirchhoff. — Frankreich: Chateaubriand. — Lamartine und Beranger. — Romantif: Viktor Hugo. — Musset, Alex. Dumas, George Sand, Balzac. — Dänemark: Lehensschläger, Andersen. — Ungarn: Petöfi. — Polen: Mickiewicz. — Rußland: Puschkin und Vermantow.	269

2. Die Naturwissenschaften.

Stand der Naturwissenschaften am Anfang des Jahrhunderts. — Alex. von Humboldt. — Die Phlogisten-Theorie. — Beseitigt durch die Verbrennungstheorie Lavoisier's. — Die Chemie in England und Frankreich. — Davy. — Gay-Lussac. — Die Volta'sche Säule erzeugt Berührungselektrizität. — Einführung des Metermaßes. — Gladni's Akustik. — Entdeckung der Polarisation durch Malus. — Die Fraunhofer'schen Linien im Spektrum. — Die Arbeiten Versted's, Ampère's und Faraday's auf dem Gebiete des Elektromagnetismus. — Der erste Telegraph von Gauß und Weber in Göttingen. — Der Magnetograph Steinheil's. — Julius Robert Mayer und seine Entdeckung des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft. — Foucault's Pendelversuche. — Begründung der neueren Chemie durch Berzelius, Liebig und Wöhler. — Liebig's Wirken. — Wöhler's künstliche Darstellung eines organischen Stoffes, des Harnstoffes. — Entdeckung des Chloroform, des Anilin, der Karbolsäure. — Galvanoplastik Jacobi's. — Schönbein's Entdeckung des Ozon und der Schießbaumwolle. — Zoologie und Botanik: Cuvier wendet sich vom Classifizieren und Beschreiben, wie es durch Linné allein herrschend geworden, dem Studium des Werdens der Gebilde zu. — Vorläufer Darwin's. — Astronomie: Herschel's Spiegelteleskop. — Vessel der Begründung der modernen astronomischen Beobachtungskunst. — Herstellung zuverlässiger Sternkarten. — Entdeckung des Planeten Neptun durch Galle. — Photographie: Die Lichtbildkunst Daguerre's.	300
---	-----

3. Die Heilkunde.

Die Medizin zu Anfang des Jahrhunderts. — Aufschwung und Vorherrschaft derselben in Frankreich. — Begründer der chirurgischen Schule durch Desault. — Bahnbrechendes Wirken von Bichat, Pinel, Corvisart in der inneren Medizin. — Verfall der Heilkunde in Deutschland. — Gang zum Theoretisiren. — Phantastereien. — Der Brownianismus. — Der Mesmerismus oder thierische Magnetismus. — Die Gall'sche Schädellehre. — Begründung der Homöopathie durch Hahnemann. — Fortschritte auf dem Gebiete der Pathologie. — Johannes Müller und seine Schule. — In der Patholo-

gie zeichnen sich aus Hufeland, Heim, Autenrieth, Schönlein und Notikansky. — Begründung der Wasserheilkunde durch Priessnitz. — Entdeckung der chirurgischen Anästhesie durch den Bostoner Arzt Charles Jackson. — Erste Anwendung des Aethers bei einer Operation in Boston. — Der Zahnarzt Morton. — Unerquicklicher Streit. — Ersetzung des Aethers durch Chloroform. . . . 329

4. Musik.

Weltherrschaft der deutschen Tonkunst. — Joseph Haydn, der Vater der deutschen Instrumentalmusik. — Schöpfer der Sonatenform. — W. A. Mozart, der universelle Großmeister der Musik. — Sein Leben und sein Wirken. — Virtuosität der Sänger und der Instrumentisten. — Nicolo Paganini, der größte Geiger aller Zeiten. — Entwicklung der Oper in Frankreich. — Cherubini, Mehul, Spontini. — Der Bahnbrecher Auber. — Gioachino Rossini, der erfolgreichste italienische Opernkomponist. — Bellini und Donizetti. — Höchste Vollendung der Tonkunst durch Ludwig van Beethoven. — Sein Leben und Wirken. — Den Uebergang vom Klassizismus zur Romantik in der Musik bildet Franz Schubert. — Der größte Meister des deutschen Liedes. — Schöpfer der deutschen Oper wird C. M. von Weber. — Seine Nachfolger: Marschner, Lachner, Kreutzer. — Konzerte und Hausmusik. — Mendelssohn und Rob. Schumann. — Entwicklung des Klavierspiels durch Chopin. — Der Opernregisseur-Produzent Scribe. — Die historische Ausstattungsober. — Meyerbeer. — Bürgerlich-komische Oper: Vorzing, Flotow, Nicolai. — Operette: Offenbach, Strauß. — Die Sängerinnen: Wilhelmine Schröder-Devrient. — Jenny Lind. — Die Bühne in Frankreich. — Rachel. 340

5. Baukunst, Malerei und Bildhauerkunst.

Reaktion gegen den Rokoko-Stil in der Baukunst. — Studium der Antike. — Der Empire-Stil in Frankreich. — Percier und Fontaine. — Die Nützlichkeitbauten Napoleons I. — Ausstattung der Innen-Räume. — In Deutschland wirken im Sinne der Antike Karl Friedrich Schinkel in Berlin und Leo v. Klenze in München. — Ihre Hauptwerke. — Wiederbelebung der Gotik durch Heideloff. — Klassizismus in der Malerei. — Jacques Louis David, der Begründer der neueren französischen Malerschule. — Die romantische Richtung von Eugene Delacroix. — Ingres und Horace Vernet. — Der Historienmaler Paul Delaroche. — Die deutschen „Nazarener“. — Sie wollen die Kunst durch tiefe Frömmigkeit beseelen. — Hauptvertreter: Peter von Cornelius. — Wilhelm von Kaulbach. — Die Düsseldorfer Schule, gegründet durch Schadow. — Klassizismus in der Bildhauerkunst. — Antonio Canova. — Der große nordische Meister Bertel Thorvaldsen. — Sein Leben und Schaffen. — Der deutsche Meister Christian Rauch. — Seine Nachfolger: Friedrich Drake, Ernst Rietschel. 359

6. Forschungsreisen.

Gründung der „African Association“. — Die Niger-Erforschung durch Mungo Park und Hornemann. — Rich. Vander's Verdienst. — Major Laing erreicht Timbuktú, wird aber bei Arauan ermordet. — Die Erforschung des Nil. — Lichtenstein's Erforschung von Süd-Afrika. — Auszug der Buren nach dem Transvaal. — Humboldt's Reise in Süd- und Central-Amerika. — Gründung von geographischen Gesellschaften. — Karl Ritter begründet die vergleichende Erdkunde. — Forschungsreisen in den Ver. Staaten durch Audubon, Clarke und Lewis. — Schoolcraft entdeckt die Quellen des Mississippi. — Fremont's kühne Reisen. — Reisen in Südamerika. — Ed. Böppig. — Forschungsreisen in Vorderasien. — Russische Erdumsegelungen. — Aufrast-Lien: Flinders und der verschollene Ludwig Reichardt. — Die beiden Polar-

regionen der Erde. — Südpolarforschung von 1819—1843. — James Clark Ross auf der Suche nach dem magnetischen Pol. — Seine großen Verdienste. — Das nördliche Polarmeer. — Suche nach der nordwestlichen Durchfahrt für den Handel. — Die Expeditionen von John Ross und W. E. Parry. — Die große Expedition von John Franklin. — Unglücklicher Ausgang. — Die Nachforschungen nach Franklin. — MacClure entdeckt 1853 die nordwestliche Durchfahrt. — Beginn der rein wissenschaftlichen Forschung	372
--	-----

7. Deffentliches, häusliches, gesellschaftliches und religiöses Leben.

Rechtspflege und Gesetzgebung. — Code Napoleon. — Savigny setzt an Stelle des Naturrechts das römische und deutsche Recht. — Strafgesetzgebung. — Reform des Strafsystems. — Zellengefängnisse. — Volkswirtschaft: Arnoldi, der Vater des deutschen Versicherungswesens. — Feuer- und Lebensversicherung. — Das häusliche Leben. — Das Bürgerthum übernimmt die führende Rolle. — Wohnung und Haushalt am Anfang des Jahrhunderts. — Sehr einfach. — Wirthschaftliche Umwälzung. — Das Haus auf dem Land. — Innere Ausstattung der Wohnung. — Beleuchtungsweisen. — Licht- und Feueranzünden. — Nahrungsweise. — Getränke. — Das Rauchen. — Kleidung und Moden. — Die männliche und die weibliche Tracht. — Das Leben in der Familie. — Die Hausfrau der Mittelpunkt. — Große Arbeitsleistungen derselben. — Ehrerbietung der Kinder. — Regelmäßigkeit. — Frömmigkeit und Aberglauben. — Von der Lektüre. — Ueberschwängliches Gefühlsleben. — Schreibseligkeit. — Erzählen und Musizieren im Hause. — Familienfeste. — Größere Ausübung der Gastfreundschaft. — Das gesellige Leben. — Scharfe Trennung der Stände. — Emancipation der Juden. — Bildung und Geld spielen eine große Rolle. — Umgangsformen. — Spielwuth. — Tanz. — Die Casinos und Vereinigungen zur Erholung und Geselligkeit. — Aufkommen des Wirthshauslebens. — Das religiöse Leben. — Die Noth lehrt beten. — Gründung von Bibelgesellschaften. — Äußere und Innere Mission. — Wädhern, Flieder, Löhle. — Die katholische Kirche. — H. von Wessenberg. — Friedrich Wilhelm IV. und seine Friedenspläne.	393
--	-----

III. Entwicklung von Technik und Industrie, Handel und Verkehr während der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts.

1. Technik und Industrie.

Periode der Vorbereitung für die neuen Ziele der Technik. — Organisches Zusammenarbeiten von Theilarbeitern. — Die Baumwollenindustrie in England. — James Watt's Dampfmaschine. — Der Webstuhl des Franzosen Jacquard. — Die Eisenindustrie. — Steinkohlenverwendung. — Der Dampfhammer. — Alfred Krupp. — Maudslays Support. — Die Drehbank. — Hydraulische Presse. — Howes erste Nähmaschine. — Erfindung des Steindrucks durch Alois Senefelder. — Chromolithographie. — Friedrich König baut die erste Schnell-Druckpresse. — Entwicklung der Feuerwaffen-Technik. — Krupp konstruirt die ersten Kanonen aus Gußstahl. — Umgestaltung der Handfeuerwaffen. — Das alte Steinschloß. — Erfindung des Perkussionschlosses. — Fulton's Seeminen und Angriffstorpèdes. — Entwicklung der Kriegsflootten. — Das Beleuchtungsweisen. — Murdock's Erfindung der Gasbeleuchtung. — Anfänge des Ausstellungswesens. — Die erste Weltausstellung in London 1851	435
---	-----

2. Handel und Verkehr.

a) Eisenbahn, Dampfschiffahrt, Luftschiffahrt, Flugmaschine, Fahrrad und Automobil.

Erste Anlage von Schienenwegen in England. — George Stephenson, der Vater der Lokomotive. — Die erste Dampfisenbahn. — Von Manchester nach Liverpool. — Umwälzung aller Verkehrsverhältnisse. — Die vierziger Jahre unter dem Zeichen der Eisenbahn. — Seeverkehr. — Robert Fulton baut das erste Dampfschiff. — Kessel erfindet die Schiffsschraube. — Ericson's Schraubendampfer. — Luftschiffahrt. — Gebrüder Montgolfier. — Garnerin. — Flugmaschinen. — Degen's Apparat. — Erfindung des Fahrrads durch Drais. — Kröner's Automobil. 468

b) Das Reisen und die Posten vor Einführung der modernen Transportmittel.

Vom Reisen zu Anfang des Jahrhunderts. — Von New York nach Boston in sechs Tagen. — Schlechte Landwege in Deutschland. — Schilderung einer Reise im Postwagen Ende der vierziger Jahre. — Von den verschiedenen Wagen. — Die Figur des „Musterreiters“. — Beförderung eines Briefes. — Die Postreform des Engländer's Rowland Hill. — Die Thurn- und Taxis'sche Post. — Das Postwesen in den übrigen europäischen Ländern. — Postverbindung zwischen Europa und Amerika. 494

c) Telegraphie und Stenographie.

Der Chappe'sche Zeiger = Telegraph. — Wheatstone's Nadeltelegraph. — Morse's Apparat. — Ende der vierziger Jahre allgemein eingeführt. — Stenographie. — Das englische System Taylor's und Pitman's. — Graham's System in den Ver. Staaten. — Stenographische Entwicklung in Deutschland. — Die Systeme von Gabelsberger und Stolz. 513

Verzeichniß der Illustrationen.

	Seite		Seite
1. Titelbild: Der Wiener Kongreß (nach dem Gemälde von J. B. Isabey).		25. Mauromichalis liegt mit den Mainoten bei Verga (ditto).....	103
2. Plan von franzöf. Floken zu Englands Eroberung (nach einer gleichzeitigen Darstellung)	20	26. Nicolaus I., Kaiser von Rußland.....	104
3. Bonaparte vor den Mumien der Pharaonen in Aegypten, (nach dem Gemälde von M. Orange).....	21	27. Karte des türkiſch-ägyptiſchen Kriegs- ſchauplatzes von 1833 und 1839.....	106
4. Admiral Nelson	22	28. Befchießung von Algier am 4. Juli 1830	114
5. Karte: Rheinbundszeit 1811.....	33	29. Zug des Herzogs von Orleans vom Pa- lais Royal zum Hotel de Ville am 31. Juli 1830 (nach dem Gemälde von Ho- race Vernet)	116
6. Napoleon I. (nach dem Gemälde von Paul Delaroche)	25	30. Eine Barrikade zu Paris im Jahre 1830 (nach dem Gemälde von Geo. Cain)....	118
7. Karte: Napoleons Kaiſerreich 1812.....	41	31. Der Zug auf das Hambacher Schloß am 27. Mai 1832 (nach einer gleichzeitigen Darstellung)	128
8. Gaſpinger, der geiſtliche Genoffe Hofers, ſegnet die zur Landesverteidigung ausziehenden Tiroler Studenten (nach dem Gemälde von A. Schönn).....	39	32. Situationskarte des „Fefungsvierecks“, d. h. der Gegend zwiſchen Mantua und Verona	142
9. Herzog von Wellington.....	43	33. Facſimile der Abdanfungsurkunde Louis Philippe's	144
10. Szene aus dem Rückzug der „Großen Armee“	47	34. Flußt der königlichen Familie aus den Tuilerien am 24. Februar 1848.....	145
11. General von York in Königsberg.....	51	35. Die Herzogin von Orleans in der fran- zöſiſchen Deputiertenkammer am 24. Februar 1848	146
12. Der Tod Theodor Körners.....	54	36. Verſchönerung der Joſtlinken und Mauth- häuſer in Wien am 13. März 1848....	155
13. Napoleons Flucht durch Leipzig (nach dem Gemälde von Louis Braun).....	55	37. Die Märztage in Berlin vor „den Zel- ten“	156
14. Abreiſe der Kaiſerin Marie Louiſe von Paris am 29. März 1814.....	57	38. Kugelgießende Kinder hinter einer Barri- kade in Berlin	157
15. Napoleon ſchiffet ſich an Bord des „Bel- lerophon“ nach St. Helena ein.....	65	39. Barrikade und Kampf in der Breiten Straße in der Nacht vom 18. zum 19. März 1848	158
16. Königin Luiſe von Preußen und Napo- leon in Tiliſt	70	40. Barrikadenkampf in Berlin am 18. März 1848	161
17. Fürſt von Hardenberg.....	73	41. Barrikadenkampf vor dem königlichen Rathhauſe zu Berlin in der Nacht vom 18. zum 19. März (Gleichzeitige Zeich- nung von Robert Kretſchmer)	162
18. Karte: Der deutſche Bund in Gemähheit der deutſchen Bundesakte vom 8. Juni 1815	81	42. Feyerliches Begräbniß der geſallenen Barri- kadenkämpfer	164
19. Ludwig XVIII., König von Frankreich..	81	43. Die Paulskirche zu Frankfurt.....	167
20. Das Burſchenschaftſchwert und die Bur- ſchenschaftsfahne	85	44. Eine Parlamentsſitzung in der Pauls- kirche	171
21. Studentendemonſtration auf der Wartburg	87		
22. Einnahme des Trocadero bei Cadix durch den Herzog von Angoulême am 31. Auguſt 1823 (nach dem Gemälde von Paul Delaroche)	91		
23. Alexander Pſſilanti in Jaſſy die Fahne der Hetäre entfaltend (nach dem Ge- mälde von Peter Heß).....	98		
24. Metropoliſt Germanos die Fahne der Freiheit erhebend (ditto).....	101		

	Seite		Seite
45. Ein Kaffeehaus um 10 Uhr Abends (Po- liceifunde)	172	67. Die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm bei der Märchenerzählerin Frau Vieh- mann in Niederwehren	278
46. Freiheitsfest der deutschen Studenten auf der Wartburg am 12. Juni 1848 (nach einer gleichzeitigen Darstellung)	173	68. Davy'sche Sicherheitslampe	303
47. Einzug des Reichsverwesers Erzherrzog Johann von Oesterreich in Frankfurt a. M. (nach einer gleichzeitigen Darstel- lung von L. v. Elliot)	175	69. Das Fraunhofer-Denkmal in München. .	307
48. Kampf an der Porta Tosa zu Mailand am 22. März 1848 (nach einer gleich- zeitigen Darstellung der „Leipz. Allg. An- zeiger“)	181	70. Steinheil's Schreibtelegraph aus dem Jahre 1837	310
49. Barricade am Altstädter Brückenturm zu Prag am 16. Juni 1848 (ditto)	187	71. Steinheil's und Morse's Alphabet,	311
50. Sitzung des ersten österreichischen Reichs- raths in der k. k. Reitschule zu Wien im Juli 1848 (ditto)	190	72. Der erste Morse-Apparat vom Jahre 1837	312
51. Die Ungarn erklimmen am 21. Mai 1849 die von Gen. Bentz verteidigte Ofen- er Burg (nach einer Lithographie von A. v. Pettenkofer)	193	73. Foucault's Pendelversuch im Pantheon zu Paris	315
52. Kossuth vergräbt die ungarischen Kron- insignien	195	74. Herschel's Riesenteleskop	325
53. Erklärung und Plünderung des Zeug- hauses in Berlin	198	75. Eine Cholera = Quarantäne = Anstalt. .	337
54. „Schleswig-Holstein meerrumschlungen“, die Nationalhymne der Elbherzogthüm- er	205	76. Paganini's erste Triumphe.	345
55. Kampf der Kiefer Turner und Studen- ten gegen die Dänen bei Bau am 9. April 1808 (nach dem Gemälde von Geo. Meibren)	207	77. Charlottenhof bei Sanssouci, erbaut von Schinkel 1826	363
56. Die Gefangenen-Schiffe „Dronning Ma- ria“ und „Baldemar“ vor Kopenhagen. .	208	78. Walhalla bei Regensburg.	364
57. Verkündung des Waffenstillstandes durch den Abg. A. Röhlert zu Frank- furt a. M. am 18. September 1848. .	210	79. Die Propyläen in München.	365
58. Ausrufung der Republik durch Strube in Vörsach am 21. September 1848. .	212	80. Der segnende Christus von Thorwaldsen. .	370
59. Die Deputation im Weißen Saal des königlichen Schlosses am 3. April 1849 (nach einer gleichzeitigen Darstellung der „Leipziger Allg. Zeitung“)	213	81. Haus in Wrauen	374
60. Eröffnung des Rumpfparlaments zu Stuttgart	225	82. Humboldt und Bonpland am Orinoco. .	377
61. Karte des badiſchen Kriegsschauplatzes. .	235	83. Ketopagi, der höchste thätige Vulkan der Erde (nach einer Skizze von Humboldt)	378
62. Kapitulation von Rastatt	239	84. Karte zu Fremont's Reisen.	381
63. Erschießung v. Trübschler's in Mann- heim	241	85. San Francisco im Jahre 1848.	382
64. In den Kasematten von Rastatt.	242	86. Karte der antarktischen Forschungsreisen bis zum Jahre 1845	386
65. Die erste deutsche Flotte auf der Elbe im August 1848 (nach einer gleichzeiti- gen Darstellung von J. Brömmel)	244	87. Nordlicht, am 19. September 1803 von Langsdorff an, der norwegischen Küste beobachtet	387
66. Königin Viktoria präsidirt zum ersten Mal einem Ministerrath	263	88. Das arktische Nord-Amerika.	388
		89. Gigantischer Eisberg (gesehen und ge- zeichnet v. John Ross)	389
		90. „Grecus“ und „Terror“, die Schiffe der Franklin = Expedition	391
		91. Die Schiffe des Kap. Ross vom Eise be- droht	392
		92. Die Petrifirche zu Hamburg in Flam- men	401
		93. Der Platz der alten Börse in Hamburg nach dem großen Brande.	403
		94. Strassenszene in Paris ums Jahr 1800. .	409
		95. Chicago im Jahre 1831.	411
		96. Silhouette: Bismarck als Student.	417
		97. Emigranten auf den westlichen Prairien Amerikas	419
		98. Whitney's „cotton gin“	436
		99. James Watt beobachtet am Theesessel die Wirkungen des Dampfes.	437
		100. Watt = Dampfmaschine	438
		101. Jof. Jacquard (nach einem zu Lyon in Seide gewebten Bilde)	440
		102. Die alte Gussstahlfabrik von Friedrich Krupp	443
		103. Maubley's Drehbank mit Support.	444
		104. Howe's erste Nähmaschine.	445

	Seite		Seite
105. Sennfelder's lithographische Hand-Druck- presse	448	129. Das erste Dampfsboot „Claremont“	480
106. Die König'sche Buchdruckmaschine vom Jahre 1811	450	130. Fulton's Dampfsbootprobefahrt auf der Seine zu Paris, in Gegenwart von Napoleon	481
107. Die erste Doppel-Schnellpresse der London „Times“ (1814)	451	131. Das erste Dampfschiff auf dem Rhein	482
108. Französisches Batterieschloß ober Stein- schloß	452	132. Ericson's Schraubendampfer „Robert Stodton“	484
109. Perkussionschloß	452	133. Luftballon = Projekt aus dem Jahre 1804, zur Ueberführung von je 3000 französischen Soldaten nach England	485
110. Perkussionschloß in seiner Anwendung	453	134. Luftballon-Füllung zu Anfang des 19. Jahrhunderts	486
111. Fulton's Angriffstorpedo	454	135. Aufstieg Garnerin's von der Seine aus	487
112. Fulton's verankerte Seemine	455	136. Ein Aeroplan	488
113. Sprengung der Brigg „Dorothea“ durch Fulton's Torpedo am 15. Oktober 1805	456	137. Cayley's Luftschraube	489
114. Dreibeck-Linienschiff „Bagram“ (1800)	457	138. Luftschiff nach dem Projekt von de la Vandelle, Pontin und d'Amécourt	489
115. Fregatte „La Pomone“ (1806)	459	139. Degen's Flugmaschine. Das Gerippe— Der Luftwagen im Fluge	490
116. Karroubade, Breitseiteneschloß (1800— 1840)	460	140. Das erste Zweirad nach Freih. v. Drais	491
117. Schnelldampfer „Napoleon“ (1848)	461	141. Kröner's Fahrmaschine (Automobil) aus dem Jahre 1846	492
118. Gezogenes Bombengeschloß (1820—1860)	463	142. Ein Mississippi-Frachtsboot	495
119. Schloß Saint Cloud bei Paris, der Schauplatz der ersten Ausstellung	465	143. Modell eines Bootes auf dem Erie-Kanal	495
120. Die erste Eisenbahn	469	144. Reisewagen in Pennsylvanien in den zwanziger Jahren	496
121. Evans' „Drucktor Amphibolis“ von 1804	469	145. Bayerische Postkutsche aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts	497
122. George Stephenson's Lokomotive „Rocket“ (Makete), erbaut im Jahre 1829	471	146. Postkutsche aus den dreißiger Jahren	498
123. Stephenson's Lokomotive „Nr. 1“ von 1825	472	147. Die fürstliche Thurn- und Taxis'sche Fahr- post in Frankfurt a. M.	500
124. Der „Adler“, die erste Lokomotive in Deutschland	473	148. Ein Musterreiter	504
125. Der erste Dampfbahnzug	474	149. Der Mehrverkehr vor dem Grimma'schen Thor in Leipzig (1824—1840)	506
126. Die feierliche Eröffnung der Ludwigs- Eisenbahn zwischen Nürnberg und Fürth (nach einem gleichzeitigen Stich)	475	150. „Washington“, der erste deutsch-amerika- nische Postdampfer	510
127. Besuch König Louis Philippe's am eng- lischen Hof 1844. Fahrt im ersten eng- lischen Eisenbahn = Salonwagen	477	151. Chappe's Zeiger-Telegraph	513
128. Modell von Fitch's Dampfsboot. (Im National-Museum zu Washington)	479	152. Chappe's Alphabet	511
		153. Ein Kriegsschiff um das Jahr 1800 und ein solches der Neuzeit	515

Beigabe: Deutsche und französische Moden und Trachten in den Jahren 1801—1848.

Verzeichniß der Portraits.

	Seite		Seite
1. Carnot	19	9. Joseph Bonaparte	32
2. Kleber	23	10. Alexander I., Kaiser von Rußland	33
3. Talleyrand	26	11. Hieronymus, König von Westfalen	33
4. Desaix	27	12. Ferdinand VII. von Spanien	35
5. Moreau	23	13. Murat	36
6. Macdonald	29	14. Freiherr vom Stein	38
7. Fouché	30	15. Kutusow	45
8. Kaiser Franz II.	31	16. Fürst Schwarzenberg	52

	Seite
17. Fürst Blicher	53
18. General Bülow	56
19. Metternich	58
20. Marshall Daboust	59
21. Marshall Rey	60
22. Marshall Grouchy	61
23. Vittoria Bonaparte, die Mutter Napo- leon's	62
24. Erzherzog Karl	66
25. Friedrich Wilhelm III.	70
26. Gen. v. Scharnhorst	74
27. Ernst Moritz Arndt	75
28. Gen. v. Sneydenau	78
29. Friedrich Geyr	80
30. F. B. G. Guizot	82
31. Louis Adolphe Thiers	83
32. Maximilian, König von Bayern	84
33. Friedrich Ludwig Jahn	86
34. Geo. Canning	94
35. Georg IV. von England	95
36. Mehemed Ali, Vizekönig von Aegypten	97
37. Graf Kapodistrias	107
38. Simon Bolivar	108
39. Thomas Jefferson	109
40. James Madison	110
41. Oliver Perry	110
42. James Monroe	111
43. John Quincy Adams	111
44. Lafayette	119
45. Casimir Périer	120
46. Leopold I., König von Belgien	121
47. Ludwig I., König von Bayern	127
48. Ludwig Uhland	130
49. Die Göttinger Sieben: Wilh. und Jaf. Grimm, Gerbinius, Weber, Albrecht, Dahlmann und Guald	131
50. Friedrich Viss	132
51. Isabella, Königin von Spanien	133
52. Louis Philippe	135
53. Karl Albert, König von Sardinien	139
54. Pabst Pius IX.	140
55. Feldmarschall Radetzky	141
56. Alphonse de Lamartine	143
57. Gustav v. Struve	149
58. Fris Heder	150
59. Heinrich v. Gagern	151
60. Lola Montez	152
61. Robert Blum	153
62. Ludwig Kossuth	154
63. Freiherr v. Vinde	159
64. Karl Rittermaier	168
65. Friedrich Wilhelm IV.	169
66. Der Reichsverweser Erzherzog Johann von Oesterreich	176
67. Karl Mayh	177
68. Die deutschen Reichsminister: Bederath, Dudwig, Meissen, Schmerling, v. Bel-	

	Seite
ningen, Peuder, Gedtscher, Mohl und Bassermann	178
69. Joseph Mazzini	182
70. Julius v. Sarnau	183
71. Alfred v. Windischgrätz	189
72. Josef von Telfatshitsch	191
73. Franz Joseph I., Kaiser von Oesterreich	192
74. Georg Klapka	192
75. Arthur Görgey	194
76. Johann Zafobv	199
77. Gen. v. Wrangel	200
78. Roessler von Dels	201
79. Lorenz Brentano	202
80. Eduard Simson	203
81. Christian VIII., König von Dänemark	204
82. Fürst Felix Sichonowsky	211
83. Gen. v. Kuerswald	214
84. Schmerling	217
85. Wilhelm Löwe von Calbe	224
86. Franz Sigel	236
87. Ludwig Mierowskiowski	237
88. Amand Goegg	238
89. Minister v. Manteuffel	243
90. Gen. Cabaiguac	247
91. Louis Napoleon Bonaparte	248
92. Königin Viktoria von England	250
93. John Calhoun	251
94. Henry Clay	251
95. Daniel Webster	252
96. Martin Van Buren	252
97. William Harrison	253
98. John Tyler	253
99. James Polk	254
100. Gen. Winfield Scott	254
101. Elisabeth, Kaiserin von Oesterreich	265
102. Schiller	272
103. Kant	273
104. Goethe im Jahre 1830	274
105. A. W. Jffland	275
106. Karl August v. Sachsen	275
107. F. F. Cotta	276
108. Jean Paul	276
109. Aug. Wilh. v. Schlegel	277
110. Ludwig Tieck	277
111. Joh. Heinr. Pestalozzi	279
112. Friedr. A. W. Dieckertweg	280
113. Friedr. Froebel	281
114. J. G. Fichte	281
115. Schelling	282
116. Friedr. Hegel	283
117. Arthur Schopenhauer	283
118. Schleiermacher	284
119. H. v. Kleist	284
120. Adalb. v. Chamisso	285
121. Aug. v. Platen-Hallermund	285
122. Wilhelm Hauff	286
123. Friedr. Rüder	286

	Seite		Seite
124. Das „junge Deutschland“: Börne, Heine, Rauhe und Gutzkow	287	175. Beethoven	348
125. Franz Grillparzer	288	176. Schubert	349
126. Annette v. Droste-Hülshoff	288	177. Carl M. v. Weber	350
127. Ludwig Feuerbach	289	178. Ludwig Spöhr	351
128. „Politische Christer“: Hoffmann v. Fal- tersleben, Brug, Freiligrath, Kinkel, Dingelstedt und Herwegh	290	179. Heinr. A. Marschner	352
129. Nikolaus Lenau	289	180. Felix Mendelssohn-Bartholdy	353
130. Anastasius Grün	290	181. Rob. Schumann	353
131. Jeremias Gotthelf	290	182. Chopin	354
132. Walter Scott	291	183. Meyerbeer	354
133. Coleridge	291	184. Eugen Scribe	355
134. Lord Byron	292	185. Albert Döring	356
135. Thomas Carlyle	293	186. Flotow	356
136. Charles Dickens	293	187. Schröder = Debrient	357
137. Will. Thackeray	294	188. Jenny Lind	357
138. J. Fenimore Cooper	294	189. Karl Friedr. Schinkel	362
139. Wash. Irving	295	190. J. V. David	365
140. Wm. Cullen Bryant	295	191. Eugene Delacroix	366
141. Nath. Hawthorne	295	192. Horace Vernet	366
142. Edgar Allan Poe	296	193. Paul Delaroche	367
143. Franz Lieber	296	194. Peter v. Cornelius	367
144. Chateaubriand	297	195. Wilh. Kaulbach	368
145. Victor Hugo	297	196. F. W. Schadow	368
146. Beranger	298	197. Thorwaldsen	369
147. Alex. Dumas	298	198. Christian Rauch	371
148. George Sand	299	199. James Cook	373
149. Hans Christ. Andersen	299	200. Mungo Park	373
150. Radoisier	301	201. Hinrich Vichtenstein	376
151. Alex. Volta	304	202. Alex. v. Humboldt	376
152. Fr. J. Arago	308	203. Karl Ritter	379
153. Karl Friedr. Gauß	309	204. Audubon	380
154. Karl Aug. Steinheil	309	205. John Fremont	380
155. Julius Robert Mayer	313	206. A. Fr. v. Rozebue	381
156. Joh. Jakob Berzelius	317	207. Ludwig Reichardt	384
157. Justus v. Liebig	318	208. James Clark Ross	385
158. Friedrich Woehler	320	209. Sir John Ross	389
159. Christ. Fr. Schönbein	322	210. Sir John Franklin	390
160. George Cuvier	324	211. Friedr. R. v. Savigny	391
161. Friedr. Wilh. Vessel	326	212. C. W. Arnolbi	395
162. J. M. Daguerre	328	213. Joh. Heinr. Wischn	425
163. Samuel Chr. Hahnemann	331	214. Theodor Gledner	426
164. Johannes Müller	334	215. Wilhelm Löhe	427
165. Hufeland	335	216. Alfred Krupp	442
166. Ernst L. Heim	335	217. Alois Senefelder	447
167. Vincenz Priekowi	336	218. Friedrich König	449
168. Haydn	341	219. Robert Fulton	453
169. Mozart	342	220. George Stephenson	470
170. Nicolo Paganini	341	221. John Ericson	488
171. Spontini	346	222. Gay-Lussac	488
172. Boleslän	347	223. Sir Rowland Hill	508
173. D. F. C. Auber	347	224. Karl Vöcker	512
174. Rossini	348	225. Samuel Morse	511
		226. Franz H. Gabelsberger	517
		227. Aug. Wilh. Stolze	517

Einleitung.

Wie der Wanderer im Gebirge, da wo der Weg eine Biegung macht, wohl gerne stehen bleibt, um den Blick rückwärts zu wenden, so pflegt auch der denkende Mensch an der Jahreswende zurückzuschauen auf die Zeitspanne, die hinter ihm liegt. Und wie jener wohl einmal an eine Stelle gelangt, die ganz von selbst zu einem weiteren Umblick einladet, öffnet sich uns jetzt, wo wir das Gefühl haben, auf dem Gipfel eines Berges angekommen zu sein, und wo wir nicht mehr achtzehnhundert schreiben, eine um so größere Aussicht.

Das neunzehnte Jahrhundert! Bis zum sechzehnten Jahrhundert muß die Betrachtung zurückgreifen, wenn sie einen Zeitraum finden will, der sich annähernd an Bedeutung für die Entwicklung der Menschheit und die Erkenntniß der Erde mit dem neunzehnten vergleichen ließe. Das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert haben von den Samenförnern gelebt, die das Zeitalter der Entdeckungen und der Reformation ausgestreut und die erst in ihnen zu Blüthen und Früchten reiften. Das neunzehnte Jahrhundert dagegen — so gewiß seine Entwicklung nur möglich wurde, weil im achtzehnten die französische Revolution mit ihrer gewaltigen Umwälzung auf staatlichem und sozialem Gebiete und die Riesenarbeit der wissenschaftlichen Helden auf geistigem Gebiete bahnbrechend gewirkt hatten — besitzt wieder ein originales Gepräge und schafft eigene, selbständige Gedanken. Seine vier großen Erfindungen, die Eisenbahnen und die Telegraphie, die Photographie und der Dampftrieb, haben das Leben umgestaltet, den Verkehr, den Gedankenaustausch, die Arbeit, die künstlerische Anschauung. Wir schätzen diese Errungenschaften und ihre Wirkung nicht mehr nach Gebühr, weil sie in die alltäglichen Gewohnheiten übergegangen sind und von Jedermann benutzt werden. Der unermessliche Fortschritt, der durch sie gemacht worden ist, wird uns erst klar, wenn wir aus den Schilderungen, die in den Anfang des Jahrhunderts zurückreichen, erfahren, wie schneckenhaft sich die Menschen damals auf ihren Reisen bewegten, wie langsam sich die Kunde der Ereignisse verbreitete, wie völlig abgeschlossen es war, daß ein Gedanke, eine Stimmung zugleich in Millionen Köpfen und Herzen erzitterte, wie die Hand des Menschen fast noch ausschließlich alle Arbeiten leistete und die Kunst, auch in ihren letzten und bescheidensten Ausstrahlungen, sich nur an einen kleinsten Bruchtheil des Volkes richtete. Der Gedanke, daß jeder Fortschritt, jede Verbesserung des Menschenloses nicht mehr, wie ehemals, nur

wenigen Auserwählten, sondern allen, dem ganzen Geschlechte zukommen solle, dieser eminent soziale Gedanke ist heute Gemeingut.

Die Erde steht jetzt dem Menschen zum ersten Male offen. Ein ungeheures Auf- und Abfluthen der Massen findet statt. Neben der Auswanderung aus Europa nach allen überseeischen Ländern das unaufhörliche Gehen und Kommen der Arbeiter, wo immer die Ernte, der Straßenbau, der Großbetrieb ihrer bedürfen. Und nicht nur die Noth und das Geschäft, auch das Vergnügen, die Reiselust setzt jährlich viele hunderttausende in Bewegung. Die Ueberwindung des Raumes durch die Eisenbahnen und die Dampfschiffe hat den Weltverkehr und die Berührung aller Nationen unter einander ermöglicht. Alle Kräfte spannen sich an, diese Bande enger zu schließen, diesen Verkehr noch gewaltiger zu entwickeln. In riesenhaften Eisenbahnen und Kanalanlagen vollendet der Mensch die Eroberung der Erde. Kein Berg und kein Thal, weder Fluß noch See hemmt das Schienengeleise, es findet seinen Weg über die Rocky Mountains und durch den Gotthardt, wie über die sibirischen Ströme und durch die turkmenische Steppe. Immer weiter und heller ist der Horizont, immer stärker der universale Hauch in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts geworden. Eine neue Welt war nicht mehr zu entdecken, aber alle Geheimnisse der alten wurden aufgeklärt. Das Innere des afrikanischen und amerikanischen Continents erschloß sich, Ostasien, die Inseln der Südpazifik und die Küste Nordamerikas am Stillen Ozean traten in den Bereich allgemeiner Beziehungen und Bestrebungen ein. Seit der Fahrt des Columbus hat das Weltbild keine solche Bereicherung und Vertiefung wie im neunzehnten Jahrhundert erfahren.

Nicht in seiner Weite und Ausdehnung allein, auch die feinsten Prozesse des Lebens wurden erforscht. Wie das Teleskop und die Spektralanalyse die Natur der Gestirne, so untersuchte das Mikroskop die Daseinsbedingungen der kleinsten Lebewesen. Wohl bleiben die Welträthsel für uns geschaffene Kreaturen in ihrem innersten Kern unlösbar, aber viele Schleier wurden doch gelüftet, viele Schalen gesprengt. „Ist kein Prometheus in diesem Jahrhundert aufgestanden, möchte man denen zurufen, welche die ältesten Erfindungen der Menschheit, den Gebrauch des Feuers, des Pfluges und der ersten Schriftzeichen, weit über alle modernen Triumphe der Wissenschaft und der Technik rühmen, so hat es doch ein Heer von Prometheusöhnen erzeugt, Forscher, Wanderer, Erfinder und Ingenieure, welche die Bergriesen durchbohrten, über die breitesten Gewässer ihre Brückenbogen spannten und die Finsterniß mit magischer Lichtfluth erhellten. Wenn ihr Aethon von dem Himmel herab das Feuer holte, so haben sie aus der Natur Gas und Dampf und Elektrizität entbunden und zu immer thätigen Dienern der Menschheit gemacht. Nie hat sich der Geist und das Herrenrecht der Menschen über die Naturkräfte glänzender offenbart.“ Von dieser auf das Leben angewandten Wissenschaft hat das Jahrhundert sein eigenstes Gepräge erhalten.

Auf dem wirthschaftlichen und dem politischen Gebiete ferner vollzogen sich Wandlungen, deren Durchführung früher die Arbeit eines Menschenalters erfordert hätte, mit einer Schnelligkeit, als ob die Dinge von derselben Unruhe und Ungebuld wie die Menschen erfaßt wären. In Ita =

Lien und Deutschland erlebte dasselbe Geschlecht, welches 1849 den jähen Sturz all seiner Hoffnungen erfahren, die Aufrichtung des Nationalstaates und des neuen Reiches. Deutschland, das in der ersten Hälfte des Jahrhunderts nur eine geringe Industrie und keine Flotte besaß, ist in der zweiten eine große, mit England wetteifernde Handelsmacht geworden, deren Kolonien und Flottenrüstungen den Neid und die Eifersucht Britanniens erregen. Ein neues, die nächste Entwicklung der Politik beherrschendes Moment tritt in diesen Erscheinungen hervor: das Verlangen der einzelnen Nationen nach Ansehen und Geltung in der Welt. Die französische Revolution war von allgemeinen Gedanken und Theorien ausgegangen: die Menschenrechte, die republikanische Staatsform sollten allen Menschen zu Gute kommen, nicht den Franzosen allein. Das Kaiserreich Napoleons wollte, wie einst das römische, die Völker des europäischen Continents zu einem Staate vereinigen, zur Abwehr gegen Rußland, zum Kampf gegen die Seeherrschaft und Handelsübermacht Englands. Allmählich sollten sich in ihm die nationalen Besonderheiten abschleifen, ein gleiches Recht, ein gemeinsames Heer die Völker eng und enger mit einander verbinden und eine gemeinsame französische Weltkultur, der Antike nachgeahmt, dem Werk Glanz und Dauer verleihen. Napoleon steht ganz im Banne des Alterthums. Seine offizielle Sprache hat den Ton cäsarischer Edikte und Schlachtberichte, der Empirestil entlehnt seine gradlinigen Formen und seine Ornamentik antiken, halb verstandenen, halb mißverstandenen Vorbildern. Das historische Trauerspiel im Zwange der drei Einheiten bezeichnet für ihn den Gipfel der Dichtkunst. Cäsars Schicksal empfiehlt er den Dichtern als geeignetsten Stoff. Mit dem Gigantenschritt des Welteroberers, der in Alexander und Cäsar seine Vorgänger und Nebenbuhler sieht, zertritt er die politische Existenz, das Recht und die Eigenheit der Nationen. Wie der Bildner den Thon, knetet er sie zwölf Jahre lang nach seinem Belieben bald in die eine, bald in die andere Form. Aber endlich werden sie des Druckes und der Nichtachtung überdrüssig, nacheinander erheben sie sich wider ihn: die Spanier, die Tiroler, die Russen, die Deutschen. Nicht entfernt reichen die Feldherren, die ihm gegenüberstanden, an seine Genialität heran: die erwachte Volkskraft, die Volksärbitterung führten seine Niederlagen und seinen Sturz herbei. Seitdem wird das Nationalitätsprinzip ein treibender Faktor der europäischen Geschichte. Es überwindet die Interventionsgellüste der heiligen Allianz wie der Propaganda der Revolution. Selbst die internationalen Mächte der katholischen Kirche und des Proletariats haben bisher keinen stärkeren Einfluß darauf zu gewinnen vermocht. Die ersten fünfzehn Jahre des Jahrhunderts und die fünf und zwanzig Jahre von 1853—1878 sind mit kurzen Unterbrechungen von Kriegen erfüllt. Die Fata Morgana des napoleonischen Weltreiches verschwindet mit der Schlacht bei Waterloo, und der Versuch Napoleons III., sie wieder heraufzubeschwören, endet mit einem noch fürchterlicheren Zusammenbruch bei Sedan. Auf den Schlachtfeldern wird das deutsche Reich und der italienische Nationalstaat gegründet und den Völkern der Balkanhalbinsel ein selbständiges unabhängiges Dasein gesichert. Konstantinopel und der Bosporus bewahrt unter dem türkischen Halbmond wie vordem unter dem griechischen Kreuz die zähe Widerstandsfähigkeit, die allen Angriffen von außen und allen Todesankündigungen trotzt,

wenn es auch in Folge des Suezkanals und der von Jahrzehnt zu Jahrzehnt wachsenden Bedeutung des Atlantischen und des Stillen Ozeans für den Verkehr der Menschheit seinen früheren Vorrang eingebüßt hat. Zwei andere Reiche schwebten wie das türkische im Verlauf des Jahrhunderts in drohender Gefahr des Zerfalles: England durch den Aufstand des indischen Heeres, die amerikanische Union durch die Trennung des Südens von dem Norden. Nur in gewaltigen Anstrengungen wurden sie des Gegners Herr. Die Union wuchs durch den Krieg fester zusammen und in Folge ihres Sieges über das innerlich morsche Spanien ist sie in die vorderste Reihe der Weltmächte getreten. In Indien dagegen, so tief es auch wegen der Hebung seines Wohlstandes und seiner sittlichen Kultur England verpflichtet ist, wuchern die Keime der Unzufriedenheit fort und der Unabhängigkeitskampf der Boeren in Südafrika droht dem Riesenreiche verhängnißvoll zu werden.

Noch erstaunlicher als die Verschiebungen der Grenzen und der Machtverhältnisse sind die inneren Umwälzungen der Staaten im neunzehnten Jahrhundert. Hier im Großen, dort im Kleinen überall hat sich die französische Revolution wiederholt. England hat seine Chartisten-Unruhen und Aufstände, Spanien seinen Bürgerkrieg gehabt, Japan eine Umwandlung durchgemacht, die zu den merkwürdigsten in der Geschichte gehört, sowohl ihres Umfanges wie der Kürze der Zeit wegen, in der sie sich vollendete. Während des achtzehnten Jahrhunderts hatten die innern Zustände der europäischen Staaten in Bezug auf ihre Verfassung und Gesetzgebung, die Stellung der Bürger zu der Staatsgewalt, die Unterschiede der Stände nur geringe Veränderungen erfahren. Das „alte Regime“ war in Frankreich in seinem Wesen so unberührt geblieben, wie das englische parlamentarische System und die deutsche patriarchalische Kleinstaaterci. Das neunzehnte Jahrhundert bildet zu diesem politischen Stillstand den stärksten Gegensatz. Die politische Debatte erhebt sich in allen Kreisen, sie erfüllt die Salons und die Zeitungen, sie wird die Herrin des Gesprächs. Neue Gesetze, eine konstitutionelle Verfassung, ein erweitertes Wahlrecht werden in harten und langwierigen Kämpfen errungen. Weit über den Gesichtskreis der Privatinteressen dehnt sich damit der Horizont des Bürgerthums, des Arbeiterstandes aus. Das Nationalitätsprinzip bedingt die Theilnahme der gesammten Volksgenossenschaft an der staatlichen und wirtschaftlichen Entwicklung und weiß sie in schicksalsvollen Augenblicken zu einer Begeisterung und Aufopferung zu entflammen, wie sie früher nur die Religion von ihren Anhängern fordern durfte. Unre Dichter hatten die Menschheit durch die Schönheit zur Freiheit zu erziehen gehofft, jetzt übernimmt die Politik diese Aufgabe. Die politische Beredsamkeit und die Zeitung sind zu gefürchteten Mächten im Staate geworden. Jedes Kulturvolk hat in seiner Mitte Männer, deren Redeschwung noch kühner und fortreißender, deren staatsmännische Klugheit noch feiner und weitsichtiger als die eines Demosthenes und Cicero war. Die Parlamente Europas, der Kongreß der Union hatten in diesem Jahrhundert mehr als einen Tag, wo sie es in jeder Beziehung mit dem, in dieser Hinsicht hochberühmten römischen Senate aufnehmen konnten.

Die Aenderungen, die sich aus dem Zusammenstoß zwischen der historischen Ordnung und den modernen Ansprüchen und Bedürfnissen entwickelten, haben

die Verwaltungsformen der Staaten und die Beziehungen der Bürger zu einander von Grund aus umgeschaffen. Der Feudalstaat, das Königthum von Gottes Gnaden, die Willkür und der Druck des Beamtenthums sind überall im Verschwinden begriffen, aus der Wirklichkeit wie aus den Vorstellungen. Wie die großen Staaten die Macht an sich gerissen haben, beständig an Einfluß, Umfang und Bedeutung zunehmen und die kleinen Staaten schon durch ihr Gewicht bei Seite schieben, so drängen die Volksmassen durch ihre Ueberzahl die ehemals bevorrechteten, leitenden Klassen in ihren Schooß zurück. Das allgemeine Wahlrecht hat den Massen einen mächtigen Antheil am Staate gegeben, und die Verbreitung einer gewissen Durchschnittsbildung schleift langsam die noch bestehenden inneren Gegensätze der Stände ab. Nicht das Elend, die Noth und die Unwissenheit, sondern gerade der wirtschaftliche Aufschwung der Kulturländer und die Ausdehnung der elementaren Kenntnisse des Lesens, Schreibens und Rechnens, die Steigerung der Löhne, die Volksschule und die Zeitung haben die soziale Bewegung gefördert. So stellt sich am Ausgang des Jahrhunderts, das erfolgreicher als alle ihm vorausgegangenen an der Erziehung und Erhebung der untern Volksschichten aus dem Dunkel und dem Jammer ihres Daseins gearbeitet hat, das Problem nach der Reform und Erneuerung der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Ordnung des Staates als eine gleich wichtige und würdige, der Lösung harrende Aufgabe neben die nationalen Machtfragen. Das Dasein des einzelnen Menschen und damit er selbst ist von Grund aus umgestaltet. Frühere Revolutionen änderten wohl die Formen der menschlichen Ordnung, das neunzehnte Jahrhundert hat den Menschen selbst verwandelt. Ein anderer ist er geworden, und ob er auch eine Weile noch in den alten Formen fortleben mag, er wird und muß sie sprengen.

Niemals seit dem Beginn unsrer Zeitrechnung, wenn wir von den Völkerwanderungen absehen, haben die Massen eine größere Rolle auf der Weltbühne gespielt als im neunzehnten Jahrhundert. Was wir im Reformationszeitalter an populären Bewegungen sehen, waren bloß kurze Zuckungen, plötzliche Erdbeben; erst seit der französischen Revolution ist die Masse eine ständige Figur im historischen Schauspiel geworden. In allen entscheidenden Begebenheiten der letzten hundert Jahre sind die Wünsche, Forderungen, die offenen und die uneingestanden Ansprüche und Instinkte der Völker die lebendigen und wirkenden Kräfte gewesen. In den Revolutionen sowohl wie in den Kriegen. Die Ruhmsucht der Fürsten weicht immer mehr vor der Volksleidenschaft zurück. Viel mächtiger als der Ehrgeiz des Hauses Savoyen oder der Hohenzollern war der Einheitsdrang der Italiener und der Deutschen. Nur gezwungen von der nationalen Ehrsucht, den nationalen Legenden und Hoffnungen hat Napoleon III. den Krieg gegen Deutschland, Alexander II. den Krieg gegen die Türkei unternommen — nicht von dem eigenen Willen dazu bestimmt, noch von einem Verhängniß fortgerissen, sondern als Vollstrecker der Volksstimmung. Und auch jene vier großen Männer, Napoleon I., Lincoln, Bismarck und der alte Kaiser Wilhelm, erscheinen als Verkörperung und Repräsentanten ihres Volksthums, wie hochragende Gipfel der lateinischen und der germanischen Rasse.

Vor dieser Massenbewegung nach aufwärts, diesem Kampfe der politischen Parteien und der nationalen und wirthschaftlichen Interessen haben endlich die Geisteswissenschaften und die Künste, je weiter das Jahrhundert vorge schritten, desto mehr an Werthschätzung und Einfluß verloren. Seine Anfänge waren noch von dem Abglanz der Literaturepoche des Aufklärungszeitalters erleuchtet. Engländer, Franzosen, Deutsche hatten in aufsteigender Linie die Literatur des achtzehnten Jahrhunderts emporgeführt, die deutschen Klassiker ihr den Abschluß und die Vollendung verliehen. Und so nachhaltig waren die Anregungen und Ausstrahlungen, die von diesen Schöpfungen ausgingen, daß trotz des Waffenlärms, der die Zeit erfüllte, die Beschäftigung und die Theilnahme an literarischen Dingen für alle Gebildeten eine Herzenssache war. Inmitten des Schreckens ist ein unsterbliches Lied, die Marseillaise, gebichtet worden, mit dem Trommelwirbel und den Trompetenrufen der Schlachten des Jahres 1813 klang ein Sturmchor kriegerischer Vieder zusammen. Der Ruhm von Austerlitz und Jena hinderte die Franzosen nicht, die Deutschen um Schiller und Goethe zu beneiden und in Ermangelung eines Besseren Chateaubriand für einen großen Dichter zu erklären. In der langen Friedenszeit von 1815 bis 1848 setzt sich dann die literarische Bewegung in einen Strom fort, der immer breiter wird, in je tiefere Schichten der Völker die Kunst des Lesens hinabsteigt. Ueber die Fülle verschiedenartiger Talente wächst Lord Byron hinaus, der für die Literatur in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts dieselbe führende Rolle übernimmt, wie sie Rousseau im vergangenen besaß. Nicht nur die welt schmerzliche, auch die politische Seite der Leier hat er zuerst und am stärksten angeschlagen. In lang nachhallenden Schwingungen setzt sich der revolutionäre Ton seiner Dichtung fort. Keine Literatur spiegelt so treu das Wesen und die Form, die Widersprüche und Wandlungen ihrer Zeit wieder wie die des neunzehnten Jahrhunderts. Der Uebergang der Literatur und der Wissenschaft aus ihrem friedlichen, von dem unmittelbaren Leben abgeschlossenen Bereich, der im vergangenen Jahrhundert begann, ist in diesem durchgeführt worden. Daß die Kunst unter diesem Bann des Tages und der Tendenz eher etwas von ihrer Würde und Schönheit eingebüßt hat, wer möchte das läugnen? Sehen wir doch, daß die Zeitung und die Zeitschriften das Buch in den Händen des Lesers abgelöst haben, und daß mit der Zunahme des Publicums, das aus Tausenden in die Hunderttausende gewachsen ist, der Geschmack, der ästhetische Sinn und das Urtheil sich auf beiden Seiten, bei den Schaffenden wie bei den Genießenden, — bei jenen in dem Bestreben Alles zu genügen, bei diesen in dem Wunsche Alles zu lesen und kennen zu lernen, nothwendig und unaufhaltsam verflachen. Die Literatur ist wie das Leben in die Breite gegangen, und erweitert sich durch die Aufnahme eines unermesslichen Stoffes, durch den Austausch und die Verschmelzung aller einzelnen nationalen Literaturen zu dem, was die Mode bewundernd Weltliteratur nennt.

Trotzdem aber am Baume des Jahrhunderts der Zweig der Geisteswissenschaften und der Künste sich nicht so reich und kräftig entwickelt hat, ist seine Ernte dennoch eine der kostbarsten, welche die Menschheit jemals eingebracht hat.

Hatte das achtzehnte Jahrhundert an seinem Ausgang die völlige Vernichtung aller seiner Freiheitswünsche beklagt, — „In des Herzens heilig stille Räume mußt du fliehen aus des Lebens Drang! Freiheit ist nur in dem Reich der Träume und das Schöne blüht nur im Gesang!“ — so sind im neunzehnten dagegen hohe nationale Erwartungen durch wunderbare Erfüllungen gekrönt worden, und namentlich die deutsche Nation hat keine edlere und stolzere Zeit erlebt. Sie hat Männer in ihrer Mitte gesehen, die der fernsten Zukunft noch leuchtende Gestirne sein werden: Göthe und Bismarck; ihr Gemeinfinn und ihr Opfermuth, wie ihn die übrigen Völker ihr nicht zuge-
traut, hat sie unsterbliche Thaten und erhabene Werke vollbringen lassen. Und hatte das achtzehnte Jahrhundert bei seinem Ausgang auf kirchlichem und religiösem Gebiet den denkbar fadesten Rationalismus und Unglauben gezeitigt, so sind im neunzehnten Jahrhundert die Völker aus ihrem religiösen Schlummer mehr und mehr erwacht, und ob es auch heute mehr bewußte Feinde des Christenthums gibt wie vor hundert Jahren und „der Unglaube aus den „höhern“ Kreisen der Gesellschaft in die untern Volkskreise durchgesickert ist, das Evangelium läuft doch wieder mächtig durch alle Lande, und das neunzehnte Jahrhundert ist ein Jahrhundert der Heidenmission und der rettenden Inneren Mission geworden, wie noch keines seit den Tagen der Apostel. Allem Pessimismus zum Troß blickt darum der christliche Wanderer mit freudigem Geist auf das vergangene Jahrhundert zurück und tritt ebenso getrost in das neue — das z w a n z i g s t e — hinein!

* * *

Wenn wir nun den Versuch unternehmen, ein in allen Einzelheiten getreues Bild des neunzehnten Jahrhunderts, völkergeschichtlich und kultur-
geschichtlich, zu entwerfen, so liegt auf der Hand, daß sich dieses Bild nicht mit den Ziffern 1800 und 1900 genau umgrenzen läßt. Vielmehr wird es nicht zu vermeiden sein, daß wir bei vielen Punkten auf die bahnbrechenden Vorgänge und Arbeiten des vorangegangenen Jahrhunderts zurückgreifen müssen, um das Gesamtprodukt des scheidenden Jahrhunderts hollauf würdigen zu können. Vor Allem gilt es, sich die allgemeine Weltlage am Ende des achtzehnten Jahrhunderts kurz zu vergegenwärtigen.

Frankreich, das seit dem Ausbruch der großen ersten Revolution gewissermaßen den Mittelpunkt aller Vorgänge in Europa bildete, litt noch unter den Nachwehen des Bürgerkrieges, erholte sich aber rasch unter der Herrschaft des genialen und ehrgeizigen Feldherrn und Ersten Consul Bonaparte, welcher die Sehnsucht der Nation nach Ruhe und Ordnung im Innern wie die Vorliebe der Franzosen für kriegerischen Ruhm nach Außen gleichzeitig zu erfüllen versprach.

Im Deutschen Reiche, das dem Namen nach ein Wahlkaiser aus dem Hause Habsburg beherrschte, war Franz II., Joseph Karl, römisch-deutscher Kaiser (1792—1806), der als Kaiser von Oesterreich (1804—1835) Franz I. genannt wurde. Er repräsentierte das Reich, dessen Geschäfte der aus dem kurfürstlichen, dem reichsfürstlichen und dem reichsstädtischen Kollegium bestehende Reichstag zu Regensburg zu führen hatte. Dieser Geschäftsgang bewegte sich aber noch immer in den schwerfälligen Formen des durch den Westfälischen Frie-

den festgestellten Mechanismus, und über leeren und nichtigen Förmlichkeiten wurden die wichtigsten Interessen des Reiches in unverantwortlicher Weise vernachlässigt. Deutschlands beste Kraft hatte sich während des ganzen 18. Jahrhunderts in unseligen Haus- und Kabinettskriegen verzehrt, und als eine fehlerhafte Politik es am Schlusse des Säculums in die Kämpfe gegen die französische Revolution hineinzog, offenbarte sich seine Ohnmacht in wahrhaft erschreckender Weise. Es war nur noch die Karikatur eines Staatswesens und längst reif für den Untergang. Nicht zum wenigsten war dieser Zerfall herbeigeführt worden durch die verhängnißvolle Rivalität, den Widerstreit und die Eifersucht zwischen seinen beiden Großmächten, die in der Stunde der Noth das Reich im Stiche ließen — Preußen durch den Frieden zu Basel, in dem es das deutsche und sein eigenes linkes Rheinufer den Franzosen preisgab, und Oesterreich durch den Frieden zu Campo Formio, in dem es ebenfalls in jene Abtretung willigte, aber für sich das Erzbisthum Salzburg und einen Theil Bayerns forderte. Keine der beiden Mächte hatte der anderen etwas vorzuwerfen; jede war nur auf sich selbst bedacht gewesen, und die kleineren Staaten bemühten sich eifrigst, diesem Beispiel zu folgen. So hatte Göthe wohl recht, wenn er den Studenten Frosch in Auerbachs Keller singen ließ: „Das liebe heil'ge römische Reich, wie hält's nur noch zusammen?“

Oesterreich war mit dem übrigen Deutschland weniger durch Interessengemeinschaft als durch das bloße dynastische Band verknüpft. Im Innern kam man über Anläufe zu Reformen nicht hinaus; Adel und Klerus genossen ungeheure Vorrechte, das Bürgerthum lebte in träger Bequemlichkeit dahin, und der Bauernstand war gänzlich heruntergekommen. Kaiser Franz, dessen Volksthümlichkeit sich auf seine persönliche Deutseligkeit gründete, die aber bloß die Form der Gutmüthigkeit annahm, war eifersüchtig auf seine absolute Fürstenmacht bedacht und wachte vor allem ängstlich darüber, daß in seinem, ein Konglomerat von Ländern und Nationalitäten darstellenden Reiche alles mechanisch seinen Gang weiter nahm und keine freiere Regung sich hervormagte, die das bestehende System gefährden konnte. Völliger Stillstand auf allen Gebieten, klägliche Versumpfung war die Folge davon. Von seinem großen Oheim Joseph II., dem er sonst gänzlich unähnlich, war nur die Begehrlichkeit nach Gebietsvergrößerung auf Kaiser Franz übergegangen, und in diesem Streben unterstützte ihn mit Eifer der Minister Thugut, der seit 1794 Kaunitz' Nachfolger war. Daß jener Beweggrund der eigentlich treibende war, und zwar ebenso wie bei Oesterreich auch bei Preußen und Rußland, hatte den kläglichen Verlauf der Revolutionskriege zur Folge. Im Friedensschluß zu Campo Formio hatte Oesterreich die Lombardei und Belgien abtreten müssen, bekam dafür aber Venetien, Istrien und Dalmatien, wie es kurz vorher bei der dritten Theilung Polens noch Westgalizien davongetragen hatte.

In Preußen, dem Friedrich II. eine Weltstellung gegeben hatte, welcher die materielle Macht dieses kleinen und auseinandergerissenen Staates noch nicht entsprach, war unter dem characterschwachen Nachfolger des großen Königs, Friedrich Wilhelm II. (1786—1797), im Innern ein trauriger Stillstand und in der äußeren Politik eine schwächliche Unsicherheit eingetreten, so daß trotz der äußerlichen Vergrößerung Preußens in der zweiten und dritten Theilung Polens, wodurch sein Gebiet auf 300,000 Quadratkilometer mit 8,700,000

Einwohnern gebracht wurde, das Ansehen dieses Staates bedeutend sank. Das Heer war verropft und verwahrlost, das Beamtenthum unzureichend und unfrieden, das Finanzwesen in völliger Verwirrung, und an Stelle des wohlgefüllten Schatzes, den der „Alte Fritz“ hinterlassen, häufte sich eine Schuldenlast von 48 Millionen Thalern auf. Die Sittenlosigkeit des Hofes ging auf weitere Kreise über; Leichtsinns und Genußsuchts nahmen überhand. Die unteren Klassen waren arg bedrückt, während die Gebildeten sich einem weltbürgerlichen Humanismus hingaben.

Auch die Thronbesteigung Friedrich Wilhelms III. (1797 bis 1840), der mit der edlen Luise von Mecklenburg-Strelitz eine musterhafte Ehe führte, vermochte keine gründliche Besserung herbeizuführen. Wohl kehrten Einfachheit und gute Sitte an den Hof zurück und wurden einige der schreiendsten Mißstände im Staatswesen beseitigt, allein zu durchgreifenden Reformen kam es nicht. Der neue Regent besaß zwar alle Tugenden eines Privatmannes, aber er verfügte nicht über jenes Maß von Einsicht, sowie von Selbstvertrauen und Willenskraft, das erst den großen Herrscher macht. So wurde am Heerwesen nichts geändert, obwohl von einsichtigen Offizieren mehrfach die Nothwendigkeit von Reformen betont wurde, und die auswärtige Politik blieb Männern wie Haugwitz und Bombard anvertraut, die dem ängstlich-gewissenhaften und unentschlossenen Monarchen die sogenannte „Politik der freien Hand“, das heißt kleinmüthiges Hin- und Herlabieren und schwächliche Neutralität als höchste Weisheit empfahlen.

In Bayern, das während der Revolutionskriege zu einem armen, ausgezogenen Lande geworden und oft genug die Beute der Macht oder der Willkür seiner Nachbarn gewesen war, bestieg nach dem am 16. Februar 1799 erfolgten Tode des prachtliebenden und kunstsinnsigen Karl Theodor von der Pfalz, der aber für das bayerische Volk kein Herz gehabt hatte, Herzog Maximilian IV. (später als König: Maximilian I.) Joseph von Pfalz-Zweibrücken, Kurfürst von Pfalzbayern, den Thron. Er betraute den Freiherrn von Montgelas mit der Leitung der auswärtigen Politik, und es begann nunmehr, hervorgerufen durch Oesterreichs Annerkennungssabsichten, die Periode des Anschlusses an Frankreich.

In Württemberg hatte nach dem Tode Friedrich Eugens (23. Dezember 1797) sein ältester Sohn Friedrich II. (1797—1816), wegen seines gewaltigen Leibesumfanges „der dicke Fritz“ genannt, den Thron bestiegen. Gegen den Willen der Stände war der begabte, aber despotische Herrscher, der von England Subsidien bezog, der zweiten Koalition gegen Frankreich beigetreten, wofür sein Land nach dem siegreichen Vordringen der Franzosen büßen mußte.

Sachsen, wo der seit dem 17. Dezember 1763 regierende Kurfürst Friedrich August mit Umsicht und Erfolg an der Hebung des Landes arbeitete, hatte sich am Kriege gegen Frankreich 1792 bloß mit seinem Reichskontingent betheiligt und 1796 einen Neutralitätsvertrag geschlossen.

Hannover stand seit Georg I. in Personalunion mit Großbritannien. Sein Herrscher, der König-Kurfürst Georg III. (1760—1820), residierte in London, wo ein stehendes Kabinet für die Kurlande bestand, während in Hannover thatsächlich der Statthalter und der Geheime Rath regierten. An den Kämpfen gegen die französische Revolution war Hannover nicht direkt betheiligt

gewesen, sondern es hatte nur dem König von England ein Korps von 13,000, später 16,000 Mann zur Verfügung gestellt. Die von Preußen im Baseler Frieden ausbedungene Demarkationslinie bewahrte damals Hannover vor den Einfällen der ganz Oberdeutschland verheerenden Franzosen; in den folgenden Jahren kam es dann zu fortgesetzten Reibereien mit Preußen, und gerade durch seine Verbindung mit England gerieth das Land in die mißlichste Lage.

Die kleineren Staaten einzeln zu betrachten, würde zu weit führen. Je mehr die großen Territorien, selbstsüchtig die eigenen Interessen verfolgend, sich vom Reiche lösten oder gar sich ihm feindlich gegenüberstellten, um so trostloser wurde die Lage der kleinen, von denen die winzigen Reichsfürsten- und Reichsgrafenthümer durchaus keine Existenzberechtigung besaßen und die geistlichen Herrschaften wie eine zerbröckelnde mittelalterliche Ruine in die moderne Zeit hineinragten. Manche von den Regenten dieser winzigen Staatengebilde nahmen sich einen Friedrich II. und einen Joseph II. zum Muster, aber in den meisten Kleinstaaten, deren Herrscher an äußerer Pracht und verschwenderischem Aufwand sich den glänzenden Königsitz von Versailles als Vorbild erkoren, herrschte, wie Georg Weber zutreffend ausführt, „Willkür und Bedrückung des Schwachen durch den Starken, eine Mißregierung, welche die Geduld Gottes und der Menschen auf die Probe stellte. Das wirtschaftliche Leben beugte sich unter dem Drucke der Armuth und der Zerrüttung. Wie sollte der Landbau gedeihen, so lange Feudalität und Leibeigenschaft fortbestanden, so lange die Steuern und Abgaben nur auf dem Bürger und Bauer lasteten, die Adelsgüter frei waren; wie sollte das Gewerbe aufkommen im Zwange veralteter Zunftordnungen, hoher Gebühren und Lasten, ohne Sporn und ohne Wett-eifer, in zahllose Schranken eingezwängt, an den engen Raum der Erdscholle gebunden, meistentheils von konfessioneller Ausschließlichkeit niedergehalten! Wie sollte der Handel blühen, bebrängt von der Fiskalität der herrschenden Steuersysteme, gebrandschagt durch widersinnige Binnenzölle, ohne genügende Wege und Verkehrsmittel, niedergehalten durch die kleinstaatliche Mannigfaltigkeit der Handelspolitik, der Gesetzgebung, des Maß-, Gewichts- und Münzwesens, gestört durch die territoriale Zersplitterung der kleineren Herrschaften und Gebiets-theile, welche, genährt durch dynastische Eifersucht, den natürlichen Blutumlauf hemmten! Die deutsche Tugend und Rechtschaffenheit wurde in den höheren Kreisen mißachtet und französischem Witz und französischer Leichtfertigkeit nachgestellt; das deutsche Volksthum entwich ganz und gar, und französische Literatur, Sitten und Moden herrschten in unbestrittener Geltung. Wer für fein und gebildet angesehen werden sollte, mußte französisch sprechen. Natur, Freiheit und Männerwürde waren unbekannte Dinge. Wie Altongeperücke, Reifrock, Zopf, gepuderte Haare und die ganze abgeschmackte Tracht die Menschengestalt zum Unkenntlichen entstellten, so wurde der Charakter und der Werth des Mannes nach Rang, Orden und Titel beurtheilt. Nur die künstlerische, wissenschaftliche und literarische Bildung zog aus der staatlichen Zerrissenheit und der politischen Nede Gewinn. Für das Aufblühen der Kunst und Literatur, für das Wachthum der Bildung und Wissenschaft waren die deutschen Residenzstädte und die zahlreichen Fürstenhöfe förderlich, wäre nur dieser hohe Bildungsgrad und die Literaturblüthe ein genügender Ersatz gewesen für die Verarmung des Volkes, für die Abnahme der Charakterstärke, der

Thatkraft und der männlichen Tugend und für den Untergang aller politischen Freiheit, alles öffentlichen Lebens, aller praktischen Volksthätigkeit, alles vaterländischen Sinnes und Nationalgefühls.“

Diese trostlosen Zustände lassen die zu Anfang der großen französischen Bewegung sich in ausgedehnten Kreisen Deutschlands fundgebende Begeisterung für die republikanischen Ideen von Freiheit und Gleichheit, von Natur- und Menschenrechten begreiflich genug erscheinen, wie sie gleichfalls die rasche Ueberwältigung der Kleinstaaten am Rhein und anderwärts durch die vordringenden Republikaner erklären.

Die beiden anderen Großmächte Europas, England und Rußland, standen dagegen um jene Zeit in der Fülle ihrer Macht; sie allein vermochten der Gefahr zu trogen, die von Frankreich her allen Monarchien drohte.

In Rußland starb Kaiserin Katharina II., eine geborene Prinzessin von Anhalt-Zerbst, die „nordische Semiramis“ genannt, am 17. November 1796 an einem Gehirnschlag. Damit endete eine vierunddreißigjährige Herrschaft, die für das Zarenreich von ähnlicher Bedeutung gewesen war, wie die Peters des Großen, in dessen Bahnen diese zwar ausschweifende und leidenschaftlich ehrgeizige, aber geniale und geistig hochbedeutende Frau weitergeschritten war. Wie er, war sie bemüht gewesen, die Kultur des Westens in ihrem Reiche einzubürgern, dessen Grenzen sie nach Süden und Westen ausdehnte. Obwohl eine erbitterte Gegnerin der französischen Revolution, hatte sie sich doch mit Rücksicht auf die Entwicklung der Dinge in Polen von dem ersten Koalitionskriege ferngehalten. Dadurch war es ihr möglich geworden, 1794 den polnischen Aufstand zu unterdrücken und bei der dritten Theilung Polens Preußen und Oesterreich die Bedingungen vorzuschreiben. Mit der Erwerbung Kurlands durch die Verzichtleistung seines letzten Herzogs, Peter Biron, war das russische Gebiet auf 19 Millionen Quadratkilometer angewachsen, und dem entsprechend hatte sich auch die Machtstellung des Zarenreiches und sein Einfluß in Europa gesteigert.

Katharinas Nachfolger war ihr einziger Sohn Paul I. (1796—1801), der seine Mutter bitter haßte, weil sie ihm nach dem Tode des Vaters, Peters III., die ihm zukommende Herrschaft vorenthalten hatte. Sie hegte gegen ihn, den die von Mißtrauen gegen die Deutsche erfüllten Altrussen stets als ihren rechtmäßigen Herrscher betrachteten, dieselbe feindselige Gesinnung, hielt ihn von allen Staatsgeschäften fern und demüthigte ihn bei jeder Gelegenheit. Diese trüben Erfahrungen und die Erinnerung an den gewaltsamen Tod seines Vaters hatten die übelsten Folgen für seinen Geist und sein Gemüth; sie senkten den Keim einer krankhaften Reizbarkeit in seine Seele und machten ihn mißtrauisch und verschlossen. In der ersten Zeit seiner Thronbesteigung bekundete er noch mehrfach die ihm ursprünglich eigene Gutmüthigkeit und Gerechtigkeit und erließ einzelne wohlthätige Verordnungen, dann aber machten sich mehr und mehr die Folgen des Druckes geltend, der fast 40 Jahre lang auf ihm gelastet hatte. Er wurde ein argwöhnischer und launenhafter Tyrann, der jede freie Meinungsäußerung mit despotischer Willkür bestrafte. Seine Unberechenbarkeit bekundete sich auch in der äußeren Politik. Als die durch die Franzosen vertriebenen Malteserritter ihn zu ihrem Großmeister gewählt und seine Hilfe angerufen hatten, ließ er sich zur Theilnahme an dem zweiten Koalitionskriege veranlassen.

Er schickte Hilfstruppen unter General Hermann für die von den Engländern beabsichtigte Landung in den Niederlanden, unter Korsakow für den Krieg in Süddeutschland und unter Sumorow für den Feldzug in Italien und sandte sogar dem Sultan eine Flotte mit 4,000 Mann zu Hilfe nach Konstantinopel. Schon 1799 aber trennte sich Paul wieder von der Koalition, nachdem er gegen Kaiser Franz II. und besonders gegen Pitt mißtrauisch geworden war, und nun mußten Ludwig XVIII., der frühere Graf von Provence, welcher nach dem Tode des Dauphins den Königstitel angenommen hatte, und mit ihm alle Emigranten, die zu Mitau in Kurland ein Asyl gefunden, den russischen Boden verlassen. Dem mit Frankreich verbündeten Spanien erklärte Paul den Krieg, hauptsächlich weil dies ihm die Anerkennung als Großmeister des Malteserordens versagt hatte.

Großbritannien, wo Georg III. auf dem Throne saß und der hervorragende Staatsmann William Pitt der jüngere seit 1783 an der Spitze des konservativen Ministeriums stand, hatte zwar durch den Pariser Frieden von 1783 die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten in Nordamerika anerkennen müssen, dafür aber in Ostindien sein Gebiet wesentlich erweitert und durch die von James Cook gemachten Entdeckungen in Australien, wo Sydnay 1788 die erste englische Kolonie wurde, einen fernerer Ersatz für die verlorenen amerikanischen Kolonien gewonnen. Als die französische Revolution ausbrach, bewahrte Pitt eine neutrale Haltung, die er erst auf das Drängen der Tories, denen sich seit 1791 auch viele ehemalige Whigs unter Edmund Burke, dem großen Redner des Unterhauses, angeschlossen, nach der Hinrichtung Ludwigs XVI. aufgab. Er suchte das Umsichgreifen der demokratischen Ideen in England und die Agitation für Parlamentsreform und allgemeines Stimmrecht durch so strenge Maßregeln zu verhüten, daß ihn der Konvent in Paris für den „Feind des Menschengeschlechts“ erklärte. Während in dem ersten Koalitionskriege Frankreich zu Lande im Vortheil blieb, beherrschten die Engländer dagegen mit ihren Flotten alle Meere. Sie vertrieben die Franzosen in Amerika und Asien aus allen ihren Kolonien, Capenne und einen Theil von Guayana ausgenommen; sie vernichteten den Handel Hollands, nachdem es mit Frankreich ein Bündniß eingegangen war, und nahmen auch dessen sämtliche Besitzungen in Ostindien, das Kap der guten Hoffnung, sowie Malakka, Ceylon, Amboine, Ternate und andere Inseln weg.

Um so unerfreulicher waren die Verhältnisse im Innern. Der durch den kostspieligen Krieg mit Frankreich und wiederholte Mißernten schwer gefährdete öffentliche Kredit Englands konnte 1797 nur durch die Suspension der Bankakte und das Verbot der Baarzahlungen vor vollständiger Vernichtung bewahrt werden; der im Frühjahr 1798 ausgebrochene und auf Losreißung von England abzielende Aufstand der geknechteten und ausgefogenen Irländer wurde erst nach mehrmonatlichen blutigen Kämpfen unterdrückt. 1799 brachte Pitt dann die zweite Koalition gegen Frankreich zu Stande, indem der nationale Seeheld Nelson seinen ruhmvollsten Sieg über die französische Flotte bei Abukir davontrug.

Polen hatte als selbständiges Reich seit seiner dritten Theilung vom 24. Oktober 1795, die im Januar des nächsten Jahres ausgeführt wurde, zu bestehen aufgehört.

In der Schweiz wurde schon lange eine politische Wiedergeburt im Sinne größerer Einheit und Freiheit angestrebt; der Ruf danach erscholl immer lauter, seit die Bewegung in Frankreich begonnen hatte, jedoch die Regierungen wiesen hartnäckig jedes Zugeständniß an den Zeitgeist ab. Da riefen der Waadtländer Saharpe und der Baseler Oberzunftmeister Peter Och die Franzosen ins Land, um dieses mit ihrer Hilfe nach den Grundsätzen der Republik umzugestalten, und nun vollzog sich in den nächsten Jahren die Zertrümmerung der bisherigen Eidgenossenschaft. Zehn Kantone gründeten am 12. April 1798 in Aarau die Helvetische Republik, während namentlich die Urkantone die neue Verfassung entrüftet zurückwiesen. Es kam zu blutigen Kämpfen mit den Franzosen, die hier wie überall barbarisch hausten, raubten und plünderten; nach späterer amtlicher Untersuchung wurden unter der Devise „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit“ mehr als 100 Millionen Franken aus der Schweiz nach Paris geschleppt. Die Helvetische Republik mußte ein Schutz- und Trugbündniß mit Frankreich eingehen; von französischen Truppen besetzt, wurde sie im zweiten Koalitionskriege 1799 zum Hauptkriegsschauplatz, auf den Oesterreicher und Russen von Norden und Süden her einrückten.

In den Niederlanden war nach der Eroberung durch Bichégrou am 26. Januar 1795 die Erbstatthaltermürde abgeschafft und die Batavische Republik nach dem Muster der französischen errichtet worden, mit der ein ewiges Bündniß abgeschlossen wurde. Auch hier heißten die Freiheitsbringer schwere Opfer, Gebietsabtretungen und Zahlung von Kontributionen; schlimmer noch war die Feindseligkeit Englands, deren Folgen bereits erwähnt wurden.

Belgien war durch die Schlacht bei Fleurus (26. Juni 1794) den Oesterreichern endgültig entrisen worden; es mußte sich die Angliederung an die französische Republik gefallen lassen, die der Friede von Campo Formio bestätigte.

In Dänemark war der jüngere Graf Bernstorff, den der für seinen geisteskranken Vater Christian VII. die Regierung führende Kronprinz Friedrich 1784 an die Spitze der Staatsgeschäfte gestellt hatte, der leitende Mittelpunkt der inneren und äußeren Verwaltung. Er befolgte liberale Regierungsgrundsätze und hielt eine vorsichtige und friedfertige auswärtige Politik inne, die zum Schaden des Landes nach seinem Tode (1797) verlassen wurde.

Schweden hatte unter der unsteten und launenhaften äußeren Politik seines Königs Gustav IV. viel zu leiden.

Norwegen endlich war damals noch mit Dänemark vereinigt und wurde in dessen späteren verhängnißvollen Krieg mit England hineingerissen. Die Zeit der Revolutionskriege brachte dort aber auch den eingeschlummerten nationalen Geist wieder zum Erwachen.

Im Süden finden wir das in viele Staaten zerrissene Italien um die Zeit der Jahrhundertwende von den Ideen der französischen Revolution erfüllt, deren Nachthaber die Bedeutung dieses Landes für Frankreich vollständig zu würdigen wußten. Nachdem Nizza und Savoyen bereits 1796 an Frankreich abgetreten waren, wurde 1797 die Cisalpinische Republik aus Mantua, Mailand, Modena und einem Theil von Parma gebildet. 1798 wurde der Kirchenstaat in eine Römische Republik umgewandelt, während der bisherige Freistaat Genua den Namen der Ligurischen Republik annahm. Im Frieden zu Campo

Formio kam Venetien bis zur Etsch an Oesterreich; der Rest wurde zur Cisalpinischen Republik geschlagen. Karl Emanuel II. von Savoyen, der nach dem am 16. Oktober 1796 erfolgten Tode Viktor Amadeus' den Thron bestieg, mußte 1798 den Franzosen seine sämtlichen festländischen Besitzungen abtreten. In Neapel wurde 1799 die Parthenopäische Republik errichtet.

Auf der Pyrenäenhalbinsel wurde Spanien unter dem unfähigen König Karl IV., den seine Gemahlin Marie Luise und deren Günstling Godoy, der „Friedensfürst“, völlig beherrschten, durch eine unglaublich verkehrte Politik dem Untergange nahegebracht. Es befand sich seit dem Vertrage von Ildefonso in gänzlicher Abhängigkeit von Frankreich.

In Portugal war, seitdem die Königin Maria wahnsinnig geworden, ihr Sohn Johann VI. Regent. Auch dies kleine Land sollte von Stürmen nicht verschont bleiben, die nach der französischen Revolution Europa erschütterten.

Die Türkei hatte im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts Mühe gehabt, sich gegen Rußland und Oesterreich zu behaupten. Der reformfreundliche Sultan Selim III. (1789—1807) erhielt nach den Friedensschlüssen von Sistova (1791) und Jassy (1792) aber deren Eroberungen zurück, mit Ausnahme des Gebiets rechts vom Dnjeßr.

In unserm, durch den Unabhängigkeitskrieg (1775—1783) entstandenen jungen Freistaat der Union endlich trat als erster Präsident der Vereinigten Staaten George Washington (1789—1797) an die Spitze des Bundesstaates, der durch Einwanderung rasch aufblühte. Doch konnte damals Niemand ahnen und vorhersehen, zu welcher stolzer Macht und zu welcher Bedeutung auch für die Alte Welt es die Union im Verlaufe der folgenden hundert Jahre bringen würde.





I. Völker- und Staaten-Geschichte

während der ersten Hälfte des neunzehnten

Jahrhunderts.



Erster Abschnitt.

Die Zeit der Napoleonischen Weltherrschaft. 1801–1815.

Erstes Kapitel.

Napoleon Bonaparte. — Siege in Oberitalien. — Friede von Campo-Formio. — Zug nach Aegypten. — Gewaltstreich vom 18. Brumaire 1799. — Erster Consul. — Schlacht von Marengo. — Schlacht von Hohenlinden. — Friede von Lüneville. — Konkordat mit Pabst Pius VII. — Kaiser Napoleon I. 1804. — Dreikaiserschlacht bei Austerlitz. — Friede von Preßburg. — Gründung des Rheinbundes. — Auflösung des heil. römischen Reiches deutscher Nation. — Preußen bei Jena und Auerstädt, 14. Okt. 1806, vernichtet. — Blutige Schlacht bei Preußisch Eylau. — Schlacht von Friedland. — Frieden von Tilsit. — Preußen verliert die größere Hälfte seiner Staaten. — Das Königreich Westfalen.

Nachdem am 26. Oktober 1795 der berühmte Konvent aufgelöst und damit der Schreckensherrschaft in Frankreich ein Ende bereitet worden, sehnte man sich nach einer starken Persönlichkeit, welche die Zügel der Regierung führen sollte. Zunächst ruhte die letztere in der Hand eines fünfgliedrigen Direktoriums, an dessen Spitze Barras und Carnot standen. Barras leitete das Innere, Carnot das Aeußere. Um die noch einzigen ernstlichen Feinde Frankreichs, den Kaiser von Oesterreich und Sardinien, — Preußen hatte im Frieden von Basel in die Abtretung alles deutschen Landes links vom Rheine an die französische Regierung gewilligt und die Koalition Englands und Rußlands war gesprengt! — zu besiegen und den Krieg zu beendigen, entwarf der geniale Carnot, der Retter Frankreichs während der Schreckensherrschaft, einen großartigen Plan. Drei Armeen sollten zugleich gegen Wien vorrücken, eine unter Jourdan über den Niederrhein, die zweite unter Moreau über den Oberrhein, und die dritte unter Napoleon Bonaparte über Oberitalien. Bonaparte, der in diesem Feldzuge alle seine Mitgenerale verdunkeln sollte, war 1769 zu Ajaccio auf Korsika geboren, das im Jahre vorher von Genua an Frankreich war abgetreten worden. Einer adligen, aber armen Familie entsprossen, konnte er sich in den Militärschulen zu Brienne und Paris zum

Offizier ausbilden; mittellos und ohne einflußreiche Verbindungen am Hofe, wie er jedoch war, hatte er keinerlei Aussicht, je zu höheren Rangstufen emporzusteigen. Da brach die Revolution aus, und eifrig schloß sich der junge Bonaparte derselben an, weil sie seinem verzehrenden Ehrgeiz eine unermessliche Bahn eröffnete. Beim Beginn des Krieges zum Artilleriehauptmann ernannt, diente er zuerst in dem Heere, welches der Konvent gegen die aufständischen Städte Südfrankreichs sandte. Seine treffenden Bemerkungen zogen die Aufmerksamkeit des Bruders Robespierres, der dort als Konventionskommissär weilte, auf ihn; er erhielt das Kommando über einen Theil der Artillerie vor Toulon, und die Einnahme der Stadt war hauptsächlich sein Verdienst. Zum Lohn dafür wurde er zum Artilleriegeneral bei der sogenannten „italienischen“ Armee befördert, welche an der italienischen Grenze gegen die verbündeten Sarden und Oesterreicher kämpfte. Nach dem 9. Thermidor traf ihn jedoch wegen seiner intimen Freundschaft mit den beiden Robespierre Entsetzung, bis er bei dem Royalistenauftand vom 5. Oktober 1795 wieder Verwendung fand. Die erbarmungslose Energie, mit der er den Konvent rettete, verschaffte ihm endlich den Oberbefehl über die italienische Armee.

Er fand diese in schlechtem Zustande, fast das Nöthigste entbehrend, wußte ihr aber durch die Aussicht auf Beute und Gewinn wilde Kampfeslust einzuhauchen. Vier Jahre schon standen die Franzosen längs der Westküste des Golfes von Genua, ohne die von den Oesterreichern und Sardinern vertheidigten Seealpen- und Apenninenpässe bezwingen zu können. Bonaparte täuschte den Feind geschickt über den Punkt seines Angriffs und bahnte sich in einem viertägigen Kampfe in den Schluchten der Apenninen bei Montenotte, Millesimo und Dego den Weg in die Poebene. Dann vernichtete er die sardinische Armee bei Mondovì, zwang Sardinien zu einem schimpflichen Frieden, der ihm die Festungen des Landes überlieferte, trieb die Oesterreicher über den Po und die Adige, dann durch die Erstürmung der Brücke von Lodi hinter den Mincio und endlich ins Tirol, alles in wenigen Monaten. Sofort begann er die Belagerung des festen Mantua, des letzten Bollwerks, das Oesterreich noch in Italien besaß. Viermal kamen österreichische Entsatzheere über die Alpen, von denen jedes dem seinigen an Zahl überlegen war; aber er schlug sie nacheinander in den Schlachten bei Castiglione (südlich vom Gardasee), Bassano, Arcola (südöstlich von Verona) und Rivoli (zwischen Etsch und Gardasee), worauf Mantua sich ergeben mußte.

Alle Welt staunte über den 27jährigen Helden, der einem Adler gleich immer die schwache Stelle des Feindes erpähte, sich mit Blitzesschnelle darauf warf und in den schwierigsten Lagen zu siegen verstand. Seine wunderbaren Erfolge waren um so glänzender, als im Uebrigen Carnots Plan mißlungen war. Zwar waren Jourdan und Moreau tief in Deutschland eingedrungen; dann aber war der erstere bei Würzburg von Erzherzog Karl, dem fähigsten Truppenführer Oesterreichs, aufs Haupt geschlagen und zur Flucht genöthigt worden, worauf auch Moreau nichts übrig blieb, als den Rückzug anzutreten, den er mit Meisterschaft vollzog. Im Frühjahr 1797 sollten sich die beiden Rheinarmeen unter Hoche und Moreau abermals in Bewegung setzen; aber Bonaparte kam ihnen zuvor, erkämpfte sich den Uebergang über die schneebedeckten Höhen der karnischen Alpen und drang bis nach Leoben in Steier-

markt, worauf der erschrockene Wiener Hof Waffenstillstand schloß. Zu C a m p o F o r m i o diktirte der siegreiche Feldherr den Frieden. Oesterreich mußte die Franzosen im Besitze Belgiens und des linken Rheinufers anerkennen und die Lombardei zur Bildung einer c i s a l p i n i s c h e n R e p u b l i k abtreten. Doch wurde es für seine Verluste durch die Republik V e n e d i g entschädigt, nachdem Bonaparte letzterer vorher alle Schiffe und Waffenvorräthe ohne Weiteres weggenommen und ihre Gelder und Kunstschätze geplündert hatte. Dieß war übrigens nur die Krone von einem unerhörten Raub- und Plünderungssystem, das er im Einverständniß mit dem Direktorium in Italien ins Werk gesetzt hatte. Nicht nur mußten die besetzten Länder seine Soldaten erhalten und gewaltige Kriegskontributionen bezahlen; sogar ihre Kunstwerke und wissenschaftlichen Instrumente, sowie Massen von Rohstoffen und Fabrikaten wanderten nach Paris, wo man Alles brauchen konnte.*)

Im Triumph kehrte Bonaparte nach Paris zurück, vom Direktorium mit überschwenglichen Lobreden empfangen, vom Volk, das mit erwachender Begeisterung in ihm den Mann der Zukunft zu sehen begann, allerorten freudig begrüßt. Kein Wunder, daß er sich bereits als Gebieter fühlte und die ihm unbequemen Mahner im Direktorium, darunter Carnot, und im Rath unter dem Vorwand der royalistischen Verschwörung verhaften und zur Deportation nach dem ungesunden Cayenne, der „trockenen Guillotine“, verurtheilen ließ. Die übrigen Direktoren mußten sich nach seinem Willen richten. In seinem Kopfe reifte nun der abenteuerliche Plan, E n g l a n d, den einzigen noch unbefiegten Feind, an der Quelle seines Reichthums anzugreifen, im Morgenlande, wo es sich eben ein gewaltiges Reich eingerichtet hatte. Diesen Zweck hoffte er durch einen Zug nach A e g y p t e n zu erreichen, aus dem er ein französisches Indien zu machen und von wo aus er die Engländer am Ganges zu erreichen gedachte. Um nun bei der Leere der Staatskassen die Mittel zu demselben zu beschaffen, wurden im Frühjahr 1798 zwei große Raubzüge unternommen, durch welche zugleich die Zahl der von Frankreich abhängigen Vasallenstaaten vermehrt werden sollte. Das eine Opfer war R o m, wo ein französischer General ermordet worden war. Papst P i u s VI.,



Carnot.

*) Nachdem auch der Papst den Frieden mit Gebietsabtretungen, 30 Millionen Franken, 100 Gemälden und 500 Manuscripten erkaufte, schrieb Bonaparte: „Mit dem, was man aus Rom schicken wird, haben wir alles, was es Schönes in Italien gibt mit Ausnahme einer geringen Anzahl von Gegenständen in Turin und Neapel.“ Und gleichzeitig kündigte er sich Italien in pomphaften Proklamationen als der Bringer der Freiheit an!

The church of the future is not a new church, but an old church, a church that has been built by the hands of men, and which has been used by men for many centuries. It is a church that has been built by the hands of men, and which has been used by men for many centuries. It is a church that has been built by the hands of men, and which has been used by men for many centuries.



FIGURE 1. A CROSS-SECTION OF A CHURCH.

The church of the future is not a new church, but an old church, a church that has been built by the hands of men, and which has been used by men for many centuries. It is a church that has been built by the hands of men, and which has been used by men for many centuries. It is a church that has been built by the hands of men, and which has been used by men for many centuries.



Napoleon vor den Mumien der Pharaonen in Aegypten. (Nach dem Gemälde von M. Grange.)

Unterdeffen war Bonapartes, mit fieberhafter Eile betriebene Rüstung beendigt und im Juni 1798 segelte er mit dem Kern seiner Armee und einer großen Anzahl von Gelehrten, Künstlern und Ingenieuren von Toulon ab; denn mit der Eroberung sollte zugleich die wissenschaftliche Erforschung des



Admiral Nelson.

merkwürdigen Landes, sowie die Durchstechung der Landenge von Suez verbunden werden. Auf dem Wege nahm er dem verfallenen Johanniterorden Malta weg, das jedoch nicht lange hernach in die Gewalt der Engländer gerieth. Mit Glück entging er der Wachsamkeit des englischen Admirals Nelson, der mit seiner Flotte von einem Ende des Mittelmeeres zum andern

fuhr, und landete in Alexandrien. Von hier setzte er sich gegen Kairo in Marsch und vernichtete angesichts der großen Pyramiden das Reiterheer der Mameluken, einer Kriegerkaste, die unter türkischer Oberhoheit das Land beherrschte. Kaum hatte er sich in Kairo festgesetzt, empfing er die Nachricht, daß Nelson seine Flotte in der Rhyde von Abu kir überrascht, völlig vernichtet, und ihm damit jede Verbindung mit der Heimath abgeschnitten habe. Zugleich erhob sich in Kairo ein furchtbarer Volksaufstand, obschon sich Bonaparte den Aegyptern als „echten Muselman, als Zerstörer des Papstthums und des Johanniterordens“ angekündigt hatte; durch Ströme von Blut dämpfte er denselben. Im Frühjahr 1799 faßte er den Plan, Syrien zu erobern, um sich den Türken entgegenzuwerfen, die ihn im Bunde mit den Engländern aus dem Nilthal vertreiben wollten. Aber seine anfänglichen Erfolge zerrannen vor dem Widerstand der Feste Akre in Palästina, deren Vertheidigung englische Offiziere leiteten. Alle Stürme Bonapartes auf dieselbe waren fruchtlos und, obschon er ein großes türkisches Entsatzheer am Berge Tabor bei Nazareth aufs Haupt schlug, blieb ihm doch nichts übrig, als seine vom Feind und von der Pest geschwächte Armee unter furchtbaren Strapazen nach Aegypten zurückzuführen. Hier vernichtete er ein zweites Türkenheer, das die englische Flotte bei Abu kir ans Land gesetzt hatte; aber er erkannte, daß die Expedition gescheitert sei und für ihn in Aegypten keine Vorbeeren mehr zu holen waren. Er übergab daher den Oberbefehl dem tapferen Straßburger Kleber und stahl sich auf einer Fregatte mitten durch die englischen Kreuzer hindurch nach Frankreich zurück, wo seinem Ehrgeiz ein günstigerer Schauplatz winkte.



Kleber.

In Europa war es während Bonapartes Abwesenheit dem genialen Pitt in England gelungen, eine neue Koalition gegen Frankreich unter die Waffen zu bringen. Neben Oesterreich, der Türkei und Neapel nahm auch Paul I. von Rußland, der Nachfolger Katharinas II., daran Theil. Neapel war so unklug, zu früh loszuschlagen, die Franzosen besetzten es und verwandelten es in eine parthenopäische Republik. Ebenso wurde der König von Sardinien aus Piemont und der Großherzog von Toscana aus seinem Lande verjagt, so daß nun die ganze Halbinsel in ihren Händen war. Unter den Verbündeten herrschte darüber eine solche Erbitterung, daß die französischen Gesandten auf dem Kongresse zu Astadt, der nach dem Frieden von Campo Formio zusammengetreten war, um die Verhältnisse des deutschen Reiches zu regeln, von österreichischen Soldaten ermordet wurden, eine Verletzung des Völkerrechtes, die nicht leicht in der Geschichte ihres Gleichen findet. Der Beginn des Krieges erfolgte gleichzeitig in Holland, am Rhein, in der Schweiz und in Italien, war aber für die Franzosen ungünstig.

Jourdan, der mit ungenügenden Streitkräften ins Donaugebiet einbringen sollte, wurde bei Stodach von Erzherzog Karl geschlagen und über den Rhein zurückgeworfen. Ebenso brachte der gefürchtete Türkenbesieger Suworow den Franzosen in der Poebene eine Reihe von schweren Niederlagen bei (die letzte in der 14stündigen Schlacht bei Roba südöstlich von Alexandria), durch welche sie gezwungen wurden, sich über den Apennin zurückzuziehen, worauf in Italien wieder alles in den alten Stand gesetzt wurde.

Angesichts dieser schwerwiegenden Mißerfolge, welche bloß durch Massena's Sieg über die Russen unter Korsakow in der Nähe von Zürich etwas gemildert wurden, war die Lage der Republik sehr kritisch und das Direktorium hüpfte auch den letzten Rest von Anhang ein. Kein Wunder daher, daß das unerwartete Erscheinen Bonaparte's überall lauten Jubel weckte. Alsbald begann er im Stillen den Gewaltstreich vorzubereiten, der ihm die erste Stelle im Staate sichern sollte. Er verband sich mit den zwei ihm ergebenen Direktoren, Siehès und Roger-Ducos, und seinem zum Präsidenten der Fünfhundert gewählten Bruder Lucian, versicherte sich der in Paris anwesenden Truppen und Offiziere und ließ dann durch Lucian unter dem Vorwande eines jakobinischen Komplottes die Sitzungen nach St. Cloud verlegen, um die Mitglieder der Råthe in die Gewalt der Soldaten zu bringen. Zuerst versuchte er dann durch Ueberredung die Deputirten für seine Plåne zu gewinnen; als ihm dies nicht gelang und die Versammlung der Fünfhundert ihn mit Vorwürfen und Drohungen überschüttete, ertheilte er seinen Grenadieren den Befehl, mit gewåltem Bayonett den Sitzungssaal zu leeren. Die Republikaner, die der Gefahr muthig die Stirn boten, mußten zuletzt der Uebermacht weichen und durch Thüren und Fenster ihr Heil suchen; die Trozigsten wurden von den Grenadieren fortgetragen. Die Ausschließung von 61 Mitgliedern aus dem Rathe der Fünfhundert, die Errichtung einer Konsularregierung, wozu Siehès, Roger-Ducos und Bonaparte bestimmt wurden, und die Ernennung einer Kommission von fünfzig Personen, die während der Vertagung der Rathssitzungen die Rechte der Gesetzgebung üben und den Entwurf einer neuen Verfassung und eines Gesetzbuches anfertigen sollten, machten den Beschluß des kühnen Gewaltstreiches vom 18. und 19. Brumaire (9. und 10. November 1799).

Die neue Verfassung, von Siehès entworfen, aber von Bonaparte wesentlich verändert, bestimmte eine Regierung mit drei Konsuln, in der Bonaparte selbst als erster Konsul an die Spitze trat, während seine beiden Mitkonsuln Camacères und Lebrun nur beratende Stimmen hatten; außerdem war darin ein Staatsrath, ein permanentes Tribunat von 100, ein gesetzgebender Körper von 300 und ein Erhaltungssenat von 80 lebenslånglichen Gliedern vorgesehen. Durch Volksabstimmung wurde sie angenommen und dem ersten Konsul seine Gewalt auf zehn Jahre zuerkannt. Er wählte sich selbst sein Ministerium, das aus sechs Ministern bestand, unter welchen Talleyrand das Auserwårtige, Fouché die Polizei hatte. Wie ehemals die gekrönten Häupter der Franzosen, bezog er die Prunkgemåcher der Tuileries und seine schöne, leichtlebige Gattin Josephine, die Wittve des Generals Beauharnais, mit der er im Jahre 1796 sich vermählt hatte, begnügte sich nicht mehr mit der schlichten Anrede „Bürgerin“ Bonaparte, sondern verlangte und erhielt den Titel Madame“. In Paris und in dem Lustschloß Malmaison begann sich ein fröhliches Hofleben zu entwickeln, das durch die Mischung von altem Etikettenkram



Napoléon I.

(Nach dem Gemälde von Paul Delaroche.)

aus der Königszeit und seltsamen, dem republikanischen Charakter des Staatswesens angepaßten Neuerungen den Resten der früheren Hofgesellschaft genugsam Stoff zu Spott und scharfer Satire gab. Man baute bereits den Thron auf für den Kaiser, der vorläufig noch unter dem Namen des ersten Bürgers die Nation beherrschte.

Mit dem Anbruch des Frühjahrs 1800 beeilte sich derselbe, seine Gewalt durch glänzende Kriegserfolge zu befestigen, um so mehr als ein von ihm eigenhändig an den König von England und den Kaiser von Oesterreich geschriebener Brief, worin er die Hand zum Frieden bot, eine kalte Antwort und die Forderung der Wiedereinsetzung der Bourbonen erhielt. Mit einer Hauptarmee



Talleyrand.

unternahm er den kühnen und großartigen Zug über den von Schnee und Eis bedeckten großen St. Bernhard und kam ganz unerwartet in Oberitalien an in demselben Augenblicke, als die letzte französische Besetzung Genua nach der entsetzlichen Hungersnoth, die über fünfzehntausend Menschen dahinraffte, von den tapfern, aber gefühllosen Feldherren Massena und Soult den Oesterreichern übergeben worden und diese demnach im Besitz des ganzen Landes waren. Dieser Zustand änderte sich jedoch bald. Fünf Tage nach Genua's Fall erlitten die Oesterreicher bei Montebello (durch Vannes' Tapferkeit) eine Niederlage und kurz darauf, am 14. Juni, wurde unweit Alessandria die entscheidende Schlacht von Marengo geliefert. Zwei-

mal behaupteten die Oesterreicher unter Melas das Schlachtfeld und nöthigten die Franzosen zum Rückzuge, und der Feldmarschall war seines Sieges so gewiß, daß er schon Boten mit der frohen Nachricht nach Wien abfertigte; als aber der alte fränkliche Feldherr zu seiner Stärkung einer Ruhe pflegte, erneuerte Napoleon, nachdem er den General Desaix, der einige Tage zuvor aus Aegypten zurückgekehrt war, mit seinen Truppen an sich gezogen, das Treffen zum drittenmal und erlangte den Sieg, hauptsächlich durch das rechtzeitige Einschreiten des jungen Kellermann, der aus eigenem Antriebe einen Reiterangriff in die Flanke des Feindes machte und den General Zach gefangen nahm. Ein panischer Schrecken bemächtigte sich der Oesterreicher und brachte sie zur wilden Flucht. Die Niederlage war vollständig und das Wiener Cabinet eilte, durch den Waffenstillstand von Alessandria den Rest des Heeres zu retten und gab die Lombardie zum zweitenmal preis. Das Glück war mit dem Kühnen und Entschlossenen. Desaix, einer der edelsten und größten Männer der Revolutionszeit, starb bei Marengo den Heldentod; ihm und dem Reiterführer Kellermann gebührte die Ehre des Tages. Gleichzeitig war eine Armee unter Moreau, Lecourbe u. A. in Schwaben und Bayern ein-

gebrungen, hatte die Oesterreicher bei Stodach, Möskirch und auf dem berühmten Schlachtfelde von Höchstädt und Blenheim zurückgeschlagen und zu dem Waffenstillstand von Parsdorf genöthigt, der den Süden von Deutschland den Franzosen eben so völlig preisgab, wie der Vertrag von Alessandria Italien. Auf diesem Zuge fiel der tapfere Latour d' Auvergne, der „erste Grenadier von Frankreich“, in einem blutigen Gefecht mit einer österreichischen Truppenabtheilung. Da jedoch das Wiener Kabinet Bedenken trug, ohne England einen Frieden einzugehen, so wurde der Krieg bald wieder erneuert. Aber der glorreiche Zug MacDonalds und Monceys über die mit ewigem Schnee und Eis bedeckten Graubündtner Alpen und Moreaus glänzender Sieg in der blutigen Schlacht von Hohenlinden, der den Franzosen den Weg nach Wien öffnete, nöthigte die Oesterreicher, in dem Frieden von Lüneville (9. Februar 1801) die in Campo Formio eingegangenen Bedingungen anzunehmen und den Thalweg der Elbe und des Rheins als die Grenzen des französischen Reichs anzuerkennen. Die Bildung einer italienischen Republik unter Bonaparte's Präsidenschaft und die Bestimmung, daß die zu Verlust gekommenen deutschen Fürsten und Reichsstände durch säcularisirte Kirchengüter und aufgehobene Reichsstädte auf der rechten Seite des Rheins entschädigt werden sollten, waren die folgenreichsten Artikel des Friedens von Lüneville. Die nähere Ausführung der einzelnen, Deutschland berührenden Bestimmungen erfolgte dann durch den sogenannten Reichsdeputationshauptschluß, laut welchem nur ein geistliches Fürstenthum, das von Mainz, unter dem Fürstprimas Karl von Dalberg bestehen blieb und nur sechs Reichsstädte, nämlich Hamburg, Bremen, Lübeck, Frankfurt, Nürnberg und Augsburg. Deutschland verlor durch dieses unheilvolle Uebereinkommen über 1100 Quadratmeilen Landes und mehr denn vier Millionen zumeist wohlhabende Bewohner, und das alles, ohne daß sich irgend einer seiner Fürsten dagegen wehrte.



Desatz.

Rußland, wo der grausame Zar Paul ermordet und an seine Stelle sein Sohn Alexander getreten war, hatte sich während all der Vorgänge Bonaparte gegenüber freundlich verhalten und befestigte am 8. Oktober 1801 sein gutes Vernehmen mit Frankreich durch einen förmlichen Friedensschluß. Es blieb nur noch England. Eine Verständigung mit diesem wurde von Bonaparte durch die Räumung Aegyptens angebahnt. Der treffliche Kleber war nämlich von einem fanatischen Moslem ermordet worden, nachdem er sich durch die Vernichtung einer zehnfachen türkischen Uebermacht bei den Ruinen von Heliopolis ein glänzendes Ruhmesblatt erworben, und sein Nach-

folger, unfähig, sich länger zu halten, schloß eine Kapitulation ab, wonach die französische Armee auf englischen Schiffen in die Heimath gebracht werden sollte. Hierauf kam 1802 in A m i e n s auch der Friede mit England zu Stande, und die Welt glaubte, nach zehnjährigem Kriegsgetümmel wieder aufathmen zu dürfen.

Wenige Jahre hatten somit genügt, um das politische Schwergewicht in Europa vollständig zu Gunsten Frankreichs zu verschieben. Kein Wunder, daß das ohnehin leicht zu entflammende französische Volk dem zujubelte, der es



Moreau.

aus dem Abgrunde so rasch auf die Höhe des Ruhmes geführt hatte, und — daß es sich willig in neue despotische Bande schlagen ließ. Bonaparte brachte nämlich das Land vollständiger in seine Gewalt, als je ein Herrscher vor ihm. Er beseitigte alle die vom Volke gewählten Behörden und setzte an ihre Stelle ein Heer von Beamten, die er nach Belieben ein- und absetzte und zu soldatischem Gehorsam gewöhnte. Jedes Departement bekam seinen Vogt, Präfekt geheißten, und jedes Arrondissement seinen Unterpräfekten; selbst der Bürgermeister und die Gemeinderäthe wurden

fortan durch die Regierung ernannt und nicht mehr vom Volke. Die Pressfreiheit wurde völlig unterdrückt und ein Mordversuch gegen den ersten Konsul benützt, um die republikanische Partei zu schrecken, indem sein Polizeiminister Fouché, der ehemalige Schreckensmann, 130 Republikaner ohne Urtheil nach Cayenne deportiren ließ, obschon das Attentat, wie sich alsbald herausstellte, von Royalisten ausgegangen war. Doch suchte Bonaparte auch auf andern Wegen seine Herrschaft zu befestigen. Straßen, Brücken und Kanäle wurden gebaut, Häfen ausgebessert, das große Gesetzbuch, le Code Napoléon, vollendet und im Innern eine straffe Ordnung hergestellt, welche es der Menge möglich machte, endlich einmal die materiellen Vortheile der Revolution zu genießen. Unter seiner starken Faust hörte das Wüthen der Parteihasses auf, und es gelang ihm, fast alle bedeutenderen Persönlichkeiten der verschiedensten Parteien, ehemalige Schreckensmänner, wie Royalisten, an sich zu fesseln, indem er ihnen reichbezahlte Stellen anbot und jedem ein Feld reger Thätigkeit anwies.

Ganz besonders aber suchte er seine vorzüglichste Stütze im K l e r u s , in der Kirche. Dieser und ihrem Kultus war bekanntlich von den Revolutionsmännern der Krieg erklärt worden, aber Bonaparte erkannte, daß kein Volk ohne den Glauben an Gott bestehen könne. Er öffnete daher dem römischen

Klerus wiederum die Thore Frankreichs und schloß mit dem Papst Pius VII. ein Konkordat ab, wonach er die römisch-katholische Kirche wieder als herrschende Staatskirche herstellte, zugleich aber allen Konfessionen, auch der jüdischen, gleiche Rechte einräumte und die im Jahre 1792 eingeführte Civilehe unangetastet ließ.

So in seiner Macht gesichert, ließ er sich durch Volksabstimmung im Jahre 1802 zum Konsul auf Lebenszeit ernennen, und dann, nach einem royalistischen Komplott, das er durch Fouché in gewissem Sinne selber hatte anzetteln helfen lassen*), 1804 zum erblichen Kaiser als Napoleon I. Der einzige Carnot hatte es gewagt, im Tribunate gegen die Vernichtung der Republik seine Stimme zu erheben; sonst beeilte sich jedermann, dem aufgehenden Gestirn zu huldigen. Papst Pius zeigte Bonaparte seine Dankbarkeit, indem er selber nach Paris kam, um ihn bei der Krönung zu salben. So wurde die Monarchie auch äußerlich hergestellt mit all dem Pompe und Zeremoniell der frühern Zeiten und auch das alte Rang- und Titelsystem erneuert. Die Mutter, Geschwister und Verwandten des Kaisers stiegen zu kaiserlichen Hoheiten, Prinzen und Prinzessinnen, seine Generäle, Minister und Höflinge zu Marschällen, Herzögen, Fürsten, Grafen und Baronen empor, und die unterste Stufe des neuen Adels bildete der Ritterorden der Ehrenlegion.



Macdonalb.

Doch der Ehrgeiz Napoleons war noch lange nicht gesättigt. Vor Allem hatte er nicht die mindeste Lust, die französischen Vasallenstaaten, die batavische, helvetische, lugurische (Genua) und zisalpinische Republik, welche im Frieden von Amiens und Lüneville als vollkommen unabhängig erklärt worden, wirklich frei zu geben. Er drang ihnen Verfassungen nach Belieben auf, hielt sie mit seinen Truppen besetzt, ließ sich zum Präsidenten der zisalpinischen, oder wie er sie umtaufte, italienischen Republik ernennen und schlug Piemont nebst der Insel Elba ohne weiteres zu Frankreich. England war um des Friedens willen bereit, Italien ihm preiszugeben; aber es verlangte wenigstens die Räumung Hollands und der Schweiz, und als Napoleon mit Drohungen antwortete, begann es wiederum den Krieg (1803). Napoleon dachte diesmal ernstlich daran, die trotzigten Briten im eigenen Lande heimzusuchen und sammelte eine

*) Dieses Komplott bot Napoleon die erwünschte Gelegenheit, sich Moreau's, des einzigen Generals, der seit dem frühzeitigen Tode Hoche's (1797) an Ruhm und Popularität mit ihm wetteiferte, zu entledigen. Moreau war von den Verschworenen, an deren Spitze sein alter Freund Bugeau stand, eingeladen worden, mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen, hatte aber ihre Zumutung abgewiesen, ohne indes den Angeber zu machen. Napoleon ließ ihn deshalb des Hochverraths anklagen. Bugeau, dessen Zeugnis Moreau hätte entlasten können, starb, wahrscheinlich auf Napoleons Befehl erdrosselt, im Gefängnis, und die Richter, die den Sieger von Hohenlinden hatten freisprechen wollen, wurden durch Drohungen dahin gebracht, ihn schuldig zu erklären, worauf Napoleon den Großmüthigen spielte und ihn zu lebenslänglicher Verbannung begnadigte. Moreau begab sich nach Nordamerika.

riesige Transportsflotte im Hafen von Boulogne, um ein Heer über den Kanal zu tragen. Aber da die französischen Kriegsschiffe bei jedem Zusammenstoß mit den englischen den Kürzern zogen, überzeugte er sich je länger je mehr von der Unmöglichkeit, seine Armada auslaufen zu lassen. Dafür fand er Gelegenheit, die „große Armee“, die er gegen England unter die Waffen gerufen hatte, auf dem Festlande zu verwenden. Dem unermüdlichen Pitt war es nämlich gelungen, Rußland, Oesterreich und Schweden — Preußen hielt sich zu seinem und der andern Länder Unglück jetzt noch neutral — zu einer dritten Koalition gegen Frankreich zu vereinen, dank der brutalen Gewaltthaten seines Herrschers, der unter anderm wider alles Völkerrecht den Herzog von Englien, einen bourbonischen Prinzen, auf deutschem Gebiet aufheben



Fouché.

und erschießen ließ, unter dem Vorwande, derselbe habe an der Verschwörung Pichegrus theilgenommen. Sobald Napoleon der Abschluß der Koalition bekannt wurde, rückte er mit 200,000 Mann in Deutschland ein, umzingelte eine ganze österreichische Armee unter Mac in Ulm und nahm sie mit all ihren Generälen gefangen. Ohne Aufenthalt drang er nach Wien vor, das ihm am 13. November ohne jede Gegenwehr die Schlüssel seiner Thore ausliefern mußte. Trotzdem aber war seine Lage eine ziemlich gefährliche, wenn es den russischen und österreichischen Generälen gelang, ihre Streitkräfte ihm rasch entgegenzustellen. Allein Eifer-

süchteleien zwischen ihnen und den beiden Kaisern Franz und Alexander, die sich bei dem Heere befanden, ließen viel Zeit zur Sammlung verstreichen, während Napoleon sich rasch durch Ueberlistung der Donaubrüden bemächtigte und seine Gegner bei Austerlitz zur Entscheidungsschlacht zwang. Am Jahrestag seiner Krönung, 2. Dezember, griffen 80,000 Russen und Oesterreicher das an Zahl schwächere Heer an, doch schon um die Mittagsstunde war ihre Niederlage entschieden — die sinkende Sonne des klaren Wintertages sah den eiligen Rückzug der stolzen russischen Gardien, deren glänzende Tapferkeit die Fehler der ungeschickten Führung nicht auszugleichen vermocht hatte. Napoleons Sieg war ein vollkommener; außer unermesslicher Beute brachte ihm die „Dreikaiserschlacht“ den in seiner Lage bedeutsamsten Vortheil: den Waffenstillstand mit Oesterreich, dessen Kaiser schon nach der ersten großen Schlacht kampfes müde war. Der Tag von Austerlitz sprengte die dritte Koalition; die Verbündeten schieden im Groll von einander und Alexander ließ die Reste seiner Armee unverzüglich den Rückzug antreten. Damit war der ganze unglückselige Feldzug entschieden; Oesterreich allein war zu schwach zu weiterem Widerstand, und Preußen, das inzwischen seine Heeresmassen mobil gemacht hatte, ließ keines seiner kriegsbereiten Regimenter in den Kampf gegen die anscheinend unbezwingliche französische Armee ziehen. — Dem Waffenstillstand folgte am 26. Dezember 1805 der Friede von Preßburg, der die Macht Frankreichs noch

weit mehr vergrößerte, als alle früheren Friedensschlüsse. Oesterreich mußte nämlich Venedig, Istrien und Dalmatien an Italien, Tirol an Bayern und seine schwäbischen Lande an Württemberg und Baden abtreten, die sich im Beginn des Krieges mit Napoleon verbündet hatten und dafür nun von ihm zu Königreichen und Großherzogthümern erhoben wurden. Napoleon sah sich jetzt in den Stand gesetzt, einen schon länger gehegten Traum zu verwirklichen, unter seinem Szepter die alte Monarchie Karls des Großen wieder herzustellen. Um jedoch den Anschein der brutalen Eroberung zu vermeiden, ließ er die außerhalb Frankreichs befindlichen Länder der Form nach meist als besondere Staaten bestehen und sorgte nur für ihren unbedingten Gehorsam, indem er sie unter verschiedenen Titeln theils selbst, theils durch seine nächsten Verwandten beherrschte. Schon vor dem Feldzuge hatte er sich in Mailand mit der eisernen Krone der Lombarden zum König von Italien krönen lassen, während desselben die Bourbonen in Neapel ihres Thrones verlustig erklärt und diesen seinem Bruder Joseph gegeben. Jetzt verwandelte er die batavische Republik in ein Königreich Holland für seinen Bruder Ludwig und krönte das Gebäude, indem er die mächtigsten Fürsten Süd-



Kaiser Franz II.

und Westdeutschlands zwang, aus dem deutschen Reiche auszutreten, in Paris den sogenannten Rheinbund zu schließen und ihm als Protektor desselben zu huldigen. Um sie noch mehr an sich zu fetten, unterdrückte er zu ihren Gunsten eine Menge kleinerer Reichsstände und setzte so die im Reichsdeputationsabschluß begonnene Vereinfachung der deutschen Karte fort. Franz II. aber verzichtete nunmehr auf den leeren Titel eines römischen Kaisers deutscher Nation und begnügte sich fortan mit dem eines Kaisers von Oesterreich, den er schon 1804 angenommen hatte. So war denn das heilige römische Reich deutscher Nation aufgelöst, und wohin es mit Deutschland gekommen war, lehrte das Schicksal des Buchhändlers Palm von Nürnberg, der eine Broschüre gegen Napoleon („Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung!“) verkauft hatte und dafür auf dessen Befehl erschossen wurde.

Allen diesen Vorgängen hatte Friedrich Wilhelm III. von Preußen, der zweite Nachfolger Friedrichs des Großen, ruhig zugeesehen und obendrein noch viele Kränkungen in den Kauf genommen, weil ihn Napoleon mit einem vortheilhaften Ländertausche köderte. Dieser hatte nämlich dem

König von England Hannover weggenommen und es Preußen gegen Neuenburg und andere Besitzungen abgetreten. Da vernahm der Berliner Hof, daß der Gewaltige England im Falle eines Friedens die Rückgabe Hannovers und den Russen preußisch Polen angeboten habe. Entrüstet nahm jetzt Preußen die Stelle Oesterreichs in der Koalition ein und erklärte den Krieg. Als bald zog Napoleon mit seinen bereitsstehenden Truppen über die Höhen Thüringens und Frankens und vernichtete in wenigen Stunden das auf seine Erinnerungen stolze, aber der neuen Kriegskunst nicht mehr gewachsene preußische Heer in einer Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt an der Saale (14. Oktober 1806), hauptsächlich durch das Verdienst des Marschalls Dabout, der bei Auerstädt die ihm zweifach überlegene feindliche Hauptmasse zum Weichen brachte. Dieser eine



Joseph Bonaparte.

Sieg entschied über das Schicksal fast der ganzen preußischen Monarchie. Die Heere der letztern trennten sich in mehrere Abtheilungen und wurden einzeln die Beute des rasch vordringenden Siegers. Die stärksten Festungen übergaben sich ohne Schwertstreich, und schon dreizehn Tage nach der Schlacht bei Jena zog Napoleon in Berlin ein und bemächtigte sich der großen Vorräthe an Pulver und Waffen, deren Fortschaffung der Kommandant Fürst Hatzfeld verhindert und „ruhige Fassung als die erste Bürgerpflicht und das einzig höhere Interesse“ empfohlen hatte.

Friedrich Wilhelm III. war nach Königsberg geflohen, und wandte sich in seiner Bedrängniß an seinen Freund Alexander, der, erbittert, daß Napoleon als Bundesgenosse der Pforte Rußlands Absichten auf die Moldau und

Balachei zu hintertreiben suchte, als bald zwei russische Heere unter Bennigsen, Burghörden u. A. nach Ostpreußen abschickte, um die Franzosen vom Uebergang über die Weichsel abzuhalten. Da erließ Napoleon einen von Dombrowski u. A. unterzeichneten Aufruf an die Polen, worin dieses mißhandelte Volk aufgefordert ward, zum Kampf für Freiheit und Unabhängigkeit auszuziehen. Fälschlich bediente man sich dabei Kosciuszko's Namen, um größeres Vertrauen zu erregen.

Mörderische Schlachten wurden an den Ufern der Weichsel geliefert; aber der Hauptschlag geschah in der Schlacht bei Preußisch Eylau, (7. und 8. Februar 1807), wo der Kriegsmuth der Franzosen und Russen und die tapfere Haltung der Preußen unter dem entschlossenen Vostocq einen Kampf erzeugte, der an Menschenverlust den blutigsten Ereignissen der Weltgeschichte gleichkommt. Beide Theile beanspruchten den Sieg und die Erschöpfung war so groß, daß der Krieg eine viermonatliche Unterbrechung erlitt. Als dann aber die Franzosen bei Wiedereröffnung des Krieges nach dem blutigen, aber unentschiedenen Treffen bei Heilsberg am Jahrestage von Marengo über die Russen unter Bennigsen in der Schlacht von Friedland (14. Juni 1807) einen glänzenden Sieg erfochten, Königsberg besetzten und die russische Grenze bedrohten, da hielten es die verbündeten Monarchen für rathsam,

RHEINBUNDZEIT 1811.



Maßstab 1:12.000.000

0 100 200 300 Kilometer

Französisches Kaiserreich, 42 Mill. Einw.
 Rheinbund, 14 Mill. Einw.
 Preussen, 4,6 Mill. Einw.
 Oesterreich, 19 Mill. Einw.

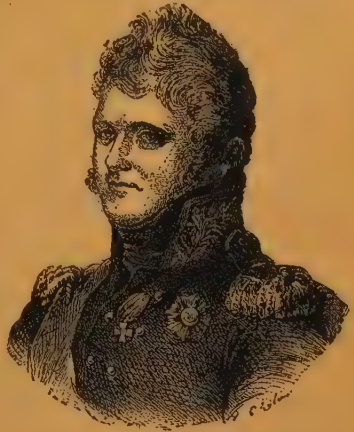
Königr. Italien, 6 Mill. Einw.
 " Papst, 4,5 "

" Spanien, 10 " "
 Herzogth. Warschau, 3,8 Mill. Einw.
 Grossbritannien, 20 Mill. Einw.

Dänemark
 Schweden

Schweiz, 1,4 Mill. Einw.
 Russland, 32 " "

nach einer persönlichen Zusammenkunft mit Napoleon in einem Schiffspavillon auf dem Niemen (Memel) in den Frieden von Tilsit zu willigen, so drückend auch die Bedingungen waren. Alexander von Napoleon in einer vertraulichen Unterredung durch die Aussicht auf Theilung der Weltherrschaft gewonnen, opferte seinem Ehrgeiz die Waffenbrüderschaft mit Preußen und brach den Freundschaftsbund, den er mit Friedrich Wilhelm unter den heiligsten Versicherungen ewiger Treue geschlossen hatte; er mußte sich bloß verpflichten, mit den Engländern zu brechen und ihnen seine Häfen zu sperren. Die Polen sollten sich damit begnügen, daß Napoleon aus Preußisch-Polen ein Großherzogthum **Warschau** machte, welches er durch Personalunion, mit dem von ihm zum Königreich erhobenen **Sachsen** vereinigte, um daraus ein Gegengewicht gegen Preußen zu schaffen. Friedrich Wilhelm verlor die größte Hälfte seiner



Alexander I., Kaiser von Rußland.



Jeronimus, König von Westfalen.

alle deutschen Staaten mit Ausnahme Preußens und Oesterreichs dem Rheinbunde beitreten, bei welchem als Napoleons Stellvertreter der Kurfürst Erzkanzler **Dalberg** fungierte, der seinen Sitz in Frankfurt a. M. hatte.

Zweites Kapitel.

Nelson's Seesieg bei Trafalgar. — Napoleon läßt Portugal besetzen. — Krieg in Spanien. — Fürstenthuldigung in Erfurt. — Napoleon in Madrid. — Volkskrieg. — Wiedergeburt Preussens. — Stein, Scharnhorst, Gneisenau. — Oesterreich erklärt den Krieg. — Niederlage Napoleons bei Aspern, aber entscheidender Sieg bei Wagram. — Wiener Frieden. — Die Tiroler unter Hofer preisgegeben. — Schill's Erhebung. — Napoleon heirathet Marie Louise. — Verschärfung der Continentsperre. — Beginn des Gerichtes. — Wellington überwindet Massena in Spanien. — Napoleons Zug nach Rußland. — Schlacht bei Borodino und Smolensk. — Der Brand von Moskau. — Rückzug der großen Armee.

Nach einem Siegeslaufe sondergleichen stand somit Napoleon jetzt als Gebieter Europas da: der Westen lag ihm zu Füßen und den Osten beherrschte er durch seinen neugeborenen Bundesgenossen Alexander. Aber ebenso unbedingt hatte sich unter dessen Großbritannien zum Gebieter zur See gemacht. Zwei Tage nach der, 1805 erfolgten Uebergabe der Oesterreicher unter Mack in Ulm hatte der englische Seeheld Nelson die vereinigte französisch-spanische Flotte, als sie den Hafen von Cadix verließ, angegriffen und beim Vorgebirge Trafalgar mit Aufopferung seines Lebens völlig vernichtet, und seitdem vermochte Napoleon ohne Erlaubniß Englands kein Schiff mehr ins Meer zu setzen. Das wurmte ihn gewaltig und so faßte er schließlich den Plan, England durch die Vernichtung seines Handels und Gewerbes zu bezwingen. Von Berlin aus untersagte er gleich nach seinem Siege bei Jena dem Kontinente jeden Verkehr mit den britischen Inseln und bedrohte alle englischen Waaren mit Konfiskation und Vernichtung. Anfangs kam man dem Befehl nur theilweise nach; nach dem Frieden von Tilsit aber mußten sich die niedergeschmetteten Großmächte seinem Willen fügen, und auch den neutralen Staaten des Festlandes ließ er nur noch die Wahl zwischen dem Krieg gegen ihn oder gegen England. Zuerst mußte Dänemark die Folgen dieser „Kontinentsperre“ erfahren. Die Engländer, die durch Napoleons guten „Freund“ Alexander erfuhren, daß er es auf dessen schöne Flotte abgesehen habe, verlangten, daß ihnen dieselbe während der Dauer des Krieges in Verwahrung gegeben werde. Als die Dänen zauderten, erschien eine englische Flotte vor Kopenhagen, bombardirte die Stadt und nahm die dort befindliche Kriegsflotte als Beute mit fort. Noch schlimmer erging es Portugal. Dasselbe hatte sich zwar von Napoleon mit 16 Millionen Franken die Erlaubniß erkaufte gehabt, den Handel mit England, auf dem seine ganze wirthschaftliche Existenz beruhte, fortzutreiben. Allein was fragte Napoleon nach Verträgen? Er

sandte plötzlich die gebieterische Aufforderung, sich dem Krieg gegen England anzuschließen, und ohne daß auch nur die Antwort wäre abgewartet worden, rückte eine französische „Beobachtungsarmee“ unter Junot über die Pyrenäen und, im Einverständniß mit dem mächtigen spanischen Minister Godoy, durch Spanien nach Portugal. Der dortige feige Hof unter Johann VI. wartete die Ankunft der Franzosen gar nicht ab, sondern flüchtete sich mit allen Schätzen auf englischen Schiffen nach Brasilien, worauf Junot, zum Herzog von Abrantes erhoben, sich der Hauptstadt und des ganzen Landes bemächtigte, schwere Kriegssteuern ausschrieb und endlich im Namen seines Gebieters am 1. Februar 1808 erklärte: „Das Haus Braganza habe aufgehört zu regieren.“

Raum hatte so Napoleon Portugal besetzt, als er nach der ganzen Halbinsel lüftern wurde. Obschon nun der elende Karl IV. oder vielmehr sein Günstling Godoy seit dem Frieden von Basel Spanien an der Seite Frankreichs in die unheilvollsten Kriege gestürzt hatte, ließ er plötzlich ein Heer in dasselbe einrücken, in der Hoffnung, die Bourbonen würden wie die Braganza nach Amerika flüchten. Statt dessen erhob sich in Madrid ein Volksaufstand, der Karl IV. zwang, zu Gunsten seines Sohnes Ferdinand VII. abzutreten. Napoleon beschied hierauf die beiden vor sich nach Bayonne, zwang Ferdinand durch Todesdrohungen, die Krone seinem Vater zurückzugeben, der ohne Mühe dahin gebracht wurde, sie in des Kaisers Hände zu legen. Dieser übergab Spanien seinem Bruder Joseph, an dessen Statt der kühne Murat, Napoleons bester Reitergeneral und sein Schwager, König von Neapel wurde. Aber Napoleon hatte nicht mit dem feurigen Nationalstolz der Spanier gerechnet. Sobald die schmählichen Vorgänge von Bayonne bekannt wurden, erhob sich das ganze spanische Volk wie ein Mann. In Sevilla bildete sich eine Junta, d. i. ein Ausschuß, der die Leitung des Aufstandes in die Hand nahm. Es entbrannte nun zwischen den für Religion, Nationalität und Unabhängigkeit kämpfenden Spaniern und den kriegsgeübten Eroberern ein furchtbarer, gräueltoller Kampf, der den Franzosen um so verderblicher war, als ihnen die Feinde selten in offener Feldschlacht entgegentraten, vielmehr einen ununterbrochenen Bandenkrieg (Guerilla) führten und einzelne Abtheilungen an ungünstigen Orten überfielen. Jede Art des Krieges, auch der Meuchelmord, schien gegen den fremden Bedrücker erlaubt. Am 21. Juli gelang es einem der spanischen Revolutionsheere, 20,000 Franzosen unter General Dupont bei Bailen in Andalusien völlig zu umzingeln und zur Waffenstreckung zu zwingen.

Jetzt erhoben sich auch die Portugiesen, und England, die munde Seite des Gegners mit scharfem Auge erspähend, sandte ihnen ein Heer



Ferdinand VII.

zu Hilfe unter Arthur Wellesley, der in Indien seine Kriegsschule durchgemacht hatte und alsbald die Eigenschaften an den Tag legte, die in ihm den künftigen Ueberwinder Napoleons ahnen ließen. In kurzer Zeit brachte derselbe Junot zu einer Kapitulation bei Cintra, wonach die Franzosen Portugal räumten und ihre Truppen auf englischen Schiffen in die Heimath gebracht wurden. Damit schien die Sache der Franzosen in der pyrenäischen Halbinsel verloren.



Murat.

Sollte aber Napoleon den verhassten Engländern das Feld räumen, und sollte ihm, der alle Fürsten niedergeschmettert hatte, ein aufständisches Volk den ersten Lorbeer entreißen? Diesen Gedanken ertrug sein Stolz nicht. Er beschloß, selbst nach Spanien zu ziehen. Ehe er aber aufbrach, empfand er das Bedürfniß, der reichen Zahl seiner Gegner zu zeigen, daß innige Freundschaft ihn noch immer mit Alexander, dem Beherrscher aller

Reußen verbände. Die Fürsten von Ost und West, vom Süden und Norden lud er nach der im Herzen Deutschlands liegenden Stadt Erfurt zu Gast, damit sie Zeugen der Begegnung der beiden mächtigsten Monarchen seien — in offenkundiger Verhöhnung des preussischen Schmerzes wurde zum Ort des Brunkschauspiels gerade jene Gegend gewählt, in der die stolzen Fahnen der fredericianischen Armee zwei Jahre zuvor zersezt und zerbrochen in den Staub gesunken waren. Ein Zufall war es auch nicht, daß er von den endlich aus den preussischen Gebieten abrückenden französischen Regimentern gerade diejenigen durch Erfurt marschieren ließ, die bei Friedland die Truppen des Zaren niedergeworfen hatten, und daß er auf der blutgedüngten Walstatt von Jena eine — Hasenjagd abhielt! Freund und Feind wollte der sich unbefiegbare Wädhende in gleicher Weise seine Ueberlegenheit und Willkür fühlen lassen.

Vom 27. September bis zum 14. Oktober 1808 tagte „die napoleonische Hulbigungsversammlung“ — einen Kongreß kann man es wahrlich nicht nennen — in Erfurt; Fest folgte auf Fest, eine Heuchelei der anderen. Vor einem Parterre von Königen spielten die Schauspieler der ersten französischen Bühne, an

ihrer Spitze der geniale Talma, und so oft irgend eine Phrase der dargestellten Stücke den geringsten Anlaß bot, gaben Fürsten und Völker durch pathetische Gebärden und demonstrativen Beifall Friedens- und Freundschaftsgefühlen Ausdruck, die im Grunde Niemanden besaßten. Alles war eitel Freude und Lust, es schien, als schmachte Europa nicht unter der Zwingherrschaft eines Tyrannen, sondern feiere den Abschluß einer Periode des Aufschwungs und der allgemeinen Glückseligkeit. Wer den Hochmuth sah, mit dem die französischen Marschälle die Rheinbundfürsten behandelten, der mußte glauben, der deutsche Stolz, das germanische Selbstbewußtsein sei vor den sengenden Strahlen der welschen Gloire wie Wachs dahingeschmolzen. Das Wort, das der Wachoffizier dem unbedachten Trommler zurief, der den König von Württemberg mit dem nur den Kaisern zustehenden dreifachen Wirbel begrüßte: „Schweig doch, es ist ja nur ein König!“ kennzeichnet besser als lange Abhandlungen es vermöchten, die Grundstimmung des ganzen Fürstentages. Napoleon selbst war ob der scheinbaren Erneuerung des Tilfiter Freundschaftsbundes freudig bewegt und triumphierend schrieb er an seinen inzwischen auf den spanischen Thron versetzten Bruder Joseph: „Ich habe alle meine Geschäfte mit dem Kaiser von Rußland ins Reine gebracht. Alles ist so geordnet, wie ich es wünsche!“ Die Maske, hinter der Alexander seine wahre Gesinnung verbarg, hatte also selbst den Scharfblick eines Napoleons täuschen können.

Von den prunkenden Festgelagen in Erfurt eilte der Schlachtentaiser sofort mit 200,000 Mann nach Spanien, überwand die aller Zucht und Ordnung ermangelnden Schaaren der Spanier und führte seinen Bruder nach Madrid zurück, das derselbe hatte verlassen müssen. Allein Napoleon täuschte sich, wenn er glaubte, der Besitz Madrids sichere die Herrschaft über das ganze Land. Die zersprengten spanischen Truppen führten allerorten den gefährlichsten Guerillakrieg weiter, und die spanischen Regimenter, die Godey einst auf Napoleons Geheiß an die Niederelbe entsandt hatte, waren zurückgekehrt, um mit dem englischen Hilfskorps sich zu vereinigen. Durch Schnee und Eis mußte das französische Heer sich einen Weg durch die unwirthlichen Engpässe der Sierra de Guadarrama bahnen, um den neuen Gegner zum Rückzug zu zwingen. Der Marsch, an Kühnheit dem Uebergang über den St. Bernhard gleich, gelang, nicht aber die Vernichtung der von Moore geführten Engländer, die, bei Coruña, den schützenden Bord ihrer Flotte erreichen konnten. Der Aerger über das Entweichen des verhaßtesten Feindes und die bedenklichen Nachrichten, die über Oesterreichs wachsende Kriegsrüstungen nach Spanien drangen, benahmen dem Kaiser die Lust an der persönlichen Fortführung des spanischen Feldzugs, er eilte im Januar 1809 nach Paris zurück und überließ seinen Marschällen die Beendigung des schweren Kampfes um die pyrenäische Halbinsel.

Die Hoffnung der Spanier, Napoleons Heimkehr werde den Sieg wieder ihren Fahnen zuwenden, scheiterte an der Tüchtigkeit der zurückgebliebenen französischen Heerführer, die trotz der verzweifeltsten Gegenwehr der Spanier und der Ungunst des Terrains in einer Reihe von Gefechten siegreich blieben. St. Cyr bezwang die tapferen Katalonier und sicherte dadurch den Besitz von Barcelona, Lannes erstürmte nach furchtbarem Gemetzel die Feste Sagossa, dessen Bewohner, nicht zuletzt Frauen und Mädchen — sich Monate lang mit wahrhaft antikem Heldenmuth vertheidigt hatten. „Seit den Tagen von Numantia und Jerusalem waren niemals blutgetränkte Ruinen von einem

solchen Glanz des Heroismus umleuchtet gewesen. Selbst Marschall Lannes, der fünfzehn Jahre von einem Schlachtfeld zum anderen gezogen war, schrieb an den Kaiser, daß er noch nie einen solchen Verzweiflungskampf gesehen habe; Frauen hätten sich vor der Bresche tödten lassen, die Truppen Haus für Haus erstürmen müssen. Furchtbar waren die Leiden der Einwohner gewesen, die von dem unaufhörlichen Hagel von Bomben und Kugeln in die Keller flüchten und Wochen lang dort ausharren mußten. Der Aufenthalt in diesen düsteren Schlupfwinkeln und der Mangel an Lebensmitteln hatten den Ausbruch einer Epidemie veranlaßt, die dahinraffte, was die Geschosse der Belagerer verschonten; Tausende starben Tag für Tag, und da die Beinhäuser nicht Platz genug



v. Stein.

für die Menge der Leichen boten, lagen in den unterirdischen Zufluchtsstätten Lebende und Tote über- und untereinander. Dazu der Donner der Geschütze, das Versten der Minen, das Krachen der zusammenbrechenden Häuser, die lobernde Gluth der brennenden Straßen, das Toben der Kämpfenden — glücklich der, den der Tod von den Qualen erlöste! Mehr denn 54,000 Opfer hatte die sechzigtagige Belagerung der Perle von Aragonien gefordert; aber der Kampf um Saragozza hat seinen Vertheidigern, vor allen dem tapferen Kommandanten Palafox, unvergänglichen Ruhm gesichert.“

In Paris angekommen, fand sich Napoleon einer neuen ersten Verwicklung in Deutschland gegenüber. Das Beispiel der Spanier hatte nämlich wie elektrisch auf die betäubten Völker, namentlich auf die Deutschen, gewirkt, welche gerade in der tiefsten Erniedrigung sich wieder als eine Nation zu fühlen begannen. Am stärksten war dieß Gefühl in Preußen. Hier war durch den trefflichen Minister Freiherr vom Stein, der von der französischen Revolution etwas gelernt, Leibeigenschaft, Feudallasten, Zunftzwang aufgehoben und den Gemeinden und Provinzen Selbstverwaltung zurückgegeben, der Nation neues Leben eingehaucht und der Gemeingeist mächtig geweckt worden. Gleichzeitig hatten tüchtige, patriotische Offiziere wie Scharnhorst und Gneisenau das Heerwesen von Grund aus reformirt. Das Vorrecht des Adels bei Besetzung der Offiziersstellen hatte aufgehört, die Vertheidigung des Vaterlandes wurde zur allgemeinen Bürgerpflicht erklärt, und statt aus Söldnern, wie bisher, sollte das Heer zukünftig aus allen wehrfähigen Söhnen des Landes bestehen. Da regte sich nun der Gedanke einer allgemeinen Volkserhebung gegen das fremde Joch immer mehr; Männer, wie Fichte,



Solinger, Herr geistliche Benosse Solers, segnet die zur Landeszverteibigung ausziehenden Stroler Studenten.
(Nach dem Gemälde von A. Schönn.)

Arnold u. a., suchten durch Rede und Schrift den Deutschen die Schamröthe über ihre Schmach ins Gesicht zu treiben, und es bildete sich ein Netz von geheimen Vereinen, der sogenannte Jugendbund, der in ihrem Sinne wirkte.

Auf diese Stimmung bauend und auf Preußens Mitwirkung zählend, wagte es Oesterreich, wo unter dem kraftvollen Grafen Stadion der patriotische Aufschwung sich geltend machte, Napoleon den Fehdehandschuh aufs Neue hinzuwerfen. Allein Stein war nicht mehr der Berather des Berliner Hofes; Napoleon, durch abgefangene Briefe über die ihm feindliche Gesinnung des preußischen Staatsmannes unterrichtet, hatte ihn von Madrid aus geächtet und ins Exil nach Rußland getrieben. Friedrich Wilhelm III. aber wurde im entscheidenden Augenblicke von Furcht übermannt und ließ Oesterreich allein. Diese Haltung lähmte von vornherein den ganzen Aufschwung. Umsonst versuchte der preußische Major von Schill mit seinem Regimente sowie der Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig den Volksaufstand in Norddeutschland zu entzünden. Nur die Tiroler unter der Führung Andreas Speckbacher's erhoben sich in Masse gegen das verhaßte, ihnen aufgedrungene bairisch-französische Joch.

Mit gewohnter Raschheit, unterstützt von Württemberg, Bayern und andern Staaten des Rheinbundes erschien Anfangs April 1809 Napoleon in Deutschland, drängte durch einen meisterhaften fünftägigen Feldzug in einer Reihe siegreicher Gefechte und Schlachten (bei Haufen oder Tann, bei Abensberg, Landsbut, Eckmühl, Regensburg) die Feinde über den Inn und rückte zum zweitenmal in das Herz der österreichischen Staaten ein. Aber trotz dieser Niederlagen war nicht zu verkennen, daß ein neuer Geist über die kaiserlichen Heere gekommen; heldenmüthig wurde überall gekämpft, die Verluste waren meistens auf beiden Seiten gleich groß. Am 10. Mai stand der französische Kaiser vor den Mauern der Hauptstadt, in die er schon nach drei Tagen als Sieger einzog. Ein Aufruf an die Ungarn, sich einen andern König zu wählen, und die alte Abhängigkeit wieder zu erringen, konnte als Vorbote der gänzlichen Auflösung der österreichischen Monarchie gelten. Unterhalb Wien, auf dem alten Marchfelde, wo einst der Ahnherr der Habsburger seinem Geschlechte die Herrschaft des Landes erstritten, wurde das nördliche Ufer der Donau, über die mehrere Brücken führten, vom Erzherzog Karl vertheidigt. Als nun die französischen Heere von der Strominsel Lobau aus über den Fluß setzen wollten, zerstörte der angeschwollene Strom die Schiffbrücken zweimal; insolgedessen konnten die Verstärkungen nicht rechtzeitig am andern Ufer eintreffen, und so erlitt Napoleon bei den Dörfern Aspern und Esslingen eine blutige Niederlage, die ihm nicht nur den tapfern Marschall Vannes und die Generale d'Espagne und St. Hilaire kostete, sondern auch zum erstenmal die Meinung von Napoleons Unüberwindlichkeit erschütterte und das Selbstvertrauen der gedrückten Völker hob. Mit besserem Erfolg bewerkstelligte indeß Napoleon, durch das inzwischen eingetroffene Heer Eugen Beauharnais' verstärkt, den Uebergang einige Wochen später und errang nun, dank seinem überlegenen Feldherrentalent, bei Wagram den entscheidenden Sieg. Abermals lag Oesterreich gedemüthigt vor seinen Füßen und mußte im Wiener Frieden sein ganzes adriatisches Küstenland bis zur Sau an Napoleon, Salzburg an Bayern und Theile Galiziens an Sachsen und Rußland abtreten und außerdem eine

NAPOLEON'S KAISERREICH

im Jahre

1812.

Frankreichs Grenze nach dem
2^{ten} Pariser Frieden 1815.





Kriegssteuern von 85 Millionen Franken bezahlen. — Die tapfern *Tiroler* aber, welche das bairische Joch in der Schlacht am Iselberg glücklich abgeschüttelt hatten, wurden von Oesterreich preisgegeben. Neue Truppenmassen unter Brede und Lefebvre rückten gegen die *Tiroler* vor und erstürmten trotz tapferster Gegenwehr den Strubpaß. Dann begann ein grausamer Kleinkrieg, wilder und blutiger als er jenseits der Pyrenäen tobte: die *Tiroler* lauerten dem Feind hinter Felsen und Gestrüpp auf, schossen die ungedeckt des Weges Ziehenden wie wehrloses Wild nieder und wälzten von steilen Abhängen zerschmetternde Steinlawinen auf die langgestreckten Kolonnen. Die Bayern und Franzosen rächten sich durch Greuellszenen, wie sie Europa seit den Tagen des Dreißigjährigen Krieges nicht mehr gesehen hatte. Geblendet durch die Erfolge ihrer Tapferkeit im Kampf mit kleinen feindlichen Truppenabtheilungen, lehnten die Söhne der Berge stolz die Amnestie ab, die Bayern wiederholt ihnen anbot, sie wollten Oesterreicher bleiben oder zu Grunde gehen! Allein bald ward auch den Kriegslustigsten klar, daß der Uebermacht, die von Bayern her in das Land fluthete, das Häuflein streitbarer Bauern nicht gewachsen war; die Führer verzichteten deshalb auf den aussichtslosen Kampf und legten die Waffen nieder. In diesem Augenblick war ihnen die Begnadigung sicher und kein Tropfen Blut wäre mehr geflossen, wenn Hofer nicht, verführt durch unheilvolle Rathgeber, schon am 15. November ein neues Aufgebot erlassen hätte: „Ich bin getäuscht worden, aber alles in ganz Passkehr ist wieder auf; alles ist bereit“, rief er seinen Landsleuten zu; doch diesmal brachte der Kampf ruhm nicht dem Feind, sondern ihm selbst das Verderben. Singend und brennend drangen die Bayern und Franzosen in die Alpenthäler, jeder, der nicht binnen 24 Stunden die Waffen niederlegte, ward erschossen, jedes Dorf, das dem Aufstand sich angeschlossen hatte, eingeäschert. Noch einmal gelang es in Hofers Heimath, zwei feindliche Bataillone zu schlagen, dann erlosch, etwa um die Mitte des Dezember, allerorten der letzte Verzweiflungskampf des *Tiroler* Volkes. Speckbacher und Haspinger konnten sich der Rache der Franzosen entziehen, der Sandwirth Hofer dagegen, der sich in eine einsame Sennhütte geflüchtet hatte, ward von einem Landsmann, der sein Versteck kannte, dem Feind in die Hände geliefert und am 20. Februar 1810 in der Festung Mantua erschossen.

Dasselbe Geschick ereilte die Offiziere, welche sich der Erhebung *Schills* angeschlossen hatten und nicht wie dieser in heldenmüthigem Kampfe ihr Ende gefunden hatten; die Gemeinen wurden auf die Galeeren geschickt.

Napoleon schien nun gewaltiger als je. Um seiner Dynastie die rechte Weihe zu geben, verstieß er seine bisherige Gemahlin Josephine und vermählte sich mit großem Pomp mit der österreichischen Erzherzogin *Maria Louise*. Die Furcht aber vor ihm bewog die *Schweden*, ihren König Gustav IV., der mit einer an Wahnsinn streifenden Hartnäckigkeit am Kriege gegen Frankreich festhielt und welchem daher Kaiser Alexander *Finnland* entziffen hatte, vom Throne zu stoßen und den französischen Marschall *Bernadotte* zu ihrem Kronprinzen zu erheben.

Nachdem so Napoleon alle festländischen Monarchen seinem Willen gebeugt, warf er sich mit ganzer Wucht auf die Ausführung der *Kontinental-Sperre*. Die britische Regierung hatte auf das bereits erwähnte Berliner Dekret Napoleons damit geantwortet, daß sie alle neutralen Schiffe, welche mit Frankreich oder seinen Verbündeten Handel treiben wollten, verpflichtete, zuvor

in England oder Malta einen hohen Zoll zu entrichten, widrigenfalls sie als gute Priße betrachtet würden. Napoleon aber bedrohte seinerseits jedes Schiff, das jenen Zoll bezahlen würde, mit Wegnahme. Deshalb sahen sich die neutralen Seemächte zu völliger Unthätigkeit verurtheilt, der ganze Seeverkehr fiel in die Hände der Engländer, die durch den Wegfall jeder Konkurrenz reichlich für die Hemmnisse der Kontinentalsperre entschädigt wurden und überdies dieselbe durch einen großartigen Schmuggel zu umgehen mußten. So bewirkte der Kaiser gerade das Gegentheil von dem, was er beabsichtigt hatte, und in seiner ohnmächtigen Wuth befahl er, alle überseeischen Produkte, Kolonialwaaren und englischen Fabrikate zu konfisziren, weil er wußte, daß nur Engländer sie aus Festland gebracht haben konnten. Ueberall sah man jetzt Soldaten und Zollwächter die Magazine erbrechen, Hausdurchsuchungen halten, Waaren wegnehmen und Unglückliche als Fehler und Schmuggler erschießen. Europa seufzte unter einem eisernen Drucke. Handel und Gewerbe stockten, zahllose Kaufleute und Gewerbetreibende wurden zu Bettlern, die Preise unentbehrlicher Lebensmittel und Rohstoffe stiegen auf eine unerschwingliche Höhe. Dazu verschlangen die unaufhörlichen Kriege die junge Mannschaft aller Länder, während die Zuhausebleibenden durch Einquartierung und Kriegslasten aller Art erdrückt wurden.

Auf Napoleon machte all Dies wenig Eindruck; es trieb ihn nur von einer Gewaltthat zur andern. Papst Pius VII. hatte geglaubt, über den Befehl des Kaisers, den er gesalbt hatte, zu stehen. Aber seine Weigerung, sich der Kontinentalsperre anzuschließen, hatte nur die Folge, daß ihn Napoleon von Schönbrunn (bei Wien) aus seiner weltlichen Macht verlustig erklärte und den Kirchenstaat Frankreich einverleibte, was er schon vorher mit Genua und Toscana gethan hatte. Als Pius eine Bannbulle gegen ihn schleuderte, ließ er ihn gefangen von Rom wegführen und wollte ihn zwingen, seinen Sitz in Paris zu nehmen. Der greise Kirchenfürst erklärte beharrlich, so lange er nicht frei sei, könne er nichts beschließen; aber die Kardinäle waren gefügiger, und Paris wurde in der That für eine Zeit lang auch die kirchliche Metropole des Abendlandes. Rom wurde mit dem Titel der zweiten Stadt Frankreichs entschädigt, und als Marie Louise ein Knäblein gebor, empfing es in der Wiege den stolzen Namen eines Königs von Rom. Kein Land ferner hatte so schwer durch die Verketzung mit Frankreich gelitten, als Holland, das seinen Seehandel und seine Kolonien an England verloren hatte. Als nun König Ludwig das Unglück seiner Unterthanen etwas zu mildern suchte, indem er in Bezug auf die Kontinentalsperre ein Auge zudrückte, überhäufte ihn Napoleon mit Schmähungen, nöthigte ihn zur Abdankung und schlug Holland als „Anschwemmung französischer Flüsse“ zu Frankreich. Bald darauf fügte er die deutsche Meeresküste bis nach Lübeck, sowie den Schweizer Kanton Wallis hinzu, „da die Engländer das öffentliche Recht Europas zerstört hätten und eine neue Ordnung der Dinge das Weltall regiere.“ In Hamburg wie in Amsterdam und in Rom saßen jetzt französische Präfecten. Die Macht des napoleonischen Geschlechts schien für absehbare Zeit gesichert, der Fortbestand des Weltreiches außer Frage gestellt.

Doch der Mensch denkt und Gott lenkt! Bereits zernagte auch schon der Wurm des Hasses die Wurzel des zum Himmel aufstrebenden Baumes, die Unerfättlichkeit und der Despotismus des Kaisers, dieselben Mächte, die Frank-



Herzog von Wellington.

reich an die Spitze aller Nationen gestellt hatten, sollten auch die Ursache seines tiefen Falles werden. Sogar Jerome, der ewig Lustige, spürte das Nahen des Sturmes und schrieb von Kassel aus warnend an den tyrannischen Bruder: „Die Gährung hat den höchsten Grad erreicht, die thörichtesten Hoffnungen werden mit Begeisterung gepflegt; man stellt sich das Beispiel Spaniens vor Augen und es ist gewiß, daß die Gebiete zwischen Rhein und Oder der Herd eines gewaltigen Aufstandes sein werden. Die mächtigste Ursache dieser Bewegung ist nicht allein der Haß gegen die Franzosen und die Ungeduld, das fremde Joch zu tragen; sie liegt noch viel mehr in dem Ruin aller Klassen, in der Ueberbürdung mit Kriegssteuern und Unterhaltung der Truppen, Durchmärschen und Quälereien aller Art, die ohne Unterlaß sich wiederholen. Die Verzweiflung der Völker, die nichts mehr zu verlieren haben, das ist es, was wir fürchten müssen!“ Mit anderen Worten sagte der Bruder dem Bruder, was der Freiherr vom Stein vordem ausgesprochen hatte: „Das bonapartistische System beruht auf faulen Grundlagen, auf Gewalt und den gemeinsten Regierungskünsten — es liegt im ganzen nicht ein Zug von Menschlichkeit und Größe.“ Der furchtbare Druck, der auf Europa lastete, mußte zu einer Katastrophe führen, die zu lange niedergedrückten Kräfte der Völker mußten sich endlich mit zerstörender Gewalt befreien.

In der That nahte schon das Gericht über den Gewaltigen. Umsonst hatte er seine geschicktesten Marschälle *Soult*, *Rey* u. a. mit 250,000 Mann in der pyrenäischen Halbinsel gelassen, um die Unterjochung zu vollenden; der selbstsüchtige Ehrgeiz, den er an die Stelle der Vaterlandsliebe gesetzt hatte, welche einst die republikanischen Generale beseelte, bewirkte, daß jeder dieser glänzenden Kriegsführer auf den andern eifersüchtig war, weshalb sie sich nicht gehörig unterstützten. An Wellesley, der für seine Thaten in Spanien zum Herzog von Wellington erhoben wurde, hatten sie überdies einen Gegner, der eine eiserne Willenskraft mit genialem Scharfblick verband. Um für alle Fälle einen festen Stützpunkt zu haben, verwandelte er mit Hilfe der Portugiesen die Halbinsel, welche die Mündung des Tajo mit dem Meere bildet und auf der Lissabon liegt, in eine gewaltige Festung. Endlich schickte Napoleon den ersten Feldherrn gegen ihn, den er besaß, *Masséna*. Dieser trieb Wellington vor sich her; aber wer beschreibt seine Bestürzung, als ihm plötzlich bei *Torres Vedra* (nördlich von Lissabon) die Kanonen von unbezwinglichen Festungswerken entgegenstarrten; denn so groß war der Haß der Portugiesen, daß, obgleich ein Jahr daran gearbeitet worden war, kein Laut davon zu den Franzosen gedrungen war. Es blieb *Masséna* nichts übrig, als sich zurückzuziehen, da ihn die übrigen Generale nicht unterstützten, und Napoleon hätte nunmehr erkennen können, daß es seiner eigenen Unwesenheit und seiner ganzen Kraft bedurfte, um die Halbinsel zu unterwerfen. Aber schon sann sein Geist auf eine ungeheure Unternehmung, welche ihn zum Herrscher der Welt erheben, aber statt dessen ein furchtbares Gottesgericht auf ihn herabbeschwören sollte.

Schon seit einiger Zeit war nämlich die „Freundschaft“ zwischen den beiden Beherrschern West- und Osteuropas erkaltet. Alexander hatte sich entschieden geweigert, die Verschärfungen der Kontinental Sperre in Rußland einzuführen; dafür hatte Napoleon seinem Onkel, dem Herzog von Oldenburg, ohne weiteres sein Land weggenommen, was einer Kriegserklärung gleichkam. Beide Theile rüsteten daher aus Kräften. Napoleon sammelte im Osten Deutschlands ein Heer, so ungeheuer und buntgemischt, wie es die Welt seit den Tagen Xerxes nie

mehr gesehen, Franzosen, Rheinbündler, Schweizer, Holländer, Polen, Italiener, Illyrier, Spanier und Portugiesen; dazu kamen ein preußisches und ein österreichisches Hilfskorps; im Ganzen eine Masse von 600,000 Mann mit 140,000 Pferden und 1,300 Kanonen. Unermeßliche Vorräthe von Lebensmitteln und Kriegsbedarf wurden an passenden Orten angehäuft.

Im Mai 1812 erschien er mit seiner Gemahlin in Dresden, wo sich alle Fürsten des Rheinbundes, sowie der Kaiser von Oesterreich und der König von Preußen einfanden, um dem Mächtigen ihre Huldigungen darzubringen. Dann eilte er zu seiner „Großen Armee.“ Der linke Flügel, größtentheils aus Preußen und Polen unter MacDonalds Führung und zur Eroberung Kurlands und Livlands bestimmt, berührte die Geste der Ostsee; der rechte, den das von Schwarzenberg geführte österreichische Hilfsheer mit einer französischen und sächsischen Truppenabtheilung unter Rehnier bildete, stand am untern Bug der russischen Südararmee gegenüber; das Hauptheer, das Napoleon selbst befehligte und unter ihm die geübtesten Feldherren aus seiner Schule, setzte im Juni über den Niemen und rückte in Wilna, der ehemaligen Hauptstadt Litthauens, ein. Die Erscheinung der Franzosen weckte in den Polen das unterdrückte Nationalgefühl und die Hoffnung einer Wiederbelebung ihres Reiches in der alten Ausdehnung. Hatte doch Napoleon selbst in einer Ansprache an die Soldaten seinen Heerzug wider Rußland als „zweiten polnischen Krieg“ bezeichnet! Am Tage seines Einzugs in Wilna sprach daher der Reichstag von Warschau die Wiederherstellung des Königreichs Polen aus und beschloß die Bildung einer Generalkonföderation. Mit Jubel und Begeisterung wurde Napoleon als Helfer und Retter von den ungeführten Slaven begrüßt und es wäre ihm leicht gewesen, den kriegerischen Geist des Volkes zu einem Nationalkampfe wider Rußland zu entflammen. Aber Volksbewegungen waren nicht nach Napoleons Sinn; er untersagte die Erhebung in Masse und schlug den Enthusiasmus der Polen bedeutend nieder, als er ihren Abgeordneten erklärte, aus Rücksicht für Oesterreich könne er nicht in die Wiederherstellung der alten Republik in ihrer ganzen Ausdehnung willigen. Dennoch stritten polnische Heere unter Poniatowski und andern Führern mit gewohnter Tapferkeit unter Napoleons Ablern gegen den Erbfeind ihrer Nation, und das polnische Volk unterstützte aus allen Kräften die fremden Krieger, die jetzt bei furchtbaren Regengüssen von Wilna nach Witepsk zogen.

Das Ziel Napoleons war Moskau, „das Herz von Rußland.“ Nur zu bald aber merkte er, welchen gewaltigen Bundesgenossen die Russen an der



Napoleon.

Natur ihres Landes hatten. Die Wege waren ungangbar, die Zufuhr blieb aus oder reichte nicht hin; das arme, schlecht angebaute Land bot wenig Lebensmittel; das Fleisch von gefallenem Vieh und das Wasser aus den Pfützen war oft die einzige Nahrung und Labung; Krankheiten, durch das Klima und den Genuß unreifen Roggens herbeigeführt, lichteteten die Reihen der Krieger und füllten die Hospitäler. Die russischen Feldherren Barclay de Tolly und Bagration führten den Krieg nach Parther-Art; sie mieden eine Hauptschlacht, und lockten den Kaiser, der mit Ungeduld ein entscheidendes Treffen wünschte, immer tiefer in das Innere des Landes. Schon bei Witepsk hatten sich die Russen nach Murats kühnem Angriff auf das besetzte Lager in aller Ordnung zurückgezogen, was den Kaiser sehr bedenklich machte, so daß er ernstlich an eine Ueberwinterung in Polen dachte. Allein Ehrgeiz und Leidenschaft rissen ihn fort. Bei Smolensk kam es am 17. Aug. zuerst zum blutigen Kampfe; aber nachdem man einen ganzen Tag ohne Entscheidung gefochten, verließen die Russen in der Nacht die in Brand gerathene Stadt und setzten ihren Marsch gen Moskau fort. Der Sieger fand am andern Morgen eine mit Blut getränkte und mit Leichen bedeckte Brandstätte. In Smolensk wurde Kriegsrath gehalten, aber so viele Stimmen sich auch gegen die Fortsetzung des unheilverkündenden Zuges erklärten, Napoleon bestand auf der Eroberung von Moskau, wo er zu überwintern und Alexander zu einem Frieden zu zwingen gedachte, und überschritt den Dnepr. Die Einwohner flohen zwar vor dem heranrückenden Feinde, steckten aber vorher ihre Wohnungen und Dörfer in Brand und verwüsteten ringsum Alles. Schrecklich verminderten sich die Schaaren der „Großen Armee“ durch Hunger, Krankheit und feindliche Angriffe.

Endlich stellte sich am 7. September der russische Oberanführer Kutusow, um nicht die heilige Stadt Moskau in die Hände der Franzosen fallen zu lassen, bei Borodino an der Moskwa zur Schlacht. Hier behaupteten zwar die Franzosen die Wahlstatt, aber Napoleon mußte die Russen in Ordnung abziehen lassen. Ueber 70,000 Tödt und Verwundete deckten das Schlachtfeld; Ney („Fürst von der Moskwa“) war der Held des Tages. Zehn französische Generale und eine nicht minder große Zahl russischer (unter ihnen der tapfere Bagration) waren gefallen, die Verwundeten wurden fast sämmtlich das Opfer der Kälte, des Hungers oder der Verblutung. Am 14. September zog Napoleon in die mit zahllosen Thürmen und vergoldeten Kuppeln geschmückte alte Hauptstadt Moskau ein, die aber vorher von dem Adel und der wohlhabenden Bürgerschaft verlassen worden, so daß die meisten Häuser leer standen und der Pöbel im Besitz der Stadt war. Schon beim Eingang überfiel ein unheimliches Grauen die Soldaten, als sie in den Straßen bloß einiges Gesindel herum-schleichen sahen; aber wer schildert ihr und ihres Kaisers Entsetzen, als der vier-tägige Brand von Moskau, der bei dem Abgang aller Löschanstalten bald zu einem Flammenmeer sich gestaltete, neun Zehntel der aus Holz gebauten Stadt, nebst der alten Zarenburg (Kreml), die sich Napoleon als Wohnstätte ausersehen, in Asche legte, und mit einem Schlag alle ihre Hoffnungen zu nichte machte? Der Statthalter von Moskau, Ostopschin, „ein echter Russe, der unter der glatten Hülle abendländischer Formen die ganze Wildheit und Leidenschaft eines Barbaren barg“, hatte ohne des Kaisers Befehl diese entsetzliche That angeordnet, um der großen Armee die Winterquartiere zu rauben und sie zu einem verderblichen Rückzug zu zwingen. Aller Zucht und Ordnung ver-



Szene aus dem Rückzug der „Großen Armee“.

geffend, stürzten sich die Soldaten in die brennenden Häuser, um ihre Raublust und Leidenschaft zu befriedigen.

Aus Allem ging hervor, daß die Russen einen Vernichtungskrieg führten, und dennoch ließ sich Napoleon, in unbegreiflicher Verblendung, durch die arglistig unterhaltene Hoffnung eines Friedens zu einem Aufenthalte von 34 Tagen in Moskau verleiten, ohne begreifen zu wollen, daß Kutusow ihn bis zum Eintritt des Winters hinzuhalten suche, damit die Kälte die schlecht gekleideten und am Nothdürftigsten Mangel leidenden Soldaten auf dem Heimweg vernichte. Er erreichte seinen Zweck. Ende Oktober wurde der verhängnißvolle Rückzug angetreten, der in der Geschichte von Kriegsleiden seines Gleichen nicht hat. Der anfängliche Plan, gen Kaluga zu ziehen, wurde nach der entsetzlichen Schlacht von Malo-Jaroslavez aufgegeben, und der Weg über das mit Leichen und Blut bedeckte Schlachtfeld von Borodino nach Smolensk eingeschlagen. Im November stieg die Kälte bereits auf 18 Grad und erreichte später 27. Wer vermöchte alle Leiden, Kämpfe und Mühseligkeiten zu schildern, durch welche die große Armee in dem strengen Winter allmählich aufgerieben wurde? Hunger, Frost und Ermattung richteten größere Verheerungen an, als die Kugeln der Russen und die Lanzen der Kosaken. Es war ein Anblick zum Entsetzen, Tausende von verhungerten und erfrorenen Kriegern an der Heerstraße und auf den öden, graufigen, mit Schnee und Eisteis bedeckten Steppen, abwechselnd mit gefallenem Pferden, weggeworfenen Waffen und Trümmern aller Art und den reichsten, nun zur Last gewordenen Beutestücken liegen zu sehen!

Kutusow, der in einer Proklamation den Brand von Moskau den Franzosen zuschrieb, um das Volk noch mehr zum Haß gegen dieselben zu entflammen, wich mit seinen durch Pelzmäntel wider Sturm und Kälte geschützten Truppen den Feinden nicht von der Seite und zwang sie, jeden Schritt zu erkämpfen. Als um die Mitte Novembers Smolensk erreicht wurde, zählte das Heer noch etwa 40,000 streitbare Soldaten; über 30,000 wehrlose Nachzügler folgten ohne Zucht, Ordnung und Führung den Spuren der Vorangegangenen, ein Bild des Jammers und Entsetzens. Und doch begann das größte Elend erst hier, weil durch fehlerhafte Anordnungen die erwartete Zufuhr von Waffen, Kleidern, Schuhwerk und Lebensmitteln sich in Smolensk nicht vorfand und die durch neue Truppen verstärkten Russen den Ziehenden überall den Weg verlegten. Die größten Heldenthäten, die unter Napoleons Augen von Eugen, Dabow, Murat, Dubinot, Victor u. A. vollführt wurden, hatten keinen weiteren Erfolg, als daß sie den Untergang des ganzen Heeres um wenige Tage hinausshoben. Der Held des Rückzugs war Ney, der Führer der Nachhut, „der Tapferste der Tapfern.“ Sein Uebergang über den gefrorenen, aber an beiden Ufern aufgethauenen und von den Russen bewachten Dnepr zur Nachtzeit war eine der kühnsten Waffenthaten, deren die Weltgeschichte gedenkt. Freilich konnte er von 6,000 Mann nur 2,000 zu dem Heere führen, das unterdessen bei Rasznoi den Feind zurückschlugen und sich den Weg zur Beresina frei gemacht hatte. An diesen ewig denkwürdigen Fluß gelangte das Heer am 25. November. Im Angesicht der feindlichen Armee wurden zwei Brücken geschlagen, und der kleine Rest, der sich noch in Reih und Glied bewegte, unter unzähligen Gefahren hinübergeführt, aber gegen 18,000 Nachzügler, die nicht zeitig genug ankamen, fielen in die Hände der Feinde und mit ihnen eine unermessliche Beute. Wie viele in den

kalten Fluthen des Flusses zwischen den Eisschollen ertranken, oder bei dem entsehrlichen Gedränge zertreten und zerdriickt wurden, konnte Niemand berechnen. Nach dem vom 26.—29. November bewerkstelligten Uebergang über die Beresina hatte Napoleon noch 8,000 kampffähige Soldaten, und selbst diese trugen den Keim des Todes in sich; aus ihren bleichen Gesichtern sprach Stumpfsinn und Verzweiflung. Ney war der letzte Mann der Nachhut. Nach amtlichen Berichten wurden in Rußland 243,600 feindliche Leichen eingescharrt. Weite Schneegefilde bedeckten wie mit einem weißen Grabestuche die gefallenen Krieger. Halb Europa hatte zu trauern. Am 3. Dezember erließ Napoleon das berühmte 29. Bulletin, das den harrenden Völkern, die seit Monaten ohne Nachricht geblieben waren, die Kunde brachte, daß der Kaiser gesund, die große Armee aber so gut wie vernichtet sei. Zwei Tage später übergab er den Oberbefehl an Murat und eilte auf einem Schlitten nach Paris, um neue Streitkräfte auszurüsten; denn er ahnte, daß die Stunde der allgemeinen Erhebung gegen seine Tyrannei geschlagen habe.

Drittes Kapitel.

Yorks kühnes Vorgehen. — Friedrich Wilhelm III. „An mein Volk!“ — Napoleons Sieg bei Lützen und bei Bauten. — Aber seine Generale überall geschlagen. — Dreitägige Völkerschlacht bei Leipzig. — Die Verbündeten in Paris. — Napoleon nach Elba verbannt. — Ludwig XVIII. — Wiener Kongreß. — Schmachlicher Völkerschacher. — Der lose Deutsche Bund. — Mißwirthschaft der Bourbonen in Frankreich. — Napoleons Rückkehr. — Blücher und Wellington. — Entscheidungsschlacht bei Belle-Alliance (Waterloo). — Napoleons Niederlage. — Als Gefangener nach St. Helena gebracht. — Sein Ende. — Rückblick.

Der Erste, der das Zeichen zur Erhebung gegen den Erbfeind gab, war General Hans David von York, der Befehlshaber des preussischen Hilfskorps, der in einer Mühle zu Tauruggen unweit Tilsit den Entschluß, von Napoleon abzufallen, zur Ausführung brachte, mit den ihn verfolgenden Russen einen Vertrag abschloß und zu ihnen überging. Friedrich Wilhelm III. und seine Umgebung stellte sich ob dieser Eigenmächtigkeit entrüstet und lud ihn als einen Hochverräther vor Gericht. Aber das Volk jubelte über das Signal zur Erhebung, und ganz Ostpreußen begrüßte die Russen bei ihrem Einrücken als Befreier. Von der Volksstimme hingerissen, schloß dann der König mit ihnen das Bündniß von Kalisch zur Befreiung Europas von Napoleons Zwingherrschaft. Sein berühmter Aufruf „An mein Volk“ bewirkte, daß die ganze Nation, Alt und Jung, mit stürmischer Begeisterung dem Rufe folgte. Die ganze wehrfähige Mannerschaft Preußens trat als „Landwehr“ und „Landsturm“ unter die Waffen. Am kräftigsten äußerte sich dieser vaterländische Kriegsmuth in dem zum großen Theil aus Studierenden gebildeten Lügow'schen Freikorps, dem Theodor Körner durch seine Lieder und seinen Tod eine höhere Weihe verlieh. Schon im März verließen die Franzosen Berlin, wo sofort der russische General Wittgenstein und der in seiner Würde und militärischen Ehre wiederhergestellte Graf York einzogen. Neben der vaterländischen Erhebung, die noch durch die Stiftung des Ordens des eisernen Kreuzes gesteigert wurde, ging ein religiöser Ernst durch die Gemüther; aus der Predigt und vom Genuß des heil. Abendmahls hinweg zogen die Freiwilligen in den „heiligen“ Krieg. Und von welchem Todesmuth die neuen Truppen beseelt waren, bewiesen die siegreichen Gefechte bei Möckern, wo das preussische Heer die erste ruhmvolle „Bluttaufe“ empfing.

Aber da nahte Napoleon wieder mit großer Heeresmacht und warf die Verbündeten durch einen Sieg bei Lüben hinter die Elbe und durch einen zweiten



General Hans David von York.

bei Bautzen nach Schlessien zurück. Jetzt suchte Oesterreich zu vermitteln und den Sieger zur Annahme eines Friedens zu bewegen, der ihm noch

immer eine übermächtige Stellung in Europa gelassen hätte. Als ihm jedoch der österreichische Minister Metternich in der berühmten neunstündigen Unterredung zu Dresden die Nothwendigkeit des Friedens auseinandersetzte, erwiderte er: „Sie haben nicht wie ich die Seele eines Soldaten, der sein eigenes Leben und das der andern verachtet; was kommt es mir auf 200,000 Menschenleben mehr oder weniger an?“ „Ich möchte, Sire“, antwortete Metternich, „alle Thüren und Fenster öffnen, damit ganz Europa Eure Majestät höre.“ Als



Fürst Schwarzenberg.

Napoleon auf Oesterreichs Vorschläge nicht einging, trat es der Koalition gegen ihn bei, und der Krieg begann von neuem. Die Verbündeten stellten drei Armeen auf, eine in Böhmen unter Schwarzenberg, bei der die Monarchen und Moreau sich befanden, welchen Kaiser Alexander aus Amerika herbeigerufen hatte, eine zweite in Schlesien unter dem greisen Blücher, dem Gneisenau als Generalstabschef zur Seite stand, und eine Nordarmee unter Bernadotte, der sich schon 1812 mit Rußland verbündet

hatte, weil ihm das Interesse seines Adoptivvaterlandes höher stand, als das seines ehemaligen Herrn. Ueber die erste erlangte nun zwar Napoleon, als sie in Sachsen einbrang, bei Dresden einen glänzenden Sieg, wobei Moreau an der Seite Alexanders tödtlich verwundet wurde. Allein gleichzeitig wurden seine Generale überall geschlagen, Dudinot bei Großbeeren (südlich von Berlin) von der Nordarmee und Macdonald an der Raxbach vom „Marschall Vorwärts“ Blücher; Vandamme, den er zur Verfolgung Schwarzenbergs nach Böhmen hineingeschickt hatte, wurde bei Aulm (unweit Teplitz) sogar mit seinem ganzen Korps gefangen. Als auch Ney noch eine schwere Niederlage durch die preussische Landwehr unter Bülow bei Dennewitz (nordöstlich von Wittenberg) erlitt, blieb Napoleon nichts übrig, als sich mit all seinen Truppen nach Leipzig zurückziehen und dort die Entscheidung zu wagen. Die Verbündeten folgten ihm, und am 16. Oktober begann die dreitägige Völkerschlacht, welche das Grab des französischen Kaiser-

reichs werden sollte. — Die Ereignisse des ersten Schlachttages schieden sich in drei Gruppen; in die furchtbaren Kämpfe, die das böhmische Heer unter Schwarzenberg, Kleist, Eugen von Württemberg u. A. im Süden von Leipzig um das Dorf Wachau bestand und die, Dank der heroischen Ausdauer der Führer und der standhaften Tapferkeit der Truppen, für die Allirten nicht ungünstig, wenn auch ohne Entscheidung waren; in die Angriffe, die der österreichische General Giumlah im Westen auf Lindenau und eine andere Abtheilung gegen die Polen um das alte Schloß von Dölitz unternahmen, und in das heiße Treffen, das die schlesische Armee unter York im Norden der Stadt bei Möckern siegreich und mit wunderbarem Heldenthum ausfocht und dadurch die Heerabtheilung unter Marmont abhielt, der Hauptmacht bei Wachau zu Hülfe zu kommen. In der Nähe von Wachau, bei dem Dorfe Gölben-gossa, geriethen zwei der verbündeten Monarchen in einige Gefahr durch den Ueberfall, den ein noch auf französischer Seite kämpfendes sächsisches Regiment, gedeckt durch einen Höhenzug, machte und der nur mißlang, weil ein vorher nicht gesehener Teich zwischen ihnen und dem Standpunkt der Monarchen lag. Der zweite Tag — ein Sonntag — wurde mit Heranziehung neuer Streitkräfte und kleinen Gefechten zugebracht; am dritten wüthete der Kampf auf einer ausgedehnten Schlachtreihe, deren Mittelpunkt bei den Dörfern Stötteritz und Probstheida war, wo Napoleon selbst von einer Anhöhe aus die Schlacht leitete. Als der Sieg noch schwankte, gingen die Würtemberger unter General Normann, der noch kurz zuvor während der Waffenruhe in dem Ueberfall von Rügen zur Vernichtung der Lüchow'schen Freischaar sich hatte gebrauchen lassen, und der größte Theil der sächsischen Truppen zu den Verbündeten über. Nach einem unermeßlichen Menschenverlust verließ Napoleon am Vormittage des 19. October die Stadt, die sofort von den Allirten erstürmt ward. Der übereilte Abbruch der Elsterbrücke lieferte 12,000 kampffähige Soldaten und 23,000 Kranke und Verwundete in die Hände der Verbündeten. Tausende fanden in den Wellen der Pleiße und Elster ihren Tod, unter ihnen der tapfere, während



Fürst Blücher.

der Schlacht zum Marschall ernannte Poniatowski; Macdonald rettete sich durch Schwimmen. Der Verlust der Allirten belief sich auf mehr als 40,000 Mann.

Von den Feinden verfolgt, eilte Napoleon mit dem Rest seines Heeres über Erfurt dem Rheine zu. Alles fiel jetzt von ihm ab, und so mußte er sich den Weg bei H a n a u durch einen Sieg über die B a y e r n erst erkämpfen. Die Verbündeten machten nunmehr Friedensvorschläge, wonach Frankreich auf seine „natürlichen“ Grenzen, Rhein, Jura, Alpen und Pyrenäen beschränkt werden sollte. Allein Napoleon nahm sie nicht ohne weiteres an, und so gingen



Der Tod Theodor Körner's.

Schwarzenberg und Blücher mitten im Winter über den Rhein, ersterer zwischen Basel und Schaffhausen, ohne die schweizerische Neutralität zu achten, letzterer bei Taub zwischen Mainz und Koblenz, und drangen in die Champagne vor. Noch vor ihnen hatte Wellington die französische Grenze überschritten. Von Portugiesen und Spaniern mit dem Oberbefehl be-
traut, hatte dieser nämlich seit dem Abzuge Massenas die Franzosen Schritt für Schritt aus Spanien zurückgedrängt und einige Monate vor der Schlacht bei Leipzig einen entscheidenden Sieg bei Vittoria errungen, der die ganze Halbinsel befreite. Der halben Million Streiter, welche so von allen Seiten her auf Frankreich stürzte, hatte Napoleon höchstens 100,000 junge Soldaten



Napoleons Flucht durch Leipzig. (Nach dem Gemälde von Louis Braun.)

entgegenzusetzen. Mit diesen verrichtete er Wunder der Kriegskunst, namentlich gegen Blücher, den er in der Champagne zu wiederholten Malen schlug. Als er dennoch die Vereinigung der beiden Hauptarmeen unter Blücher und Schwarzenberg nicht hindern konnte, faßte er den verwegenen Plan, ihnen den Weg nach Paris offen zu lassen und in ihrem Rücken den Volkskrieg zu organisieren. Allein dazu war es zu spät; nach einem heldenmüthigen Kampfe unter den Mauern von Paris kapitulierten die Marschälle Marmont und Mortier, und am 31. März 1814 hielten der Zar und der König von Preußen ihren Einzug in die Stadt, von der so ungeheure Erschütterungen über die Welt ausgegangen waren.

Nunmehr erklärte der französische Senat, der sich zur Zeit des Glückes in feilen Schmeicheleien gegen den Kaiser überboten hatte, auf Anstiften des geist-

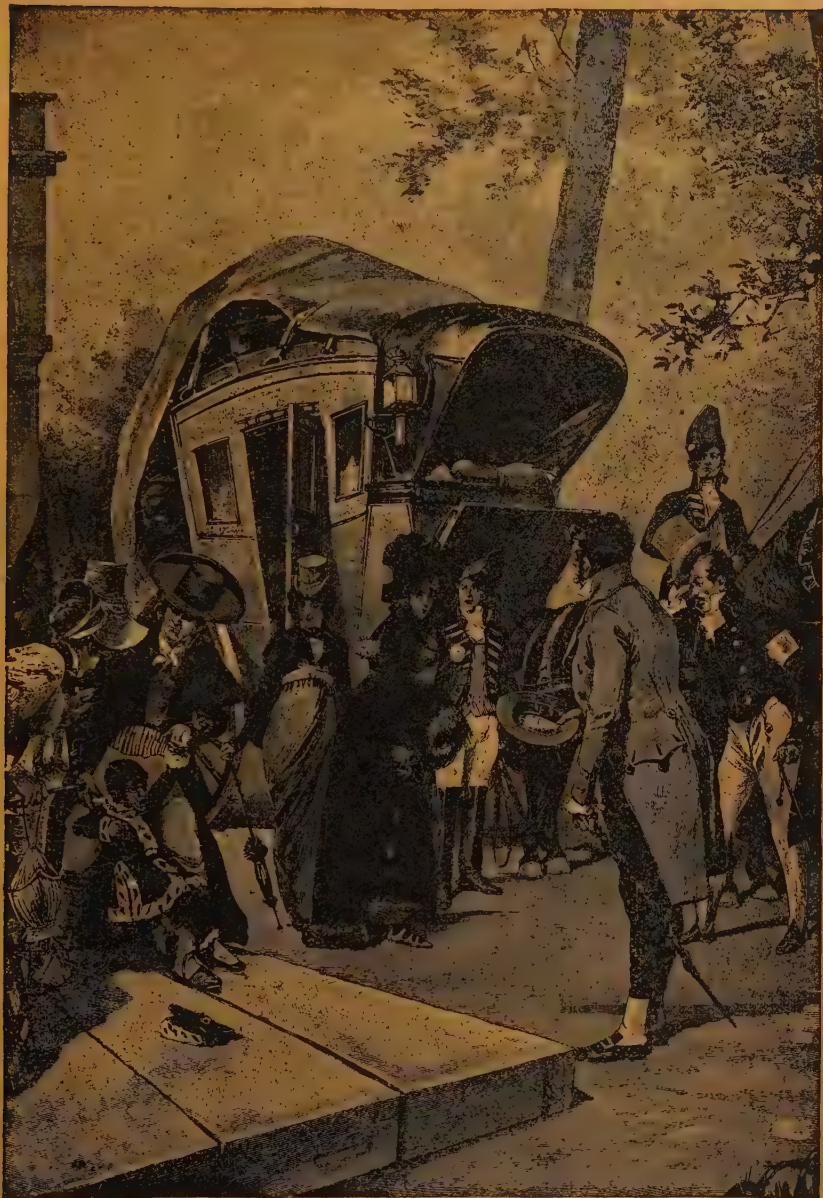
reichen, aber verschlagenen und charakterlosen Talleyrand, seines ehemaligen Ministers des Aeußern, und im Einverständniß mit den verbündeten Monarchen, die Familie Bonaparte des Thrones verlustig und berief die Bourbonen wieder auf denselben. Als Napoleon auch von seinen Marschällen verlassen wurde, dankte er in Fontainebleau ab. Die Verbündeten ließen ihm den Kaisertitel und wiesen ihm die Insel Elba als Fürstenthum (oder Gefängniß) an. Während der gestürzte Heroß in Elba landete, kehrte Ludwig XVIII., der Bruder des hingerichteten Königs, nach Paris zurück und vereinbarte den endgültigen Frieden mit den Verbündeten. Diese hatten zu wiederholten Malen erklärt, daß sie nicht gegen Frankreich, sondern nur gegen seinen Zwingherrn Krieg führten. In der That wurde



Bülow.

das Land sehr schonend behandelt; es wurde auf die Grenzen eingeschränkt, welche es 1792 besessen hatte, mußte aber weder eine Kriegsschädigung bezahlen, noch auch nur die geraubten Kunstschätze zurückgeben.

Um die verwirrten Verhältnisse Europas neu zu regeln, versammelten sich im Herbst des Jahres die siegreichen Monarchen mit den Gesandten Englands und Frankreichs nebst den Fürsten und Staatsmännern fast ganz Europas in Wien zu einem „Kongreß“, wie ihn Deutschland seit Jahrhunderten nicht mehr gesehen hatte. Freilich gerade die Vereinigung so vieler Großen dieser Erde trug die Schuld daran, daß der Kongreß „mehr tanzte als marschierte“, viel mehr Zeit prunkvollen Festen als der ernsten Arbeit widmete. Das entscheidende Wort führten in der glänzenden Versammlung die Vertreter der fünf Staaten, die sich gegenseitig ausschließlich als Großmächte anerkannten, Rußland, Oesterreich, England, Preußen und Frankreich. Im allgemeinen nahm der Kongreß als Richtschnur seines Handelns die „Restauration“ (Wiederherstellung) des alten europäischen Staatensystems mit den „legitimen“ (rechtmäßigen) Regierungen an. Doch wurden dabei manche Ausnahmen gemacht, insbesondere zu Gunsten der vier siegreichen Großmächte, die für ihre kriegerischen Anstrengungen entschädigt sein wollten.



Abreise der Kaiserin Marie Louise von Paris am 29. März 1814.

(Der kleine „König von Rom“ will nicht mitfahren.)

So verlangte Zar Alexander für sich zu dem, was er von Polen schon besaß, auch noch das Herzogthum Warschau, d. h. den ehemaligen Antheil Preußens, wofür dieses das ganze Königreich Sachsen beanspruchte, weil dasselbe am längsten am Bund mit Napoleon festgehalten hatte. Da die übrigen Mächte eine solche Vergrößerung der beiden nicht zugeben wollten, so drohte schon Krieg zwischen den bisherigen Verbündeten auszubrechen, als das Wiedererscheinen des gefürchteten Korsen in Frankreich den Kongreß zu rascher Einigung nöthigte. Alexander erhielt Warschau ohne Posen und Krafau als ein mit



Metternich.

Rußland durch Personalunion vereinigt^{es} konstituirt^{es} Königreich Polen, und Preußen die größere Hälfte Sachsens nebst Posen und bedeutende Gebiete am Rhein. Oesterreich bekam außer der Lombardei auch das Gebiet der Republik Venedig wieder, an deren Herstellung so wenig gedacht wurde, wie an diejenige Polens. Von den durch Napoleon ihres Besitzthums beraubten deutschen Fürsten wurden nur einige wieder eingesetzt, weil

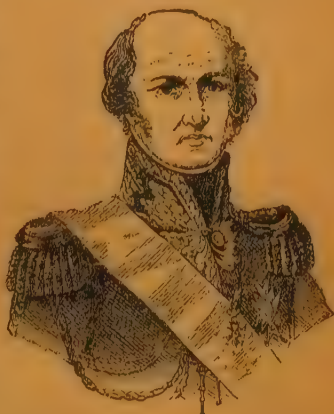
dabei die Interessen Oesterreichs und Preußens mit denen des deutschen Volkes Hand in Hand gingen. Aber ebenso wenig konnte ein kräftiges deutsches Kaiserreich, worauf die Patrioten drangen, wieder ins Leben gerufen werden, weil keine von den beiden deutschen Großmächten sich irgend einer wirklichen Vorherrschaft der andern gefügt hätte. An die Stelle des Reiches trat jetzt ein Deutscher Bund, eine lose Vereinigung der noch bestehenden 35 größern und kleinern Monarchien und 4 freien Städte, dessen Organ der zu Frankfurt unter dem Voritze Oesterreichs tagende Bundsrath wurde, welcher nur zu halb wegen seiner kläglichen Ohnmacht nach außen und innen zum allgemeinen Gespött wurde. England behielt Malta und sicherte dadurch seine Herrschaft auf dem Mittelmeere. Gleichsam als Bollwerk gegen Frankreich, das die übrigen Mächte mit unverbehltem Mißtrauen betrachtete, wurde durch die Vereinigung von Holland und Belgien ein konstitutionelles Königreich der Niederlande geschaffen und das Königreich

Sardinien durch die Einverleibung der ehemaligen Republik Genua verstärkt. Die Schweiz, die einzige Republik, die vor den versammelten Monarchen Gnade fand, erhielt ihr altes Gebiet wieder (ohne das Veltlin) nebst einigen Abrundungen und der Zusicherung „ewiger“ Neutralität. Dagegen wurde Dänemark Norwegens beraubt, welches mit Schweden durch Personalunion verbunden wurde, als Ersatz für Finnland, das Rußland erhielt. Wenn der Kongreß durch diesen Völkerschacher*) zeigte, daß er es mit dem „angestammten Recht der Nationen auf Freiheit und Unabhängigkeit“, in dessen Namen die Verbündeten den Kampf gegen Napoleon geführt hatten, so genau nicht nahm, so erwarb er sich anderseits ein hohes Verdienst, indem er den Sklavenhandel untersagte. England, das ihn in Folge einer großartigen Volksbewegung schon 1807 verboten hatte, wurde mit Verhinderung desselben beauftragt und damit die Abschaffung der Sklaverei überhaupt angebahnt.

Noch stritt man sich in Wien also herum, da schlug wie eine Bombe die Alarmanrichtung mitten unter die Fürsten- und Diplomaten-schaar: „Napoleon hat Elba verlassen und ist am 1. März an Frankreichs Küste gelandet.“

Die Mißwirthschaft der Bourbonen hatte Napoleons Rückkehr beschleunigt. Willig hatte sich die durch die napoleonischen Kriege abgemattete, über seinen Sturz jubelnde französische Nation die Thronbesteigung Ludwigs XVIII. gefallen lassen, zumal derselbe Vergeben und Vergessen alles Geschehen und eine freisinnige Verfassung versprach, in welcher die wichtigsten Grundsätze von 1789 anerkannt werden sollten. Er hielt auch Wort, aber unter verkehrten Formen. Als „König von Gottes Gnaden oktroyierte“ (schenkte) er dem Lande eine Verfassung, die überdies von einer mächtigen Hofpartei, deren Haupt der beim Volk verhaßte Bruder des Königs, Graf Artois war, auch so noch scheel angesehen wurde. Kein Wunder, daß sich bald die Anhänger des Alten überall zu regen begannen. Die Priester erhoben den Ruf nach Beschränkung der Religionsfreiheit. An die Emigranten, die in den Augen des Volkes bloße Vaterlandsverräther waren, wurden Ehren und Würden verschwendet, „weil sie auf der geraden Bahn gewandelt.“ Die verbienten, in zahllosen Kämpfen erprobten Offiziere Napoleons wurden großentheils dem Elend preisgegeben, an ihre Stelle traten die heimgekehrten Junker, welche die Waffen gar nie oder nur gegen Frankreich getragen hatten. So faßte Niemand zu dem Regiment der Bourbonen Zutrauen.

Napoleon, dem diese Stimmung nicht verborgen blieb, standen doch Fouché, Dabout und andere seiner Anhänger in ununterbrochenem Verkehr mit ihm,



Marschall Davout.

*) Mäcker schrieb: „Der gute Wiener Kongreß gleicht einem Jahrmart in einer kleinen Stadt, wo ein jeder sein Vieh hinführt, es zu verkaufen oder zu vertauschen. Wir haben einen tüchtigen Bullen hingebraht und einen schäßblgen Ochsen eingetauscht.“

entwarf nun seinen verwegenen Plan, den Thron wieder zu gewinnen. „Noch ist Frankreich mein!“ ausrufend, schiffte er sich, von den wenigen Gardesoldaten begleitet, die man ihm gelassen hatte, ein und landete am 1. März 1815 in Cannes. Durch mehrere flug berechnete und rasch verbreitete Proklamationen, in denen er dem Volke den Fortbesitz seines Eigenthums und aller durch die Revolution erworbenen Vortheile, dem Soldaten Kriegeruhm und die Tricolore und dem gebildeten Bürgerstande eine den Forderungen der Zeit angemessene Verfassung und Regierungsweise verhieß, gewann er sich schnell aller Herzen. Pomphast verkündete er, „daß sein Adler von Thurm zu Thurm bis Notre Dame fliegen werde“, und diese vermessene Weissagung erfüllte er in einem Triumphzuge, in welchem sich ihm das Heer und das Landvolk wie in einem Rausche der



Marſchall Ney.

Erlösung an die Fersen hing. Ueberall prangte wieder die dreifarbige Rotarbe: die zu seiner Bekämpfung ausgeschieden Truppen gingen schaarenweise zu ihm über; die Bürger von Grenoble schlugen die Thore ein, als er in ihre Nähe kam, und der Obrist Labedoyère führte ihm die Besatzung zu. „Seine That versöhnte mit ihrem Zauber damals selbst viele Feinde, riß die Rohesten hin und erfüllte Einzelne und Massen mit jenem Taumel der Begeisterung, der die Menschen jedesmal erfasst, wenn sie durch ein glänzendes Ereigniß aus der Hingezehrung über beschämenden Zuständen aufgerüttelt werden.“ Umsonst eilte Artois nach Lyon und suchte durch Vertraulichkeit die Soldaten zu gewinnen. Der Ruf: „Es lebe der Kai-

ser!“ schallte ihm entgegen, und als auch Ney, der sich vermessend hatte, den Usurpator gefesselt nach Paris zu bringen, zu dem früheren Waffengenossen überging, als sich Soult, Massena u. A. für ihn erklärten und unter allen Ständen eine Begeisterung laut wurde, wie in den schönsten Tagen der vergangenen Siegeszeit, da erkannten die Bourbonen, daß ihr Thron auf der Asche eines Vulkan's stehe, und begaben sich rathlos und bestürzt nach Belgien. Napoleon aber zog am 20. März in die Tuileries ein, und machte, um das Volk zu gewinnen, den erprobten Republikaner Carnot zu seinem Hauptminister und verkündete in einer großen öffentlichen Feier, dem sogenannten *Maiselb*, am 1. Juni eine freiheitliche Verfassung. Zugleich versicherte er die Monarchen in Wien seiner Friedensliebe. Allein statt aller Antwort erklärten ihn diese als den allgemeinen Feind förmlich in die Acht und setzten alsbald über eine halbe Million Krieger wider ihn in Bewegung. Napoleon hoffte seine gefürchtetsten Gegner, Blücher und Wellington, die mit zusammen 220,000 Mann in Belgien standen, zu überraschen und jeden einzeln schlagen zu können. Anfangs schien ihm das auch gelingen zu wollen. Bei *Ligny* drängte er die Preußen nach dem tapfersten Widerstand zurück, während Ney bei *Quatrebras* dem aus Engländern, Holländern, Hannoveranern u. A. zusammen-

gesetzten Heere Wellington mit Erfolg widerstand. Dort kam Blücher durch den Sturz seines verwundeten Pferdes in die größte Gefahr, aus der ihn nur der standhafte Muth seines Adjutanten Nostitz rettete, hier fand der ritterliche Herzog Wilhelm von Braunschweig den Tod. Auch am entscheidenden Tage schwankte lange der Sieg. Erst als die Preußen, allen Beschwerden und Gefahren kühn die Stirne bietend, im rechten Moment dem bedrängten Heere Wellingtons, das mit heroischer Ausdauer die heftigen Angriffe der Feinde ausgehalten, zu Hülfe kamen, indeß der von Napoleon zur Verfolgung Blüchers abgeschickte Marschall Grouchy sich vom Kampfplatze fern hielt, wurden die Franzosen, trotz der heldenmüthigen Tapferkeit der alten Krieger, in der Schlacht von Belle-Alliance oder Waterloo gänzlich besiegt. Furchtbar war der Kampf auf der Höhe von Mont St. Jean, wonach die Franzosen die Schlacht benennen, und die Worte, die man später dem General Cambronne in den Mund gelegt hat: „Die Garde stirbt, aber er giebt sich nicht!“ blieben bei der Nation in ehren-dem Andenken, als der letzte Nachhall eines größeren Geschlechtes und einer andern Zeit, indeß die Schmach, die Bourmont durch seinen Verath und Grouchy durch seine zweideutige Haltung auf sich luden, durch keine Schuldreden getilgt werden konnte.

Bleich und verwirrt ließ sich Napoleon, von dem mit dem Glück auch die alte Spannkraft und die Gabe der raschen Erfindung gewichen zu sein schien, von Soult aus der Schlacht führen und eilte, von den Feinden überrascht, ohne Hut und Degen sich auf ein Pferd werfend, nach Paris. Bald wurde die Flucht allgemein; alles Geschütz fiel in die Hände des Feindes; nur der vierte Theil der braven Armee vermochte sich zu retten. Dem einträchtigen Zusammenwirken der englischen und preussischen Oberfeldherrn und dem Vertrauen der tapfern Heere auf die Führer und auf die eigenen Kräfte war der glorreiche Sieg zu verdanken. „Drei heftige Angriffe der Franzosen hielt die Armee und Wellington aus. Das Erscheinen der Preußen entschied. Der siebenzigjährige Greis, der am 16. Juni von feindlichen Reitern umringt unter dem Pferde gelegen hatte, verfolgte am 18. den Feind bis tief in die Nacht. Bei Waterloo hat Wellington das Meiste gethan, Blücher das Meiste gewagt; das größte Lob gebührt diesem, weil er zum Wohle des Ganzen das eigene auf's Spiel setzte.“

Als Napoleon wie verstört in Paris ankam, verlangte die Repräsentantenkammer auf Betreiben des intriganten Fouché und Lasfayette's, daß er dem Thron entsage, weil er allein dem Frieden im Wege stehe. Er that es zu Gunsten seines Sohnes Napoleons II.; aber in der Hoffnung auf irgend eine Umkehr der öffentlichen Meinung zu seinen Gunsten zögerte er mit der Abreise, bis es zu spät war. Als er sich zuletzt nach Rochefort begab, um sich nach Amerika einzuschiffen, hatten die Engländer schon alle Häfen blockirt und es blieb ihm nichts übrig, als sich, Schutz suchend, an Bord eines ihrer Schiffe zu begeben. In



Marschall Grouchy.

einem eigenhändigen Briefe rief er die Großmuth des britischen Regenten an, aber vergeblich. Die verbündeten Monarchen entschieden, daß er als Gefangener auf das einsame Felseneiland St. Helena gebracht werden sollte. Wiederum zogen die Verbündeten in Paris ein und mit ihnen Ludwig XVIII. Diesmal wurde Frankreich als Mitschuldiger des geächteten Kaisers betrachtet; es verlor mehrere Stücke seines östlichen Grenzgebietes, mußte die geraubten Kunstwerke und Seltenheiten zurückgeben, eine Kriegszuschädigung von 700 Millionen bezahlen und drei Jahre lang eine fremde Armee von 150,000 Mann auf seinem Boden unterhalten. Das Kaiserthum der „100 Tage“ kostete auch



Lätitia Bonaparte,
die Mutter Napoleons.

Napoleons Schwager, Murat, Krone und Leben. Derselbe war anfänglich vom Wiener Kongreß im Besitze Neapels gelassen worden, weil er unmittelbar nach der Schlacht bei Leipzig vom Kaiser abgefallen und zu den Verbündeten übergegangen war. Da jedoch die Bourbonen beständig auf seine Absetzung drangen, hatte er sich bei der Rückkehr Napoleons wieder diesem angeschlossen. Er wurde jedoch geschlagen, aus Neapel vertrieben, und als er einen Versuch zur Wiedereroberung seines Reiches machte, gefangen und erschossen.

Napoleon aber lebte auf St. Helena, ein gefesselter Prometheus, getrennt von den Seinen, in ungesundem Klima und unter der harten Wache des unfreundlichen, pedantischen Statthalters Hudson Lowe, eines Mannes von kleinlichem Geiste und ohne Sinn für die vom Schicksal niedergeworfene Herrschergröße. Wenige

Freunde, darunter Bertrand mit seiner Familie, Mantholon, Las Cases, theilhaftigkeit und Aerger über die unwürdige Behandlung brachen seinen gesunden Körper und beugten seinen starken, stolzen Geist vor der Zeit. Nach sechs peinvollen Jahren fand er im Grabe die Ruhe, die ihm im Leben fremd geblieben. Er starb am 5. Mai 1821. Das Schicksal hatte sich grausamer gewendet, als Napoleons düsterste Ahnungen ihm vorgespiegelt. „Verlasse meinen Sohn nicht“, hatte er einst an seinen Bruder Joseph geschrieben, „und denke daran, daß ich ihn lieber in der Seine wüßte, als in den Händen meiner Feinde; das Loos des Asthanax ist mir immer als das unglücklichste in der Geschichte erschienen.“ Und diesem Sohn, dem er einst die Krone in die Wiege gelegt, „war ein milderer aber kein besseres Geschick bestimmt, als dem unglücklichen Königskinde von Troja. Und die Prinzessin, die er zu sich emporgehoben, hatte kein Gefühl davon, was es heißt, Hektors Gattin zu sein.“

Seit Jahrhunderten hat kein Mensch die Einbildungskraft der Völker dermaßen bewegt, wie Napoleon. Wer könnte seine erstaunlichen Fähigkeiten leugnen? Die Kriegsgeschichte aller Zeiten hat schwerlich einen größeren Namen aufzuweisen, als den seinen. Aber wer hat auch einen größeren Mißbrauch mit

seinen Gaben getrieben, als dieser „moderne Attila“, der Freiheit, Glück und Leben von Millionen fühllos zertrat, um den ausschweifenden Phantomen seines wilden Ehrgeizes nachzujagen. *) Wie indeß auch das Böse zuletzt das Gute schafft, so hat auch Napoleons Erscheinung wohlthätige Spuren hinterlassen. Er, der undankbare Sohn der Revolution, blieb ihren Prinzipien wenigstens darin treu, daß er, wo es in seiner Macht stand, Glaubensfreiheit und Gleichheit vor dem Gesetze einführte, Privilegien und Feudallasten beseitigte und Reformen aller Art in's Leben rief. Spanien und Italien wurden erst durch ihn aus ihrem Todeschlummer aufgerüttelt, und wenn während der Jahre 1808—1811 die Leibeigenschaft in den meisten deutschen Staaten verschwand, wenn sich diese fortan der Gleichheit vor dem Gesetze und einer geordneten Verwaltung erfreuten, da war das ebenfalls mittelbar oder unmittelbar seinem Eingreifen zu verdanken. Der durch ihn veranlaßte allgemeine Umsturz brach den Ideen der Revolution Bahn. So mächtig waren dieselben in kurzer Zeit geworden, daß selbst die Fürsten, als es die Erhebung gegen Napoleon zu schüren galt, zu ihren Völkern von der „Freiheit und Unabhängigkeit der Nationen als ihren „unveräußerlichen Stammgütern“ sprachen und an die „Kraft der öffentlichen Meinung“ appellierten. Freilich schienen sie die Sprache der Freiheit auch wieder vergessen zu haben, sobald der sie bedrohende Koloss gefallen war; daß sie aber in den Völkern fortlebte und nicht mehr zu bannen war, lehrten die Ereignisse der Folgezeit.

*) Von 1790—1814 hatte der Krieg Frankreich allein 4,550,000 Mann gekostet, wovon weitaus der größere Theil auf Napoleons Herrscherzeit fällt.

Biographien der hervorragendsten politischen Persönlichkeiten. — 1801—1815.

1. Napoleon I.

Eine der großartigsten und eigenartigsten Erscheinungen der ganzen Weltgeschichte ist und bleibt Napoleon I. Geboren am 15. August 1769 zu Ajaccio auf der Insel Korsika, als Sohn des Patriziers und Advokaten Carlo Buonaparte und seiner Gattin Letitia, geb. Ramolino, besuchte er bis 1783 die Kriegsschule zu Brienne in Frankreich, dann die Pariser Militärschule, wurde 1788 Artillerieleutnant in Valence und wirkte von 1789 bis 1793 wiederholt in seiner Heimath für die Losreißung der Insel von Frankreich. 1793 vom Konvent wieder angestellt, befehligte er die Artillerie vor Toulon, war 1794 als Brigade-General bei der Armee in Italien, dann als Leiter des topographischen Bureaus in Paris thätig. Nachdem sich der junge Korsé das Direktorium durch Niederwerfung eines Aufstandes in der Hauptstadt verpflichtet und den Direktor Barras zum Gönner gewonnen hatte, erhielt er von diesem als Hochzeitsgeschenk bei seiner Vermählung (9. März 1796) mit der Kreolin Josephine Tascher de la Pagerie, Wittve des 1794 hingerichteten Generals Beauharnais und Barras' einstiger Freundin, seine Ernennung zum kommandierenden General der Armee in Italien. Von der ägyptischen Expedition heimgekehrt, verständigte er sich mit den einflußreichsten Persönlichkeiten und stürzte dann durch den Staatsstreich vom 18. Brumaire oder 9. November 1799 die Direktorial-Regierung. Der Pariser Garnison war er sicher, desgleichen des Rathes der Alten, während er im Rath der Fünfhundert, dessen Präsident sein Bruder Lucian war, nur eine Minderheit für sich hatte. Am 9. November erfolgte auf Beschluß der „Alten“ die Verlegung des gesammten gesetzgebenden Körpers nach St. Cloud, während Bonaparte zugleich der Oberbefehl über alle Truppen des Pariser Bezirks übertragen wurde. Als dann am folgenden Tag der Rath im Orangeriesaal sich versammelt hatte und seine Anträge stürmisch zurückwies, trieb er sie einfach mit Waffengewalt auseinander, und nun war Napoleon der anerkannte Gebieter Frankreichs. Zunächst erster, dann lebenslänglicher Konsul, wurde er am 18. Mai 1804 zum erblichen Kaiser erklärt und erreichte 1809 den Gipfel seiner durch glückliche Eroberungen gegründeten Macht. Während er als Mensch durch berechnende Selbstsucht, maßlosen Ehrgeiz und brutale Rohheit



Napoleon I. schiffte sich an Bord des „Bellerophon“ ein.

der wahren sittlichen Größe entbehrte, war er als Organisator und Strategie ein Genie allerersten Ranges. In wenigen Monaten stand Frankreich neu geordnet und gekräftigt da, und die Vorzüge dieser Organisation blieben seiner Herrschaft bis an ihren Fall eigen. Er war die Zuchttruthe der europäischen Völker, und seine eiserne Macht zwang der widerstrebenden Welt in wenigen Jahren Reformen auf, deren Durchführung beim gewöhnlichen Lauf der Dinge Jahrhunderte braucht. Wohl sind seine Verfassungen auf den Schein gebaut und ihr Werth bestreitbar, aber in der Verwaltung herrscht überall der großartigste Zug, und vollends das Segensreichste hat er im Zerstören und Rivellieren gethan.



Erzherzog Karl.

Am 16. Dezember 1809 von seiner kinderlosen Gemahlin Josephine geschieden, vermählte er sich am 1. April 1810 mit der Erzherzogin Marie Louise, Tochter des Kaisers Franz von Oesterreich, die ihn nach seinem Falle gänzlich im Stich ließ. Dem am 20. März 1811 geborenen einzigen Sohne aus dieser Ehe, dem im Jahre 1832 an der Schwindsucht gestorbenen Herzog von Reichstadt, verlieh Napoleon den Titel eines Königs von Rom. Allein die neuen Familienthrone, die er an Stelle der mit wahrhaft dämonischer Lust gestürzten alten Dynastien aufrichtete, besaßen ebensowenig sicheres Fundament wie sein neuer Adel, den er dem alten Feudaladel nachäffte. Alles, was er schuf, beruhte einzig und allein auf seiner Persönlichkeit, stand und fiel mit dieser. Immer despotischer wurde seine Will-

kürherrschaft; der Cäsarenwahnsinn faßte und stürzte ihn.

Der verhängnißvolle Feldzug in Rußland (1812) leitete den Zusammensturz seiner Macht ein, den die Völkerschlacht bei Leipzig (16. bis 18. Oktober 1813) besiegelte. Auf seine Abdankung vom 11. April 1814 und seinen Aufenthalt auf der Insel Elba folgten die „Hundert Tage“, die mit der entscheidenden Niederlage von Waterloo (18. Juni) endeten. Am 15. Juli begab er sich an Bord des englischen Linien Schiffes „Bellerophon“, wo ihm der Beschluß der verbündeten Mächte eröffnet wurde, daß der „General Bonaparte“ im Interesse der allgemeinen Ruhe nach der englischen Insel St. Helena deportiert werden solle. Dort starb der ehemalige Weltbeherrscher in der Verbannung (5. Mai 1821) am Magenkrebs. 1840 wurde sein Leichnam nach Paris überführt, wo man ihn in einer Gruft unter der Kuppel des Invalidendoms beisezte.

2. Erzherzog Karl von Oesterreich.

Der einzige Heerführer Oesterreichs, welcher sich eines Sieges über Napoleon rühmen konnte und welcher überhaupt als Organisator der Kriegsmacht wie als Theoretiker des Krieges und als Staatsmann sich einen berühmten

Namen erworben, war Erzherzog Karl. Erzherzog Karl Ludwig Johann von Oesterreich, Herzog von Teschen, wurde zu Florenz am 5. September 1771 als dritter Sohn des Großherzogs von Toscana und späteren Kaisers Leopold II. geboren. Als Kind kränklich, vom dritten Jahre an häufig argen Nerven-
zufällen ausgesetzt, die sich sogar in Konvulsionen äußerten, blieb er unter seinen fünfzehn Geschwistern wenig beachtet. Erst am Hofe seiner Tante Christine von Sachsen-Teschen in Brüssel, die ihn nach dem Tode seiner Eltern adoptierte und zum Erben ihres großen Vermögens einsetzte, entwickelte sich seine hervorragende Begabung. Bei Aldenhoven und Neerwinden pflückte der junge Prinz die ersten kriegerischen Lorbeeren; mit 22 Jahren war er Generalstatthalter von Belgien und mit 25 Jahren überraschte er als Oberkommandant des österreichischen Heeres am Rhein die Welt durch seine Siege über Moreau und Jourdan. Nach dem fruchtlosen Kongreß zu Raftatt trat Karl 1799 abermals an die Spitze der Rheinarmee und schlug Jourdan bei Ostrach, Pfullendorf und besonders in der Schlacht von Stockach am 25. März, wurde aber durch Mißhelligkeiten mit den russischen Generalen Suworow und Korsakow in seinen weiteren Unternehmungen gehemmt. 1800 zum Generalgouverneur von Böhmen ernannt, mußte er schon im Dezember desselben Jahres, nach der unglücklichen Schlacht von Hohenlinden, von neuem dem Oberbefehl übernehmen. Nach dem Frieden von Luneville wurde Karl, der unablässig bemüht war, seinem kaiserlichen Bruder über die traurigen Zustände im Reiche und über die verfehlte auswärtige Politik, die seine unfähigen Rathgeber empfahlen, die Augen zu öffnen, zum Hofkriegsrathspräsidenten und 1805 zum Kriegsminister ernannt. Nach dem Preßburger Frieden wurde er Generalissimus der gesammten österreichischen Armee und Kriegsminister mit unumschränkter Vollmacht; er begann die Reorganisation des Heeres und errichtete Reserven und eine Landwehr. Im Kriege von 1809 gewann der Erzherzog den glorreichen Sieg bei Aspern und Esling (21. und 22. Mai) über Napoleon, nach dem Theodor Körner sang:

„Ueberall im großen Vaterlande,
Von der Ostsee bis zum Donaustrande,
Macht dein Name alle Herzen weit.
Aspern klingt's — und Karl klingt's siegestrunken,
Wo nur deutsch die Lippe lassen kann.
Nein! Germanien ist nicht gesunken,
Hat noch einen Tag und einen Mann.“

Leider benutzte Karl den Sieg nicht zu einer entscheidenden Unternehmung, was er nie recht verstanden hat. Dadurch gewann Napoleon Zeit, seinen Ver-
lust zu ergänzen, und schlug dann am 5. und 6. Juli den Erzherzog bei Wagram. Bald nach dem Waffenstillstand von Znaim zog Karl sich ganz vom Staats-
dienst zurück und lebte anfangs zu Teschen, später in Wien. Er hat sich auch in der Militärliteratur durch seine strategischen und kriegsgeschichtlichen Arbeiten hervorgethan. Erzherzog Karl, der seit 1815 mit der Prinzessin Henriette von Nassau-Weilburg vermählt war, starb am 30. April 1847 zu Wien.

3. Admiral Nelson.

Zu den berühmtesten Seehelden nicht nur Englands, sondern aller Völker gehört Admiral Horatio Nelson. Am 29. September 1758 zu Burnham-

Thorpe in der Grafschaft Norfolk als Sohn eines Pfarrers geboren, wurde er schon als zwölfjähriger Knabe von einem Onkel mit zur See genommen, machte 1773 eine Polarexpedition mit und bestand 1777 die Prüfung als Schiffslieutenant. Im Seekriege gegen die amerikanischen Kolonien zeichnete Nelson sich so aus, daß er bereits 1779 den Rang eines Kapitäns zur See erhielt. 1795 zum Kommodore befördert, nahm er in der Schlacht beim Vorgebirge St. Vincent am 14. Februar 1797 drei spanische Linienschiffe und führte dann als Kontreadmiral den Befehl über das Blockadegeschwader von Cadix. 1797 mißlang sein tollkühner Angriff auf die Insel Teneriffa, wobei er selbst durch eine Kanonentugel dem rechten Arm einbüßte, nachdem er schon vorher bei der Einnahme von Calvi das rechte Auge verloren hatte. Am 1. August 1798 vernichtete Nelson die französische Flotte bei Abukir in Egypten, wofür er von seiner Regierung zum Baron Nelson vom Nil ernannt wurde, während ihm König Ferdinand IV. von Neapel, der „gekrönte Lazzarone“, den Titel eines Herzogs von Bronte verlieh. Nelson wurde nach Neapel gesandt, um den rohen und unwissenden König, den die Königin Karoline, eine Tochter Maria Theresias, ganz beherrschte, zur Kriegserklärung gegen Frankreich zu veranlassen. Dies gelang ihm auch mit Hilfe der Freundin der Königin, der berühmten Lady Hamilton, Gattin des englischen Gesandten in Neapel; doch gerieth er selbst ganz in die Neze dieses intriganten Weibes. Als die Franzosen in Neapel einfielen und in der Hauptstadt ein furchtbarer Aufstand losbrach, geleitete Nelson den Hof nach Palermo. Nach seiner Rückkehr nach England wurde er Vizeadmiral der Blauen Flagge und bekam im April 1801 den Auftrag, mit 12 Linienschiffen und 4 Fregatten die Defensionslinie von Kopenhagen anzugreifen. Er brach den tapferen Widerstand der Dänen, worauf ein Waffenstillstand einen Vergleich herbeiführte. Im Mai nach England heimgekehrt, wurde Nelson zum Viscount erhoben und erhielt dann den Oberbefehl über die Küstenflotte, deren Angriff auf die französischen Schiffe vor Boulogne (16. August 1801) jedoch mißlang. Als nach dem Frieden von Amiens die Feindseligkeiten wieder begannen, übernahm er den Oberbefehl im Mittelmeer und besiegte am 21. Oktober 1805 beim Vorgebirge Trafalgar die spanisch-französische Flotte. Bevor die Schlacht noch entschieden war, erhielt Nelson einen Brustetenschuß, der ihm das Rückgrat zerschmetterte, so daß er nach wenigen Stunden verschied.

4. Friedrich Wilhelm III. von Preußen.

Der König, unter welchem Preußen seine tiefste Demüthigung und Erniedrigung erfahren sollte, war Friedrich Wilhelm III. In Potsdam am 3. August 1770 als ältester Sohn Friedrich Wilhelm II. und der Prinzessin Luise von Hessen-Darmstadt geboren, wurde er als dereinstiger Thronfolger noch unter der Aufsicht des „alten Fritz“ erzogen. Diese Erziehung war aber eine pedantische und veraltete. Ein gewisser Böhnisch, ein Hypochonder, war des Prinzen erster Lehrmeister; er verwaltete sein Amt mit spartanischer Strenge und ließ seinen Zögling sogar hungern, der dann froh war, wenn ihm sein Diener Wolter heimlich einige gute Bissen zusteckte. Als einzige Zerstreuung wurde ihm erlaubt, preussische und österreichische Schlachtordnungen zu zeichnen, aber natürlich nur solche, durch welche die Oesterreicher geschlagen wurden. Eine solche Erziehung konnte weder dem Charakter des Prinzen feste Entschlossenheit und Selbstber-

trauen verleihen, noch auch seinen Geist zu selbstständigem Denken schulen. Er blieb zeitlebens schüchtern und selbst gegen Untergebene unbeholfen, zu denen er mit Vorliebe in Infinitivsätzen zu reden pflegte. Die Mangelhaftigkeit seiner Kenntnisse machte ihn von seiner Umgebung abhängig, was um so bedenklicher war, als er, äußerst eifersüchtig auf die Wahrung seiner königlichen Würde, offene und ehrliche Rathschläge als Beeinträchtigung seiner Unabhängigkeit zurückwies, sich dagegen leicht von Leuten beeinflussen ließ, die seine Schwächen geschickt zu benutzen wußten. Daraus entsprang ferner, daß er die Mittelmäßigkeiten bevorzugte, da ihm alle wirklich hervorragenden Naturen unsympathisch waren. Da er nur wenig Selbstvertrauen besaß, so verwirrte sich, sobald der zu beurtheilende Gegenstand ernste Entschlüsse fordernte, die Verwicklungen herbeiführen konnten, seine Urtheilskraft, und er suchte dann sich die Sache so gut es anging, vom Halse zu schaffen. Dagegen zierten ihn die Tugenden eines schlichten Privatmannes: strenge Rechtllichkeit und Gewissenhaftigkeit, Sittenreinheit und Pflichttreue. Es war eine starke bürgerliche Ader in ihm, und er liebte sein Volk aufrichtig. Auch an persönlichem, soldatischem Muthe fehlte es Friedrich Wilhelm III. nicht. Nachdem er seine geliebte Gattin Luise durch einen vorzeitigen Tod verloren, schloß er am 9. August 1824 eine morggathische Ehe mit der Gräfin Auguste von Harrach, die er später zur Fürstin von Liegnitz erhob. Er selbst starb am 7. Juni 1840.

5. Königin Luise von Preußen.

Die Gemahlin Friedrich Wilhelms III., Königin Luise, die „Iphigenie der Befreiungskriege“, wie sie der Geschichtsforscher Mommsen einmal genannt hat, wurde am 10. März 1776 in Hannover geboren, wo ihr Vater, Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz, damals die hannoverschen Truppen befehligte. Sie verlor schon im 6. Jahre ihre Mutter, eine geborene Prinzessin von Hessen-Darmstadt, und blieb hierauf der Aufsicht eines Fräuleins von Wolzogen anvertraut. Später wurde sie ihrer Großmutter, der Landgräfin von Hessen-Darmstadt, zur ferneren Erziehung übergeben. In Folge der Unruhen des französischen Revolutionskrieges begab sie sich mit ihrer älteren Schwester Charlotte nach Hilburgshausen, wo sie bis März 1793 blieb. Auf der Rückreise in Frankfurt a. M. lernte der nachherige König Friedrich Wilhelm III. von Preußen die liebreizende, schlank gewachsene Jungfrau mit den seelenvollen, großen Blauaugen kennen und verlobte sich am 24. April 1793 in Darmstadt mit ihr; die Hochzeit wurde am Weihnachtsabend desselben Jahres in Berlin begangen. In der angefaulten und frivolen Gesellschaft des damaligen Hofes und der Hauptstadt brachte die junge Kronprinzessin an der Seite des sie innig liebenden Gatten ein echt deutsches Familienleben wieder zu Ehren, während sie in den Sommermonaten meist zurückgezogen auf dem Gute Barch lebte. Als Königin gewann sie rasch alle Herzen und wurde im ganzen Lande aufrichtig verehrt. Am 15. Oktober 1795 hatte sie ihrem Gemahl den ersten Sohn, den späteren König Friedrich Wilhelm IV., geboren; am 22. März 1797 kam der zweite Prinz, nachmals König und Kaiser Wilhelm I., zur Welt. Die späteren Kinder aus der musterhaften Ehe waren: Prinzessin Charlotte, später Alexandra (geb. 13. Juli 1798, gest. 1. November 1860 als Wittve des Kaisers Nikolaus I. von

Rußland); Prinz Karl (geb. 29. Juni 1801, gest. 21. Januar 1883); Prinzessin Alexandrine (geb. 23. Februar 1803, gest. 21. April 1892 als Wittve des Großherzogs Paul Friedrich von Mecklenburg-Schwerin); Prinzessin Luise (geb. 1. Februar 1808, gest. 6. Dezember 1870 als Gemahlin des Prinzen Friedrich der Niederlande); Prinz Albrecht (geboren 4. Oktober 1809, gestorben 14. Oktober 1872.)

Als der Krieg im Jahre 1806 den König ins Feld rief, folgte Luise ihm nach Thüringen. Nach der Schlacht bei Jena flüchtete sie mit ihren Kindern nach Königsberg, dann im Januar 1807 nach Memel. Napoleon verfolgte die Königin, die er als Anstifterin des Krieges bezeichnete, mit den gemeinsten Schmähungen; trotzdem überwand sich die Königin vor dem Frieden in Tilsit so weit, um persönlich von Napoleon mildernde Bedingungen zu erbitten. Am



Friedrich Wilhelm III.

Nachmittage des 6. Juli 1807 holte der achtpännige Staatswagen des Kaisers sie aus dem Pfarrhause von Wittupöhnen ab und brachte sie nach der Stadt, wo sie in demselben Bürgerhause abstieg, in dem König Friedrich Wilhelm III. wohnte. Gleich darauf erschien Napoleon zu Pferde, grüßte den König und die Prinzen, die ihn an der Thür empfingen, mit der zierlichen Reitpeitsche und stieg, gefolgt von Talleyrand, die Treppe zum Empfangszimmer der Königin Luise hinauf. Diese eilte ihm entgegen und sagte: „Sire, ich bedaure lebhaft, daß Sie über diese schlechte Treppe sich zu mir bemühen müssen.“ Napoleon verbogte sich und erwiderte galant: „Um zu einem solchen Ziele zu gelangen, scheue ich keine Hindernisse.“ — „Für einen Glückling des Glückes, wie Sie es sind, Sire, giebt es auch keine“, war die schnelle Ant-

wort der Königin, aber die höfliche Schmeichelei erstarb ihr auf der Lippe, als Napoleon mit der ihm eigenen Schroffheit herausfuhr: „Das hätte Ihr Gemahl, der König, bedenken sollen, ehe er so thöricht war, mir den Krieg zu erklären.“ Da that die edle Königin den denkwürdigen und wahren Ausspruch: „Sire, wir waren auf den Vorbeeren Friedrichs des Großen eingeschlafen; sein Ruhm täuschte uns über unsere Macht.“ Und dann begann sie in berebten Worten und Bitten den Groberer anzufragen, er möge seinen Sieg nicht mißbrauchen und Preußen gänzlich zerstückeln. Napoleon war äußerst höflich, aber er ließ sich auch nicht das kleinste Zugeständniß entreißen. Als die Königin Luise in dem Bestreben, wenigstens das wichtige Magdeburg zurückzuerlangen, dringender wurde, suchte Napoleon die Unterredung von dem politischen auf das gesellschaftliche Gebiet zu lenken, indem er eine Rose von dem Blumenstock am Fenster abbrach und ihr überreichte. Die Königin weigerte sich, sie anzunehmen ohne Magdeburg. Da brach in Napoleon wieder der Ton des Siegers durch: „Madame“, versetzte er in rauhem Tone, „Sie vergessen, daß Sie mir keine Be-



Königin Luise von Preußen und Napoleon in Tilsit.

dingungen vorschreiben dürfen.“ Preußens Königin hatte sich vergeblich gedemüthigt. Mit dem Gefühle grausamster Enttäuschung kehrte sie nach Memel, wohin das preußische Hoflager verlegt worden war, zurück. — Die Leiden, welche durch den Kampf mit Napoleon über den Staat und das Königshaus hereinbrachen, ertrug Königin Luise mit Ergebung und Festigkeit, durch ihren Zuspruch den oft tiefgebeugten Gemahl aufrecht haltend. Das Unglück entwickelte alle ihre großen Eigenschaften; klar erkannte sie die begangenen Fehler und begrüßte mit Freuden die großen Männer, deren Reformen Preußens Wiedergeburt herbeiführen sollten. Die Erschütterungen aber, die sie in jener schmerzlichen Zeit durchmachen mußte, hatten ihre Gesundheit untergraben. Die Königin erkrankte während eines Besuches bei ihrem Vater in Strelitz auf dem Lustschlosse Hohenzieritz und starb daselbst am 19. Juli 1810 in den Armen ihres Gemahls. Ihre Ueberreste wurden in dem Schloßgarten zu Charlottenburg beigesetzt, wo ihr und ihrem Gemahl ein Mausoleum errichtet wurde.

6. Freiherr Karl vom Stein.

Der große Reformator des preußischen Staates nach seinem tiefen Falle wurde am 26. October 1757 als letzter männlicher Sproß des alten fränkischen Reichsfreiherrngeschlechts derer vom und zum Stein auf ihrem Familienstammsschloß zu Nassau an der Lahn geboren. Freiherr Heinrich Friedrich Karl trat nach beendigten Universitätsstudien und nach verschiedenen größeren Reisen 1770 in den preußischen Staatsdienst. 1795 wurde Stein Präsident der Kriegs- und Domänenkammer in der Grafschaft Mark und fand dort zuerst Gelegenheit, seine schöpferische Kraft zu bethätigen. 1796 zum Oberpräsidenten sämmtlicher westfälischen Kammern ernannt, wurde er 1804 Minister des Handelswesens. Schon im Mai 1806 setzte er dem König Friedrich Wilhelm III. in einer Denkschrift die Nothwendigkeit einer vollständigen Umgestaltung der Regierung und der Einrichtungen des Staates auseinander. Nach seiner höchst ungnädigen Entlassung im Januar 1807 entwarf er in Nassau die Denkschrift „Ueber die zweckmäßige Bildung der obersten und der Provinzial-, Finanz- und Polizeibehörden in der preußischen Monarchie“, deren Grundgedanke die Einführung der Selbstverwaltung darstellt. Er suchte ihn zu verwirklichen, nachdem er am 30. September 1807 die Leitung der gesammten preußischen Zivilverwaltung übernommen hatte. Nach seiner Rückkehr aus Rußland machte er den Befreiungskrieg in der Umgebung des Zaren mit und entfaltete dann eine äußerst fruchtbringende Thätigkeit an der Spitze des Centralverwaltungsrathes. Sein Ziel war ein Deutsches Reich mit stärkerer Einheit, namentlich zur Vertheidigung gegen das Ausland, unter gleichzeitiger Wiederherstellung des Kaiserthums im Hause Habsburg gewesen, und der durch die Wiener Acte vom 10. Juni 1815 begründete Deutsche Bund mißfiel ihm gründlich. Noch mehr enttäuschten ihn die Verhandlungen der Diplomaten nach der zweiten Niederwerfung Napoleons; er kehrte schon im September 1815 in die Heimat zurück, um sich fortan fast ausschließlich seiner Familie und der Bewirthschaftung seiner Güter zu widmen und nach Kräften Künste und Wissenschaften fördern zu helfen. Stein starb am 29. Juni 1831 auf seiner Besitzung Rappenberg in Westfalen.

7. Fürst von Hardenberg.

Karl August, Fürst von Hardenberg, geboren am 31. Mai 1750 zu Essenrode in Hannover, aus altem freiherrlichem Geschlecht stammend, war im Gegensatze zu Stein mehr ein Grand-Seigneur der alten Schule mit der ganzen Gewandtheit und Schmiegsamkeit eines solchen vornehmen Herrn; geistig rege und von den besten Absichten erfüllt, erwies er sich gleich geschickt für die innere und äußere Politik, besonnen und vorsichtig. Zuerst im hannöverschen und braunschweigischen Staatsdienste thätig, wurde er 1790 von dem Markgrafen von Ansbach und Bayreuth als Minister angestellt. 1791 zum preussischen Staatsminister ernannt, schloß er als solcher am 5. April 1795 den verhängnißvollen Frieden zu Basel ab. Erst die Katastrophe von 1806 machte ihn zu einem entschiedenen Gegner Napoleons, der nach Tilsit, wie schon vorher im Jahre 1806, seine Entlassung durchsetzte. Im Juni 1810 wurde er aber mit Zustimmung des französischen Kaisers zum Staatskanzler ernannt und erhielt die Oberleitung der auswärtigen und inneren Politik Preußens. Er unterzeichnete den Pariser Frieden und vertrat mit Wilhelm v. Humboldt zusammen Preußens Interessen auf dem Wiener Kongreß, wo er sich freilich Metternich gegenüber vielfach zu vertragen mußte. Er war am 3. Juni 1814 zu Paris in den Fürstenstand erhoben worden und erhielt die Standesherrschaft Neu-Hardenberg als Dotation. Nach dem Frieden stand er noch sieben Jahre an der Spitze des Staates. Auf einer Reise durch Oberitalien starb er am 26. November 1822 in Genua.



Fürst von Hardenberg.

8. General von Scharnhorst.

Was Stein für den preußischen Staat nach seinem Zusammenbruche geworden ist, das war Gerhard Johann David von Scharnhorst dem preußischen Heere. Als Sohn eines Bauern am 12. November 1755 zu Bordenau bei Neustadt am Rübenberge in Hannover geboren, kam er schon frühzeitig in die Artillerieschule des Grafen Wilhelm von Lippe-Schaumburg zu Wilhelmstein. Seit 1780 in hannöverschen Diensten, trat er 1801 in die preußische Artillerie über und wurde alsbald Direktor der Berliner Militär-

akademie; 1804 wurde er zum Obersten befördert und geadelt. In der Schlacht bei Auerstädt zeichnete er sich rühmlich aus, ebenso als Generalstabschef L'Estocqs bei Preußisch-Ehlau. Von 1807 bis 1810 Kriegsminister, führte Scharnhorst die Reorganisation des preußischen Heeres durch, welche die spätere Erhebung gegen die Fremdherrschaft vorbereitete und ermöglichte. Beim Beginn des Befreiungskrieges wurde Scharnhorst, zum Generalleutnant befördert, Blücher als Generalstabschef zugetheilt, doch erhielt er bereits in der ersten Schlacht, am 2. Mai bei Großgörschen, einen Schuß in den Schenkel. Trotz seiner schweren Verwundung wollte Scharnhorst nach Wien



General v. Scharnhorst.

eilen, um in Oesterreich für die Verbündeten zu wirken, erlag aber am 28. Juni den Folgen des erhaltenen Schusses.

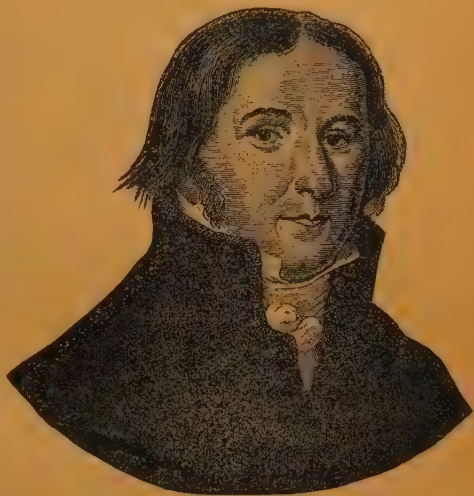
9. Ernst Moritz Arndt.

Die kräftigste Unterstützung in der Erweckung und Anfeuerung des deutschen Nationalgeistes zum Kampfe wider die Fremdherrschaft empfing Freiherr vom Stein durch den Gelehrten, Dichter und Schriftsteller Ernst Moritz Arndt, einen der wackersten Patrioten, die Deutschland hervorgebracht hat. Er wurde am 26. Dezember 1769 zu Schoritz auf der Insel Rügen als Sohn eines Inspektors auf dem Gute des Grafen Malte-Putbus geboren, studierte in Greifswald und Jena und habilitierte sich nach einer größeren Reise durch Oesterreich, Oberitalien, Frankreich und Deutschland im Jahre 1800 in Greifswald als Privatdozent der Geschichte und Philologie, wo er auch 1805 eine ordentliche Professur erhielt. Im Jahr darauf erschien der erste Theil des Werkes, durch das er am meisten auf seine Zeit eingewirkt hat, der „Geist der Zeit“, worin Arndt die kommenden Ereignisse prophetisch vorausverkündete. Nach der Schlacht bei Jena mußte er nach Schweden fliehen, wo er den zweiten Theil seines Werkes ausarbeitete, das 1809 erschien und in dem er mit feurigster Begeisterung auf die Wege hinwies, auf denen Deutschland allein aus der Erniedrigung erlöst werden könne. Im Jahre 1812 begab er sich auf Einladung Steins zu diesem nach Petersburg und entwickelte von dort aus eine äußerst

fruchtbare schriftstellerische Thätigkeit im Sinn und Geist der deutschen Erhebung, die er nach der Vernichtung der Großen Armee und seiner darauf mit Stein erfolgten Rückkehr nach Deutschland unermüdlich fortsetzte. So entstanden die Schriften: „Was bedeutet Landwehr und Landsturm?“, der „Deutsche Volkskatechismus“, „Grundlinien einer deutschen Kriegsordnung“ und „Der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze“, die bis in die fernsten Winkel Deutschlands aufklärend und begeisternd wirkten. Aus dieser Zeit der großen Erhebung stammen auch die schönsten seiner Dichtungen, die „Kriegs- und Vaterlandslieder.“

Aber der freihheitliche Geist, der alle seine Schriften durchwehte, zog ihm nach Abschüttelung der Fremdherrschaft und dem Eintreten der Reaktion Verfolgungen wegen „demagogischer Gesinnung“ zu, er wurde seiner Professur an der neugegründeten Universität Bonn nach kurzer Wirksamkeit daselbst enthoben und erst nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. wieder in sein Amt eingesetzt. 1841 erwählte ihn die Universität Berlin zum Rektor. Im Jahre 1848 trat Arndt, schon ein Greis, mit Jünglingsbegeisterung in die Bewegung für die Rechte des Volkes und ein konstitutionelles deutsches Kaiserthum ein, wurde in die Nationalversammlung gewählt und war auch Mitglied der Deputation, die dem König von Preußen die deutsche Kaiserkrone anbieten sollte.

Das Scheitern aller seiner Hoffnungen auf eine Neugestaltung Deutschlands entmuthigte ihn nicht, bis zu seinem Tode am 29. Januar 1860 war er als unermüdlicher Kämpfer für Freiheit und Aufklärung thätig, ein echt deutscher Mann, voll Begeisterung für die erhabensten Interessen der Menschheit und voll edelster Hingabe für die Sache seines Volkes.



Ernst Moritz Arndt.

10. Herzog von Wellington.

Der „eiserne Herzog“, dem Blüchers rechtzeitiges Eingreifen am Abend der Schlacht von Waterloo den Sieg über Napoleon gewann, führte ursprünglich den Namen Arthur Wellesley und wurde geboren am 1. Mai 1769 zu Dangan-Castle in England als dritter Sohn von Garrett Colley-Wellesley, der in demselben Jahre zum Viscount Wellesley und Grafen von Mornington erhoben wurde. Arthur trat 1798 als Fähnrich in das englische Heer und zeichnete sich als Offizier wiederholt in Indien aus, bevor er 1805 als Generalmajor heimkehrte. 1806 trat er ins Unterhaus, wurde bald hernach Staatssekretär

für Irland und nahm im August 1807 am Zuge nach Kopenhagen theil, dessen Kapitulation er abschloß. Im August 1808 wurde er an der Spitze einer Expedition nach Portugal geschickt und leitete nun dort und in Spanien den Krieg gegen die Franzosen; namentlich die entscheidenden Siege bei Talavera (26. Juli 1809), Vittoria (21. Juni 1813) und Orthez (27. Februar 1814) machten seinen Namen berühmt. Vom englischen Prinzregenten zum Herzog von Wellington und Marquis von Douro ernannt, übernahm er am 6. April 1815 den Oberbefehl über die aus Deutschen, Briten und Holländern zusammenge setzte Armee und lieferte dann am 18. Juni im Verein mit Blücher Napoleon die Schlacht bei Waterloo, die zum zweitenmal dem französischen Kaiserthum ein Ziel setzte. Der König der Niederlande verlieh Wellington dafür den Titel eines Fürsten von Waterloo; 1827 ward er zum Oberbefehlshaber der britischen Landmacht ernannt. Im Januar 1828 übernahm der Herzog, der als Gefinnungsgenosse der Tories in die Höhe gekommen war, die Bildung eines neuen konservativen Ministeriums, in dem er persönlich die Stelle eines ersten Lords des Schatzes bekleidete. Nachdem er 1830 zurückgetreten war, gehörte Wellington noch verschiedenen Ministerien an und behielt auch unter dem Whigministerium seit Juni 1846 seine Oberbefehlshaberstelle nebst den Aemtern eines Gouverneurs im Tower, des sog. Lord Warden of the Cinque Ports (eine einträgliche Sinecure) und des Kanzlers von Oxford. Er starb am 14. September 1852 auf Walmer-Castle bei Dover.

11. General-Feldmarschall von Blücher.

Der volksthümlichste Held und Heerführer der Befreiungskriege war Gebhard Leberecht von Blücher. Geboren am 16. Dezember 1742 zu Rostock in Mecklenburg, wuchs er bis zu seinem 10. Jahre auf dem Gute seines Vaters, früheren kurhessischen Rittmeisters, heran. Dann brachte ihn derselbe mit einem Bruder zu seinem Schwiegersohne, dem schwedischen Kammerherrn von Krackow nach Rügen. Hier erlangte Blücher große Geschicklichkeit in allen körperlichen Uebungen, besonders im Reiten; aber seine wissenschaftliche Bildung wurde ganz vernachlässigt. Seine ganze Erziehung war überhaupt höchst mangelhaft, seine Schulbildung so dürftig, daß er zeitlebens nicht richtig schreiben lernte, sondern durch seine haarsträubende Orthographie stets große Heiterkeit erregte. Dies hinderte ihn aber nicht, ein ganzer Mann zu sein, deutsch vom Scheitel bis zur Sohle, von scharfem praktischem Verstand, derbem, geradem Wesen und warmem Herzen, von rascher Thakraft und eiserner Energie, ein Mann wie dazu außersehen, sich in einem Volkskriege die Liebe seiner Untergebenen zu erwerben und seine Leute zu den schwierigsten Unternehmungen durch Wort und Beispiel zu begeistern. 1756 trat er als Junker bei dem schwedischen Husarenregiment Sparre ein, wurde aber am 29. August 1760 auf dem Rückzuge nach dem Gefecht bei Sudow von einem preussischen Husaren des Regiments Belling gefangen, als er vom Pferd gestürzt war. Oberst von Belling bewog ihn, in preussische Dienste überzutreten und wirkte ihm dazu gegen Auswechslung eines gefangenen schwedischen Offiziers den Abschied aus. Blücher trat nun als Kornett beim Regiment Belling ein und wohnte dessen weiteren Feldzügen bei, wurde bald Bellings Adjutant und schon 1761 Premierleutnant. 1770 glaubte er sich zurückgesetzt und erhielt vom alten Fritz den geforderten Abschied mit den

Worten: „Der Rittmeister B. mag sich zum I... scheeren.“ Er heirathete nun die Tochter des sächsischen Generalpächters Mehling in Polen und verwaltete sein Gut Groß-Raddow in Pommern auf musterhafte Weise. Erst 1787 von Friedrich Wilhelm II. als Major in seinem alten Regiment wieder angestellt, wohnte er dem Feldzuge in Holland bei, wo er den Orden pour le merite erwarb, und wurde 1790 Oberst. In dem folgenden Krieg gegen Frankreich bewährte er großes Talent als Reiterführer, führte auch viele glückliche Handstreich aus. Zum Generalleutnant befördert, nahm er 1802 Erfurt und Mühlhausen für Preußen in Besitz und war 1803 Gouverneur der von Preußen neu erworbenen westfälischen Provinzen. Beim Ausbruch des Krieges von 1806 stieß er mit seinen westfälischen Truppen zum Herzog von Braunschweig, gerieth aber nach tapferem Widerstande durch die Kapitulation von Ratkau in französische Gefangenschaft. Einige Monate darauf wurde er am 27. Februar 1807 gegen den französischen General Victor-Berrin ausgewechselt. Erst nach dem Tilsiter Frieden begann seine weltgeschichtliche Rolle. Als General der Kavallerie in Pommern war er der Mittelpunkt aller Derer, welche mit leidenschaftlichem Eifer den König zu neuem Kampfe gegen die französischen Unterdrücker antrieben. 1812 mußte er den aktiven Dienst verlassen, worauf er in Kunzendorf bei Reisse lebte; diese Zeit der Unthätigkeit hat er selbst die schrecklichste seines Lebens genannt. Beim Ausbruch des Krieges von 1813 erhielt er den Oberbefehl über die in Schlessien gebildete Armee und führte nun das preußische Volksheer von Sieg zu Sieg. Die Schlachten an der Ratzbach, bei Mödern und bei Leipzig, und später die bei La Rothière, Laon, Vigny und Belle-Alliance sind ebensoviele Ruhmestage für ihn. Zur Erinnerung des Sieges an der Ratzbach wurde er zum Fürsten von Wahlstatt ernannt und mit den Gütern des Stifts Trebnitz in Schlessien beschenkt. „Vorwärts“ war seine Losung und als „Marschall Vorwärts“ war er seinen Leuten ein begeisterndes Vorbild. Niemals ist dieß wohl so glänzend hervorgetreten, als nach der Niederlage bei Vigny am 16. Juni 1815. Während Napoleon nämlich Blücher völlig geschlagen glaubte, sammelte dieser bereits am nächsten Tage in Wavre seine Truppen und beschloß, trotz seines nach einem Sturz mit dem Pferde leidenden Zustandes und des die Bewegungen hemmenden strömenden Regens Wellington um jeden Preis zu Hülfe zu kommen. Seine schmerzenden Glieder hielten ihn nicht ab, zu Pferde zu steigen und sich an die Spitze der Preußen zu setzen, die ihren „Vater Blücher“ mit begeistertem Jubel begrüßten. Von ihm unablässig angefeuert, erreichten sie noch rechtzeitig das Schlachtfeld von Belle-Alliance (Waterloo), um den Sieg zu entscheiden. Nur die Spannung und Energie seines Geistes hielten den greisen Feldmarschall noch bis zum Friedensschluß aufrecht; dann zog er sich, mit Ehren und Ruhm bedeckt, aber krank und körperlich gebrochen, auf seine Güter in Schlessien zurück, wo er am 12. September 1819 nach kurzem Krankenlager starb.

12. General von Gneisenau.

Nächst Scharnhorst (s. oben N. 8) ist es vor Allen August Reithart von Gneisenau gewesen, dem Preußen seine militärische Wiedergeburt verdankte. Ohne seine Thätigkeit im Befreiungskriege, ohne seine geniale Wirksamkeit als Generalstabschef Blüchers, der denn auch seinen Verdiensten stets unumwunden volle Anerkennung zollte, wären die Erfolge, welche Preu-

zens Heer errang, nicht möglich gewesen. Von der ruhmreichen Vertheidigung Rolbergs im Jahre 1806 und 1807 bis zur siegreichen Schlacht bei Waterloo ist fast keine glänzende That geschehen, an der nicht Gneisenau seinen Antheil gehabt hätte als besonnener und zugleich kühner Stratege und Taktiker. Er war einer der edelsten und uneigennützigsten Charaktere jener großen Zeit und einer der größten militärischen Geister, die Deutschland hervorgebracht hat. Gneisenau wurde am 27. Oktober 1760 zu Schildau bei Torgau im Feldlager des Siebenjährigen Krieges als Sohn eines sächsischen Artillerieoffiziers geboren und wuchs in den ärmlichsten Verhältnissen auf, bis ihn sein mütterlicher Großvater nach Würzburg zu sich nahm und ihn dort in der Jesuitenschule unterrichten ließ. 1777 besuchte er die Universität zu Erfurt und trat zwei Jahre später ins



General v. Gneisenau.

kaiserlich-österreichische Heer ein, um später mit dem markgräflich bayreuthischen Heere in englischem Solde nach Nordamerika zu gehen und hier gegen unsre aufständischen Kolonien zu kämpfen. Nach dieser Expedition, die seinen Gesichtskreis bedeutend erweiterte und ihm wohl zuerst den Gedanken an die Brauchbarkeit eines Volksheeres eingab, trat er in das preussische Heer ein und gab sich während der Friedensjahre eifrig den Studien hin. Die Mißstände, die den Zusammenbruch des preussischen Heerwesens 1806 herbeiführten, erkannte er mit klarem Blick im voraus. Er focht als Hauptmann bei Saalfeld und Jena und bedeckte sich als heldenmüthiger Ver-

theidiger Rolbergs mit Ruhm. Seitdem stand sein Ruf und seine Aufgabe fest. Als Oberleutnant trat er bald darauf in die Kommission zur Reorganisation des Heeres und wirkte dort bis 1809, wo ihn das Mißtrauen Napoleons zwang, seine Entlassung zu nehmen. Mit dem geheimen Auftrag, die Verhältnisse des Auslandes zu studieren, bereiste er Oesterreich, Rußland und England, bis die Niederlage Napoleons in Rußland ihn im Frühjahr 1813 wieder ins Vaterland zurückrief, wo nun seine weltgeschichtliche Rolle begann. Als Meister im Entwerfen kühner, dabei aber jedes vermeidliche Wagniß ausschließender Operationspläne stand er unerreicht da. Nach der Schlacht von Leipzig wurde er zum Generalleutnant ernannt und in den Grafenstand erhoben. 1818 wurde er Gouverneur von Berlin und Mitglied des Staatsraths, 1825 Generalfeldmarschall. 1831 beim Ausbruch des polnischen Aufstandes ging er als Oberbefehlshaber der zum Schutze der Grenze aufgestellten preussischen Armee nach Posen, wo er am 24. August an der Cholera starb. Mit den umfassendsten Kenntnissen und allen Eigenschaften eines großen Feldherrn vereinigte er die liebenswürdigste Bescheidenheit und Menschenfreundlichkeit, und sein ritterlicher Charakter, seine feine gesellschaftliche Bildung und seine Tugenden als Familienvater erwarben ihm die allgemeinste Achtung und Liebe.

Zweiter Abschnitt.

Die Zeit der Restauration. — 1815–1830.

Viertes Kapitel.

Die heilige Allianz. — Reaktion auf allen Gebieten. — Die royalistische Partei in Frankreich. — Karl X. das Haupt der Priesterpartei. — Genöthigt ein liberales Ministerium zu berufen. — Trauriger Zustand in Deutschland. — Oesterreich das Musterland der Reaktion. — Metternich. — Die Turnerei. — Die deutschen Studenten und die Burschenschaft. — Das Wartburgfest. — Ermordung Kohebnue's durch Sand. — Die Karlsbader Beschlüsse. — Die Wiener Schlußakte. — Allgemeine Demagogenversolgung.

Nach dem endgültigen Sturze Napoleons schlossen noch vor ihrem Abgang von Paris Alexander I. von Rußland, Franz I. von Oesterreich und Friedrich Wilhelm III. von Preußen auf Betreiben des Zaren ein Bündniß ab, worin sie sich gelobten, als Bevollmächtigte der Vorsehung ihre Völker nach den Vorschriften des Christenthums, der Gerechtigkeit, Liebe und Friedfertigkeit zu regieren und sich als Brüder bei jeder Gelegenheit Hilfe und Beistand zu leisten. Alle christlichen Fürsten sollten eingeladen werden, sich diesem Bunde anzuschließen. Auch trafen die drei Monarchen die Abrede, theils selbst von Zeit zu Zeit zusammenzutommen, theils ihre Minister zusammentreten zu lassen, um gemeinsam zu erwägen, was die Ruhe und Wohlfahrt Europas fördern könne. Nach und nach traten mit Ausnahme des praktisch-klugen Englands, des hinter seine rechtgläubige Ausschließlichkeit sich bergenden Papstes und des Sultans sämtliche Monarchien Europas dieser „heiligen Allianz“ bei. Statt jedoch eine Verbrüderung anzubahnen, wie enthusiastische Leute anfangs meinten, erwies sich die heilige Allianz, namentlich durch den verderblichen Einfluß Metternichs, mehr und mehr als ein Bund der Fürsten gegen die Völker, und die Zusammenkünfte der Monarchen und ihrer Minister, die sog. Kongresse, als das wirksamste Mittel, um jedes noch so maßvolle und berechtigte Streben nach Freiheit in Europa zu unterdrücken.

Unterstützt wurden die Monarchen in ihrem Vorgehen durch die reaktionäre Strömung in den gebildeten Ständen. Während nämlich die großen Denker

und Dichter des 18. Jahrhunderts für Freiheit und Aufklärung gestritten hatten, verkündeten jetzt geistreiche Schriftsteller und Gelehrte, wie der Franzose Chateaubriand, der Schweizer Haller, der Deutsche Geng, alles Ernstes, daß das Heil der Welt in der Rückkehr zum Glaubenszwang und zum Absolutismus liege. Das Mittelalter mit seiner päpstlichen Weltherrschaft und seinem Feudaladel wurde, vom romantischen Schimmer der Dichtung verklärt, als das Vorbild hingestellt, auf das man zurückstreben müsse, und Pro-



Friedrich Geng.

testanten von Ruf und Bedeutung traten, trotzdem der durch das Reformationsjubiläum 1817 tief angeregte Protestantismus durch die schriftgemäße Verkündigung der Lehre vom Kreuz, durch vermehrte Bibelverbreitung, durch erweiterte Missionsthätigkeit in der Heidenwelt und durch neue Anstalten christlicher Liebe und Barmherzigkeit das frisch erwachte Glaubensleben förderte, zum Katholizismus über, weil sie fanden, daß die verabscheute Revolution schon mit dem Abfall von Rom begonnen habe. Nur zu rasch befreundeten sich Priester und Monarchen mit diesen ihrer Macht so vortheilhaften Lehren. Staat und Kirche bestreben sich um die Wette, so viel als immer möglich die Zustände vor der Revolution wieder herzustellen, und über-

all folgte jetzt auf die stürmischen Bewegungen der vergangenen Jahre eine Zeit der Reaktion, d. i. des Rückschlags oder Rückschritts. Rückschritte gab es auf allen Gebieten. Adel und Klerus verlangten und empfangen zum Theil ihre Vorrechte zurück. Die Glaubensfreiheit wurde unterdrückt oder doch bedroht; in den katholischen Ländern gebieh das Klosterwesen zu neuer Blüthe, der Jesuitenorden wurde durch eine päpstliche Bulle wieder hergestellt, in Rom und Spanien die Inquisition. Der Geist fast aller Regierungen war entschieden freiheitsfeindlich. Die Presse wurde durch eine strenge Zensur getnebelt, das Thun und Lassen eines jeden durch ein weitverzweigtes Polizei- und Spionierwesen überwacht, und als ihre Hauptaufgabe betrachteten die Monarchen und ihre Minister, alle freiheitlichen Bestrebungen des Volkes als Anfänge der Revolution im Keime zu ersticken. Die Saat, die aus dem Boden empor sproßte, den doch das Volk, vor allen das deutsche, mit seinem Blute gedüngt hatte, durfte es nicht ernten; es hatte den Fürsten Krone und Land gerettet und wurde nun zum





Dank dafür geknechtet. Die Jahre 1815—21 und weiter hinaus bis zur Mitte des Jahrhunderts bilden einen *Schandfleck* auf den Blättern der europäischen, vorab deutschen Geschichte. „Kein Theil der Weltgeschichte bietet in einem Zeitraum von drei Jahrzehnten solche Gegensätze dar, wie die Perioden von 1800—1815 und von 1815—1830. Dort ein stetes Werden und Vergehen,



Ludwig XVIII., König von Frankreich.

und dabei eine gehobene Seelenstimmung; hier Stillstand und äußerliche Ruhe, hier und da durchbrochen durch konspiratorische Umdriebe und revolutionäre Ausschreitungen. Dabei ein gebrochener Lebensmuth, ein gedrückter Sinn, ein Gefühl der Krankheit; dort eine Politik der Vergewaltigungen und der offenen That voll großartiger Kämpfe, hier ein Kabinettsregiment mit kleinlichen

Mitteln, arglistiger Ueberwachung, Falschheit und Argwohn, ein Polizeiregiment mit einem System von Späherei und Angeberei, von Heimtücke und Mißtrauen.“ Rein Wunder, daß diese Kurzsichtigkeit der Fürsten und Staatsmänner in Deutschland und Frankreich noch einmal das rothe Gespenst der Revolution heraufbeschwor.

In dem tiefbewegten französischen Reich bemühte sich die wieder zur Herrschaft gekommene royalistische Partei nach Kräften, die ganze ungeheure Umwälzung, welche das Land in den 20 Jahren der Revolution und des Kaiser-

reiches erfahren hatte, ungeschehen zu machen und alles wieder auf den Zustand vor 1789 zurückzuschrauben. Es trat der merkwürdige Fall ein, daß der König sein von ihm entworfenenes konstitutionelles Staatsgrundgesetz nur mit großer Mühe gegen den Eifer der ungemäßigten Royalistenpartei, der sog. „weißen Jakobiner“, zu schützen vermochte. Durch eine Reihe von Ausnahmen und Auführgefehen überlieferte dieselbe das Land der schrankenlosesten Polizeiwillkür; so war u. a. auch davon die Rede, auf die bloße Aufpflanzung der Tricolore, welche unter den Bourbonen wieder dem weißen Lilienbanner



J. P. C. Gutzot.

weichen mußte, den Tod zu setzen. Die Rachgier der Royalisten nach ihrer zweiten Vertreibung kannte keine Grenzen. In wenig Wochen wurden 70,000 Personen verhaftet. Der Marschall Ney, der gefeiertste Kriegsheld der kaiserlichen Armee, wurde als Hochverräter erschossen; Männer, wie Carnot, mußten ihr Leben in der Verbannung beschließen. In den Städten des Südens veranstalteten fanatisch-katholische Böbelhaufen Massenmorde gegen Bonapartisten, Republikaner und Protestanten, und nicht die Regierung, erst das Einschreiten österreichischer Truppen machte diesem „weißen Schrecken“ ein Ende.

Als die Wahlen zur Kammer herangekommen, gelang es dann den Freisinnigen oder Liberalen eine Reihe Sitze zu erobern, und selbst der König bekam, aus Furcht, er könnte sonst noch einmal in seinem Alter das Brot der Verbannung essen, liberale Anwandlungen. Da aber wurde sein Neffe und künftiger Thronfolger, der Herzog von Berry von einem fanatischen Sattlergesellen ermordet, und nun brach die ganze Wuth der Reaktion aufs Neue los. Die gemäßigten Minister wurden zum Rücktritt genöthigt und durch royalistische Heißsporne ersetzt, die Pressfreiheit und die Garantien für die persönliche Freiheit eingeschränkt und das Wahlgesetz noch mehr zu Gunsten der Reichen geändert.

Dafür wurde der Klerus in jeder Weise begünstigt. An die Spitze des öffentlichen Unterrichtswesens trat ein katholischer Bischof; freisinnige Professoren, wie der Historiker Guizot, wurden von den hohen Schulen entfernt und den Jesuiten die Rückkehr gestattet. Ein katholischer Geheimbund, die *Régénération*, an dessen Spitze der Bruder des Königs stand, spann sein Netz über das ganze Land; wer ihm angehörte oder von ihm begünstigt wurde, war sicher zu Aemtern und Würden zu gelangen. Den Höhepunkt erreichte die Reaction, als 1824 Ludwig XVIII. starb und in seinem Bruder Karl X. das Haupt der katholischen Priesterpartei den Thron bestieg. Schon durch seine

feierliche Krönung und Salbung in Rheims gab er kund, daß er im Sinne der alten „allerchristlichsten“ Monarchen zu regieren gedenke. Zwar konnte er es nicht wagen, den abligen Emigranten ihre während der Revolution konfiszierten Güter zurückzuerstatten, weil das eine gänzliche Umwälzung des bestehenden Zustandes zur Folge gehabt hätte, aber er setzte eine Entschädigung derselben im Betrage einer Milliarde Franken aus dem Staatsfädel durch. Der Kirche zeigte er sich gefällig durch Erlaß mittelalterlicher Kirchenge-
setze. Er bemerkte dabei



Louis Adolphe Thiers.

nicht, daß sich voll Unwillen alle Männer von philosophischer Bildung und die glänzendsten Redner wie Benjamin Constant und Roger-Collard von seiner Regierung abwandten. Trotz Preßzwang und Hemmnissen aller Art begannen eine Reihe trefflich geschriebener Zeitungen und Flugschriften in liberalem Sinne zu wirken. Frankreichs volkstümlichster Dichter, der geniale *Vernier*, übergoss in seinen Liedern, die in aller Munde lebten, die Thorheiten der Bourbonen mit heißendem Spott und verherrlichte den Riesen Napoleon auf Kosten der Zwerge, die jetzt das Land regierten. Auch die Träger der Wissenschaft kämpften gegen die geistliche Verfinsterung an, die alle Freiheit der Forschung zu ersticken drohte. Ein neues Geschlecht wuchs heran, das die Schrecken der Revolution nicht selbst erlebt hatte und die gewaltige Bewegung aus den Werken zweier junger talentvoller Geschichtsschreiber, *Adolphe Thiers* und *Mignet*, welche dieselbe zum ersten Mal ohne Haß und Voreingenommenheit in ächt wissenschaftlicher Weise darzustellen unternahmen, eher mit Bewunderung und Stolz, als mit Abscheu betrachten lernte. So geschah es, daß bei den Neuwahlen zur Kammer im Jahre 1827 die Liberalen zur großen Ueberraschung

des Königs die Mehrheit erlangten. Es verblüffte ihn dermaßen, daß er sich beeilte, der öffentlichen Meinung einige Zugeständnisse zu machen und an Stelle der klerikalen Minister gemäßigtere Männer mit der Regierung betraute.

Während so in Frankreich das freiheitliche Bestreben im Volke trotz aller Reaktion zur Geltung kam, sah es in Deutschland in dieser Beziehung höchst traurig aus. Zwar gewährten in Uebereinstimmung mit der Bundesakte von 1815, mehrere Fürsten wie der freisinnige Karl August von Sachsen-Weimar, der Freund Göthes, der Großherzog von Baden, die Könige

von Bayern und

Württemberg,

ihren Unterthanen ein mehr oder minder großes Maß politischer Rechte. Aber nicht so die beiden Großmächte Oesterreich und Preußen, auf die doch Alles ankam. Namentlich Oesterreich wurde die Hochburg und das Musterland der Reaktion. Kaiser Franz I., in seiner unbeschränkten Herrschermacht ein göttliches Recht sehend, „liebte es nicht, durch das „berrückte“ Streben nach Verfassungen in seiner Ruhe gestört zu werden. Seine Unterthanen sollten

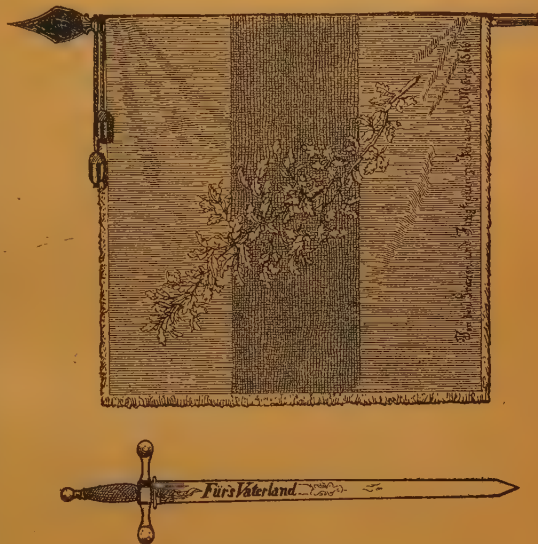


Maximilian, König von Bayern.

thun und lassen, denken und glauben, was er wollte. Mit Argusaugen wachte er und seine Minister darüber, daß der verhaßte Freiheitschwindel nicht in Oesterreich Wurzel fassen könne. Damit die Ansteckung nicht von außen einbringe, wurde dem Oesterreicher der Besuch fremder Universitäten, wie fremder Bäder untersagt. Der Ausländer, der in Oesterreich reisen wollte, mußte sich über den Zweck seiner Reise genau ausweisen und wurde auf Schritt und Tritt von der Polizei überwacht. Nirgendes gebieh das Spionier- und Angeberwesen zu so hoher Blüthe, selbst die Briefe wurden regelmäßig von der Polizei eröffnet. Bücher, Zeitungen, Theater standen unter der strengsten Zensur, und die harmlosesten Schriften wurden als staatsgefährlich verboten. So wurde Oesterreich von den Nachbarvölkern künstlich abgesperrt und in eine Art Geistes Schlaf versetzt.“ Als gleichgesinnter Helfer und Berather stand dem Kaiser sein Staatskanzler, Fürst Metternich zur Seite. Dieser, ein sittenloser, aber äußerst gewandter und kluger Höfling, der durch seine Geschicklichkeit und Verschlagenheit bei den Verhandlungen der Mächte während der Kämpfe und des Sturzes

Napoleons den Ruf des ersten Staatsmannes seiner Zeit sich erworben hatte, kannte kein eifrigeres Bestreben als den ganzen Erdtheil mit derselben absolutistischen Regierungsweise zu beglücken wie Oesterreich. Die Einführung der konstitutionellen Staatsformen in einzelnen Staaten Deutschlands war ihm daher ein Dorn im Auge, und er war eifrigt bestrebt, den König Friedrich Wilhelm III. von der Einberufung einer Volksvertretung abzuhalten. Dabei kam ihm ein Vorgang in Deutschland sehr zu Hülfe.

Zu denen, welche mit Wort und Schrift für liberale Reformen eintraten und gegen Metternich's freiheitsfeindlichen Einfluß ankämpften, gehörte nämlich vorab die dortige studierende Jugend. Anfangs Männern wie dem kernigen Ernst Moritz Arndt, dem geistvollen Koblenzer Publizisten Görres und anderen trefflichen Führern folgend, ließ sich bald ein Theil von dem, seinen Fähigkeiten nach unbedeutenden, aber als Agitator erfolgreichen „Turnvater“ Friedrich Ludwig Jahn zu übertriebener Deutlichkeit und zu rohem Wesen verleiten, und ihr unvorsichtiges dreistes Auftreten verzögerte nicht nur die Lösung der Verfassungsfrage, sondern gab Anlaß zu einer Reihe reaktionärer Maßregeln. Nach dem Vorbilde der,



Das Burschenschaftsschwert und die Burschenschaftsflagge.

im Jahre 1815 zu Jena neugebildeten Vereinigung, der Burschenschaft, bildeten sich an beinahe allen Universitäten solche Verbindungen, welche auf Jahn's Vorschlag zu ihrem Panier ein Banner in den Farben Schwarz-Roth-Gold — „aus der Knechtschaft Nacht durch blutigen Kampf zum goldenen Tage der Freiheit“ — wählten, das späterhin das Feldzeichen all derer wurde, die für die Einführung von Verfassungen und sonstige Volksrechte stritten. Bald tauchte der Gedanke auf, eine feierliche Zusammenkunft zu veranstalten. Auf Vorschlag der Jenenser wurde hierzu die Wartburg und der Jahrestag der Völkerschlacht gewählt, und so strömten denn am 17. Oktober 1817 die Abgesandten von zwölf Universitäten, 468 an Zahl, in Eisenach zusammen, um darüber Rath zu pflegen, wie man den Zielen der Burschenschaft näher käme. Auch einige hervorragende Jenenser Professoren, vor allem der Philosoph Fries und der Naturforscher und Publizist Lorenz Oken, fanden sich ein.

„Am Morgen des 18. Oktober“, so wird das Fest geschildert, „stieg der „heilige Zug“ zur Wartburg empor; voran das Burschenschaftsschwert und die neue

Burschenfahne, dann paarweise die frohgemuthen Jünglinge in ihren dunklen Schnürröden, die Brust geschmückt mit dem schwarz-roth-goldenen Bande. Droben im Rittersal der ehrwürdigen Burg sang man fromme Lieder und hielt pathetische Reden über die Tugend im allgemeinen und die Freiheit im besondern, aber keiner der Redner schlug einen Ton an, der verlegend für die deutschen Fürsten oder ihre Minister gewesen wäre. Am späten Abend jedoch, als man jubelnd zu den Freudenfeuern auf der Höhe des Wartemberges emporzog, ließ Jahn den verhängnißvollen Vorschlag laut werden, man möge den Schriften aller Gegner das gleiche Schicksal bereiten, wie Luther einst der Bannbulle des Papstes — in lodernder Gluth sie zu Asche brennen! Wohl lehnten viele der Besonneneren rundweg ab, das schöne Fest mit einer lächerlichen Farce zu be-

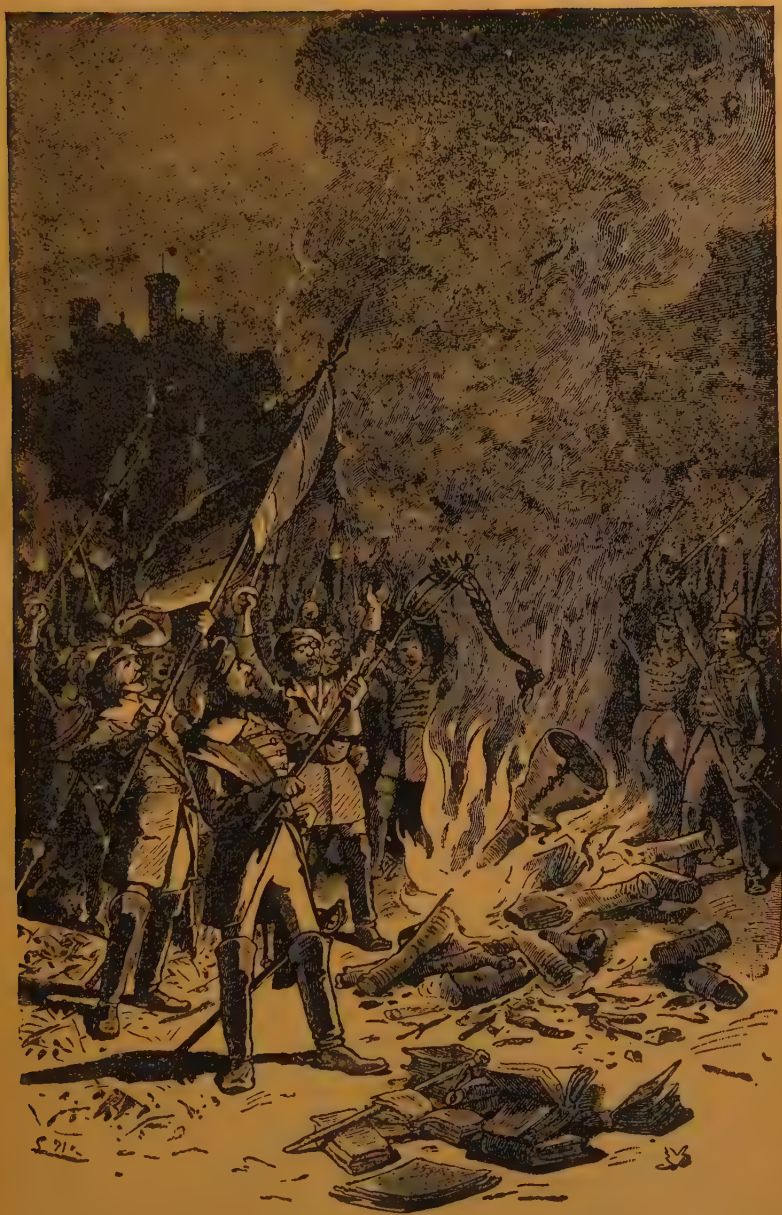


Friedrich Ludwig Jahn.

schließen, aber es fanden sich doch genug wirre Köpfe — an ihrer Spitze der Berliner Phantast Maßmann — bereit, den Gedanken ihres Meisters in die That umzusetzen. Als das letzte allgemeine Lied verklungen war, trat Maßmann plötzlich vor und lud die Burschen ein, Zeugen zu sein, wie in zehrendem Fegfeuer Gericht gehalten würde über deutsche Schandschriften; die heilige Stunde sei gekommen, in der „alle deutsche Welt schaue, was wir wollen, und wisse, was sie dereinst sich von uns zu versehen habe.“ Darauf trugen einige seiner Freunde etliche Ballen alten Druckpapiers herbei, die mit den Titeln der verfehmten Bücher beschrieben waren. Auf eine Mistgabel gespießt flogen die Werke der Vaterlandsverräther unter tohendem Gejohle in das lodernde Feuer: eine

wunderlich gemischte Gesellschaft von etwa zwei Duzend guten und schlechten Büchern, alles, was gerade in jener Zeit den Zorn der von Oken geleiteten „Jfis“ und ähnlicher Blätter hervorgerufen hatte. Da brannten die „schreibenden, schreienden und schweigenden Feinde der löblichen Turnkunst und alle das Vaterland schändenden und entehrenden Zeitungen“, der Code Napoleon, Kogebues deutsche Geschichte u. s. f. Zuletzt warf man zum Ergötzen der Zuschauer einen österreichischen Korporalstock, einen preußischen Ulanen-Schnürleib und einen heftigen Pöps „als Flügelmäher des Rammaschendienstes, die Schmach des ernststen heiligen Wehrdienstes“ in die Flammen. Perea! Perea! erklang es drohend, dann gingen die neuen Behmrichter auseinander.

Der ganze Vorgang war, mit unbefangenen Blicken betrachtet, nicht mehr als ein schlechter Studentenulk, und dennoch bot er die Handhabe zu den denkbar schärfsten Maßregeln gegen die jungen Burschen, denen damals gewiß nichts ferner lag, als der Umsturz alles Bestehenden; aus dem bedeutungslosen Studentenkommerz wurde ein großes politisches Ereigniß. Kaum hatten Metternich und seine Gefinnungsgeossen entdeckt, daß die treibende Kraft der



Studentendemonstration beim Wartburgfest.

Burschenschafter nichts anderes als der nationale Gedanke, die Sehnsucht nach einem geeinten, starken deutschen Vaterlande war, so begannen sie den Kampf gegen den „Geist des Jakobinismus“ mit allen Mitteln, die zu Gebote standen. Der erste, der sich von ihnen einschüchtern ließ, war der allzeit ängstliche Friedrich Wilhelm III., der dem Unterrichtsminister alsbald die strenge Weisung ertheilte, alle Studentenverbindungen bei Strafe der Relegation zu verbieten und das gefährliche Turnwesen aufs Schärfste zu überwachen.

Die Folge davon war, daß die Burschenschaftsbewegung einen entschieden demokratischen Charakter annahm. In unreifen Köpfen tauchte der Gedanke an Fürstenmord und Entthronung auf, und diese Propaganda der That führte wirklich bald darauf zu schändlichen Blutthaten. Der schwärmerische Student Karl Sand ermordete in Mannheim den Lustspielbichter K o p e h u e, der in einem Wochenblatt die liberalen Bestrebungen verspottete und angeblich der russischen Regierung als Spion diente, und fünf Wochen später versuchte der Nassauer Lönig den Präsidenten Jbell in Wiesbaden zu ermorden.

Beide Schandthaten erregten nicht nur in ganz Deutschland, sondern in ganz Europa das größte, peinlichste Aufsehen; mit Entsetzen erkannten viele, die bis dahin der Burschenschaft sympathisch gegenüber gestanden, auf welch gefährliche Abwege ein Theil des deutschen Studententhums gerathen war. Von den Staatsmännern, denen die Sorge um die Ruhe und Sicherheit der Länder oblag, faßte M e t t e r n i c h zuerst seine Entschlüsse. Geschickt benutzte er den Moment der allgemeinen Bestürzung, um vom Bundestag die Zustimmung zu einer Reihe von scharfen Maßregeln zu erreichen, die von den Bevollmächtigten einiger deutscher Fürsten auf einer Konferenz in K a r l s b a d in Vorschlag gebracht worden waren. Gemäß diesen folgenschweren Karlsbader Beschlüssen wurden alle Universitäten der strengsten Aufsicht besonderer Kommissäre unterstellt. Der Presse wurden drückende Fesseln angelegt: kein Angriff auf die Regierung oder Verfassung eines Bundesstaates sollte künftig mehr geduldet, dem Bundestag vielmehr das Recht zugeteilt werden, alle Schriften, welche die Ruhe, Würde oder Sicherheit zu gefährden schienen, sofort zu unterdrücken. Metternich's Hauptabsicht freilich, die Aufhebung der konstitutionellen Verfassungen in den kleinen Staaten zu erzwingen, scheiterte, da sich die Fürsten ein solches Hineinregieren Oesterreichs in ihre Staaten nicht wollten gefallen lassen. Aber auf einer neuen Konferenz zu Wien wurde in der sogenannten W i e n e r S c h l u ß a k t e festgestellt, daß die Verfassungen die volle Souveränität der Fürsten nicht beeinträchtigen dürften, mithin die unumschränkte Fürstenmacht wenigstens im Prinzip zur ausschließlichen Staatsform Deutschlands erhoben. Inzwischen hatte die „D e m a g o g e n v e r f o l g u n g“ bereits begonnen. Unzählige junge Leute schmachteten im Kerker, weil sie patriotische Abzeichen g e t r a g e n oder Freiheitslieder gesungen.*). In Preußen, dessen Hof nun völlig ins österreichische Fahrwasser gerieth, verloren die freisinnigen Staatsmänner, wie S t e i n, W i l h e l m v o n H u m b o l d t, allen Einfluß, und Patrioten, wie A r n d t, D e r W e t t e u. A. wurden als „Demagogen“ in Untersuchung gezogen und ihre Stellen entsetzt.

*) Die Burschenschaft wurde aufgelöst. A. Vinzer hatte ihr sein berühmtes, wehmüthiges, Grablied gesungen: „Wir hatten gebauet ein stattliches Haus“, das aber voll Vertrauen also schloß: „Das Haus mag zerfallen, was hat's denn für Noth? Der Geist lebt in uns Allen, und unfre Burg ist Gott!“

Fünftes Kapitel.

Ausbruch einer Revolution in Spanien infolge Abschaffung der Cortes. — Verfassung durch Ferdinand VII. — Grausame Verfolgung durch die Camarilla. — Militärverschwörung. — Auch Portugal erzwingt wie Spanien eine Verfassung. — Zerrissenheit in Italien. — Der Geheimbund der Carbonari. — Metternich's Despotismus. — Die Franzosen erobern den Trocadero bei Cadix. — Sieg der Reaktion. — In England folgt auf die reaktionäre Tory-Regierung des Lord Castlereagh die liberale des genialen Staatsmannes George Canning. — Reform der Parlamentswahlen. — Kampf der Irländer unter dem „großen Agitator“ O'Connell. — Den Protestanten gleichgestellt.

Gerade in dem Augenblick, da Metternich durch die Karlsbader Beschlüsse die Revolution in Deutschland glaubte niedergeschlagen zu haben, brach dieselbe zu seinem Schrecken unvermuthet im Süden Europas aus. Und zwar war es diesmal Spanien, das den Anstoß gab. Hier waren allerdings die durch die französische Revolution in die Welt geschleuderten Ideen des neuen Staatswesens nicht in das Volk gedrungen, aber die liberal gesinnten Gebildeten hatten 1812 durch die Nationalversammlung (Cortes) dem Lande eine Verfassung nach dem Vorbilde der französischen von 1791 gegeben, welche die bisherige absolute Monarchie in eine konstitutionelle verwandelte, die Inquisition aufhob und die Zahl der Klöster einschränkte. Der Sturz Napoleons verhalf dem König Ferdinand VII. zur Rückkehr, und nun hatte dieser, vom Adel und Klerus umstrickt, nichts eiligeres zu thun, als die verhaßte Cortes-Verfassung umzustößen, ihre Urheber und Anhänger sowie alle Anhänger Frankreichs (francesabos) zu verfolgen, einzukerkern oder nach Afrika zu verbannen und Inquisition und Folter wieder herzustellen. Eine Hofdienerschaft, die Camarilla d. i. Rämmerchen genannt, bestehend aus selbstsüchtigen Privilegirten, fanatischen Priestern, schmeichelnben Höflingen und ränkevollen Weibern, erlangte Ferdinands Vertrauen und trieb ihn zur grausamsten Verfolgung aller Liberalen. Die Empörungen, welche dieses Regiment der Willkür und der Rache in den Provinzen hervorrief, vermehrten nur die Wuth der Verfolger und die Zahl der Opfer. Verwaltung und Rechtspflege befanden sich im jammervollsten Zustande, die Staatskasse war, trotz des Steuerdrucks, gänzlich erschöpft, die südamerikanischen Kolonien pflanzten die Fahne der Unabhängigkeit auf, Handel und Wandel stockte, Unmuth und Verstimmung herrschte in allen Gemüthern. Da brach am Neujahrstag 1820 unter den in Cadix versammelten und zur Einschiffung nach Südamerika bestimmten Regimentern eine Militärrevolution aus, welche sich im Nu über das ganze Land

verbreitete. Der König versuchte umsonst, die Bewegung durch Waffengewalt niederzuschlagen und die drohende Forderung um Wiederherstellung der Konstitution vom Jahre 1812 durch unbestimmte Versprechungen zum Schweigen zu bringen; — die Aufstände mehrten sich und dem erschreckten Herrscher blieb nichts übrig, als in das Verlangen der Insurgenten zu willigen, die Cortes einzuberufen und eine konstitutionelle Verfassung, die ihn aus einem absoluten König zum Vollstrecker der Befehle der Volksrepräsentanten machte, zu beschwören.

Der momentane Erfolg der Liberalen in Spanien übte auf die übrigen romanischen Völker Südeuropas eine gewaltige Wirkung aus. In Portugal, wo große Unzufriedenheit herrschte, weil der Hof noch immer in Brasilien weilte und von dort aus das Mutterland wie eine Kolonie regierte, brach eine Revolution in Porto aus, die zum Sieg gelangte. König Johann VI. mußte in eine Verfassung nach dem Muster der spanischen einwilligen und nach Lissabon übersiedeln, während sein Sohn Pedro in Brasilien zurückblieb.

Italien, welches unter Napoleon wenigstens eine geordnete Verwaltung, bürgerliche Gleichheit und zeitgemäße Gesetze gehabt und wenigstens zum Schein eine einheitliche selbständige Nation bildete, war durch den Wiener Kongreß abermals in eine Anzahl ohnmächtiger Staatswesen zerrissen worden, die kein auch noch so lockeres Band unter sich vereinigte, und diesen Staaten waren fast lauter fremde Fürsten vorgesetzt worden, die kein Herz und keinen Sinn für die Hoffnungen und Gefühle der italienischen Nation hatten. In Neapelkehrten die Bourbonen wieder, die Throne Toscana und Modena erhielten österreichische Prinzen, in Parma regierte Marie Louise, die Tochter des Kaisers Franz, die ihren Gatten Napoleon nach seinem Sturze treulos im Stich gelassen. Alle diese Fürsten waren wenig mehr als Landvögte Despotenreichs, das zwei der schönsten italienischen Provinzen, die Lombardie und Venetien, direkt beherrschte und von hier aus die ganze Halbinsel unter seinem Einfluß zu halten trachtete. So hatte Italien nur die französische mit der österreichischen Fremdherrschaft vertauscht, die in der gehässigsten Weise ausgeübt wurde. Bald hieß es im Volksmund, Italien leide an drei Landplagen, dem Fieber, den Mönchen und den Deutschen. Aber auch in den wenigen italienischen Staaten, die sich gegen Oesterreich unabhängiger stellten, im Kirchenstaat und in Sardinien, herrschte eine wüthende Reaktion. In letzterem wurden 1814 mit einem Federstrich des Königs alle bestehenden Gesetze und Einrichtungen in Bausch und Bogen aufgehoben und befohlen, sich an die von 1770 zu halten, wodurch die unglaublichste Verwirrung entstand. Sogar den botanischen Garten in Turin ließ man zerstören und die vortreffliche Straße über den Mont Genis absichtlich zerfallen, weil sie von den verhassten Franzosen herstammten. Aehnlich im Kirchenstaat, wo Pius VII. die von den Franzosen eingeführte Straßenbeleuchtung und Bodenimpfung als revolutionäre Einrichtungen beseitigte. Dafür blühte bei der elenden Regierung das Brigantenthum wieder mächtig auf, und der Kirchenstaat wurde darin höchstens noch überboten vom Neapel, wo man 1817 die Zahl der Räuber auf 30,000 schätzte. Trotz der Unterdrückung aller freihethlichen Regungen waren indeß ihre Anhänger sehr thätig und verbanden sich zu Geheimbünden, worunter derjenige der Carbonari (Röhler) sich durch die ganze Halbinsel verzweigte, und die Kunde von der Revolution in Spanien gab ihnen das Signal zum Aufstand, der



Einnahme des Trocadero bei Cabir durch den Herzog von Angoulême am 31. August 1823.
(Nach dem Originalgemälde von Paul Delaroché.)

in Neapel begann und so energisch vorging, daß der dortige König Ferdinand I. schleunigst eine liberale Konstitution einführte.

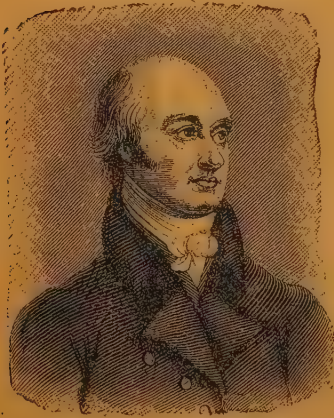
Sobald Metternich dies vernahm, berief er die Großmächte zu einem Kongreß nach Troppau in Schlessien zusammen, und von ihm beeinflusst maßten sich die drei östlichen Monarchen Alexander, Friedr. Wilhelm III. und Franz, das Recht an, im Namen der „Union der europäischen Staaten“ gegen die Länder einzuschreiten, wo der Aufruhr herrsche, und luden den König von Neapel vor sich nach Laibach in Krain, wohin sie den Kongreß vertagten, um sich mit ihm über die nöthigen Schritte gegen sein Volk zu besprechen. England und Frankreich stimmten diesem Grundsatz, welcher die Unabhängigkeit aller kleinern Staaten bedrohte, nicht zu; aber sie thaten auch nichts, um seine Ausführung zu hindern. Die Neapolitaner ließen ihren König ziehen, nachdem er hoch und heilig betheuert hatte, in Laibach für die Erhaltung der Verfassung einzutreten. Kaum war er aber dort angekommen, so widerrief er seinen Eid als erzwungen; dem Beschluß der Mächte gemäß rückten 43,000 Oesterreicher gen Süden, zersprengten das Heer der Neapolitaner und stellten den Absolutismus wieder her. Der meineidige König aber wüthete unter dem Schutze der österreichischen Bajonette gegen die Liberalen durch Hinrichtungen, Auspeitschungen, Kerker und Galeeren. Noch während des Zuges der Oesterreicher nach Neapel hatten die Liberalen im Piemont einen Aufstand erhoben, in der Absicht, mit den sardinischen Streitkräften den Oesterreichern in den Rücken zu fallen. Aber hier, wie in Neapel, wurde die Revolution mit österreichischen Bajonetten niedergeworfen, und schwerer als zuvor lastete der Despotismus und die Fremdherrschaft auf dem unglücklichen Italien.

Ermuthigt durch diesen Erfolg schritt Metternich nun auch zur Ausrottung der Freiheit in Spanien. Er berief 1822 abermals einen Kongreß der Großmächte nach Verona und hier erhielt Frankreich den Auftrag, in Spanien einzuschreiten. Im Frühjahr 1823 überschritten 100,000 Franzosen die Pyrenäen, und sechs Wochen später zogen sie bereits in Madrid ein, von der absolutistischen Partei dießmal mit Jubel empfangen. Abfall, Verrath und Uneinigkeit lütheten die Reihen der Liberalen, und die Cortes flüchteten mit Ferdinand VII., den sie wie einen Gefangenen mit sich schleppten, nach der Hauptstadt Cadix. Aber schon am 16. August erschienen die Franzosen vor der Stadt, deren Seeseite ihre Flotte sperrte, und in der Nacht des 31. gelang es ihnen, den wichtigsten Punkt der spanischen Festungswerke, den Trocadero, der den Zugang zum inneren Hafen sperrte, durch einen verwegenen Ueberfall zu erobern, bei dem die französischen Grenadiere, bis an die Schultern im Wasser wadend, wahre Heldenthaten vollbrachten. Der Sieg der Reaktion war damit entschieden; unter dem Schutze der französischen Bajonette durfte Ferdinand VII. es ruhig wagen, noch einmal alles zu widerrufen, was er kurz zuvor zugestanden hatte — „die Mächte der Heiligen Allianz hatten damit einen Zustand geschaffen, der in nichts besser, in tausend Beziehungen scheußlicher war, als die Orgien der französischen Terroristen im schlimmsten Jahre der französischen Revolution.“ Eine unsägliche Tyrannei lagerte sich über das Land und das gräuliche Wüthen gegen die Liberalen kannte keine Grenzen. Gleichzeitig stürzte in Portugal der absolutistisch gesinnte Sohn des Königs, Dom Miguel, die Verfassung um, ohne daß es einer Einmischung von außen bedurft hätte.

Das britische Inselreich aber, der einzige der abendländischen Staaten, den die napoleonische Gewaltherrschaft nur wenig geschädigt hatte, sah diesem Treiben der heiligen Allianz lange gleichgiltig oder gar wohlgefällig zu, blieb indeß trotz seiner alten freiheitlichen Verfassung auch nicht von reaktionären Maßregeln verschont. Denn die Torypartei, welche seit Jahrzehnten in Parlament und Regierung die Oberhand hatte, war von tödtlichem Haß gegen alles, was mit der französischen Revolution zusammenhing, erfüllt, und ihr Haupt, Lord Castlereagh, theilte vollständig die reaktionären Gesinnungen Metternichs. Die Macht der Tories wurzelte hauptsächlich in der aus dem Mittelalter stammenden Wahlart des Parlamentes, die im Lauf der Jahrhunderte zum schreienden Mißbrauch geworden war. Kleine verrottete Landpflecken, die auf ein Paar Häuser zusammengeschrumpft waren und deren Wählerschaft ganz von einem benachbarten großen Herrn abhing, hatten das Recht, Vertreter in das Parlament zu schicken, und die großen erst in neuerer Zeit aufgeblühten Fabrik- und Handelsstädte nicht. Daher erhoben talentvolle demokratisch gesinnte Schriftsteller wie Bentham, Cobbett u. A. den Ruf nach einer *Parlamentsreform* in dem Sinne, daß das allgemeine Stimmrecht eingeführt, oder daß mindestens den Großstädten die gebührende Vertretung solle gegeben werden. Namentlich setzten die nothleidenden Arbeitermassen ihre Hoffnung auf eine solche Reform und thaten in stürmischen Volksversammlungen ihre Wünsche kund. Der Erlaß brotvertheuernder Korngesetze im Nothstandsjahre 1816 aber trieb die Erregung des unzufriedenen, hungernden Volkes auf den Höhepunkt, da und dort brachen Aufstände aus, und der Prinz von Wales, der für den geisteskranken König Georg III. die Regierung führte, wurde in den ersten Wochen des Jahres 1817 auf offener Straße thätlich beleidigt. Die Folge davon waren Ausnahme Gesetze, die sogenannten „*Rebelle's*“, die, vom Parlament im Jahre 1819 gebilligt, für die nächsten fünf Jahre das Versammlungsrecht schmälernten und alle „gottlosen und aufrührerischen Flugschriften“ mit schweren Strafen belegten. Es war, als ob auch die Freiheit Englands dem allgemeinen Zuge nach rückwärts erliegen müsse.

Da starb am 29. Januar 1820 der zweiundachtzigjährige, blinde und blödsinnige Georg III., und Georg IV., ein Wüßling von niedrigem Charakter, bestieg den Thron. Schon bald nach dem Regierungsantritt raubte der schändliche Ehescheidungsprozeß, den er gegen seine Gemahlin Karoline anstrebte, ihm den letzten Rest der Volksgunst, seine Unterthanen nahmen offen für die in ihrer Ehre bedrohte Königin Partei, und die Regierung erlitt eine so schwere Niederlage, daß ihr Rücktritt unvermeidlich wurde. Nachdem der neue Herrscher mit dem üblichen, aus dem Mittelalter überkommenen Pomp in der Westminster-Abtei feierlich gekrönt worden war, trat bald die längst erwartete Krisis ein: Lord Castlereagh, das hervorragendste Mitglied des Kabinetts, nahm sich das Leben, mit ihm fiel auch sein dem Volke verhaßtes System. Die Leitung der auswärtigen Politik Englands übernahm nun ein Staatsmann großen Stils, George Canning, dessen Ministerzeit einen *Wendepunkt* in der gesamten europäischen Politik bedeutete: „Langsam vorwärts, nie rückwärts schreitend, zerstörte er ruhig und fest die reaktionäre Tendenzpolitik der Heiligen Allianz, ohne in den Fehler zu verfallen, Uebel mit Uebel zu vertreiben, der reaktionären Allermwelts- und Interventionspolitik eine liberale Allermwelts- und Interventionspolitik entgegenzusetzen.“ Canning war

ein Mann des Friedens, und ihm allein war es zu danken, daß nicht alle Großmächte, sondern nur Frankreich allein in die spanischen Wirren jener Tage sich einmischte; er allein brachte auch den phantastischen Plan der Allianzkräfte zum Scheitern, die südamerikanischen Kolonien Spaniens, die damals vom Mutterland sich losreißen, mit Waffengewalt wieder zum Gehorsam zu zwingen — er „rief die neue Welt ins Dasein, um das Gleichgewicht der alten herzustellen.“ Freilich vergrößerten unter ihm die Briten auch ihr indisches Reich durch Eroberung der französischen und holländischen Besitzungen und durch gänzliche Unterwerfung der bisher als Bundesgenossen betrachteten und geschonten Nabobs, sowie der Mahrattenfürsten, so daß im Jahre 1817 sich die britische Macht in Ostindien vom Himalaya bis nach Ceylon und vom Indus bis zum Travaddy erstreckte und ein Territorium von 140,000 Q.-M. mit mehr als 120 Millionen steuerbarer und 50 Millionen tributpflichtiger Einwohner umfaßte.



Geo. Canning.

Auch im Innern bereitete Canning große Reformen vor, deren Nothwendigkeit er erkannt hatte. In grellem Widerspruch zu den modernen Grundsätzen religiöser Toleranz waren in England noch immer die Katholiken von den politischen Rechten ausgeschlossen. Am härtesten wurde dadurch Irland betroffen, dessen Bevölkerung zu sieben Achteln katholisch war. Die Behandlung dieser unglücklichen Insel bildet den dunkeln Flecken in der sonst so glänzenden Geschichte Großbritanniens. Zur Strafe für die Aufstände, welche die Iren im 17. Jahrhundert zur Zeit Elisabeths, Cromwells und Wilhelms III. erhoben hatten, war ihnen der größte Theil ihres Grundes und Bodens

entrißen worden. Fast alles Grundeigenthum auf der Insel lag seitdem in den Händen reicher Engländer, und die Iren konnten ihren heimatlichen Boden nur noch als Pächter bebauen. Ja man hatte es sogar durch das Gesetz planmäßig dem beraubten Volke unmöglich zu machen gesucht, je wieder zu Wohlstand, zu Macht und Besitz zu gelangen. Nicht nur waren die Katholiken von allen Ämtern ausgeschlossen, sie konnten auch keinen Grundbesitz kaufen oder ererben; die Pachtzeit eines Katholiken durfte höchstens 31 Jahre dauern, der Pachtzins mußte mindestens $\frac{2}{3}$ des Ertrages ausmachen, u. s. w. In ähnlicher Weise waren die Katholiken in Handel und Gewerbe zurückgesetzt. Trotzdem blieb die Masse der Iren dem Katholizismus treu; aber sie sanken in Folge jener Gesetzgebung zu einer Bevölkerung von Heloten herab, die an Armuth, Schmutz und Verwilderung nur unter den russischen Leibeigenen ihres Gleichen fanden. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts war ein Theil dieser barbarischen Gesetze aufgehoben worden; aber noch immer waren die Iren als Katholiken von der Wählbarkeit zum Parlamente, von den Richterstellen und Gemeindeämtern ausgeschlossen. Noch mußten sie neben ihrer Geistlichkeit eine ganze protestantische Staatskirche mit Bischöfen und Pfarrern unter-

halten und ihre Ehen von protestantischen Geistlichen einsegnen lassen. Mit Ingrimme ertrugen die Iren diese Zurücksetzung und sie verlangten, um derselben ein Ende zu machen, vor allem Zutritt der Katholiken zum Parlament. Canning fand ihre Forderung gerecht; aber seine Bemühungen, den Katholiken zur Gleichheit zu verhelfen, scheiterten an dem Widerwillen des Königs und des Parlamentes. Er starb, aufgerieben von seiner rastlosen Thätigkeit, bevor er diesen Widerstand hatte überwinden können, und sein Nachfolger, Wellington, ein starrer Tory, war in dieser Frage, wie in manchen anderen, sein Gegner. Allein die Iren wußten das zu ertragen, was man ihnen nicht freiwillig gewährte. In dem Dubliner Advokaten D'Connell, einem Mann von wunderbarer Redegewalt, fanden sie einen genialen Führer, dem sie wie einem Feldherrn gehorchten. Er stiftete eine „katholische Assoziation“, welche das ganze Volk zu einem Bunde vereinigte, und ließ sich, obgleich Katholik, ins Parlament wählen. Nach dem Gesetz war die Wahl ungültig; aber unter den Iren war die Leidenschaft bereits so hoch gestiegen, daß die Ausschließung ihres vergötterten Führers sofort den Aufstand und Bürgerkrieg zur Folge gehabt hätte. Davor schrak selbst der „eiserne Herzog“ zurück, und seinem Ansehen gelang es, ein Gesetz durchzubringen, durch welches die Katholiken in Großbritannien und Irland emanzipiert, d. h. in allen bürgerlichen Rechten den Protestanten gleichgestellt wurden.



Georg IV., König von England.

Sechstes Kapitel.

Zerfall der Türkei. — Beginn des Freiheitskampfes der Griechen. — Alex. Ypsilanti. — Gräueltthaten der Türken. — Verzweiflungskampf der Griechen. — Ibrahim zwingt Missolonghi zur Uebergabe. — Lord Byron und die Philhellenenvereine. — Einschreiten der Mächte. — Die türkische Flotte bei Navarino vernichtet. — Die Russen besetzen Adrianopel. — Frieden. — König Otto von Griechenland. — Befreiungskämpfe in den spanischen Colonien Südamerikas. — Simon Bolivar. — Die Republiken Columbia, Peru und Mexiko. — Die Vereinigten Staaten von Nordamerika. — Krieg mit England 1812. — Friede von Gent. — Beispielloses Aufblühen. — Aufstellen der Monroe-Doktrin.

Nicht nur der Südwesten Europas machte aber den Großmächten zu jener Zeit zu schaffen. Gerade in den Tagen, da Frankreichs Truppen in Spanien die „Ruhe“ wieder herstellten, lenkte Kriegslärm ihre Aufmerksamkeit auch auf den Südosten. Die Türkei, welche ihre wichtigsten Grenzlande an die Oesterreicher und Russen hatte abgeben müssen, begann am Ende des 18. Jahrhunderts auch von innen heraus zu zerfallen. 1795 begründete das tapfere Bergvolk der *Montenegriner*, dessen ganze Geschichte ein jahrhundertelanger Unabhängigkeitskrieg gegen die Türken war, durch glänzende Siege endgültig seine Freiheit. 1804—1817 erkämpften sich die *Serben* das Recht, wieder einen eigenen Staat zu bilden, der durch eine Tributzahlung des Sultans Oberherrlichkeit anerkannte, im übrigen vollkommen selbständig war. In *Aegypten* machte sich *Mehmed Ali*, ursprünglich ein Tabakhändler aus Macedonien, der zur Zeit Napoleons als Unteroffizier im türkischen Heer nach dem Nilthal gekommen war und sich durch seine Klugheit und Tapferkeit zum Statthalter und Vizekönig aufgeschwungen hatte, so gut wie unabhängig. Er schuf sich durch französische Offiziere eine europäisch geschulte Land- und Seemacht, durch die er sein Reich gewaltig ausdehnte. Eine ähnliche Stellung errang ein anderer verschlagener und kriegstüchtiger Abenteurer, *Ali Pascha* von Janina in *Albanien*. Als die Pforte sich endlich zum Krieg gegen Ali ermannte und ihn in seiner Feste Janina belagerte, da faßten die *Griechen* den Entschluß, das Barbarenjoch, das seit 400 Jahren auf ihnen lastete, abzuschütteln.

Durch die französische Revolution und den Handelsverkehr mit Frankreich war schon um die Wende des Jahrhunderts der Gedanke der Befreiung im Griechenvolk geweckt und durch Konstantin Rhigas belebt und verbreitet worden. Er wurde indeß gefangen und auf Befehl des Paschas in der Donau ertränkt, gefeiert von den Nachgeborenen als Vater der griechischen Freiheit.

und als ihr erster Märtyrer. Allein seine patriotischen Dichtungen gingen nicht unter. Seine Kriegsgefänge, feurig wie die thyräischen, erschallten auf den Gebirgen und in den Thälern der Halbinsel und gaben der patriotischen Gesinnung Schwung und Ausdruck. Zu Athen wurde im Jahre 1814 eine Gesellschaft gegründet, die zwar zunächst nur die wissenschaftliche Ausbildung der Griechen bezweckte, bald aber zum politischen Geheimbund, Hetäreie, wurde, der nichts Geringeres bezweckte, als die Umwandlung der Türkei in ein griechisches Reich mit Konstantinopel als Hauptstadt. Ihm gehörten die hervorragendsten Griechen des In- und Auslandes, namentlich der intime Freund des Zaren, der russische Minister Kapodistrias und Fürst Alexander Ipsilanti, an, die beide im Beherrscher Rußlands ihren Schirmherrscher sahen. Als nun im Frühling des Jahres 1820 der Sultan Mahmud II. ein Heer ausrüstete, um seinen unbotmäßigen Vasallen Ali wieder zum Gehorsam



Mehemed Ali, Wizekönig von Aegypten.

zu zwingen, hielt die Hetäreie den rechten Augenblick für gekommen, um im Vertrauen auf Rußlands Hilfe die drückenden Ketten zu brechen. In den Donaufürstenthümern loderte die Flamme des Aufstandes zuerst empor; der Bojar Theodor Wladimiresko erhob die Fahne der Empörung und bemächtigte sich der Hauptstadt Bukarest, während zu gleicher Zeit Ipsilanti gegen Jassy vorrückte und das griechische Volk mit zündenden Worten zur allgemeinen Erhebung aufrief. Aber die Hoffnung betrog ihn; weder die rumänischen Großen, noch der Zar leisteten die ersuchte Hilfe. Ipsilanti mußte vor den andringenden türkischen Streitkräften mit dem kleinen Häuflein seiner



Alexander Dpsilanti in Jassy die Fahne der Getärte entfaltend.
(Nach dem Gemälde von Peter Heß.)

Getreuen flüchten und sich auf österreichischen Boden retten. Dort ward er verhaftet und Jahre lang in der Festung Muntacs gefangen gehalten.

Der erste Versuch war gescheitert, aber der Funke hatte inzwischen schon an anderer Stelle gezündet. Im Peloponnes hatte sich das rauhe, bewegene Bergvolk erhoben und unter Führung von Mauromichalis und Kolo-tonronis den Kampf gegen die Türken eröffnet; Germanos, der streitbare Erzbischof von Patras, war ihrem Beispiel gefolgt. Kurz darauf stand auch Mittelgriechenland auf, Athen und Theben fielen in die Hände der Freiheitskämpfer; am Deta sammelte der Klephtenhäuptling Odysseus kampfbereite Scharen, Thessalien und Macedonien schlossen der allgemeinen Bewegung sich an. Am Hofe des Sultans und bei dem Pöbel der türkischen Hauptstadt wachte die Kunde von dem griechischen Freiheitskampf die fanatischste Wuth: Am Oftertag, nach der heiligen Messe, ward der Patriarch Georgios vom Altar gerissen und in vollem Ornat am Thor der Kirche aufgehängt. Hunderte von Hinrichtungen christlicher Griechen folgten, die Kirchen wurden zerstört, und in den Provinzen hielt der entfesselte Fanatismus gleichen Schritt mit dem der Hauptstadt. Flehentliche Blicke sandte das aus tausend Wunden blutende Volk umher, aber die Großmächte blieben stumm; das System Metternichs ließ kein Einsichreiten zu Gunsten eines Volkes zu, das sich gegen seinen „legitimen Herrscher“ empört hatte!

Die Griechen mußten allein den Kampf weiter führen, und sie führten ihn mit dem Muth der Verzweiflung: „Drei Felseneilande (Hydra, Spezzia und Psara) und einige Bergantone gegen ein Riesenreich; fast keine regulären Kräfte auf Seiten der Griechen, sondern Truppen, die heute Räuber und Hirten, morgen Krieger waren, die an einem Tage in Beute schwelgten, um dann wieder monatelang von ein paar Oliven und Maizbrot zu leben. Schien hier der Aufstand unter Blut und Feuer erstickt, so flammte er im nächsten Augenblick an hundert Stellen von neuem auf. Ehe der Kampf um Tod und Leben begann, forderte man wohl den Gegner mit höhnischen Reden heraus; wilder Haß und ritterliche Großmuth, kindische Unbotmäßigkeit und Treue bis zum Tod, heroische Tapferkeit, unsterblichen Ruhmes werth, wechselten mit schmählicher Feigheit. Einmal genügte der Alarmruf „die Türken kommen!“, um Tausende in wilder Flucht zu zerstreuen, ein anderes Mal fochten wenige Detachen gegen ebensoviele Hunderte, und um das Groteske dieses Kampfes zu vollenden, sah man neben der Palikarentracht der Häuptlinge der Gebirgsdörfer die westeuropäischen Revolutionäre und Freiheitsfreunde mit Frack und Brille.“ Der Beginn des Kampfes war vom Glück begünstigt, die türkische Flotte wurde am 11. Oktober bei Zante geschlagen und die Landtruppen des Sultans in die festen Plätze zurückgedrängt, deren stärkster, Tripolizza, nach langer Belagerung in die Hände der von Ipsilanti geführten Griechen fiel; welche aus Wuth über die gräuelvollen Christenverfolgungen in Konstantinopel 32,000 Menschen jedes Geschlechts und Alters niedermachten.

Die Türken wußten indeß diese Gräuel noch zu überbieten. Mitteltst ihrer Flotte hatten sie die blühende Insel Chios besetzt und entwaffnet. Als dann 1822 die Griechen dennoch einen Versuch machten, dieselbe zum Aufstand zu bringen, landete die türkische Flotte abermals und die wehrlose Bevölkerung wurde gemordet oder in die Sklaverei geschleppt, so daß von 100,000 Bewoh-

nern nur noch 1800 übrig waren. Nacheglihend eilte Miaulis mit der Griechenflotte herbei; in der Nacht fuhr der heldenmüthige Kanaris mit einem Brander an das feindliche Admiralschiff und sprengte es mit dem Admiral und 3,000 Mann in die Luft, während er selbst mit seinen Gefährten entkam. Dem Kanaris an Heldemuth ähnlich war Markos Boggaris, der Führer des tapfern Bergvolkes der Eulioten in Epirus, der sich 1823 mit 350 Begleitern des Nachts in den Bergen Aetoliens auf ein Türkenheer von 5,000 warf und den Sieg mit Aufopferung seines Lebens erkaufte. An dieser heroischen Tapferkeit der Griechen wurden alle Anstrengungen der Türken, Hellas wieder zu unterwerfen, zu Schanden.

Im Serail verzweifelte man dann auch mehr und mehr am erfolgreichen Ausgang des Feldzugs und der Sultan Mahmud II. entschloß sich deshalb, die Hilfe seines mächtigen Vasallen, Mehemmed Ali, des Vizekönigs von Aegypten, anzurufen. Derselbe kam dem Ruf in der Hoffnung, seine Selbständigkeit noch mehr zu erweitern, nach und sandte 6,000 Mann nach Akreta, um dort mit Feuer und Schwert den Frieden wiederherzustellen, zugleich aber seinen zum Pascha von Morea ernannten Stiefsohn Ibrahim mit einer Flotte von 54 Kriegsschiffen nach Griechenland. Der erste Vorstoß des ägyptischen Feldherrn scheiterte an der Geschicklichkeit der gegnerischen Nacharchen, aber mitten im Winter des Jahres 1825 gelang es Ibrahim, sein 18,000 Mann starkes Landungskorps auszuschiffen, Patras und Navarino zu besetzen und sengend, brennend und mordend fast die ganze Halbinsel zu unterwerfen. Dann rückte er vor die Hauptfestung der Aufständischen in Mittelgriechenland, Missolonghi in Aetolien, das die Türken schon lange vergeblich belagerten, und schloß dieselbe völlig ein. Alle Stürme schlugen indeß die Belagerten ab, jede Aufforderung zur Ergebung wiesen sie zurück, obwohl Noth und Elend allmählich ihren Höhepunkt erreicht hatten: „Wie Gespenster schlichen die Gesunden umher, die Kranken erlagen dem Mangel jeder Pflege. Das Fleisch unreiner Thiere war schon zum Lederbissen geworden, Fische erlangte man nur noch mit Lebensgefahr; viele nährten sich von fauligem Seegras. Zu dem Hunger gesellte sich die Kälte; Myriaden von Kugeln und Bomben hatten aus der Stadt einen Schutthaufen gemacht, der kein Obdach mehr bot; das Holz fehlte, den rüstigsten der zerlumpten Vertheidiger erstarrten zur Nachtzeit die Glieder.“ Man beschloß deshalb, nachdem der Kampf schon beinahe ein ganzes Jahr gedauert hatte, sich nach Verbrennung der letzten Habe mit Weib und Kind durch den Feind durchzuschlagen. In der Nacht des 22. April 1826 sammelten sich die Reste der Bewaffneten bei den östlichen Außenbatterien: 2,500 Mann, in drei Haufen getheilt, sollten den Troß der waffenlosen Handwerker und die Weiber, die ihre kleinen Kinder auf dem Rücken trugen, geleiten. Das verzweifelte Wagniß mißlang vollkommen — nur ein kleiner Theil rettete bei dem verwegenen Ausfall das Leben, die Mehrzahl der Weiber und Kinder ging zu Grunde. Dennoch war ihr Loos ein besseres als das der Armen, die in der Stadt geblieben oder wieder zurückgedrängt worden waren. Türken und Aegyptier mordeten um die Wette, was sie noch an Lebenden fanden — die Greuel von Saragossa wurden in Missolonghi weit übertroffen.

Mit dem Fall Missolonghi schien das Ende des Aufstandes gekommen, zumal auch innere Zwietracht die Griechen schwächte. Da kam dem im Todes-



Metropolit Germanos die Fahne der Freiheit erhebend.

(Nach dem Gemälde von Peter Heß.)

kampf ringenden Hellas Hilfe von außen. Längst schon hatten die heldenmüthige Tapferkeit der Griechen und die scheußlichen Grausamkeiten der Türken im Abendlande die mächtigsten Sympathien für den Freiheitskampf erweckt. Freiwillige aus den verschiedensten Ländern waren ihnen zu Hilfe geeilt, darunter Lord Byron, der größte englische Dichter der Neuzeit, der in Missolonghi sein Grab fand. In Deutschland, der Schweiz, dann auch in Frankreich und England hatten sich sogenannte Philhellenen vereingebildet, welche die Griechen mit Geld, Waffen und Vorräthen aller Art unterstützten. Ein König und ein Republikaner, Ludwig I. von Bayern und der Bankier Cynard von Genf wetteiferten in fürstlichen Gaben. Immer aber verhielten sich die Großmächte, denen Metternich vordemonstrierte, der griechische Freiheitskampf sei mit den gleichzeitigen Vorgängen in Spanien, Neapel und Sizilien in eine Linie zu stellen, noch ablehnend und feindlich. Da gelang es endlich Canning, Nikolaus I. von Rußland, den Nachfolger des 1825 plötzlich gestorbenen Alexander, und Karl X. von Frankreich zu vereintem Einschreiten gegen die Gräueltathen der Türken und Aegyptier zu bewegen.

Im Spätsommer 1827 wurde der Türkei ein Ultimatum zugestellt, und zugleich erschien eine englisch-französisch-russische Flotte unter dem englischen Admiral Codrington, in den griechischen Gewässern. Allein die Pforte lehnte stolz jede Einmischung in ihre inneren Angelegenheiten ab; Ibrahim aber fuhr mit seinen barbarischen Verwüstungen im Peloponnes fort und ließ, um nicht nur seinen augenblicklichen Feinden, sondern auch deren Nachkommen die Lebensmittel zu rauben, 85,000 Feigen- und Delbäume niederhauen. Nun beschloßen die Verbündeten, den Gräueln durch eine energische Demonstration ein Ziel zu setzen. Am Mittag des 20. Oktober ließen sie ihre 27 Schiffe in den Hafen von Navarino einlaufen, in dem die 89 Kriegsfahrzeuge ihrer Gegner sich bereits in Schlachtordnung aufgestellt hatten. Anfangs versuchten beide Theile friedlich zu unterhandeln, bis die zweifellos ohne jeden Befehl erfolgte Beschießung eines englischen Bootes das Signal zum Gesamtangriff gab. 3,700 Geschütze donnerten in dem engen Raum der Bai gegeneinander, kein Schuß ging in dem graufigen Gewirr verloren. Vier Stunden dauerte das furchtbare Gemetzel; als die Nacht ihm endlich ein Ziel setzte, waren von der stolzen Flotte des Sultans nur 29 zumeist schwer beschädigte Schiffe übrig geblieben.

Ein französisches Heer zwang darauf Ibrahim zur Räumung der griechischen Halbinsel, während ein russisches Heer von 100,000 Mann in die Donaufürstenthümer eindrang. Dieselben konnten fast ohne Schwertstreich besetzt werden, und ernststen Widerstand fand der Zar erst vor den Wällen der starken Festungen Silistria, Schumla und Varna, von denen die beiden erstgenannten im Jahre 1828 überhaupt nicht, die dritte nur durch schnöden Verrath unterlag. Erfolgreicher verlief der Feldzug auf dem zweiten Kriegsschauplatz in Kleinasien, auf dem Paskeiwitsch die angeblich uneinnehmbare Festung Kars rasch erstürmen konnte. Im folgenden Jahre aber überschritten die Russen unter General Diebitsch, einem der zahlreichen unter dem Doppeladler dienenden Preußen, die steilen Höhen des Balkan und zogen in dem schnell geräumten Adrianopel ein. Als sie dann unverzüglich gegen Konstantinopel vor-



Mauroinchalis siegt mit den Mainoten bei Barga.

(Nach dem Gemälde von Peter Hess.)

rückten, gab Mahmud II. dem Drängen der neutralen Diplomaten, vor allem des preußischen Spezialgesandten Müßfling nach, und willigte am 14. September in den Frieden von Adrianopel, zu dessen Hauptbedingungen die Anerkennung der Unabhängigkeit Griechenlands zählte.

Auf einer zweiten Konferenz zu London wurde im Februar 1830 der junge Staat zum Königreich erhoben, dessen Krone ein westeuropäischer Prinz tragen sollte. Zunächst war Leopold von Koburg, der Schwiegersohn Georgs III.

von England, dazu ausersehen, den neuen Thron zu besteigen; als der Prinz, der spätere König von Belgien, ablehnte, brach in Griechenland noch einmal ein Bürgerkrieg aus, in dessen Verlauf der bisherige Präsident Kapodistrias zum Lohn für die Dienste, die er seinem Vaterland geleistet hatte, meuchlerisch ermordet wurde. Wiederum griffen die drei Großmächte in die Geschichte des befreiten Volkes ein und bestimmten den jugendlichen Prinzen Otto, den Sohn König Ludwigs I. von Bayern, zum Träger der



Nicolaus I., Kaiser von Rußland.

Krone. Mit seiner Landung in Nauplia am 5. Februar 1833 begann eine neue, aber kaum eine bessere Epoche der griechischen Geschichte: „Das unfruchtbare Königthum schlug in dem unfruchtbaren Lande nicht Wurzel, aber eines war dennoch gewonnen — in einen Zustand, wie unter der Türkenherrschaft, versank dasselbe nicht wieder.“

Der Friedensschluß von Adrianopel bedeutete aber auch noch in anderer Beziehung eine Machtverringernng der Pforte und ein Steigen des russischen Uebergewichts im Orient. Die Pforte mußte nämlich auch die fast völlige Selbständigkeit der Donaufürstenthümer und lebenslängliche Herrschaft der Hospodare zugestehen, mehrere feste Plätze an der Ostküste des Schwarzen Meeres abtreten, sich zu einer Kriegsentschädigung von 10 Mill. Dukaten verpflichten und Handelsschiffen freie Durchfahrt durch Dardanellen und Bosporus ge-

währen. Nachdem Mahmud hierauf die Aufstände in Albanien und Bosnien 1831 unterdrückt und diese Provinzen völlig unterworfen hatte, wandte er sich gegen M e h e m e d A l i von Aegypten. Dieser hatte als Lohn für seine Dienste gegen die Griechen das Paschalik von Damastus verlangt, aber eine abschlägige Antwort erhalten. Nun suchte er sich ganz Syriens zu bemächtigen, benutzte als Kriegsvorwand einen von ihm hervorgerufenen Streit mit Abdallah, dem Pascha von Akka, schlug die gegen ihn ausgesandten Heere bei Homz, Beilan und Konia, drang 1833 bis Kutahia vor und bedrohte Konstantinopel. Rußland benutzte die Verlegenheit der Pforte, dem Sultan den Vertrag von Huntiar-Iskelessi (8. Juli) aufzunöthigen, worin die Pforte ein Defensivbündniß auf acht Jahre mit Rußland einging und sich verpflichtete, keinem fremden Kriegsschiff die Durchfahrt durch die Dardanellen zu gestatten. Inzwischen hatte Mahmud durch den unter Englands und Frankreichs Vermittelung zu Stande gebrachten Frieden von Kutahia (4. Mai 1833) Syrien und Cilicien an Mehemed Ali abtreten müssen. Die Wiedergewinnung dieser Provinzen war seitdem das Ziel der Politik Mahmuds. Das Bestreben Mehemed Alis, die Westküste des Persischen Meeresbusens nebst Basra in seine Gewalt zu bringen, machte das für Ostindien besorgte England zum Bundesgenossen der Pforte. Es schloß mit ihr 1838 einen Handelsvertrag, worin ihm freie Ausfuhr aus allen Theilen des türkischen Reichs, also auch aus Aegypten und Syrien, zugesichert wurde. Da Mehemed Ali diesen Vertrag nicht anerkannte, entsetzte ihn Mahmud aller seiner Würden und ließ ein Heer unter Hafiz Pascha in Syrien einrücken. Dieses wurde aber am 24. Juni 1839 bei Nisib geschlagen, und am 30. Juni starb Sultan Mahmud. Ihm folgte sein Sohn A b d u l - M e d s c i d (1839—61), ein schwächlicher Prinz von 17 Jahren. Bald nach seiner Thronbesteigung fiel am 14. Juli 1839 auch die Flotte ab und ging zu Mehemed Ali über. Nun nahmen sich die Großmächte, die Frankreich ausgenommen, am 15. Juli 1840 einen Vertrag zum Schutz der Türkei geschlossen hatten, des bedrängten Reichs an; eine engl.-öftr. Flotte eroberte Beirut, Saïda und Akka, und Mehemed Ali mußte Syrien, Cilicien, Kreta und Arabien herausgeben und sich mit dem erblichen Paschalik von Aegypten begnügen.

Die Regierung Abd-ul-Medschids war übrigens trotz seiner persönlichen Unfähigkeit glücklicher als diejenige seines Vaters, da er die Leitung der Staatsangelegenheiten fast ganz bewährten Staatsmännern überließ. Sein bedeutendster Minister, Reschid Pascha verfolgte mit Beharrlichkeit den Plan, das Reich Osmans durch innere Reformen den Westmächten anzunähern. So setzte er eine Staatsakte durch, welche freisinnige Grundsätze und Ziele feststellte und durch Anerkennung der politischen Rechte der Rajah die Befreiung der Pforte von der Bevormundung Rußlands wesentlich förderte.

Nicht nur in den europäischen Staaten aber weckten die Ideen der französischen Revolution den Drang nach Unabhängigkeit. Auch in dem spanischen Amerika, das vom Mutterlande Jahrhundertlang unter starrem Druck gehalten und ausgebeutet worden war, rührte sich der Freiheitsgeist, der besonders noch durch das Beispiel der Nordamerikaner in ihrer Losreißung von England genährt wurde. Im Jahre 1810, als in Spanien Joseph Bonaparte durch Napoleons Militärmacht wieder auf den Thron gehoben war, brachen beinahe gleichzeitig in Mexiko, Caracas (Venezuela) und

Buenos Ayres (Argentinien), Empörungen aus; die Josephinischen Statthalter wurden verjagt und Juntas gebildet, welche für Losreißung der Kolonien vom Mutterlande wirkten. Als König Ferdinand VII. wieder eingesetzt war, verlangte er unbedingte Unterwerfung. Statt der königlichen Aufforderung nachzukommen, wiederholten die Kolonien ihr Verlangen um Rechtsgleichheit mit dem Mutterlande, und als sie abgewiesen wurden, ergriffen sie das Schwert, um sich Unabhängigkeit von Spanien zu erkämpfen. Ein Krieg auf Tod und Leben begann, worin die Südamerikaner Tugenden und Kräfte entwickelten, die Niemand bei ihnen erwartete.

„Von der Ausdauer im Unglück, von der Selbstverleugnung, von der Entbehrungsfähigkeit, von der Ertragung unsäglichlicher Beschwerden, von der Aufopferung von Ruhe und Besitz, von Gesundheit und Leben für die väterlichen Penaten, deren sich selbst die in Mord und Raub verhärteten Herzen jener Gauchos und Guafos, Planeros und Rancheros fähig erwiesen, hat die Geschichte nur wenig gleiche Beispiele zu erzählen.“ Wie die Köpfe der Hydra erstanden die Heere der Aufständischen nach jeder Niederlage von Neuem. „Jetzt in Masse versammelt, versuchten sie einen Schlag, nach dessen Mißlingen sie truppentweise wieder zerstoßen; zusammengesetzt aus kleinen Landbesitzern und den

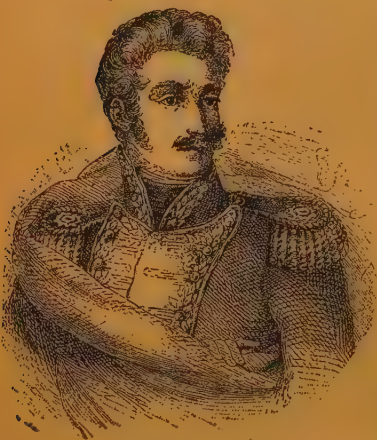


Graf Kapodistrias.

Arbeitern der Güter, Zuckermühlen und Minen, die in offener Luft zu Pferde zu leben gewohnt, auf den Uebergang von Ueberfluß zu Entbehrung eingeübt waren, hatten sie den Vortheil, keines festen Aufenthalts, keines Kriegsplans und keiner Berechnungen, keiner Verwaltung und geregelten Verpflegung zu bedürfen; heute in tiefem Mangel, entschädigten sie sich morgen durch eine glückliche Plünderung; und dieses Räuberleben war ihre Lust, das ihnen die Gelegenheit bot, bald eine Privatrache, bald ein anderes Bedürfniß augenblicklicher Laune zu befriedigen.“ Ferdinand schickte den harten General Morillo, der in Herzog Alba's Geist handelte, nach Südamerika ab und mit ihm den Inquisitor Torres mit ausgedehnten Vollmachten; aber schon im Jahre 1819 hatte das Vicekönigreich Rio de la Plata seine Unabhängigkeit und republikanische Verfassung fest begründet und ermutigte durch sein Glück die übrigen Staaten, wo der Kampf härter war, zur Ausdauer. Drei Freistaaten: La Plata, Bolivia und Uruguay und der lange Zeit von dem schlaunen Advokaten Dr. Francia mit diktatorischer Gewalt beherrschte

und in strenger Abgeschlossenheit gegen alle Fremden gehaltene Jesuiten = staats Paraguan entwickelten sich nach und nach aus dem ehemaligen spanischen Vizekönigthum.

Heldenhast war der Kampf in Neu = Granada und Peru, wo der als Feldherr und Staatsmann ausgezeichnete, mit europäischer Bildung vertraute Kreole Simon Bolivar von Caracas die Leitung übernahm und der gleich Washington auch in den schlimmsten Tagen nie verzagte. Nachdem es ihm 1811 gelungen war, seine Heimath Venezuela zu befreien, führte er 1819 sein Heer unter grausenhafsten Strapazen von den obern Orinocogegenden über die Anden nach Neugranada, das ihn als „Retter“ zum Diktator machte, und organisierte nun einen Krieg „bis zum Messer“ mit Morillo. Wo der letztere siegte, floß das Blut der Republikaner in Strömen; um sich zu rächen, ließ Bolivar, dem der waffentundige Paez, ein Farbiger, zur Seite stand, 800 gefangene Spanier hinrichten. Die Spanier erlangten eine furchtbare Hilfsmacht an den Planeros, die wie die Gauchos der Pampas auf den Grassteppen der Tierra Firma als Hirten und Fleischer ein Beduinleben führten, und auf den sonnigen Weiden an Abhärtung und Genügsamkeit gewöhnt, als Reiter Schaaren mit der Pike, dem Fangseil und dem Steppenbrand den Republikanern großen Schaden, blutige Niederlagen bereiteten. Bolivar sah sich genöthigt, den Oberbefehl niederzulegen und sein Heil in der Flucht nach St. Domingo zu suchen; über Leichen, Gütereinziehung und Erpres-



Simon Bolivar.

sung schritt die Reaction des absoluten Königthums einher. Allein Bolivar kehrte zurück; seine Erscheinung hob den gesunkenen Muth der Republikaner wieder; glückliche Waffenthaten erhöhten sein Ansehen. Venezuela, Ecuador und Neugranada vereinigten sich am 17. Dezember 1819 zum Freistaate Columbia und erwählten Bolivar zum Präsidenten.

Um stärksten war aber die Macht der Spanier in Peru. Auch dieses Land hatte sich unter dem Beistande St. Martin's, des Befreiers von Chile, eine republikanische Verfassung gegeben, allein in Folge von Zwietracht gewannen die Spanier wieder die Oberhand. Da kam Bolivar dem gefährdeten Freistaat zu Hülfe. Sein Untergeneral Sucre schlug 1824 die Spanier auf den Hochebenen der Anden bei Ayacucho aufs Haupt, und 1826 mußten diese ihr letztes Bollwerk, Callao, den Hafen von Lima, räumen. Der Befreier wurde vom Kongreß in Lima zum lebenslänglichen Diktator ernannt; allein diese Häufung der Macht auf Bolivar's Haupt erregte den Neid der Republikaner, Verschworene trachteten mehrfach nach seinem Leben, und so legte er sein Amt nieder. Ein Jahr darauf, 1830, befreite ihn der Tod von

allen Sorgen. In Mexiko stellte sich der Kreole Iturbide an die Spitze der Bewegung zu Gunsten der Unabhängigkeit; der Kongreß machte ihn sogar zum Kaiser. Allein davon wollten die Republikaner nichts wissen; einige Heeresabtheilungen fielen von ihm ab, und als sein General Santa Anna am 8. April 1823 in Vera-Cruz die Republik ausrief, sah er sich zur Thronentsagung und Flucht nach Italien genöthigt. Mexiko wurde nun zum Freistaat umgewandelt und ihm eine der nordamerikanischen nachgebildete Verfassung verliehen.

Als sich solchergestalt herausstellte, daß Spanien aus eigener Kraft nimmermehr im Stande sein würde, seinen Besitz in Amerika zu behaupten, rief Ferdinand VII. die Hilfe der heiligen Allianz an, und die Höfe von Paris, Petersburg und Wien zeigten nicht übel Lust, gegen die Revolution in der neuen, wie in der alten Welt einzuschreiten. Allein Canning durchkreuzte ihre Absichten, indem er die neuen Republiken als selbstständige Staaten anerkannte. Zugleich deckte auch die mächtig aufblühende Republik in Nord-Amerika ihre schützende Hand über die Schwesterrepubliken im Süden.



Jefferson.

Durch die schwierigen Zeiten der napoleonischen Herrschaft hatten Präsident George Washington und ebenso sein trefflicher zweiter Nachfolger Thomas Jefferson (1801—1809) die junge Republik der Vereinigten Staaten mit Weisheit und Glück geleitet, indem sie gegenüber den Werbungen der europäischen Mächte um Allianzen den Grundsatz aufstellten, daß sich Amerika in die Händel der alten Welt nicht zu mischen habe. Jefferson war es sogar gelungen, 1803 von Bonaparte die Abtretung Louisiana's, d. h. des ganzen Gebietes westlich vom Mississippi, für 15 Millionen Dollars zu erlangen, wodurch der Union der Zutritt zum Golf von Mexiko, die freie Schifffahrt auf dem Vater der Ströme und die ungehemmte Ausdehnung nach Westen ermöglicht wurde. Unter dem vierten Präsidenten James Madison (1809—1817) gerieth die Union noch einmal mit England in Krieg, und zwar in Folge von dessen gewalthätigen Handlungen zur See. Im Mai 1811 machte nämlich die britische Kriegsschuluppe *Little Belt* nahe der amerikanischen Küste einen Angriff auf die amerikanische Fregatte *President*. Dieß erfüllte die Amerikaner mit gerechtem Unwillen, und am 4. Juni 1812 wurde vom Kongreß England der Krieg erklärt, obschon viele Bürger, besonders in den Neuengland-Staaten, nicht damit einverstanden und der Meinung waren, die Schwierigkeiten hätten ohne Anwendung von Waffen-gewalt beseitigt werden können. Zu Lande gewannen die amerikanischen

Truppen unter General Dearborn nicht viele Erfolge. Der Einfall des Bundesgenerals Hull in Canada mißlang gänzlich, und der englische General Brock zwang ihn sogar am 16. August 1812 bei Spring-Weils die Waffen zu strecken. Desto besser bewährte sich die Flotte. In einem Jahre



James Madison.

wurden 250 Rauffahrer und außerdem mehrere englische Kriegsschiffe von den Amerikanern weggenommen. Das erste Seegefecht fand zwischen den beiden Fregatten Constitution und Guerriere statt. Erstere war ein amerikanisches, letztere ein britisches Schiff. Der Kampf war ein erbitterter. Das englische Kriegsschiff verlor alle Masten und wurde außerdem so beschädigt, daß die Sieger keinen weiteren Gebrauch dafür hatten und es verbrannten. Bald folgten weitere Erfolge zur See, namentlich durch den tapfern Kommodore Decatur. Am 10. September 1813 kam es zur Schlacht auf dem Eriesee. Das amerikanische Geschwader befehligte der Kommodore Perry, die britische Flotte kommandierte Kapitän Barclay. Gleich zu Anfang des Gefechtes eröffneten die Briten ein sehr heftiges Feuer auf Perry's Flaggenschiff. Dasselbe wurde so beschädigt, daß es jeden Augenblick zu sinken drohte. Da bestieg Perry ein Boot und unter dem feindlichen Kugelregen gelang es ihm, ein anderes Schiff zu erreichen. Jetzt drang die amerikanische Flotte auf den Feind ein. Der Kampf dauerte drei Stunden und endete mit einem ruhmvollen Sieg der Amerikaner. Alle britischen Schiffe fielen ihnen in die Hände. Perry meldete seinen Sieg in folgenden Worten: „Wir sind dem Feinde begegnet und er ist unser.“

Im August 1814 lief indeß eine britische Flotte in die Chesapeake-Bai ein, und 5,000 Mann unter dem Befehl des Generals Ross wurden an's Land gesetzt. Diese marschierten auf die Bundeshauptstadt Washington los und schlugen die wenigen amerikanischen Truppen, die sich ihnen entgegen stellten, in die Flucht. Am Abend des 24. August erreichten die Engländer die Stadt. Das Kapitol, das Haus des Präsidenten und andere öffentliche Gebäude wurden niedergebrannt. In der folgenden Nacht gingen sie dann heimlich auf ihre Schiffe zurück. — Die Amerikaner aber rächten sich durch die blutige Schlacht auf dem Champlainssee. Trozdem der Feind an Zahl der Schiffe, Truppen und Geschütze weit überlegen war, errangen sie unter Kommodore Macdonough



Oliver Perry.

einen entscheidenden Sieg. Dieß bewog England, am 24. Dezember 1814 zu Gent in Belgien mit den Vertretern der Vereinigten Staaten Frieden zu schließen. Ehe jedoch die Kunde hiervon nach Amerika gelangte, hatte Gen. Jackson die englischen Truppen am 8. Januar 1815 bei New Orleans besiegt.

Seitdem wuchs die junge Republik, durch fortwährende Zuwanderung aus Europa verstärkt, in beispielloser Weise an. Das in den Händen der Franzosen leblose Mississippithal bevölkerte sich mit reißender Schnelligkeit. Mit allen auswärtigen Mächten hatte die Union Frieden. Nur mit Spanien schien es einmal zu Streit kommen zu sollen. Im Jahre 1817 machten nämlich die Seminolen in Florida häufige Einfälle in Georgia und verwüsteten die Grenzansiedlungen. Man überzeugte sich bald, daß die Indianer von den Spaniern in Florida zu diesen Gewaltthätigkeiten veranlaßt wurden, und so rückte Gen. Jackson mit einem Heere in Florida ein, trotzdem diese Provinz Spanien gehörte. Er nahm das Fort St. Marks in Besitz und besetzte Pensacola.

Gegen dieses Vorgehen protestierte die spanische Regierung, aber bei diesem Proteste blieb es, und im Jahre 1819 trat Spanien die Provinz Florida gegen eine Summe von 5 Millionen Dollars an die Vereinigten Staaten ab. Im Jahre 1823 aber fühlte sich die Union stark genug, um nicht nur die Unabhängigkeit der südamerikanischen Staaten anzuerkennen, sondern auch als Großmacht der neuen Welt denjenigen der alten gegenüber Stellung zu nehmen. In seiner Botschaft vom Jahre 1823 erklärte nämlich Präsident Monroe (1817—1825), daß die Vereinigten Staaten künftighin jeden Versuch europäischer Mächte, auf dem amerikanischen Kontinente Eroberungen zu machen oder Kolonien anzulegen, als einen Akt unberechtigter Eingriffe ansehen würden. Diese wichtige Auslassung, unter dem Namen *Monroe-Doktrin* bekannt, die indeß nie zu einem Gesetz erhoben wurde, hatte zur Folge, daß die Mitglieder der Heil. Allianz ihre Pläne, den Spaniern in ihrem Kampfe gegen die südamerikanischen Kolonien beizustehen, wohl oder übel aufgaben. Leider bewiesen freilich die Kreolen, die sich so tapfer die Freiheit zu erkämpfen mußten, nicht die gleiche Fähigkeit wie die Nord-Amerikaner, sie auch fest zu begründen. Mit wenigen ehrenvollen Ausnahmen wechselten in ihren Republiken bis auf den heutigen Tag Revolutionen mit Staats-



John Quincy Adams.

streichen, und unter den endlosen Bürgerkriegen konnte die innere Wohlfahrt nicht gedeihen. Brasilien sagte sich 1822 ebenfalls von seinem Mutterlande Portugal los, stellte jedoch den königlichen Prinzen Dom Pedro, der es seit der Rückkehr der Königsfamilie verwaltete, als konstitutionellen Kaiser an seine Spitze und bildete so Jahrzehnte lang die einzige Monarchie in der neuen Welt.



James Monroe.

In unsrer Union folgte auf Monroe's Verwaltung diejenige John Quincy Adams', während welcher die erste Eisenbahn in Amerika erbaut und der Erie-Kanal eröffnet, auch ein Schutzolltarif (1828) zum Gesetz erhoben wurde, womit sich freilich der Süden nicht befreundeten konnte. Mit großer Bitterkeit wurde der nächste Präsidentschafts = Wahlkampf geführt.



Andrew Jackson.

aus dem Andrew Jackson von Tennessee als Sieger hervorging. Eine seiner ersten Maßregeln war, daß er zahlreiche Personen ihres Amtes entsetzte und die frei gewordenen Stellen seinen politischen Freunden übertrug. Damit war der Anfang der unheilvollen Beutepolitik gemacht. Im Frühling des Jahres 1832 brach an der nordwestlichen Grenze der sogenannte Black = Hawk = Krieg aus. Dieser Name rührt von einem Häuptling der Sac-Indianer her, welcher Black Hawk hieß. Verschiedene Indianerstämme in Illinois und Wisconsin hatten sich verbündet und zogen raubend und plündernd in den

Grenzanfiedelungen umher. Dieser Krieg wurde ziemlich schnell beendet. Die Indianer traten große Landstrecken an die Vereinigten Staaten ab und zogen sich weiter nach dem Westen zurück.

Dritter Abschnitt.

Die Juli-Revolution und ihre Folgen. 1830–1847.

Siebentes Kapitel.

Karl X. von Frankreich. — Kriegszug gegen Algier. — Die „fünf Verordnungen“ geben das Signal zum Aufstand. — Barrikadenbau. — Louis Philipp, Herzog von Orleans, an Stelle der Bourbonen zum König gemacht. — Revolution in Belgien. — Reißt sich von Holland los. — Leopold von Coburg König von Belgien. — Militärverschwörung in Polen. — Niederlage bei Ostrolenka. — Ausrottung der polnischen Nationalität von den Russen angestrebt. — Unruhen in Italien und in der Schweiz. — In England erzwingt der liberale Mittelstand die Parlamentsreform. — Reform der Getreidegesetze. — Förderung der Gewerthätigkeit und des Handels. — Opiumkrieg mit China.

Während so allenthalben die freiheitlichen Ideen und Bestrebungen die öffentliche Meinung beherrschten, ertrug Karl X. von Frankreich das halbliberale Ministerium, das ihm der Ausfall der Wahlen von 1827 aufgezungen hatte, nur mit tiefem Widerwillen. Kein Wunder, daß der tüchtige Ministerpräsident Graf de Martignac unter solchen Umständen die Aflust, die zwischen Fürst und Volk gähnte, nicht zu überbrücken vermochte. Karl lauerte nur auf einen Anlaß, sich desselben zu entledigen. Als 1829 die Kammern zwei Gesetzentwürfe Martignac's, die eine Neuregelung der Gemeinde- und Provinzialverwaltung in Aussicht nahmen und zweifellos viele Verbesserungen der bisherigen Zustände gebracht hätten, in unkluger Rechthaberei zurückwiesen, entließ der König die Minister, da sie ja das Vertrauen des Parlamentes so wenig besäßen wie das seinige, und berief den Fürsten Polignac, den bisherigen Vertreter Frankreichs in London.

Verkündete schon die Wahl eines Mannes, der den Eid auf die Verfassung einst nur mit Vorbehalt geleistet hatte, die Absicht Karls X., den Kampf mit der Kammermehrheit aufzunehmen, so war die Auswahl der übrigen Mitglieder des Kabinetts gleichbedeutend mit einer offenen Kriegserklärung gegen die libe-



Beschießung von Algier am 4. Juli 1830.

rale Partei: Labourdonnaye, der Führer der äußersten Rechten, der „Ultras“, wurde Minister des Innern und Bourmont, ein General, den das Volk für die Katastrophe von Belle-Alliance verantwortlich zu machen pflegte, Kriegsminister. Der Kampf entbrannte dann auch sofort und zwar bis zur Wiedereröffnung der Kammern zunächst in der Presse, die in drohenden Worten auf die ernste Gefahr hinwies, der König und Vaterland entgegengingen.

Für eine kurze Spanne Zeit wurde indessen die Aufmerksamkeit der Nation von ihren inneren Angelegenheiten abgelenkt, und zwar durch einen Kriegszug gegen Hussein-Bei, den Deï von Algier, der eine dreiste Antwort des französischen Konsuls mit einem kräftigen Hieb über das Gesicht des Diplomaten beantwortet und sich dann geweigert hatte, Genugthuung zu geben. Mit einer sehr großen Flotte wurden 42,000 Mann nach dem Seeräuberstaat übergeführt, und schon nach 20 Tagen, am 5. Juli, war der große Feldzug beendet, nachdem die Beschießung der Stadt von der Seeseite aus und die Erstürmung der Citadelle den Hochmuth des schlagfertigen Deïs rasch gebrochen hatten.

Dieser leichte Sieg über den Barbarenhäuptling und die Eroberung des alten Piratennestes Algier vermochte indeß auf die erregte Pariser Bevölkerung die beruhigende Wirkung, welche Karl X. und seine schlimmen Pariser Beräth'er erwartet hatten, nicht auszuüben. Die Menge, die sonst bei jeder noch so kleinen Mehrung der „gloire“ laut aufgeföhelt, blieb stumm und gleichgültig gegen diesen kriegerischen Erfolg der ihr verhassten Regierung. Bei den Neuwahlen wurden die 221 Liberalen, welche, dem König in einer maßvollen Adresse ihr Bedauern darüber ausgesprochen, daß zwischen dem Land und der Regierung kein Vertrauen herrsche, fast alle wiedergewählt und noch mehr Liberale dazu. Das schlug dem Faß den Boden aus, und der lange insgeheim gehegte Plan eines Staatsstreiches reifte zur That: Am Montag, den 26. Juli 1830 erschienen im „Moniteur“, dem französischen Amtsblatt, fünf königliche „Verordnungen“ (Ordonnances), durch welche die Pressfreiheit gänzlich unterdrückt, die neue Kammer noch vor ihrem Zusammentritt aufgelöst und das Wahlgesetz willkürlich in aristokratischem Sinne geändert wurde. Es war dies ein offener Verfassungsbruch von Seiten des Monarchen, da nicht er, sondern nur das Parlament das Recht hatte, Gesetze zu ändern. Eine ungeheure Aufregung bemächtigte sich der Hauptstadt. Zeitungen veröffentlichten einen von Thiers verfaßten Protest, worin das Land zum Widerstand gegen den Gesetzesbruch der Regierung aufgefordert wurde. Schon am Dienstag brach in Paris der Aufstand aus. Arbeiter und Studenten griffen zu den Waffen, durch Barrikaden wurden die Straßen und Gassen in Festungen umgewandelt, die Truppen, die nur widerwillig kämpften, sahen sich von den Fenstern und Dächern aus durch zahllose Schützen angegriffen, und für eine Barrikade, die sie nahmen, erhoben sich ein Duzend andere! Am Mittwoch begann unter den Truppen selber der Abfall, und der Marschall Marmont, der den Oberbefehl über sie führte, mußte, von den siegreichen Massen gebrängt, den Rückzug aus der Stadt antreten. Die Nationalgarde wurde wieder errichtet und der greise Lafayette zu ihrem Kommandanten ernannt.

In der Nacht zum 29. Juli wurden Duzende neuer Barrikaden gebaut und sofort mit Kämpfern besetzt; kaum graute der Tag, so begann das blutige Ringen aufs neue. Gegen Mittag war das Louvrepalais in der Gewalt der



Zug des Herzogs von Orleans vom Palais Royal zum Hôtel de Ville am 31. Juli 1830.

(Nach dem Originalgemälde von Horace Vernet.)

Aufständigen, bald darauf auch die übrigen Paläste der königlichen Familie. In St. Cloud schien man den Ereignissen, die in der Hauptstadt sich abspielten, immer noch keine Bedeutung beizumessen; erst am Nachmittag gelang es, den König vom dem Ernst der Lage zu überzeugen. Daß Ministerium Polignac trat endlich zurück — zu spät. Aus den Kreisen der Abgeordneten war bereits eine provisorische Regierung gebildet worden, deren Mittelpunkt Lafayette, der Held von 1789 war, und der Bote des Königs, der mit der Nachricht von der Zurücknahme der Ordonnanzen und der Entlassung des verfehmten Cabinets nach Paris kam, wurde nicht mit Jubel, sondern mit Hohngelächter begrüßt. Die Menge wollte den Sturz der Bourbonen, sie verlangte als Preis für das Blut, das auf den Barrikaden geflossen war, „nicht gerade etwas Besseres, aber wenigstens etwas Neues.“ Der Sieg des Volkes stimmte auch jene Politiker um, die sich bisher gegen die Entthronung der Bourbonen gesträubt hatten; Lafayette hatte Recht, als er ausrief: „In vierundzwanzig Stunden ist ein Jahrhundert verflossen!“

Am Morgen des 30. Juli verkündete eine von Thiers verfaßte Proclamation den Parisern, daß sie sich mit dem Gedanken vertraut machen müßten, an Stelle Karls X., der nimmer zurückkehren dürfe, den Herzog von Orleans auf dem Thron zu sehen; die Errichtung einer Republik verboten ebenso innerpolitische Gründe, wie die Furcht vor einer neuen Einmischung der übrigen europäischen Mächte. Louis Philipp, das Haupt einer Seitenlinie der Bourbonen, war durch die harte Schule der großen Revolution gegangen, als schlichter Bürger, nicht als Prinz, war er zum Mann gereift, hatte sich dauernd von dem lärmenden Getriebe der großen Politik ferngehalten und dennoch die Augen der liberalen Führer auf sich zu lenken verstanden. Er hatte nie begehrt nach der Krone geschickt, er verschmähte es auch jetzt, die Hand nach dem Kleinod auszustrecken, mit dem so viel Macht, doch auch so schwere Sorgen verbunden waren. Doch erklärte er sich schließlich dem Parlamente gegenüber bereit, die Regierung unter dem Titel eines Reichsverwesers zu übernehmen.

Noch galt es, die Massen für sich einzunehmen. Louis Philipp säumte nicht, dieß zu thun. „Es war ein Schritt von welthistorischer Bedeutung und zeugte von hohem Muth, als der Herzog am 31. Juli in der zweiten Nachmittagsstunde an der Spitze eines bürgerlichen Zuges, ohne allen militärischen Prunk, sich durch die überfüllten, noch von den Ueberresten der Barrikaden bedeckten Straßen nach dem Stadthaus in Bewegung setzte, voran ein einziger Trommler, der Prinz selbst, in Generaluniform mit der dreifarbigten Kokarde, zu Pferd, Lafitte hinter ihm, seines verrenkten Fußes wegen in einem Tragessattel. Den Hut in der Hand ritt Louis Philipp heiteren Antlitzes durch die Menge, da und dort in kurzen Anreden sich an die Barrikadenmänner wendend, links und rechts die Hände schüttelnd. Je mehr sich der Zug vom Palais Royal entfernte, desto dichter wurde die Menschenmasse, desto drohender und feindseliger die Haltung der Menge, desto häufiger die revolutionären Zurufe. Aus der bleichen Farbe des Gesichts und den ernstesten Mienen konnte man die tiefe Gemüthsbewegung des Herzogs errathen. Wie leicht konnte aus jedem Fenster, aus jeder Thür die Todeskugel herausfliegen. Mühsam stieg er dann durch die von „Patrioten“ besetzten Treppen und Vorläge zu dem Sitzungssaal empor, an dessen Schwelle ihn Lafayette an der Spitze der Municipalkom-



Eine Barrikade zu Paris im Jahre 1830. (Nach dem Gemälde von Geo. Lentin.)

mission empfing. Kurz darauf entfaltete der Alte die Tricolore und trat Arm in Arm mit dem Herzog auf den Balkon hinaus. Da brach plötzlich die auf dem Stadthausplatz versammelte Volksmenge, die noch kurz vorher eine feindliche Stimmung zur Schau getragen hatte, durch den Anblick überwältigt, in unbeschreiblichen Jubel und in betäubende Hochrufe aus.“ Louis Philipp hatte gesiegt, schon nach wenigen Tagen durfte er sich „König der Franzosen“ nennen.

Die letzten Tage der „großen Woche“, wie das unersättliche Ruhmesbedürfniß der Pariser die Zeit der Julirevolution nannte, brachten keine Ueberraschung mehr. Karl X. machte noch einen letzten Versuch, seinem Hause die Krone dadurch zu retten, daß er ihr zu Gunsten seines Enkels, des Grafen von Chambord, zu entsagen, sich bereit erklärte. Umsonst. Am Abend des 3. August mußte er flüchten und begab sich mit seiner Familie nach England. Am gleichen Tage eröffnete Louis Philipp die neue Tagung der Kammern, an deren Spitze Casimir Périer stand. Alles verlief nach den Wünschen der Führer; schon am 9. August konnte der neugewählte König den Eid auf die, um vieles demokratischer gewordene, abgeänderte Verfassung ablegen — die Revolution hatte ihr Ende gefunden. „Noch nie aber ist eine Staatsumwälzung mit so viel Muth und mit so wenig Ausschreitungen durchgeführt worden, wie die Julirevolution. Dieser siegreiche Volkskampf, einzig in seiner Art, wurde nicht durch Unthaten entehrt; die Mäßigung des siegenden Volkes, wenige Ausnahmen abgerechnet, war ebenso wunderbar, wie seine Tapferkeit: eine Viertelmillion des Böbels der Hauptstadt war losgelassen, und die Bahn des Sieges wurde durch nicht ein einziges Opfer der Grausamkeit und Plünderung befleckt.“



Lafayette.

Dieser rasche Erfolg machte, wie zu erwarten stand, auf die benachbarten unterdrückten Völker einen unbeschreiblichen Eindruck. Die bloße Macht des Beispiels genügte, um in ganz Europa eine Reihe von revolutionären Bewegungen hervorzurufen. Schon längst herrschte unter den Belgiern Unzufriedenheit über ihre Vereinigung mit Holland. Durch zweihundertjährige Feindschaft, durch Religion und zum Theil durch die Sprache innerlich von den Holländern getrennt, waren sie durch den bloßen Machtpruch des

Wienertongresses an diese gekettet worden und zwar in einer für sie demüthigenden Weise. Vermöge der Verfassung, die König Wilhelm I. dem neugeschaffenen Reiche gegeben hatte, durften sie, obgleich doppelt so stark an Zahl, nicht mehr Vertreter in das gemeinsame Parlament, die *Generalstaaten*, senden, als die Holländer. Statt diese Ungerechtigkeit irgendwie zu mildern, ernannte der König fast ausschließlich Holländer zu Beamten und Offizieren und erklärte das Holländische zur Amtssprache des ganzen Reichs. Während die klerikalen Belgier in Wilhelm I. den Protestanten haßten, so brachte er auch die Freisinnigen gegen sich auf, indem er ihr Verlangen nach größerer Selbständigkeit des Landes starr abwies und ihre Wortführer in der



Casimir Périer.

Presse, wie de Potter u. a., mit Freiheitsstrafen und Verbannung belegte. So gingen hier Liberale und Klerikale einig. Am 25. August 1830 brach bei der Feier des Geburtstages des Königs nach der Aufführung der Oper „Die Stumme von Portici“, deren Libretto bekanntlich den neopolitanischen Aufstand des Jahres 1647 behandelt, in Brüssel der offene Aufstand aus und verbreitete sich alsbald über das ganze Land. Als königliche Truppen die Hauptstadt besetzen wollten, wurden sie in einem viertägigen Barrikadenkampf zurückgetrieben. Die Erbitterung, welche dieß Blutvergießen hervorrief, wurde noch vermehrt durch den General Chassé, der sich mit dem geschlagenen Heere in die Ci-

tabelle von Antwerpen zurückzog und die Aufforderung zur Uebergabe mit einem Bombardement aus 300 Geschützen beantwortete, welches einen großen Theil der Stadt in einen Aschenhaufen verwandelte. Jetzt wollten die Belgier von der holländischen Dynastie nichts mehr wissen. Ein Nationalkongreß trat zusammen, der das Land für unabhängig erklärte und dem neuen Staate eine konstitutionell-monarchische Verfassung mit ausgedehnten Freiheiten gab. Zum König wählten die Belgier zunächst einen Sohn Louis Philipps, der den Aufstand nach Kräften begünstigt hatte. Als dieser aus Furcht vor den Kriegsdrohungen der übrigen Mächte die Wahl ausschlug, übertrugen sie die Krone dem Prinzen Leopold von Koburg. Eine Konferenz der Großmächte, die gerade zur Schlichtung der griechisch-türkischen Wirren in London tagte, suchte das Verhältniß zwischen Holland und Belgien zu regeln. König Wilhelm I., heimlich von Rußland, Preußen und Oesterreich ermuthigt, suchte auch jetzt noch das abgefallene Land mit Waffengewalt zu unterwerfen, aber Frankreich und England verbanden sich zu Zwangsmaßregeln gegen ihn; ein französisches Heer nöthigte den General Chassé, die Citabelle

Antwerpen zu räumen. Zu einem förmlichen Frieden ließ sich Wilhelm indeß erst 1839 herbei.

Wie in Belgien, so gab auch in Polen die Julirevolution das Zeichen zum Beginn eines Aufstandes gegen die russische Herrschaft. Seit dem Wiener Kongreß, der Polen zu einem durch Personalunion mit Rußland verbundenen Königreich erhoben hatte, war für das vielgeprüfte Land eine bessere Zeit angebrochen, die freilich ebensowenig im Stande war, die Sehnsucht des stolzen Volkes nach der Wiederaufrichtung des alten großpolnischen Staates zu stillen, wie der Bizetönig Konstantin es verstand, den Adel für sich zu gewinnen. Am Abend des 29. November 1830 drangen zwanzig Kadetten, Glieder einer ausgebreiteten Militärverschwörung, in das dicht bei Warschau gelegene Landhaus des Großfürsten ein, um den verhafteten Stellvertreter des Zaren zu ermorden. Konstantin entging dem Anschlag wider sein Leben, aber der Schreck raubte ihm die ruhige Ueberlegung: statt mit eiserner Hand den im Entstehen begriffenen Aufstand niederzuzwingen, zog er sich mit allen Truppen und den russischen Beamten sofort zurück. Nach dem Beispiel Belgiens trat nunmehr eine provisorische Regierung auf, der hervorragende Männer wie Fürst Czartoryski und General Chlopicki angehörten, und die sich mit der eiteln



Leopold I., König von Belgien.

Hoffnung trug, die Mächte würden auch Polen die Unabhängigkeit und die Errichtung eines neuen Königsthrones zugestehen. Der im Januar 1831 zusammengetretene Reichstag sprach die Absetzung des Hauses Romanow aus, und Niemand zweifelte selbst dann an einem glücklichen Ausgang, als die Kunde einlief, daß Feldmarschall Diebitsch an der Spitze eines Heeres von 100,000 Mann herannahe, um die russische Herrschaft wiederherzustellen. Die Polen kämpften mit Tapferkeit, die sie von alters her auszeichnete, doch sie mußten unterliegen, weil der große Führer, dessen der ungleiche Kampf bedurfte, ihnen fehlte, bei Ostrolenta erlitten sie am 26. Mai 1831 eine empfindliche Niederlage. Auch im Lager der Russen fehlte es nicht an schweren Verlusten — Diebitsch erlag gleich dem Großfürsten Konstantin der zum ersten Mal Europa übersfluthenden Cholera, der auch Gneisenau zum Opfer fiel — aber es gelang dem neuen Oberfeldherrn Paskewitsch, die von Dembinski geführten Polen am 6. September vor den Thoren Warschaws bei dem Dorfe Wola so zu schlagen, daß bald darauf ein Theil ihrer Streitkräfte über

die österreichische, der andere über die preußische Grenze flüchten mußte, wo sie entwaffnet wurden. Die Folgen des Aufstandes waren die sofortige Aufhebung der Verfassung, die Alexander I. dem Lande einst gegeben hatte, und die Einführung einer Verwaltung in streng russischem Sinne, an deren Spitze der siegreiche Paszewitsch trat, und die sich die Ausrottung der polnischen Nationalität zum Ziele setzte.

Auch im übrigen Europa machten sich die Nachwirkungen der Julirevolution spürbar. In Italien brachen in Modena, Parma, im Kirchenstaat Aufstände aus, die jedoch alsbald durch österreichische Truppen erstickt und mit Gütereinziehungen, Kerker und Strang bestraft wurden. In der Schweiz mußten die 1815 wiederhergestellten aristokratischen Kantonsverfassungen unter heftigen Stürmen demokratischen Platz machen, während ein Versuch, die Bundesverfassung zeitgemäß umzugestalten, an der Macht des „Kantönli-geistes“ scheiterte.

In England mußte Wellington mit der ganzen Toryregierung unter dem Druck der erregten Volkstimmung einem Whigministerium, dem Grafen Grey an der Spitze, weichen, welches die längst geforderte Parlamentsreform an die Hand nahm. Als das konservativ gesinnte Oberhaus seine Zustimmung dazu verweigerte, brauste ein solcher Sturm der Entrüstung durch das Land, daß die Lords aus Furcht vor einem gewaltsamen Ausbruch derselben nachgaben und 1832 das Gesetz annahmen, durch welches die Parlamentswahlen auf billigere Grundlagen gestellt und die Zahl der Wähler bedeutend vermehrt wurde. Der wohlhabende Mittelstand sollte freilich diesen Sieg über die Aristokratie nicht lange genießen; bald erstand ihm eine Opposition in den niedern, von schwerer Noth und Armuth gedrückten Volksklassen, die auf eine radikale Umgestaltung und völlige Demokratisirung des Unterhauses drangen, indem sie allgemeines Wahlrecht (ohne Censur), jährliche Parlamente, geheime Abstimmung, Diäten für die Mitglieder u. dgl. mehr verlangten. Im Lauf der Zeit verbanden die Radikalen, die bis zum Jahr 1835 in dem geistreichen Journalisten William Cobbet einen talentvollen Führer hatten, mit den politischen Reformen auch soziale, und legten ihre Grundsätze in einer *Volkscharte* nieder, welche die arbeitenden Klassen in Stand setzen sollte, durch Einwirkung auf die Gesetzgebung ihre ökonomische Lage zu verbessern. Davon erhielten sie den Namen *Chartisten*; ihre einflußreichen Führer waren der später in Geisteskrankheit verfallene Advokat Feargus O'Connor und der talentvolle in Deutschland erzogene Ernest Jones. Ihre Einwirkung auf den Gang der parlamentarischen Thätigkeit ist bis auf den heutigen Tag nicht ohne Einfluß geblieben. So ist namentlich die wichtige Reform der Getreidegesetze als ihr Werk anzusehen. Das alte strenge Korngesetz, welches die Einfuhr fremden Getreides sehr erschwerte, indem es den Zoll je nach den Bedürfnissen nach einer wechselnden Preiskala (sliding scale) bald erhöhte bald erniedrigte, wurde in Folge heftiger Anti-Korngesetz-Agitationen gemildert, bis es endlich abgeschafft und der Kornhandel 1846 freigegeben wurde. Der Führer dieser Bewegung nach Aufhebung der Korngesetze war Richard Cobden, der Gründer der Anti-Korngesetz-Liga, ein begeisterter Agitator für das Wohl der unteren Klassen. Um den aus der Minde- rung des Getreidezolls hervorgehenden Ausfall im Staatshaushalt zu decken,

wurde unter dem Ministerium des großen Staatsmannes Sir Robert Peel eine, hauptsächlich die Wohlhabenden treffende Einkommensteuer eingeführt.

Zugleich begann das eminent praktische englische Volk seine ganze Thatkraft der Gewerthätigkeit und besonders dem Handel zuzuwenden. Ein Fabrikgesetz wurde erlassen, welches der selbstsüchtigen Ausnutzung der menschlichen Arbeitskräfte im Mutterlande entgegentrat, indem es die Verwendung von Kindern unter 9 Jahren in den Fabriken ganz untersagte, die Arbeitszeit für jugendliche Arbeiter auf ein mit ihrer Gesundheit verträgliches Maß einschränkte und das Fabrikwesen staatlicher Aufsicht unterstellte. Um den Handel zu fördern, wurde nach Außen eine glückliche und großartige Politik befolgt; in Europa suchte die Regierung den Friedenszustand auf jede Weise aufrecht zu erhalten, und in den außereuropäischen Gebieten richtete sich ihre Aufmerksamkeit auf Stärkung und Vergrößerung der englischen Besitzungen. In Ostindien wurden nach zum Theil sehr harten Kämpfen eine Reihe der noch unabhängigen Staaten, wie Lahore, Arakan, Pegu, dem Weltreich einverleibt. Nicht minder wichtig und erfolgreich für die Ausbreitung der englischen Herrschaft und des englischen Handels war der Krieg mit China. Im Jahre 1836 erließ die chinesische Regierung, besorgt über die gefährliche Wirkung der wachsenden Opiumkonsumtion unter dem entkräfteten Volke, ein strenges Verbot gegen den Verbrauch und Verkauf des Opiums, eine Maßregel, welche dem Handel der Engländer, die aus der Einführung dieses Artikels unermessliche Summen zogen, schwere Wunden schlug. In Folge dieses Verbots verlangte 1839 der chinesische Gouverneur Lin von den englischen Kaufleuten die Auslieferung alles in Canton vorrätigen Opiums und ließ 28,000 Kisten Opium, im Werthe von 4 Millionen Pfund Sterling vernichten. Sofort erschien eine britische Flotte, um den Forderungen der Handelsherren auf Entschädigung Nachdruck zu geben. Da aber der Krieg aus Rücksicht für den Theehandel von den Engländern schwankend geführt wurde, suchte die kaiserliche Regierung von Peking Zeit zu gewinnen. Endlich schritten aber die Engländer zu energischen Maßregeln; sie besetzten die Insel Tschusan und bedrohten die wichtige Stadt Nanking. Dies brach den Widerstand der Chinesen; letztere mußten fünf chinesische Häfen den Engländern eröffnen, ihnen die Insel Hong-Kong überlassen und 21 Millionen Dollars bezahlen. Der Opiumhandel aber bestand fort. „Die tiefe Immoralität eines christlichen Volkes trug den Sieg davon über die Tugend eines Heidenvolkes.“

Achtes Kapitel.

Deutschland und der Liberalismus. — Verfassungsbewegungen in Kurhessen, Braunschweig, Hannover und Sachsen. — Einwirkung der Julirevolution in den süddeutschen Staaten. — Deutsches Nationalfest auf der Hambacher Schloßruine. — Erneute drückende Reaktion. — Demagogenverfolgungen. — Die sieben Professoren von Göttingen. — Preußens Verdienste innerhalb seines eigenen Gebietes. — Gründung des Zollvereins. — Beginn des Eisenbahnwesens. — Blutige Kämpfe zwischen Liberalen und Absolutisten in Portugal und Spanien. — Bürgerkrieg zwischen den „Christinos“ und den „Carlsten“. — Verkehrte Politik des Bürgerkönigs Louis Philipp in Frankreich. — Sozialistische Umtriebe. — Empörungen der Republikaner. — Mordanschläge. — Entfremdung zwischen Volk und König.

Auch für Deutschland hatte die französische Umwälzung bedeutsame Folgen. Zwar die Hoffnung, daß es jemals frei und einig werden könne, wurde so wenig lebendig wie während der Grabesruhe des reaktionären Jahrzehnts 1820—1830, aber es entstanden in den einzelnen Staaten gährende Bewegungen, welche theils den Erlaß von Verfassungen erlangten, theils die Erweiterung der Volksrechte anstrebten. „Dabei gewöhnte man sich freilich, bethört durch die Werke und Zeitungen der vaterlandslosen Abart des Judenthums, der Heine, Börne u. s. w., die Freiheit oder den „Liberalismus“ überhaupt als die einzige Kulturblüthe eines großen modernen Volkes zu halten, dagegen die staatliche Einheit des Volksthum's selbst als etwas ganz Unwesentliches, ja als ein überwundenes altväterisches Vorurtheil. Als das unübertreffliche und einzig erstrebenswerthe Musterbild einer freien Verfassung wurde nun aber die von dem edeln französischen Volke sich selbst verliehene gepriesen, und allenfalls noch die bald darauf, durch die Erhebung Belgiens gegen Holland errungene belgische Verfassung. So entstand in breiten Schichten der deutschen Bevölkerung der Wahnglaube an die alleinseigmachende Würde und Kraft des Liberalismus, gegenüber welchem die Sehnsucht nach einem großen deutschen Vaterlande als kindisch-einsfältiges „Teutonenthum“ verspottet wurde. So erwuchs jene unheilvolle, ungeschichtliche und blinde Verherrlichung alles fremdländischen Wesens, vor allem des französischen und dann der „ritterlichen“ Polen, die nach ihrer unglücklichen Revolution 1831 von den Deutschen als die edeln Vorkämpfer und Märtyrer der freien Menschheit schlechthin verehrt und bewundert wurden, und zum Dank dafür hinfort jahr-

zehntelang bei jeder der deutschen Einheit feindlichen Bewegung und Verschwörung die Anstifter und Leiter spielten!*)

In Kurhessen hatte sich der seit 1821 zur Regierung gelangte Kurfürst Wilhelm II. durch seinen Geiz und Eigennutz, seine herrischen und groben Despotenlaunen, und vor Allem durch seine Sittenlosigkeit bald nicht minder verhaßt gemacht, als sein Vater gewesen. Seine allgemein verehrte Gemahlin, die Schwester des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen, entwich mit Sohn und Tochter dem Sündenleben des Kurfürsten nach Berlin. Im September 1830 wurde die Stimmung des Landes, selbst der Residenz Kassel, so drohend, daß der Kurfürst die seit 14 Jahren nicht mehr berufenen Stände zusammentreten ließ und ihnen einen Verfassungsentwurf vorlegte, den namentlich der Berichterstatter, Professor Sylvester Jordan aus Marburg, zeitgemäß umgestaltete. Die so zu Stande gebrachte kurhessische Verfassung vom 5. Januar 1831 war wohl die freisinnigste des damaligen Deutschlands. Der Kurfürst meinte nun, nach diesem Opfer an seiner hochfürstlichen Selbstherrlichkeit, sein anstößiges Leben mit seiner zur Gräfin Reichenbach erhobenen Geliebten auf Schloß Wilhelmshöhe fortsetzen zu können. Aber sowie „die Person des Kurfürsten“**) auf Wilhelmshöhe eintraf, mußte sie vor der drohenden Haltung des Volkes alsbald wieder abreißen und nach Hanau flüchten. Der Kurfürst folgte ihr dahin und kehrte nie nach Kassel zurück. Da sein Fernbleiben von der Residenz verfassungswidrig war, so berief er lieber seinen Sohn, Friedrich Wilhelm, zum Mitregenten, als sich von der Reichenbach zu trennen.

In Braunschweig vollends hatten die Landeskinder „unter des durchlauchtigsten Deutschen Bundes schützendem Privilegio“ jahrelang unter dem scham- und sittenlosen jungen Herzog Karl eine wahrhaft türkische Despotie ertragen müssen. Als er mit 19 Jahren zur Regierung gelangt war, hatte er die von seinen Vormündern verliehene Verfassung einfach für null und nichtig erklärt, die Minister beschimpft und verbannt, ein Urtheil des höchsten Landesgerichts, das diese despotische Willkür für rechtswidrig erklärte, vor den Augen der Richter zerrissen; seine Umgebung waren nur sittenlose Abenteuerer, in deren würdiger Gesellschaft er die rohesten Ausschweifungen beging und den Schweiß des Landes schamlos verpraßte. Vorfälle wie der, daß er z. B. allen Aerzten der Stadt verbot, der Gattin eines ihm verhaßten Edelmannes bei ihrer Entbindung beizustehen, waren nicht ungewöhnlich. Sein Benehmen war so

*) Welche Verwirrung diese Anschauungen selbst in den Köpfen Einsichtiger erzeugten, das erhebt mit blühendster Schärfe aus dem Worte, das der Führer des süddeutschen Liberalismus, Welcker, sprach: „Bei einem Kampfe zwischen den absolutistischen nordischen Großmächten“ (Preußen und Rußland) „und dem konstitutionellen Frankreich müsse ein Liberaler auf der letzteren Seite stehen!“ Noch deutlicher vielleicht wird diese Verwirrung gemacht durch die amtliche Aeußerung des gut deutsch gekannten sächsischen Ministers Bernhard von Lindenau: „Die deutschen Staaten müßten mit Frankreich Fühlung nehmen, um im Nothfalle einen Rückhalt an ihm zu haben.“ Natürlich trifft aber die Hauptschuld an dieser unheilvollen Verwirrung jene unselige Politik des Bundestages, welche dem Deutschen die Liebe zu seinem Vaterlande vernichtet und zertreten hatte! Um so mehr müssen wir die fast prophetische Klarheit und den kühnen Muth des tapferen Schwaben Paul Pfizler preisen, der als württembergischer Richter und als Unterthan eines Königs, der von einem „reinen Deutschland“ ohne Preußen und Oesterreich träumte, 1831 in seinem trefflichen Werke „Briefwechsel zweier Deutscher“ zum ersten Mal offen und überzeugend aussprach: die wahre Einigung und Kräftigung Deutschlands sei nur zu erreichen durch den Anschluß der kleineren Staaten an Preußen.

**) Viele Kirchengemeinden verließen Sonntags den Gottesdienst, sobald das Geheiß „für die Person des Kurfürsten“ gesprochen wurde, weil der schlichte Mann meinte, das gelte der Reichenbach.

anständig, daß ihm selbst der Metternichsche Bundestag mit Exekution drohte. Auf einer Reise nach Paris hatte er dort die Julirevolution und dann die Brüsseler mit erlebt, lehrte aber unbelehrt und mit dem festen Vorsatz nach Braunschweig zurück, seinem Lande nun erst recht Trost zu bieten. In der That ließ er sofort Kanonen vor dem Schloß auffahren, als ihm die Bürger der Residenz eine Petition um Abstellung einiger Beschwerden überreichen ließen. Aber als darauf Volkshaufen in das Schloß drangen, auch viele unzufriedene Edelleute, da floh der feige Tyrann mit den geraubten Schätzen des Landes auf Nimmerwiedersehen. Leider ging dabei das herrliche Schloß in Flammen auf. Die gestohlenen Edelsteine ließ der Entflohene in den Theatern von Paris und London immer vollzählig an seinem Gekendkostüm funkeln, so daß er spöttisch „der Diamantenherzog“ benannt wurde. Nach einem einzigen feigen Versuche, seinen am 25. April 1831 zum Herzog erhobenen Bruder Wilhelm durch eine an der Grenze gebundene Räuberbande vom Thron zu stoßen — wobei Karl abermals floh, ehe nur die Kugeln pffiffen — verlebte er dann den Rest seiner Tage hauptsächlich in Paris und setzte schließlich, als er von dort infolge des deutsch-französischen Krieges ausgewiesen wurde, Genf, die Stadt Calvins, zur Erbin seines ungeheuren Vermögens ein, wofür die Stadt dem verächtlichsten Fürsten des Jahrhunderts in der Nähe des Rousseaubenkmal's ein stolzes Reiterstandbild errichten mußte, was sie auch that! Die braunschweigische Verfassung von 1820 wurde von dem wohlmeinend und meist auch freisinnig regierenden Herzog Wilhelm wiederhergestellt und verbessert.

Auch in Hannover brachen mancherlei Unruhen aus, die sich gegen die reaktionäre Adelswirthschaft des allmächtigen Ministers Grafen Münster, namentlich aber dagegen richteten, daß Hannover von England aus regiert würde. Der am 30. Juni 1830 auf den englischen und hannoverschen Thron gelangte Welfe Wilhelm IV. besaß glücklicherweise Einsicht genug, um die Rechtmäßigkeit dieser Wünsche zu erkennen. Er entließ den Grafen Münster, bestellte seinen jüngsten Bruder, den Herzog von Cambridge, an seiner Statt zum Vizekönig mit dem Regierungssitz in Hannover und vereinbarte mit den erweiterten alten Ständen eine neue Verfassung, die am 26. September 1833 zu Stande kam und nicht bloß des Königs, sondern auch des Thronfolgers, Herzogs von Cumberland, Genehmigung erhielt, obwohl dieser später die Lüge wagte, er sei nicht einmal gefragt worden. Freilich sagten die Engländer von diesem Prinzen nicht mit Unrecht: er habe alle Verbrechen begangen, außer dem Selbstmord. Bei der Zustandebingung der neuen Verfassung hatte sich besonders verdient gemacht der Göttinger Professor der Staatswissenschaften Dahlmann. Diese Verfassung vereinigte die Domänen mit dem Staatsgut und wies dagegen dem König eine bestimmte Zivilliste an.

Selbst in das stille Königreich Sachsen übertrug sich die politische Gährung Deutschlands nach der Julirevolution. Auch dort verlangte das Volk eine wirkliche Vertretung, gerechte Vertheilung der öffentlichen Lasten, Abschaffung der Grundsteuerfreiheit des Adels, Verminderung der Polizeiwillkür und des städtischen Zopfregimentes. In Dresden wie in Leipzig brachen Tumulte aus, als der gutmüthige aber greise und beschränkte König Anton, der bei seiner Thronbesteigung 1827 schon 71 Jahre zählte, jede

Neuerung ablehnte. Nun nahm der König seinen Neffen Friedrich August, einen allbeliebten Prinzen, zum Mitregenten an und ließ, trotz Metternichs dringendstem Ab Rathen, einen Verfassungsentwurf ausarbeiten, der unter Fürsorge des neu berufenen ausgezeichneten Ministers Bernhard v. Lindenau am 4. September 1831 Gesetzeskraft erlangte. Dabei war im Allgemeinen das Vorbild der süddeutschen Verfassungen befolgt, also das Zweikammersystem; doch war die erste Kammer durch Einfügung von Vertretern des Grundbesitzes, der größeren Städte, der Kirche und Wissenschaft besonders geschickt gestaltet, und durch Oeffentlichkeit sämmtlicher Kammerverhandlungen eilte Sachsen allen anderen deutschen Staaten voraus. Unter dem Ministerium Lindenau erlebte dann Sachsen in den folgenden Jahren auch die glücklichste und wichtigste Zeit seiner inneren Reformgesetzgebung. Sachsen-Altenburg trat 1831 gleichfalls unter die Verfassungsstaaten ein. Die übrigen norddeutschen Bundesglieder blieben bei ihren altständischen Formen.

Besonders deutlich ließ sich die Einwirkung der Julirevolution auf den neuen liberalen Aufschwung erkennen in den süddeutschen Landtagen, zunächst in Baden, wo die Kammern im Jahre 1831 zusammentraten. Hier brachte nicht bloß die Regierung



Ludwig I., König von Bayern.

des neuen, sehr wohlmeinenden Großherzogs Leopold eine Menge freisinniger Gesehntwürfe ein, sondern der Führer der Liberalen, Welcker, beantragte nichts Geringeres, als die Einführung der Pressfreiheit, trotz aller Bundesbeschlüsse von 1819, 1820 und 1824. Dieser Antrag wurde in beiden Kammern angenommen, und darauf ward von der Regierung ein Pressgesetz vorgelegt, das vom Landtag und Volke jubelnd entgegengenommen wurde, aber doch mit der Bundesgesetzgebung unvereinbar war, und darum die Einmischung des Bundes in gefährlicher Weise herausforderte.

Auch in Bayern zeigte der neue kunstliebende und romantisch-gefühlseelige König Ludwig I., trotz mancher Schwankungen seines unsteten Charakters, den guten Willen, dem am 1. Mai zusammengetretenen Landtag ein freisinnigeres Pressgesetz vorzulegen, das die Zensur für alle Schriften aufhob, die nur innere bairische Angelegenheiten erörterten. Dieses Gesetz wäre auch mit denen des Bundes vereinbar gewesen. Leider aber verlangte die Mehrheit der zweiten Kammer die ganze Pressfreiheit und verwarf das Gesetz. So blieb es beim Alten, und der König entließ den Landtag in Ungnaden, nicht

minder die freisinnigen Minister Zentner und Stürmer. — Die übrigen süddeutschen Landtage traten erst zur Zeit des Rückschlags gegen die „Seuche“ der Julirevolution zusammen.

Nach dem Erlaß des freisinnigen Badischen Pressegesetzes schossen in Baden die liberalen Zeitungen und Zeitschriften, unter der Mitarbeiterschaft aller süddeutschen Freisinnigen und unter der Leitung von Rotteck, Mebold, List, Wirth, Siebenpfeiffer, Stein, Strohmeyer u. s. w. wie Pilze empor,



Der Zug auf das Hambacher Schloß am 27. Mai 1832.

(Nach einer gleichzeitigen Darstellung.)

und zugleich bildeten sich „Pressevereine“, die für die Freiheit der Presse mit Gleichgesinnten über ganz Mittel- und Westdeutschland, bis nach Sachsen hinein, und auf dem ganzen linken Rheinufer sich verbanden. In Baden, Württemberg und der Rheinpfalz erhielten auch die üblichen zahlreichen Volksfeste jetzt ein stark politisches und radikales Gepräge. Schließlich luden die pfälzischen Führer der Liberalen alle „Volksfreunde in Deutschland“ zu einem großen „Deutschen Nationalfest“ auf der Hambacher Schloßruine (bei Neustadt a. H.) für den 27. Mai 1832 ein. Es sollte die bedeutksamste, aber auch folgenschwerste Kundgebung der Zeit werden.

Wohl an 30,000 Menschen strömten an dem großen Festtage in dem reizenden Neustadt am Fuße des Harbtgebirges zusammen, begeistert schon durch den Gedanken, daß die Regierung das Fest Anfangs verboten habe und dann

doch habe gestatten müssen, und befeuert durch den in Strömen fließenden herrlichen Pfälzer Wein. Schon der Zug nach der auf dem Gipfel des Hardtgebirges aufragenden Hambacher Schloßruine ließ aber erkennen, daß diese Versammlung für ein „deutsches Nationalfest“ recht eigenthümlich gemischt war. Denn neben dem schwarzrothgoldenen Banner wehte die französische Tricolore und die rothweiße Polensfahne, von starken Zügen französischer und polnischer Festtheilnehmer begleitet, welche gleich den Undeutschen Heine und Börne, die selbstbewußt im Zuge mit schritten, hier durchaus kein „deutsches Nationalfest“, sondern ein Fest allgemeiner „Völkerverbrüderung“ zu feiern gedachten. In der That wurden denn auch vor der Schloßruine abwechselnd deutsche, französische und polnische Reden gehalten. Ganz im Sinn der „Völkerverbrüderung“ eröffnete Siebenpfeiffer die Reden und schloß mit einem Hoch auf „Vaterland, Volkshoheit, Völkerbund!“ Ihm folgte Wirth, der sehr deutlich eine „Reform Deutschlands im Geiste der Volkshoheit“, d. h. auf republikanischer Grundlage verlangte, aber auch seine kerndeutsche Gesinnung mannhaft aussprach, indem er sagte, ein friedliches Verhältniß zu Frankreich sei auch sein Wunsch und werde die Folge der von ihm erstrebten Deutschen Reform sein. „Die Franzosen aber“, fuhr er mit durchdringendem politischem Scharfsinn und wahrhaft prophetischer Sehergabe wörtlich fort: „Die Franzosen aber wollen keine Reform Deutschlands, oder doch nur um den Preis des linken Rheinufer's. Auch die liberale Propaganda in Frankreich will nur um diesen Preis die Bestrebungen des Freiheitsbundes in Deutschland unterstützen. Daß wir unsererseits mit einer Abtretung des linken Rheinufer's an Frankreich selbst die Freiheit nicht erkaufen wollen, daß vielmehr bei jedem Versuche Frankreich's, auch nur eine Scholle deutschen Bodens zu erobern, auf der Stelle alle Opposition im Innern schmeißen und ganz Deutschland sich gegen Frankreich erheben würde und müßte, daß die dann zu erhoffende Wiederbefreiung unseres deutschen Vaterlandes umgekehrt die Wiedervereinigung von Elsaß und Lothringen wahrscheinlich zur Folge haben würde — über alles dieses kann unter Deutschen nur eine Stimme herrschen.“ „Nur dann“ — fügte er hinzu — „wenn zuvor bestimmte Bürgschaften für die Unverletzlichkeit Deutschlands gegeben wären, möchte immerhin ein Bund deutscher Patrioten eine brüderliche Vereinigung mit den Patrioten aller Nationen stiften.“ Bedinglich im Sinne dieser scharfen Verwahrung war das Hoch zu verstehen, mit dem Wirth seine Rede abschloß: auf „die vereinigten Freistaaten Deutschlands und das conföderierte republikanische Europa.“

Sobald Metternich von diesem Volksfest zu Hambach und der dabei vorgeschlagenen Errichtung einer deutschen Republik hörte, veranlaßte er die deutschen Regierungen zu scharfem Einschreiten. Zwar wurden die des Hochverraths angeklagten Führer Wirth, Siebenpfeiffer und andere vom Schwurgericht zu Landau freigesprochen. Aber auf sein Betreiben erneuerte der Bundesstag in Frankfurt die Karlsbader-Beschlüsse; verbot alle politischen Vereine und Versammlungen und unterdrückte die freisinnige Presse. Die Demagogenvverfolgungen lebten wieder auf; Kammern, die gegen das reaktionäre Treiben zu protestieren wagten, wurden aufgelöst. In Hessen wurden die Führer der

sehr gemäßigten Opposition, Geheimrath Jaup und Regierungsrath Heinrich von Gagern (der spätere Präsident des Frankfurter Parlaments), ihrer Stellen entsetzt und der Landtag aufgelöst. In Württemberg wurden die Führer der Opposition, Ludwig Uhl and und Paul Vitzel, zur freiwilligen Niederlegung ihrer amtlichen Stellungen genöthigt, und bis 1838 wurde hier die Stellung der Liberalen so verzweifelt, daß alle ihre Abgeordneten überhaupt nicht mehr in die Kammer eintraten. Auch in Baden war die hohe Fluth der Vorjahre im Landtag von 1833 der seichten Erde gewichen.

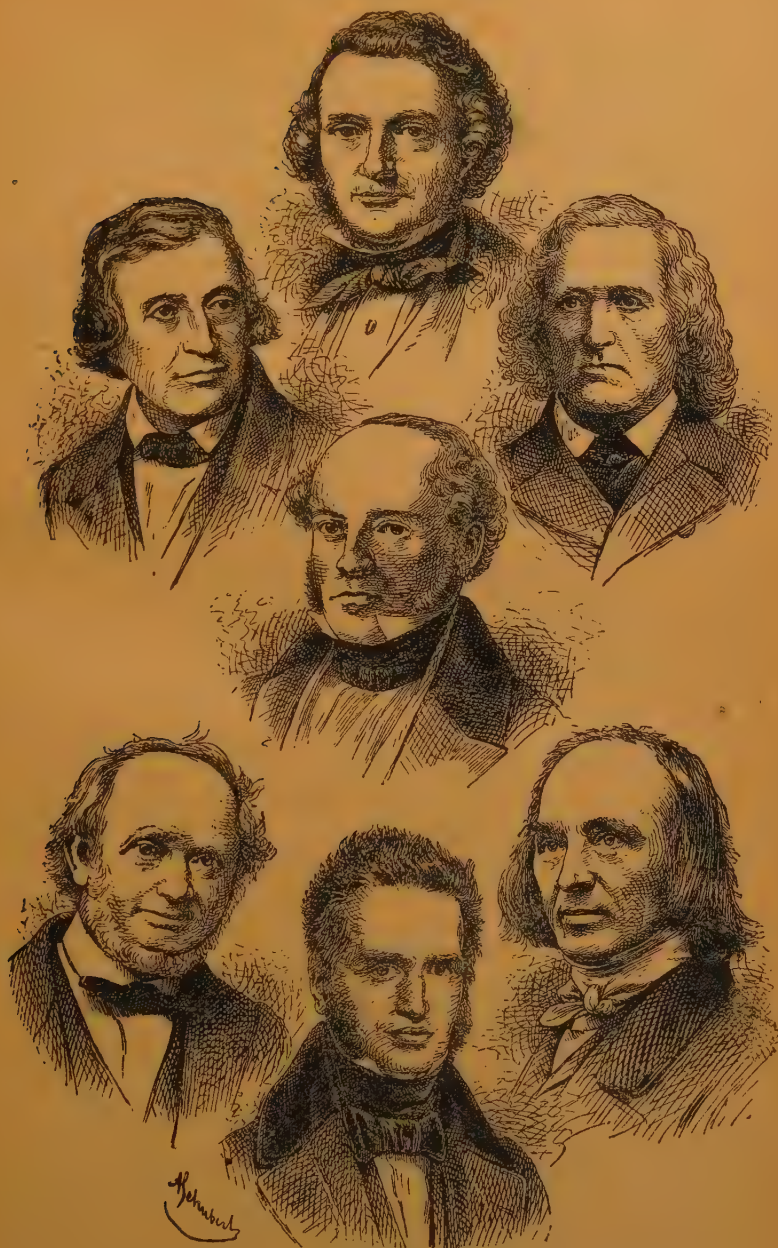
Diese erneute drückende Reaktion, die vom Bundestag ausging, veranlaßte einige Hundert jugendlicher Tollköpfe zu einer thörichten Verschwörung, deren Plan dahin ging, den Bundestag in Frankfurt zu überrumpeln und die deutsche Republik auszurufen. Am 3. April 1833 wurde unter Führung Rauschenplats die Hauptwache am Bundestagspalais zwar mühelos erfüllt,



Ludwig Uhl and.

aber vor der erdrückenden Uebermacht der herbeieilenden Truppen flohen die jungen Burschen. Selbstverständlich diente dieses Ereigniß, wie s. Z. die Mordthat Sands, zum Vorwand, um nun die Hege gegen die Liberalen brutaler als je zu betreiben. Hunderte schuldloser deutscher Jünglinge und Männer wurden für lange Jahre in den Kerker geworfen, so Fritz Reuter, Heinrich Laube, Prof. Schloßter Jordan, Bürgermeister Bahr von Würzburg, Dr. Eisenmann u. a. Viele wurden ins Exil getrieben und fanden in den Ver. Staaten eine neue Heimat. Die Presse wurde in ganz Deutschland unter die schärfste Censur gestellt, der stärkste Polizeidruck hielt al-

les öffentliche Leben darnieder, und in einer 1834 von Metternich veranstalteten Ministerkonferenz in Wien wurde neuerdings der Grundsatß festgestellt, daß die Fürstengewalt durch keine Verfassung beschränkt werden dürfe. So konnte 1837 der neue König von Hannover, Herzog Ernst August von Cumberland, es wagen, die unter seinem Vorgänger verlebene Verfassung aufzuheben und die Staatsdiener ihres Eides auf dieselbe zu entbinden, dagegen eine neue Verfassung aufzuzwingen, welche namentlich die Staatsdomänen wieder zum Eigenthum der habgütigen Welsen machte. Als dann sieben Professoren der Universität Göttingen, Dahlmann, Albrecht, Jakob und Wilhelm Grimm, Servinus, Ewald und Weber, alle Stützen der Wissenschaft, den Muth hatten, gegen den Verfassungsbruch Protest zu erheben, wurden sie sofort ihrer Stellen entsetzt und zum Theil des Landes verwiesen. Der Bundestag in Frankfurt aber, an den sich die Han-



Wilh. Grimm.
Weber.

Gerbinius.
Albrecht.
Dahmann.
Die Göttinger Sieben.

Jak. Grimm.
Ewald.

noveraner um Schutz gegen ihren König wandten, wies sie auf Oesterreichs Antrag ab und billigte damit die schändliche Gewaltthat.

Bei all diesen reaktionären Schritten ging Preußen Hand in Hand mit Oesterreich. Dagegen erwarb es sich große Verdienste auf andern Gebieten. Einmal bildete es die in den Freiheitskriegen so trefflich bewährte Wehrmacht weiter aus, was bei der kläglichen Kriegsverfassung des deutschen Bundes gegenüber dem Auslande von hoher Wichtigkeit war; dann führte es eine gerechte Steuerreform durch und förderte Landwirthschaft, Industrie und Verkehrswesen. Ganz besonders aber leistete es Großartiges durch die Aufhebung aller Zollschranken innerhalb von ganz Preußen und dadurch, daß es 1828—1834 durch Verträge mit den deutschen Klein- und Mittelstaaten einen Zollverein stiftete, durch welchen die Zollschranken



Friedrich List.

zwischen den einzelnen Staaten fielen, Freiheit des Handels und Verkehrs hergestellst und damit ein wichtiger Schritt zur Einigung Deutschlands unter preussischer Führung gethan wurde. Letztere wurde auch gefördert durch das deutsche Eisenbahnwesen, das seltsamerweise mit dem Zollverein dasselbe Geburtsjahr hat, 1834. In diesem Jahre wurde nämlich der Gedanke der Erbauung der ersten größeren deutschen Eisenbahn, der zwischen Leipzig und Dresden, durch den Schwaben List angeregt. *)

Auf der Pyrenäenhalbinsel verwickelten sich die Kämpfe zwischen den Liberalen und den Absolutisten mit Streitigkeiten, die im Schooß der Königsfamilien um den Thron ausbrachen. In Portugal hatte Kaiser Pedro I. von Brasilien 1826 beim Tode seines Vaters zu Gunsten seiner Tochter Maria auf die Krone verzichtet und dem Lande zugleich eine Verfassung gegeben, um es für diese Thronfolge zu gewinnen. Allein sein Bruder, Dom Miguel, den er zum Vormund Marias bestellt hatte, riß, auf die absolutistische Partei gestützt, die Krone an sich, stieß die Verfassung, die er selbst beschworen hatte, um und begann ein entsetzliches Schreckensregiment gegen die Liberalen. In den sechs Jahren seiner Regierung soll Dom Miguel 17,000 Personen hingerichtet, 16,000 deportirt, 13,000 verbannt und 26,000 eingekerkert haben. End-

*) List hatte sich, nach seiner Ausstoßung aus der württembergischen Kammer, 1834 nach Nordamerika begeben, hier den Beginn der großartigen Eisenbahnbauten erlebt und studirt, und sich dann in Leipzig niedergelassen. Nach seinem Rath und seinen Plänen wurde die Leipzig-Dresdener Eisenbahn aus den Privatmitteln von Leipziger Kaufleuten als ein Aktienunternehmen auch wirklich ausgeführt und 1839 eröffnet, List aber von den Gründern durch eine unbedeutende Summe schmutzig abgefunden, obwohl schon das erste Betriebsjahr beinahe die Hälfte mehr als den von ihm vorausgerechneten Reingewinn ergab. Bis zum Jahre 1875 stiegen diese Einnahmen stetig in kolossalem Maße, so daß sie 1875 über 38 mal so groß waren, als List sie 1839 geschätzt hatte.

lich kam Dom Pedro selber von Brasilien herüber, befreite Portugal in einem zweijährigen Kriege von dem Scheusal und stellte die Herrschaft seiner Tochter sammt der Konstitution wieder her (1832—34). — Ähnliche Vorgänge spielten sich in Spanien ab, wo Ferdinand VII. das falsche Gesetz, welches die weibliche Thronfolge untersagte, aufhob, um die Krone seiner Tochter Isabella, seinem einzigen Kinde, das ihm seine vierte Gemahlin, Christine, geboren, hinterlassen zu können. Sein Bruder, Don Carlos, war jedoch mit dieser Aenderung, die ihn der Thronfolge beraubte, nicht einverstanden. Bei Ferdinands Tod (1833) schickte er sich an, sein Recht mit den Waffen zu behaupten und fand Anhang bei den „Apostolischen“, der Priesterpartei, der er mit Leib und Seele ergeben war. Christine, welche für ihre Tochter die Regierung führte, sah sich deshalb genöthigt, sich den Liberalen in die Arme zu werfen und in die Errichtung einer Verfassung zu willigen, die Spanien in ein konstitutionelles Königreich verwandelte. Ein langwieriger Bürgerkrieg entbrannte zwischen den „Christinos“ und den „Carlisten.“ Der Hauptsitz der letzteren war das Bergland der Basken in den Pyrenäen, eines Völkchens, das zäh am Asten hing und den Liberalen abgeneigt war, weil es von ihnen Aufhebung uralter Vorrechte fürchtete. An der wilden Tapferkeit der Basken und der kriegerischen Begabung ihrer Führer scheiterten alle Anstrengungen der Generale Christinens, bis es endlich dem fähigsten derselben, Espartero, gelang, sie in die Enge zu treiben und gegen Bestätigung ihrer Privilegien zur Niederlegung der Waffen zu bringen (1839). Damit war die Sache des Don Carlos verloren und der Sieg der konstitutionellen Staatsform in Spanien gesichert. Zu einer gedeihlichen Ruhe wollte es freilich bei dem leidenschaftlichen Haß der Parteien und dem selbstsüchtigen Ehrgeiz ihrer Führer nicht kommen.



Isabella, Königin von Spanien.

Auch Frankreich war weit davon entfernt, mit der Vertreibung der Bourbonen den inneren Frieden zu finden. Statt, wie Lafayette gehofft und gerathen hatte, seinen Thron auf die breite Grundlage des Volkes zu stützen, glaubte nämlich der Bürgerkönig Louis Philipp sich sicher genug, wenn er die Reichen im Lande für sich habe. So blieb die sogenannte Volksver-

treuung in der Kammer im Grunde nach wie vor eine aristokratische Körperschaft, indem vermöge des Censur von 8 Millionen Bürgern bloß die 170,000 Höchstbesteuerten das Recht zu wählen und von diesen wieder nur die 24,000 Reichsten das Recht gewählt zu werden besaßen. Daher bereute die nicht zahlreiche, aber jugendlich feurige und verwegene Partei der französischen Republikaner bald ihre Nachgiebigkeit und begann die Zulimonarchie in Wort und That mit bitterm Hasse zu befehden. Ihren Bestrebungen kam die gährende Unzufriedenheit der Arbeitermassen in den großen Städten entgegen. Durch die Erfindung zahlloser Maschinen nahmen Industrie und Handel einen stets gewaltigeren Aufschwung, und den Völkern wurden dadurch neue Nahrungsquellen geschaffen, so daß sich z. B. die Seelenzahl Englands binnen fünfzig Jahren verdoppeln, diejenige Frankreichs um einen Drittheil vermehren konnte. Aber wenn aus irgend einem Grunde Störungen des Weltverkehrs, sogenannte Krisen, hereinbrachen und Fabriken und Geschäfte stille standen, dann sahen sich Tausende auf einmal ohne Brod, in Noth und Jammer.

Wie hätten da nicht die verführerischen Lehren von Phantasten auf fruchtbaren Boden fallen müssen, welche vorgaben, ein untrügliches Heilmittel für alles Elend auf Erden zu besitzen! Wie in der Reformation die Wiedertäufer, so waren auch bei den gewaltigen Erschütterungen der Neuzeit Leute aufgetreten, welche die Abschaffung des Privateigenthums und die Einführung der Gütergemeinschaft durch den Staat predigten und deshalb Kommunisten oder, wenn sie die Gütergemeinschaft nur theilweise verwirklichen wollten, Sozialisten genannt wurden. Schon Marat, Robespierre und St. Just hatten bei ihrer Schreckensherrschaft solche Ideen vorgeschwebt, und einer ihrer eifrigsten Jünger, Gracchus Babeuf, war noch 1797 als der Stifter einer Verschwörung hingerichtet worden, durch welche Frankreich mit Gewalt in einen kommunistischen Staat hätte verwandelt werden sollen, in dem vollkommene Gleichheit herrschen und selbst jede höhere Bildung bei Strafe verboten sein sollte. Nicht ganz so weit gingen die „Sozialisten“ St. Simon und Fourier, welche zu Napoleons Zeit in der Stille kühne Weltverbesserungspläne ausheckten, ohne indeß zunächst an gewaltsame Verwirklichung derselben zu denken. Nach der Julirevolution aber gewannen diese kommunistischen und sozialistischen Lehren, in Büchern, Flugschriften und Zeitungen verbreitet, eine furchtbare Macht. Obschon alle Versuche, welche von edlen Menschenfreunden in England und Amerika mit der praktischen Ausführung derselben gemacht wurden, mit kläglichen Enttäuschungen endeten, fanden sie unter den Arbeitern den lebhaftesten Anklang, zumal der Staat sich um ihre Beschwerden gar nicht kümmerte, und diese trugen sich mit dem Wahne, durch eine neue Revolution die „soziale Republik“ ins Dasein rufen zu können. Kaum war ein Jahr seit der Aufrihtung des Julithrons vergangen, so erschütterte denselben ein Aufstand nach dem andern. Im November 1831 griffen 40,000 brotlose Seidenarbeiter in Lyon zu den Waffen, und 1832 lieferten die Republikaner in Paris bei der Leichenfeier eines ihrer Führer, des Gen. Lamarque, den Nationalgarden und Regierungstruppen eine zweitägige Schlacht, die jedoch keinen Erfolg hatte. Statt einzulenken, versuchte Louis Philipp den aufrührerischen Geist durch Einschränkung der Presse, Auflösung von Vereinen und andere reaktionäre Maß-

regeln zu bannen, steigerte dadurch aber nur den Groll und die Verbitterung der Republikaner. 1834 brach die Empörung in Lyon, Paris, St. Etienne, Grenoble, Marseille und anderen Städten des Reiches zugleich aus. Wiederum wurde sie zwar unter Strömen von Blut niedergeschlagen; allein nun trachteten die Fanatiker dem Könige selbst nach dem Leben. Acht Mordanschläge wurden auf Louis Philipp unternommen, aber allen entging er mit wunderbarem Glück. Der schrecklichste darunter war das bei der Feier der Julitage 1835 von dem Korsten Fieschi vermittelst einer sogenannten Höllenmaschine auf den Boulevards ausgeführte Attentat, wodurch 21 Personen in der Nähe des Königs, unter ihnen der greise Marschall von Treviso, umkamen. Statt nun endlich die Verhältnisse richtig zu würdigen und durch zeitgemäße Reformen im liberalen Sinne die Mittellasse zu gewinnen, benützte die Regierung auch diesen Mordanschlag zu weiteren reaktionären Maßregeln, und durch ihre Einwirkung auf die Wahl der Geschworenen schwächte sie sogar das Vertrauen auf das volksthümliche Institut der Schwurgerichte. Nur in einem Fall erlitt die Regierung bei den Gerichten eine Niederlage. Im Jahre 1836 machte der junge Prinz Louis Napoleon Bonaparte, unterstützt von einigen Anhängern seines Oheims, in Straßburg den Versuch, vermittelst eines Militäraufstandes den Julithron zu stürzen und den Bonapartistischen Kriegsadler wieder aufzupflanzen. Mit leichter Mühe überwältigt, wurde der unbesonnene junge Mann, ohne vor Gericht gestellt zu werden, nach Amerika gebracht. Diese willkürliche Begnadigung machte einen solchen Eindruck auf das Volk, daß bei den nächsten Assisen alle Mitschuldigen des Prinzen freigesprochen wurden, und als die Regierung, um für die Zukunft sicherer zu gehen, das sogenannte Disjunktionsgesetz vor die Kammern brachte, wonach bei Verschwörungen und Aufständen, an denen sich Civil- und Militärpersonen theilhaft hätten, nur die ersteren den Schwurgerichten, die letzteren aber den Kriegsgerichten überwiesen werden sollten, drang sie nicht durch. Nach einiger Zeit wiederholte Louis Napoleon am 6. August 1840 seinen thörichten Versuch, den Julithron zu stürzen, indem er von England aus eine Landung in Boulogne machte. Diesmal büßte er sein abenteuerliches Unternehmen mit mehrjähriger Festungshaft im Schloß Ham, aus der er sich zuletzt als Bauarbeiter verkleidet durch glückliche Flucht befreite. So sicher fühlte sich aber die Regierung vor dem Gelingen Bonapartistischer Umtriebe, daß sie es wagte, die Asche Napoleons von St. Helena abholen und am 15. Dezember 1840 im Invalidendome beisetzen zu lassen.



Louis Philippe,
König von Frankreich.

Die Entfremdung zwischen dem Kern des Volkes und dem König nahm um so mehr zu, je weiter der letztere sich von den liberalen Grundsätzen der Julirevolution entfernte. Mit Mißtrauen sah das Volk dem, mit ungeheuren Kosten ausgeführten Bau der ganz Paris einschließenden Festungswerke zu;

dieselben sollten angeblich zum Schutz gegen äußere Feinde sein, galten in Wahrheit aber der Unterdrückung republikanischer Bewegungen, da bei der strengen C e n t r a l i s a t i o n, wodurch alle politische Lebensthätigkeit in Paris ihren Mittel- und Brennpunkt hat, der Beherrscher der Hauptstadt der unbestrittene Gebieter des ganzen Landes ist. Des Weiteren litt das Ansehen der Julimonarchie nach innen und außen auch durch den häufigen W e c h s e l der M i n i s t e r, die beständig erhoben und gestürzt wurden, weil sie bald dem König, bald der Kammer nicht gefielen. Erst dem berühmten Gelehrten G u i z o t, der zugleich das Vertrauen des Königs und großen Einfluß im Parlament besaß, gelang es, sich seit 1840 ununterbrochen an der Spitze der Regierung zu behaupten. Aber über dem Bestreben, zwischen den Parteien die „richtige Mitte“ zu finden, irrten er und der König immer weiter nach rechts ab und verfielen in eine reaktionäre Politik nach innen und nach außen. So war die aus der Revolution hervorgegangene Julimonarchie nichts weniger als volksthümlich, während ihr zugleich der Zauber abging, den das „legitime“ Königthum auf die Herzen einer monarchischen Nation ausübt.

Vierter Abschnitt.

Die Revolution der Jahre 1848 und 1849.

Neuntes Kapitel.

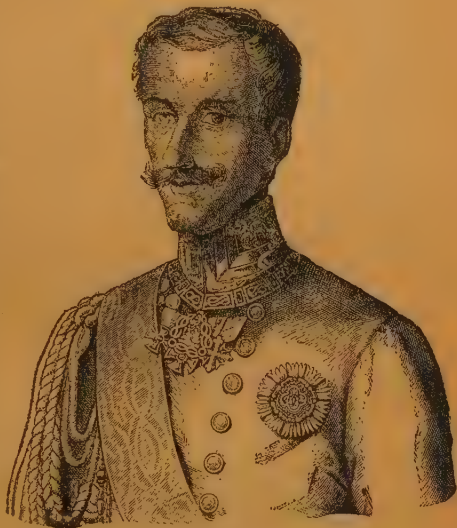
Das Freiheits- und Nationalitätsprinzip. — Vorboten des Sturmes. — Der Sonderbundskrieg in der Schweiz. — Revision der Bundesverfassung. — Die Januarrevolution in Italien. — Ausbruch in Palermo. — Mailand und Venedig verjagt das österreichische Militär. — Baden im „Festungsviereck“. — In Frankreich Ablehnung jeglicher Reformen im Innern durch Louis Philipp. — Ruf nach Wahlreform. — Reformbankette. — Revolution vom 22. bis 24. Februar. — Louis Philipp dankt ab und flieht. — Zerstörung der Tuilerien durch den sozialistischen Pöbel. — Die Deputirtenkammer gezwungen, die Republik zu proklamieren.

Auf die verheißungsbolle Julirevolution war also abermals die Reaktion gefolgt, und scheinbar war es mit der Hoffnung auf freierlichere Gestaltung der politischen Verhältnisse an manchen Orten vorbei. Scheinbar bloß; denn wenn die Reaktion auch vielfach triumphiert hatte, mit dem todtenähnlichen Schlummer, in welchen die Heilige Allianz die Völker Europa's versenkt hatte, war es seit der Julirevolution doch unwiederbringlich vorbei. Immer gewaltiger ging nämlich durch alle Lande dasselbe Streben nach Erweiterung der Volksrechte, nach einem freien öffentlichen Leben. Und nicht minder mächtig suchte neben dieser Freiheitsidee eine andere durch die Völker, diejenige, daß die Staaten nicht nach der Willkür der Großen, der Fürsten zugeschnitten werden, sondern auf der natürlichen Grundlage der Nationen ruhen sollten. Wo große Völker, die sich als ein Ganzes fühlten, durch eine traurige Vergangenheit in viele ohnmächtige Staaten und Stättchen zersplittert waren, wie die Deutschen und Italiener, da drängte es die Herzen, die künstlichen Schranken niederzubrechen und ein die ganze Nation umfassendes, ihrer Größe würdiges Staatswesen zu errichten. Und wo andererseits Völker von ganz verschiedener Sprache, Sitte und Abstammung durch bloß äußerliche Bande oder gar durch rohe Gewalt an einander gefettet waren, da strebten diese aus einander; jedes suchte nach dem Beispiel der Belgier und Polen seine Eigenart, sein selbstständiges Dasein nach Kräften zu retten, so die Ungarn und Slaven in Oesterreich, die Schleswig-Holsteiner in Dänemark. Freiheit und Einheit wurde daher

in Deutschland und Italien, Freiheit und nationale Selbständigkeit in Oesterreich das Lösungswort, und immer größer wurde die Zahl der sogenannten Radikalen, d. h. Derer, welche nach einer gründlichen Umgestaltung der Dinge hinstreben.

An Vorboten der kommenden Umgestaltung fehlte es nicht. In der Schweiz, wo verschiedene Sprachstämme auf dem Boden der Freiheit im Laufe der Jahrhunderte zu einer Nation zusammengewachsen, aber in viele unter einander nur lose verbundene Kantone zer splittert waren, machte sich das Bedürfnis nach größerer Einheit gebieterisch geltend. Die Bundesbehörden waren infolge ihrer Machtlosigkeit nicht imstande, das Ansehen und die Interessen des Landes nach außen zu wahren, noch vermochten sie im Innern Ruhe und Ordnung zu handhaben und die Leidenschaften der Parteien zu zügeln, die einander nicht nur mit gesetzlichen Mitteln bekämpften, sondern getrost zur Gewalt griffen, sobald sie sich die nöthige Stärke zutrauten. Aufstände, sogen. Putschs, waren daher in den Kantonen etwas Gewöhnliches, und wiederholt strömten Gesinnungsgenossen aus andern Kantonen in „Freischaren“ dabei zu Hilfe, so 1845 in Luzern, wo es zu leidenschaftlichem Ringen zwischen Jesuitismus und Radikalismus kam. Alle Einsichtigeren erkannten, daß nur eine Stärkung der Bundesgewalt die Eidgenossenschaft vor dem Untergang retten könne. Allein davon wollten die sieben, von den Jesuiten beherrschten katholischen Kantone Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Freiburg und Wallis nichts wissen und gingen sogar einen Sonderbund unter sich ein, angeblich um sich gegen radikale Freischaren zu schützen, in Wirklichkeit aber, um jeden Versuch zur Umgestaltung der Bundesverfassung nöthigenfalls mit den Waffen zu vereiteln. Diesen Sonderbund erklärte im Juli 1847 die Tagsgesamtheit, d. h. die eidgenössische Bundesbehörde, durch Mehrheitsbeschluß für unvereinbar mit der bestehenden Bundesverfassung und verlangte seine Auflösung, sowie die Entfernung der Jesuiten. Aber die sieben Kantone, geleitet von dem Fanatiker Siegwart Müller in Luzern und seinen Gesinnungsgenossen, weigerten sich, der Aufforderung Folge zu leisten. Sie bauten dabei auf die bewaffnete Intervention der drei Großmächte Oesterreich, Frankreich und Preußen, welche aus Furcht vor der „ansteckenden Seuche des Radikalismus“ in seltener Einstimmigkeit für den Sonderbund Partei ergriffen und ihn heimlich mit Geld und Waffen unterstützten. Der freisinnige Lord Palmerston aber, der die äußere Politik Großbritanniens leitete, verstand es, dieses Einschreiten zu verzögern, bis es zu spät war. Denn als Guizot's Courier dem Sonderbund Depeschen überbringen wollte, fand er diesen bereits gesprengt und die Häupter desselben auf der Flucht nach Italien. Eine unter den Oberbefehl des erprobten Generals Dufour von Genf gestellte Bundesarmee hatte vom 4. November bis 1. Dezember unter geringem Widerstand Freiburg und Luzern erobert, worauf die andern Kantone sich freiwillig unterwarfen und den Beschlüssen der Tagsgesamtheit sich fügten. Dieser rasche Ausgang und noch mehr der Muth, mit dem sich die kleine Schweiz über die Drohungen der Großmächte einfach hinweggesetzt hatte, machte diese nicht wenig betroffen, ja Metternich erklärte ihn einen „tödtlichen Schaden“ für die reaktionären Regierungen und einen Sporn für die übrigen Völker, das Beispiel nachzuahmen. Allein weiter einmischen konnten sie sich nicht mehr, war mittlerweile doch der Revo-

lutionssturm über sie selber hereingebrochen. So konnte die Schweiz in verhältnißmäßiger Ruhe durch Annahme einer neuen Bundesverfassung (12. September 1848) ihre Umwandlung aus einem lockeren Staatenbund in einen fester gefügten Bundesstaat vollenden. Dem Bundesrath, der in Bern seinen ständigen Sitz hat und die höchste Regierungsgewalt im Namen der ganzen Eidgenossenschaft übt, steht ein Ständerath als Vertreter der einzelnen Kantonalregierungen und ein von allen Kantonen nach Maßgabe der Volkszahl frei gewählter Nationalrath zur Seite, ähnlich wie in den Vereinigten Staaten von Nordamerika die Exekutive, der Senat und das Abgeordnetenhaus. Zugleich wurden Maßregeln zur Begründung einer Zentralisation und nationalen Einheit der Eidgenossenschaft in Beziehung auf Militärwesen (Volksheer), Münze, Maaß und Gewicht u. A. getroffen. Dieser zeitgemäßen Verfassungsreform verbandte die eidgenössische Schweiz einen langen Friedenszustand, während ganz Europa in revolutionärer und kriegerischer Bewegung war. Die in den siebenziger Jahren von der Bundesregierung im Einvernehmen mit den beiden Räthen beschlossene „Revision der Bundesverfassung“ war nur eine Weiterbildung auf der im Jahr 1848 gelegten Basis im Sinne größerer Einheit und Gleichförmigkeit und zur Erhöhung der eidgenössischen Regierungsgewalt.



Karl Albert, König von Sardinien.

Wie recht Metternich mit seiner erwähnten Befürchtung hatte, sollte sich sehr bald an Italien zeigen. Hier hatte nämlich der nationale Einheitsgedanke an dem König von Piemont, Karl Albert, einen festen Rückhalt und Mittelpunkt gefunden; begeistert nannten die Vaterlandsfreunde den König das „Schwert Italiens“ und erfüllten sich mit der stolzen Zuversicht, daß Italien allein aus eigener Kraft, ohne fremde Hilfe, seine Unabhängigkeit und Einheit erringen würde: „Italia farà da sé!“ Bestärkt wurden sie darin durch die ersten Regierungshandlungen des neugewählten Papstes Pius IX., der eine für seine Stellung ungewöhnliche Neigung zu freisinnigen Reformen an den Tag legte. Am 12. Januar 1848 nahm in Palermo auf Sizilien die offene Revolution ihren Anfang. Der bourbonische Tyrann König Ferdinand II. suchte wenigstens in Neapel den Sturm durch sofortige Berufung liberaler Minister und durch Ertheilung einer Verfassung zu beschwören. Dasselbe thaten der Großherzog von Toskana und der Papst, während die kleinen Despoten von Parma und Modena verjagt wurden. Nun

aber drangen die Patrioten auf Vereinigung aller italienischen Staaten und Vertreibung der Oesterreicher aus Norditalien. Da kam die Kunde von der Märzrevolution in Wien; sie schlug wie ein Funke ins Pulverfaß, und in erbitterten Straßenkämpfen zwangen die Bewohner von **M a i l a n d** und **V e n e d i g** das österreichische Militär zur Räumung ihrer Städte. Karl Albert aber rückte mit seinem Heere als „Befreier Italiens“ über die lombardische Grenze und säuberte das Land von den Oesterreichern bis an die Etsch. Eins freilich konnte er, trotzdem der Papst, der Großherzog von Toskana und der König von Neapel ihm halb freiwillig, halb gezwungen, ihre Hilfstruppen sandten, nicht verhindern, nämlich, daß der österreichische Feldmarschall **R a d e k y** sich in dem „Festungsviereck“ Peschiera=Verona=Mantua=Legnago festsetzte, von wo aus er später mit Erfolg operierte.



Papst Pius IX.

Diesen Vorboten in der Schweiz und Italien folgte im **F e b r u a r** 1848 der Ausbruch des Sturmes in dem, für gewaltsame Umwälzungen klassischen Lande **F r a n k r e i c h**. Schon lange war dieser Ausbruch vor auszusehen. Der sonst so schlauluge König Louis Philipp und sein Minister Guizot setzten, gestützt auf die Willfährigkeit der Mehrheit der Kammern, die indeß thatsächlich nur einen winzigen Bruchtheil des Volkes vertrat, selbst den berechtigten Forderungen des Volkes nach Reformen unbeugsamen Starrsinn entgegen und machten sich dadurch der stets wachsenden Masse der Unzufriedenen tödtlich verhaßt. Dazu kamen Enthüllungen über Enthüllungen theils über die schamlose Bestechlichkeit der Regierungsbeamten, theils über die sittliche Fäulniß hochgestellter Personen. Es wurde offenkundig, daß die sog. Volksvertreter ihre Stimmen der Regierung für Gunstbezeugungen aller Art verkauften. Daher erhob sich immer lauter der Ruf nach einer **W a h l r e f o r m**, nach einer Erweiterung des Stimmrechts. Die hartnäckige Weigerung der Regierung,

darauf einzugehen, veranlaßte die Minderzahl in der Kammer, an deren Spitze der geistvolle *A d o l f T h i e r s*, der Dichter *L a m a r t i n e* und Andere standen, sogen. *R e f o r m b a n k e t t e* in den verschiedenen Städten des Landes zu veranstalten, wobei kühne Reden und Toaste die Gebrechen des herrschenden Regierungssystems schonungslos aufdeckten und die öffentliche Meinung für die Reformsache erhitzt wurde. Als ein solches am 22. Februar 1848 in Paris abgehalten werden sollte, war die Regierung thöricht genug, es zu verbieten. Die Veranstalter fügten sich scheinbar, aber die Führer der geheimen Gesellschaften trafen dennoch ihre Vorbereitungen; die Behörden dagegen unterließen es, der starken *G a r n i s o n* diejenigen Befehle zu geben, die zur Unterdrückung ausbrechender Straßenkämpfe nothwendig waren. Zwar verlief der kritische 22. Februar ohne ernste Störungen der Ruhe, die Schreier auf den Straßen beschränkten sich auf laute Verwünschungen gegen *G u i z o t* und das Ministerium und ein paar zerbrochene Fensterscheiben öffentlicher Gebäude waren die einzigen Opfer. Allein am Morgen des 23. zeigte Paris bereits ein ganz anderes Bild: In der aufgeregten Menge, die durch die Straßen wogte, tauchten da und dort Bewaffnete auf, und die Nationalgarde, die „bewaffnete Vertretung der Bürgerschaft“, eilte nach ihren Sammelplätzen. Der König, der in den achtzehn Jahren seiner Regierung so manchen Aufstandsversuch hatte scheitern sehen, blieb ruhig, bis die ersten Nachrichten von dem drohenden Abfall der Nationalgarde in den Tuileries einliefen und Gattin und Kinder ihn anslehnten, die wachsende Erregung durch die Entlassung *G u i z o t s* zu beschwichtigen. *L o u i s P h i l i p p*, der Ereignisse der Julitage des Jahres 1830 eingedenk, gab nach — der verhaßte Minister trat zurück. Am Abend schwamm ganz Paris in einem Meer von Licht, das Volk jubelte, der Sturm schien beschworen.



Feldmarschall Radetzky.

Alle Welt war mit diesem Ausgang zufrieden, nur die Führer der geheimen Gesellschaften nicht; sie wollten den Umsturz und fanden Mittel, ihn herbeizuführen. In später Abendstunde hekten sie einen großen Trupp Arbeiter, der mit Fackeln durch die Straßen zog, auf, den gestürzten Minister durch eine Ragenmusik zu verhöhnern. Ziehend und unter dem Gesang der *M a r s e i l l a i s e* setzte sich der Haufe, dem das blutrothe Banner der Revolution vorangetragen ward, nach *G u i z o t s* Wohnung in Marsch. Auf dem Boulevard des *C a p u c i n e s* versuchten Truppen die Straße zu sperren, ein höherer Offizier hoffte durch milde Worte die Rärmenden zur Umkehr bewegen zu können — ein höhnisches Scheltwort schallte ihm entgegen und einer der Fackelträger holte mit der Fackel

dreimal zum Stöße aus, dreimal hielt der Offizier einen Sergeanten, der schon das Gewehr erhoben hatte, ab, den Beleidiger niederzuschießen. Als der Blumenmann zum vierten Male die Fackel vorstieß, trachte der Schuß, eine Salve folgte — über fünfzig Schwerverletzte brachen blutend zusammen. Wenige Augenblicke herrschte tiefe Stille, das Entsetzen lähmte jeden Mund, bald aber gellte durch die Nacht der wilde Racheschrei: „Verrath! Verrath! Zu den Waffen!“

So schnell sich auch der Alarm verbreitete, so dauerte es doch mehrere Stunden, ehe die Nachricht von dem Ereigniß die äußeren Stadttheile erreichte. Die republikanische Partei, die für den lang erwarteten Moment ihre Anordnungen getroffen hatte, wußte geschickt die Situation zu benutzen. Es galt,



Situationskarte des „Festungsbereichs“, d. h. der Gegend zwischen Mantua und Verona.

das Volk zur Wuth zu entflammen. Die Todten wurden auf einen Wagen geladen, den man unter Fackelbegleitung durch die Straßen fuhr. Vor den Redaktionslokalen der republikanischen Zeitungen wurde Halt gemacht, namentlich vor dem des „National“ und der „Reform“, wo die Häupter der republikanischen Partei versammelt waren und die Menge durch feurige Reden zur Rache aufriefen. „Zu den Waffen, zu den Waffen!“ erschallte es überall, und vom Thurme der Kirche St. Germain aux Prés erdröhnte die Sturmglocke. Die Waffenläden wurden erbrochen, und Barrikaden erhoben sich blitzschnell zu Hunderten in allen Stadttheilen.

In den Tuileries herrschte tiefe Bestürzung und völlige Rathlosigkeit; erst nach allzulangem Zaudern entschloß sich der König, den General Bugeaud mit dem Oberbefehl über die Truppen und Thiers mit der Neubildung eines Rabinet's zu betrauen. Die Szenen von 1830 wiederholten sich; zur Stunde, da Louis Philipps Troß und Starrsinn endlich gebrochen war, konnte keine Nachgiebigkeit die Krone mehr retten! Als Odilon Barrot, Horace Bernet

und andere angesehene Männer am Morgen des 24. Februar nach den Vorstädten eilten, um den Aufruhr durch Ankündigung der erreichten Zugeständnisse zu beschwichtigen, bot sich ihnen ein Bild dar, das alle Hoffnungen auf eine friedliche Lösung rasch schwinden ließ, „statt der Nationalgarden Blumenmänner, statt der Tricolore die rothe Fahne, an den Straßenenden große Plakate mit dem Ausruf: „Louis Philipp läßt uns morden, wie Karl X. So gehe denn auch er denselben Weg wie Karl X.“ Um das Palais Royal tobte bereits der Kampf, der einzig ernstliche der ganzen Revolutionstage. „In den Tuileries herrschte die größte Rathlosigkeit. Ein Plan folgte dem andern. Statt des verhassten Marschall Bugeaud wurde der populäre General Lamoricière zum Befehlshaber der Truppen und an Thiers' Stelle Odilon Barrot zum Chef des Rabinet ernannt. Der König verlor völlig den Kopf, besonders als er hörte, daß die Soldaten anfangen, mit den Aufständischen zu fraternisiren.

Die Königin zeigte mehr Muth; sie forderte Louis Philipp auf, zu Pferde zu steigen und sich an die Spitze der Truppen zu stellen. Der König that es; gefolgt von seinen Söhnen Nemours und Montpensier ritt er die Reihen der im Schloßhof aufgestellten Truppen entlang. Kein Zuruf begrüßte ihn wie sonst, nur die Nationalgarden riefen: vive la reforme! Vor dem Gitter tobte das Volk, eine Masse, die angeblich eine die Reform betreffende Petition abgeben wollte und von Marschall Bugeaud begütigend zurückgehalten wurde.“ Gebrochen und verzweifelt zog sich der König in die Tuileries zurück, bleich und verstört flüsterte er den Seinen zu: „Jetzt steht es fest, es gilt mir!“ Die Verwirrung wurde nun allgemein, die Adjutanten flogen wie aufgeschreckte Vögel umher, um die widersprechendsten Befehle zu geben, allerlei Volk drängte sich in die Gemächer, in denen eine Monarchie mit dem Tode rang. Plötzlich erschien ein jeder Journalist, Emil de Girardin, auf dem Plan, um dem gebeugten Herrscher anzukündigen, daß nur seine sofortige Abdankung den Thron retten könne; den Entwurf zu einer entsprechenden Urkunde trug der ungebetene Rathgeber bereits fertig in der Tasche. Die Königin rieth zum Ausharren, die Prinzen zum Rücktritt, der König selbst fragte tonlos: „Ist kein Mittel zum Widerstand mehr vorhanden?“ „Nein, keines!“ „Nun, dann danke ich ab!“ Einen Augenblick später ward die überraschende Kunde bereits der draußen harrenden Menge zugerufen. Vergeblich versuchte der Marschall Bugeaud den Herrscher zu bewegen, von diesem äußersten Schritt abzustehen — Louis Philipp sah im Geiste das Blutgerüst auftauchen, auf dem ein halbes



Alphonse de Lamartine.

Jahrhundert früher ein anderer Bourbon zum Opfer gefallen war, er trat an seinen Schreibtisch und schrieb langsam und zitternd die wenigen Zeilen, die dem Julikönigthum ein Ende setzten. Während einige der Anführer mit dem bedeutsamen Document auf die Straßen eilten, wandte die königliche Familie sich zur Flucht. Louis Philipp vertauschte die Uniform mit dem schlichten Bürgerkleid und eilte dann mit der Königin, der Herzogin von Nemours und

*Fabrique cette couronne
que le voix nationale m'avait
appelée à porter, en faveur
de mon petit fils le Comte de
Paris. Quisse-t'il réussir.
Dans la grande tâche qu'il lui
a choisie aujourd'hui *)*

Louis Philippe


24 Fev. 1848 —

Facsimile der Abbanungsurkunde Louis Philippe's.

deren Kindern, durch den Tuileriengarten nach der Place de la Concorde, die von einer Abtheilung Nationalgarde und einigen Schwadronen Kürassieren frei gehalten worden war. Während die unglücklichen, jäh vom Thron gestoßenen Bourbonen in einem schlichten, einspännigen Wagen davonjagten, brach der „von Wein und Blut berauschte“ Pöbel in das alte Königschloß ein, um eine geradezu widerliche Orgie der Plünderung und des rohesten Vandalismus zu feiern. „Als wäre das Schöne des Elends Feind, zerstörte, zerhieb und zermalmte das Volk Alles, was es vorfand; der eine stahl, der andere erschloß ihn, um desto ungestörter stehlen zu können. Den Thron warf man zum Fenster hinaus und trug ihn dann zum Bastilleplatze, um ihn am Fuß der Julisäule zu

*) „Ich entsage dieser Krone, welche zu tragen mich die Stimme des Volkes berufen hat, zu Gunsten meines kleinen Sohnes, des Grafen von Paris. Möge er in der Ausführung der großen Aufgabe, die ihm heute geworden ist, erfolgreich sein!“

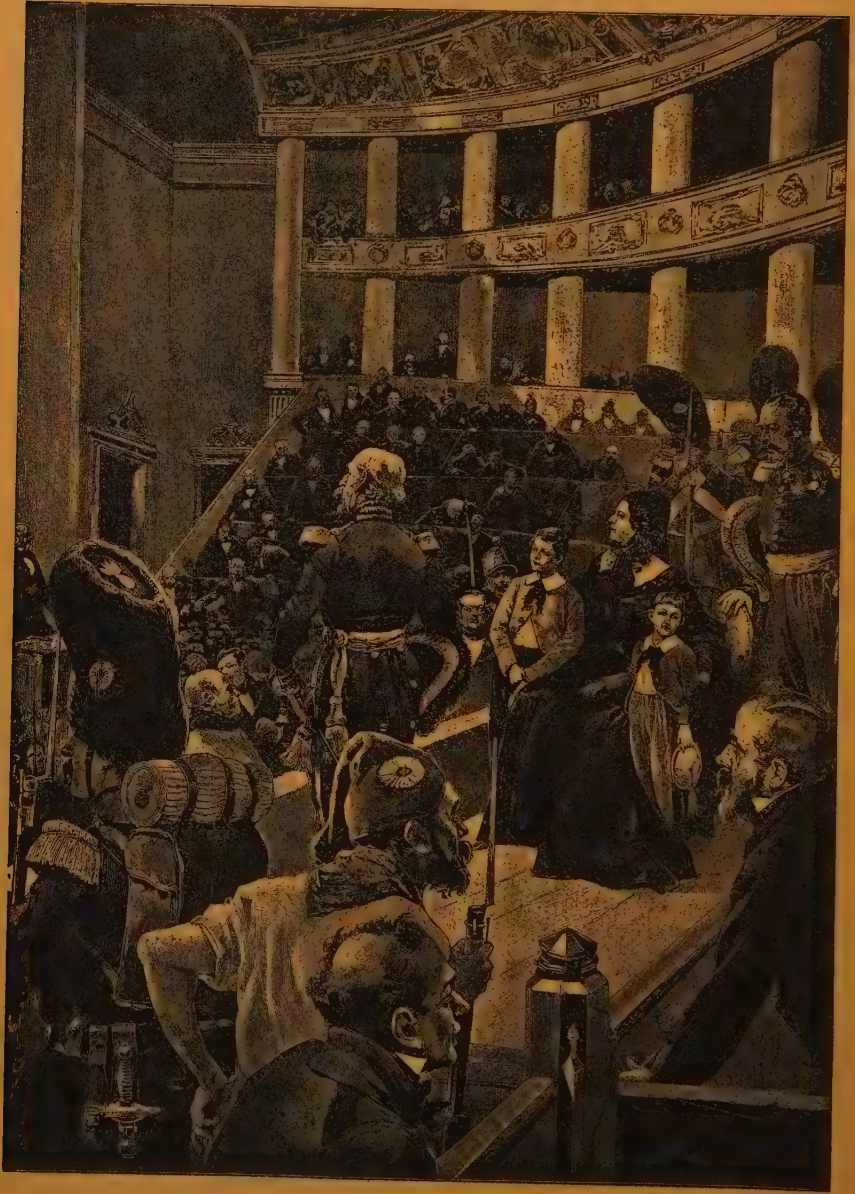
verbrennen. Erst nach einigen Stunden der schonungslosesten Verwüstung gelang es, eine Art Ordnungsdienst herzustellen."

Die letzte Amtshandlung des flüchtenden Herrschers Frankreichs war die Ernennung der Herzogin von Orleans, der Mutter des unmündigen Grafen von Paris, zur Regentin gewesen, und dieser entschlossenen Frau fiel nunmehr die schwere Aufgabe zu, dem wilderregten Volke, den tobenden Meuterern die Krönungskrone abzurufen. Von wenigen Getreuen begleitet, eilte die Herzogin nach dem Palais Bourbon, in dem dieselbe Verwirrung herrschte, wie in den Tuileries. Bleich und stumm trat die Mutter des Thron-



Flucht der königlichen Familie aus den Tuileries am 24. Februar 1848.

folgers in den Sitzungssaal, in dem die Abgeordneten mit Spannung der Nachrichten vom Fortgang der revolutionären Bewegung harrieten. Die Ueber-
raschung entlockte ihnen huldigende Zurufe, aber bald überdröhnte der Tumult, der das Kammergebäude umtoste, jedes im Saale gesprochene Wort. Die Hoff-
nungen der Royalisten wurden rasch enttäuscht; die Rolle einer Maria Theresia, die man der Herzogin von Orleans zugebachte hatte, vermochte sie nicht zu
spielen, und die französische Kammer war eine ganz andere Bühne, als einst der
ungarische Reichstag gewesen war. Statt des erwarteten Treueschwurs „Wir
sterben für unseren König!“, hörte man nichts als verlegenes Murmeln im
Saale und Spottrufe von den überfüllten Gallerien, und als der Abgeordnete
Dupin die Anerkennung der Regentschaft und des jugendlichen Königs for-
berte, antwortete ihm der Dichter L a m a r t i n e kühl und gemessen, die Erör-



Die Herzogin von Orleans in der französischen Deputiertenkammer am 24. Februar 1848.

terung dieser Frage sei unmöglich, so lange die Herzogin im Saale weile. Kaum hatten die letzten Stützen der Julimonarchie sich zum Gehen gewandt, da beantragte der Republikaner Marie bereits die Einsetzung einer provisorischen Regierung an Stelle der ungesetzlichen Regentschaft. Es war der letzte Antrag, der ordnungsgemäß gestellt wurde, einige Minuten später — gerade als ein fanatischer Legitimist den Abgeordneten höhrend zurief: „Die Kammer bedeutet nichts, gar nichts mehr!“ — drangen die bis zur Sinnlosigkeit erregten Volkshaufen, deren Zerstörungslust die Schätze der Tuilerien nicht befriedigt hatten, in das Palais Bourbon ein, um „das Königthum in das Asyl zu verfolgen, in das sein Schatten sich geflüchtet“. Mit dem Augenblick, da Flintenläufe und drohend geballte Fäuste an die Stelle der Argumente traten, war die Sache des Königthums endgiltig verloren, die Einsetzung einer Volksregierung unaufschiebbar. Als Lamartine in schwungvoller Rede für eine „Regierung der Dringlichkeit, der Nothwendigkeit, der Umstände“ eintrat, trachten bereits die Gewehrsalven im Hofe, und durch die Wandelgänge johlte der Mob: „Nieder mit der Kammer, es lebe die Republik!“ Die Mehrzahl der Volksvertreter floh aus dem Saale, in dem unter dem Bann des Schreckens und der Furcht Frankreich einen neuen despotischen Herrscher anerkennen mußte — den B ö b e l, den die unfähigen königlichen Behörden nicht hatten im Zaum halten können.

Die provisorische Regierung, die kurzer Hand im Parlamentssaal durch Zuruf „ernannt“ worden war — außer L a m a r t i n e gehörten ihr François Arago, Dupont, Ledru-Rollin, Garnier-Pagès, Marie und Crémieux an — zog, von einer Schaar Bewaffneter geleitet, sofort nach dem Stadthause. Allein als die neuen Herren dort eintrafen, mußten sie erkennen, daß bereits eine zweite „vorläufige Regierung“ ihr Amt angetreten hatte. Da das Recht der einen auf genau so schwachen Füßen stand, wie das der anderen, blieb den Erwählten des Volkes nur übrig, sich zu verständigen: Etienne Arago, der Bruder des großen Mathematikers, Caussidière und der Arbeiter Albert durften in das oben genannte Ministerium eintreten, während die Sozialisten Louis Blanc, Marrast und Flocon sich vorläufig mit der Stellung einflußreicher Sekretäre der höchsten Gewalt begnügen mußten. Die Monarchie wurde durch eine Proklamation beseitigt, in der es bündig hieß: „Die provisorische Regierung will die R e p u b l i k, vorbehaltlich der Zustimmung des Volkes, das sofort befragt werden soll!“ Die flüchtige Königsfamilie schlug indessen den Weg nach der Küste ein, um in England Schutz vor dem Volke zu suchen, das durch einen Handstreich aufgehechter Arbeiter gezwungen worden war, zum zweiten Male eine Staatsform anzunehmen, die Frankreich ein Menschenalter früher dem Ruin entgegengeführt hatte, und die, wie wir später sehen werden, wiederum nur dem Despotismus zum Sprungbrett dienen sollte.

Dehntes Kapitel.

Eindruck der Kunde von der Pariser Februarrevolution im übrigen Europa. — Am tiefsten in Deutschland. — Zuerst in den süddeutschen Staaten. — Struvs und Hecker's Forderungen in Baden. — Ludwig I. von Bayern und Lola Montez. — Ludwig Kossuth's Taufrede der ungarischen und Wiener Revolution. — Aufruhr in Wien. — Abdankung und Flucht Metternich's. — Wachsende Erregung in Berlin. — Barrikadenbau. — Kampf am 19. März. — Friedrich Wilhelms IV. rühmliche Proklamationen. — Berufung eines liberalen Ministeriums. — Flucht des Prinzen von Preußen. — Tiefe Demüthigung des Königs. — Von der demokratischen Presse verhöhnt und verspottet.

Wie ein Blitzstrahl schlug die Kunde vom Sturz des Julisthrones im ganzen übrigen Europa ein. In Belgien dämpfte der König jede republikanische Wallung durch die offen ausgesprochene Bereitwilligkeit, der Krone zu entsagen, falls die Nation es verlange; der begeisterte Jura, er möge fest bei ihr ausharren wie bisher, antwortete ihm. Neuenburg (Schweiz) sagte sich von der preussischen Schutzherrschaft los. Im südlichen Spanien gab es republikanische Erhebungen, die in Madrid kostete einen erbitterten Straßentampf. In London wurde eine charistische Massendemonstration durch den muthigen Widerstand des Bürgerthums im Entstehen erschickt; Irland erhob sich, wurde aber überwältigt und die Rädelsführer O'Brien und Meagher traf lebenslängliche Deportation. In Schweden fand es König Oscar gerathen, sich selbst an die Spitze der Reformen zu stellen, doch ging es nicht ohne unruhige Auftritte ab. Selbst die Donaufürstenthümer gährten. Während indeß alle diese Störungen nicht über ihren nächsten Kreis hinausgingen, setzte die Kunde von den Pariser Ereignissen in Deutschland und in Italien alle Geister in Feuer und Flammen. Hier, wo die Völker bereits mitten in dem doppelten Ringen nach politischer Mündigkeit und nationaler Gestaltung, nach Freiheit und Einheit, standen, und wo der bei Regierenden wie bei Regierten gleich allgemeine Unglaube an die Haltbarkeit des Bestehenden jede Widerstandskraft lähmte, fiel die Entscheidung über die Zukunft. Betrachten wir darum die Vorgänge in Deutschland und in Italien etwas eingehender.

Von der unausbleiblichen Staatsumwälzung in Frankreich hatten schon seit Jahren die deutschen Liberalen die Schaffung des nothwendigen „Raumes für den Flügelschlag freier Seelen“ erwartet. Jetzt, da das Julikönigthum gestürzt war, mußte auch in Deutschland die Flamme der Freiheit hell auflodern. „Nun galt es“, wie Sybel sagt, „zu zeigen, wie stark

Absicht des volksthümlichen Großherzogs sich kundgab, sowie durch den Einfluß von hervorragenden Liberalen wie Carl Welcker, Friedrich Bassermann, Karl Mathy, Alexander von Soiron u. a. schon vor dem März 1848 die Hauptsache dessen erreicht, was die Bevölkerung der übrigen deutschen Staaten sich als „Märzerrungenschaften“ erkämpfen mußte. Allein die Radikalen unter der Führung von Gustav von Struve's, dessen Mannheimer Blatt „Deutscher Zuschauer“, das verbreitetste Organ des rücksichtslosesten Radikalismus war, des feurig-beredten und allbeliebten Advokaten Friedrich Hecker u. A. waren damit nicht zufrieden. Am 5. März versammelten sich im romantischen Heidelberg 51 liberale Führer, meist süddeutsche, um sich zu



Friedr. Hecker.

berathen, wie der so leicht errungene Sieg ausgenutzt werden könne. Ungestimt forderten Struve und Hecker die sofortige Ausrufung der deutschen Republik, allein sie fanden einen überlegenen Gegner an dem Hessen Heinrich von Gagern, dessen packender Beredsamkeit es gelang, die Mehrheit für den Plan eines deutschen Kaiserthums zu gewinnen. Da eine Verständigung der Gegner und ihrer Anhänger nicht zu erzielen war, so einigte man sich vorläufig auf Einsetzung eines Ausschusses, der zunächst mit allen Kräften die sofortige Berufung eines deutschen Parlamentes betreiben sollte.

Gleichzeitig war in Bayern die Gährung aufs höchste gestiegen.

Dort hatte sich der bejahrte König

Ludwig I. von den Reizen einer blendend schönen, aber nichts weniger als sittenreinen Tänzerin Lola Montez derart bestricken lassen, daß er sich nicht nur zu den thörichtesten Verschwendungen hinreißen ließ, sondern auch Alle diejenigen, welche der zur Gräfin von Landsberg erhobenen Maitresse ihre Huldigung versagten, mit Amtsentsetzung und Ungnade drohte. Die ultramontane Partei, die seit Jahren den König und das Reich unumschränkt beherrscht hatte, gerieth aus unbekannten Gründen mit der mehr und mehr herrschenden Montez in Zwiespalt und sah sich plötzlich in ihrer Macht bedroht. Das Ministerium Abel und die Häupter der Ultramontanen an der Universität wurden entlassen; sie rächten sich damit, daß sie das sittenlose Leben des Königs enthüllten und den Widerstand der Frommen als die einzige Ursache ihres Falles darstellten. Und als dann die königliche Maitresse mit schamloser Frechheit ihre Schmach und ihren Einfluß zur Schau trug, gerieth das langmüthige bayerische Volk in Unruhe; selbst die Aussicht auf längst gewünschte Reformen und auf ein zeitgemäßes Regierungssystem unter

einem neuen Ministerium war nicht im Stande, die Mißstimmung des Volkes zu zerstreuen und die liberale Partei, die man zu gewinnen hoffte, zeigte keine Lust, ihre Sache durch Beförderung eines die Sitte und den Anstand verletzenden Verhältnisses zu beslecken und den Gegnern Gelegenheit zur Verunglimpfung zu geben. So herrschte unter allen Ständen, mit Ausnahme einiger servilen Hofleute und Beamten, ein trübe, mißvergnügte Stimmung, die endlich am Vorabend der französischen Februarrevolution einen offenen Aufstand herbeiführte, als der König, verdrücklich, daß die Studierenden, theils aus Unhänglichkeit an die gestürzten ultramontanen Führer, einer von der Maitresse begünstigten Studentenverbindung den Umgang versagten, die Universität auf einige Zeit schließen ließ und den Studenten die Abreise gebot. Nach einem kurzen Straßenkampf, den die Bürgerschaft, die Studenten und der Pöbel vereint gegen die Polizeimannschaft und das mild verfahrende Militär bestanden, sah sich der König zur Zurücknahme der Suspension der akademischen Vorlesungen und zur Entfernung der Gräfin bewogen, und dankte schließlich zu Gunsten seines Sohnes ab.



Heinrich von Gagern.

In Württemberg erzwangen sich die Liberalen unter der Leitung des „Schwäbischen Merkurs“ und des radikalere „Stuttgarter Beobachters“ die Einsetzung des liberalen

Ministeriums Pfizer-Römer-Dubernoy, konnten aber nicht verhindern, daß die von dem Fabrikanten Gustav Rau von Gailsdorf aufgehezten Bauern im fränkischen Schwaben sich allerlei Exzesse erlaubten. Im Großherzogthum Hessen nahm die Märzbewegung einen durchaus gesetzlichen, glatten Verlauf, indem der Großherzog Heinrich von Gagern an die Spitze des Ministeriums berief, das in einer öffentlichen Erklärung versprach, alle die den Forderungen der Zeit entgegenstehenden Geseze und Einrichtungen zu beseitigen. Dagegen kam es in Kurhessen, wo die Bewohner Hanau's die Initiative ergriffen, zu erregten Szenen, und erst als das Volk bewaffnet vor dem Schloß in Kassel mit Gewalt drohte, bewilligte der Kurfürst die liberalen Forderungen. In Nassau, Oldenburg und den übrigen nord- und mittel-deutschen Kleinstaaten beeilten sich die Fürsten, der Revolution durch Gewährung der Preßfreiheit, Errichtung von Bürgergarden und anderer volks-

thümlicher Einrichtungen sowie durch Berufung freisinniger Minister zuvorzukommen. In Hannover dagegen beharrte anfangs der eigensinnige Selbstherrscher Ernst August bei seinem „System“, auch als es in Göttingen zwischen Studenten und der Polizei zu Schlägereien kam; erst als die Nachricht von den Unruhen in Berlin und vom Fall Metternichs in Wien eintraf, gab er nach und berief den freisinnigen Bürgermeister Stübe von Dsnabrück an die Spitze des neuen liberalen Ministeriums. Am hartnäckigsten wehrte sich endlich die Regierung des Königreichs Sachsen gegen eine Veränderung des alten Systems. Als auf die Kunde aus Paris die Liberalen unter Leitung von Prof. Karl Wiedermann und mit ihnen die Ra-



Lola Montez.

dikalen unter Leitung des gewaltigen Volksrebners Robert Blum an den König die Forderung liberaler Verwaltung stellten, ließ er Truppen um das „revolutionäre Leipzig“ ansammeln, und erst der Bericht des Justizministers v. Carlowik, daß Leipzig nur gerechte Forderungen stelle, bewog ihn, ein liberales Ministerium zu berufen.

Doch der Sturm rüttelte dießmal auch an den festesten Säulen des Absolutismus. Am 3. März 1848 gab in der ungarischen zweiten Kammer der feurige Führer der magyarischen Nationalpartei

Ludwig Kossuth, das Signal durch eine berühmte Rede, die mit gutem Recht als Taufrede der ungarischen wie der Wiener Revolution bezeichnet wird.*) Mächtig wirkte die Rede in Wien, vorab bei

*) Kossuth rief damals: „Die Zukunft unseres Vaterlandes (d. h. Ungarns) ist nicht gesichert, solange das Regierungssystem in den anderen Provinzen allen konstitutionellen Grundgesetzen grob widerspricht, solange der Staatsrat (in dem Metternich unbedingt herrschte), der die gemeinschaftlichen Angelegenheiten der Monarchie ordnet, in seinen Elementen, seiner Zusammensetzung und in seiner Tendenz dem Absolutismus huldigt. Die Unbeweglichkeit der Regierungsmänner verdammt den Reichstag zu einer wahren Treitmühlarbeit, macht alle Bemühungen der Volksfreunde vergeblich. Aus den Vertikammern des Wiener Systems weht eine verpestete Luft uns an, die unsere Nerven lähmt, unseren Geistesflug bannet. Die Quelle alles Übels liegt in der verkehrten Politik der österreichischen Minister, für die es wohl schmerzhaft sein mag, ein Stück nach dem anderen von dem Gebäude einzufürzen zu sehen, das ein langes Leben aufgebaut, welche aber durch längeres Beharren bei ihrem Systeme die Zukunft der Dynastie kompromittieren. Wo die Grundlage fehlerhaft ist, da ist das Verhängnis des Sturzes unausweichbar. An uns ist es, die Dynastie zu retten, ihre Zukunft an die Verbrüderung der verschiedenen Völker Oesterreichs zu binden, statt des schlechten Bindemittels der Bajonette und des Beamtendrucks den festen Kitt einer freien Verfassung zu setzen.“ Nachdem dann die ungarischen Sonderwünsche ausgeführt werden, schließt der Redner: „In der innigsten Verschmelzung der verschiedenen Provinzen der Monarchie liegt die Gewähr für die Ruhe, die Stille der Dynastie, der Schutz unserer Freiheit. Wir bitten daher, den kaiserlichen Thron mit konstitutionellen Einrichtungen zu umgeben, allen Ländern Oesterreichs eine Verfassung zu verleihen zu wollen.“

der Studentenschaft. Dieselbe ließ dem Kaiser durch zwei Professoren eine, die Preß-, Rede-, Lehr-, Lern- und Glaubensfreiheit fordernde Adresse überreichen, die er aber nicht beantwortete. Das erbitterte furchtbar, und sofort stürmte das Volk und die Studentenschaft nach dem Saal der eben zusammengetretenen niederösterreichischen Stände, und zwang dieselben, persönlich beim Kaiser die Erfüllung der Volkswünsche zu erbitten. Unterdessen war der ohnehin willens- unfähige Kaiser für alle unnahbar und ließ die Staatskonferenz und den all- gewaltigen Metternich handeln. Die Menge eilte vor die Fenster der Staats- konferenz und erging sich in brausenden Verwünschungen. Nun rückte Militär gegen und in die ohnehin dicht zusammengetheilten Massen. Bei den Zorn- und Schmerzensrufen der Bedrängten geht alle Besinnung verloren. Ein Volks- haufe bringt in die oberen Räume des Landhauses, zerstört die Möbel und schleudert sie auf die Köpfe der Soldaten. Auch der unter den Truppen befind- liche Erzherzog Albrecht wird von einem Holzstück empfindlich getroffen. Gleich darauf trachen zwei Salven in das Landhaus, die zahlreiche Verwundete und Tödtet hinstreckten. Nun

raßt der Schreckensruf: „Man hat unsre wehrlosen Brüder gemordet! Verrath! Zu den Waffen!“ durch ganz Wien — und sofort tritt ein neues Element den auführerischen Massen hin- zu: das Bürgerthum. Das- uniformierte Bürgerkorps versammelt sich bewaffnet. Angesehene Männer aus dem städtischen Patriziate dringen in den Bürgermei- ster, den Abzug der Trup- pen aus der Stadt zu be- gehren. Bürgeroffiziere machen von ihrem Vorrecht Gebrauch, jederzeit frei in die Hofburg einzutreten, und gesellen sich zu der



Robert Blum.

ständischen Abordnung, die seit Mittag schon die Staatskonferenz belagert. Die Studentenschaft verlangt ungestüm nach Waffen, droht mit Erstürmung des Zeughauses, und veranlaßt den Rektor Magnificus, den vor Angst schlot- ternden Tenull, sich gleichfalls vor die Staatskonferenz zu begeben und die Bewaffnung der Studenten zu fordern. Alle diese Begehren werden wirklich vor die Staatskonferenz gebracht. Fürst Metternich ruft den Wortführern der Volkswünsche zu: der Pöbel sei nur durch französische, polnische und schwei- zerische Söldlinge verführt, und fordert die Bittsteller zornig auf: dem „Straßenkrawall“ ein Ende zu machen. Da erklären jene aber mit erhobener Stimme: „Das ist kein Krawall, sondern eine Revolution!“ Inzwischen hatte sich unter den in der Staatskanzlei versammelten Abgeordneten die Kunde ver-

breitet, aus dem Volksgelände sei sogar auf Plätze in Uniform geschossen worden, und damit frag die Erregung auf den Sonderbund. Im Sonderbundserien meinte nun doch, irgend ein Staatshandeln machen zu müssen, und die Senlar preis. Vielleicht wäre dieser Schritt vor einigen Tagen noch der Sturm beschworen — jetzt war es auch damit zu spät. Nachdem Graf Kerner sich aus dem Konferenzsaal in das Ridengummet begab, um den Entwurf eines Pressegesetzes niederzuschreiben, forderte ein Mitglied des Sonderbunds aus der Mitte der in den Saal gedungenen ständischen Überordnung, wolle sie...



Ludwig Koller.

Graf Montecuccoli — hat die Abdankung Metternich's. Schmerling, Breuner u. a. Ständemitglieder schlossen sich ihm an, und immer kühnlicher wurde dieser Ruf erhoben, so daß auch Metternich ihn vernahm und aus der Redenstube trat. Niemand sprach ein Wort zu seinen Gunsten, auch nicht einer von seinen bisherigen Kollegen der Staatskonferenz. So sah der Fürst sich von allen preisgegeben, jedes Haltes beraubt, und sprach nun würdevoll: „Es ist die Aufgabe meines Lebens gewesen, für das Heil der Monarchie von meinem Standpunkt zu wirken; glaube man, daß das Verbleiben auf

solchem dieses Heil gefährde, so kann es für mich kein Ort sein, meinen Posten zu verlassen.“ Niemand widersprach. Niemand bat ihn, im Amt zu bleiben, vielmehr erklärte ein alter Bürgeroffizier freimüthig: „Durchlaucht, wir haben nichts gegen Ihre Person, aber alles gegen Ihr System und darum müssen wir wiederholen: nur durch Ihre Abdankung retten Sie den Thron und die Monarchie.“ Nun blieb dem Fürsten nichts mehr übrig, als sofort zurückzutreten. Die Wiener Bevölkerung hatte das richtige Gefühl, daß sie in den ganzen bisherigen deutschen Märzbezug den größten Sieg, das wichtigste Verständniß erritten habe. Deshalb wurde auch die freudenvolle Hofe von Metternich's Abdankung mit den Worten durch die Stadt getragen: „Es ist alles bewilligt!“ In der That alles Uebrige, was nun die im eigentlichen Sinne des Wortes loslose Staatskonferenz noch weiter sich abtragen ließ, dürfte man kaum mit der weltgeschichtlichen Bedeutung des eben vollzogenen Ereignisses vergleichen; der Staatsmann, der seit 27 Jahren der Leiter der deutschen und europäischen Reaktion gewesen, war für immer von der Macht ja dem politischen Schauplatz überhaupt verdrängt; mit ihm hatte auch das alte System abgedankt und einer neuern Zeit Platz gemacht. Metternich selbst, dessen Son-



Zerstörung der Zolllinien und Mauthhäuser in Wien am 13. März 1848.

merwohnung auf dem Rennweg von einem Volkshaufen gestürmt wurde, verließ alsbald Wien, ja Oesterreich überhaupt. Auch der Erzherzog Albrecht, dem der Befehl zum Feuern auf das Landhaus zugeschrieben wurde, mußte die Hauptstadt verlassen. Mit der Verbrennung und Plünderung der Mauthhäuser an der Linie schloß die Nacht des dreizehnten März in Wien."



Die Märztage in Berlin vor „den Belten“.

Eine ganz andere Wendung nahmen die Dinge in der Hauptstadt Preussens. Auch in Berlin hatte sich, bei der Kunde aus Paris, in den ersten Tagen des Monats März der Bürger eine von Tag zu Tag wachsende Erregung bemächtigt: „Große Volksversammlungen begannen vor der Stadt mit feurigen

Freiheitsreden und rauschenden Beschlüssen; bald gab es Aufläufe in allen Straßen, Verjagung der einschreitenden Polizei, blutigen Streit mit dem anrückenden Militär. Unablässig führten die Eisenbahnen fremden Zuzug, besonders Rheinländer und Polen, nach Berlin; der 15. März sah die ersten Versuche im Barrikadenbau, am 16. mußten die Truppen bereits zur Freihaltung der Straßen von der Schußwaffe Gebrauch machen.“ Der weichen,



Kugelgetroffene Kinder hinter einer Barrikade in Berlin.

sentimentalen Natur Friedrich Wilhelms IV. widerstrebte zwar ein blutiger Kampf mit seinen Unterthanen; allein trotzdem er schon 1847 einigermaßen mit der absolutistischen Regierungsweise gebrochen, indem er Abgeordnete der verschiedenen Stände unter dem Titel eines Vereinigten Landtages einberufen hatte, wollte er doch deswegen ein konstitutioneller König weder sein noch heißen, und sein Glaube an das Königthum von Gottes Gnaden sträubte sich gegen Konzessionen, welche geeignet schienen, das Ansehen der

Krone herabzumindern. „Kein Blatt Papier“, sagte er, „solle sich zwischen ihn und sein Volk drängen“; der Landtag sollte ihm gute Rätke geben und Bitten an ihn richten dürfen, aber vom Ermessen des Königs sollte es abhängen, ob er denselben willfahren wolle oder nicht. Jetzt genügte dieß indeß nicht mehr. Die wachsende Gährung in der Hauptstadt und im Lande bewog den König in der Nacht vom 17. zum 18. März ein Patent zu erlassen, in dem er, ähnlich wie Gagern, vorschlug, den deutschen Staatenbund zu einem Bundesstaat auf kon-



Barrikade und Kampf in der Breiten Straße in der Nacht vom 18. zum 19. März 1848.

Zeichnung aus dem Jahre 1848.

stitutioneller Grundlage umzugestalten; gleichzeitig wurde die volle Freiheit der Presse zugestanden. Das Volk brach, als die Proklamationen erschienen, in lauten Jubel aus; sein Stolz fühlte sich durch den Gedanken gehoben und befriedigt, daß Preußen damit an die Spitze der Bewegung getreten war. Tausende strömten nach dem Schlosse, um dem König, dessen Weisheit laut gepriesen wurde, durch Zurufe für den Schritt zu danken, den er aus freien Stücken und ohne jeden Zwang gewagt hatte. „Allmählich aber“, erzählt Heinrich von Sybel, dessen objektivem Bericht wir bei der Darstellung der so oft entstellten, nie böllig aufgeklärten Märzereignisse folgen, „änderte die Masse ihr Aussehen: Proletarierhaufen riefen, das alles helfe ihrer Noth nicht; andere begehrten den Abzug der Truppen, und eine Bande versuchte, in ein Portal des Schlosses einzudringen. Da befahl der König den Platz zu säubern; auf jeder Seite desselben ging eine Kompanie Infanterie vor, in der Mitte ritt eine Schwadron Dragoner, im Schritt mit eingesteckter Waffe. Sofort erneuerten sich die Szenen der früheren Tage; das Volk warf sich schimpfend und drohend

den Dragonern entgegen, so daß die Pferde unruhig wurden und einzelne Reiter zur Vertheidigung die Säbel zogen. Zufällig entluden sich die Gewehre von zwei Grenadiere, das eine durch Ungeschick des Soldaten, das andere durch den Schlag einer Arbeiters auf den Hahn: Die Kugeln gingen harmlos in die Luft, und überhaupt wurde kein Mensch auf dem Platze geschädigt. Aber gleich nach dem Knall der Schüsse stob die Volksmenge auseinander; und wie ein Lauffeuer ging der Ruf: Verrath, Mord, Waffen, Barrikaden! durch alle Straßen; es hieß, Dragoner hätten eingehauen, die Grenadiere durch eine Bataillonsalbe ganze Massen wehrloser Bürger niedergestreckt. Darob allgemeine Entrüstung: namentlich die Jugend, Studenten, Gesellen, Fabrikarbeiter warfen sich mit wilder Begeisterung in den Kampf; durchweg war die Sympathie der Bevölkerung auf ihrer Seite. So wuchsen in allen Quartieren, namentlich aber in der Friedrichstadt und dem Centrum, zahllose Barrikaden wie durch einen Zauberschlag in die Höhe; in wenigen Stunden war ganz Berlin ein einziges revolutionäres Heerlager.“

Wie in Paris, so waren auch hier keinerlei Vorkehrungen für den von Niemandem erwarteten Straßenkampf getroffen worden; an leitender Stelle herrschte keinen Augenblick ein Zweifel darüber, daß die in Berlin liegende Truppen-



Freiherr von Vincke.

macht nicht hinreichte, um die Aufständischen im ganzen Stadtgebiet in Schach zu halten. Der Höchstkommandierende, General von Prittwitz, hielt es darum für besser, sich von vornherein nur auf die Vertheidigung der im Herzen der Hauptstadt liegenden königlichen und staatlichen Gebäude zu beschränken. Um dieses Ziel zu erreichen, war die Besetzung eines Kreises von nicht mehr als drei Kilometer Durchmesser nothwendig, und doch mußte bis in die mondhellere Nacht hinein fast acht Stunden hindurch gekämpft werden, ehe dieses kleine Gebiet im unumschränkten Besitz der Truppen war. Der Widerstand, den die Barrikadenkämpfer leisteten, war dabei der geringste, den die Soldaten zu überwinden hatten — der König war es vielmehr, dessen Entsetzen über den Bruderkampf die Energie seiner Offiziere lähmte. Die Erlaubniß zu jedem einzelnen Vorstoß, zur Erstürmung jeder Straße, mußte förmlich von ihm erpreßt werden. Zu denen, die den Monarchen darin bekräftigten, gehörte in erster Linie Georg von Vincke, der seinem königlichen Herrn die Gefahren einer Fortsetzung des Kampfes so eindringlich schilderte, daß Friedrich Wilhelm IV., noch völlig

unter dem Banne der Warnung des westfälischen Freiherrn stehend, um Mitternacht den Befehl erteilte, die gewonnenen Stellungen zwar zu behaupten, aber keinen Schritt weiter vorzurücken. Damit noch nicht zufrieden, verfaßte der König in den ersten Morgenstunden des 19. März eine rührselige, in Form und Inhalt verfehlte Proklamation: „An meine lieben Berliner“*), in der er den sofortigen Abzug der Truppen von der Begräumung der Barricaden abhängig machte. Die Bürgerschaft ließ durch Deputation darauf antworten, daß man des Königs Wunsch erst nach Entfernung der Truppen erfüllen könne. Forderung stand also gegen Forderung — die Bürger blieben fest, der tief erschütterte Herrscher dagegen ließ sich, ohne die Warnungen seines Bruders, des Prinzen von Preußen, und des Generals von Britzow zu beachten, den Befehl zum Rückzug der Truppen abringen. Um die Mittagsstunde des 19. März war Berlin ohne jeden Schutz durch die bewaffnete Macht, die königliche Familie in ihrem Schlosse wehrlos den brutalen Beleidigungen der Aufständischen preisgegeben. Der Prinz von Preußen, gegen den sich ohne jeden Grund der glühendste Haß der Bevölkerung gewandt hatte, mußte auf Wunsch des Königs verkleidet nach England flüchten. Die Revolution hatte auch in Berlin einen leichten Sieg errungen.

Das einzige positive Ergebniß des Kampfes war die Berufung eines neuen Ministeriums, welchem neben dem Grafen Arnim-Boitzenburg, der Führer der rheinischen Liberalen Ludolf Camphausen, die Abg. Alfred von Auerswald, Graf Schwerin und der bisherige Gesandte am Pariser Hofe, Freiherr Heinrich von Arnim, angehörten. Der König erschien völlig gebrochen, „seine heiligsten Gefühle waren verwundet, seine liebsten Ideale durch den Schmutz geschleift; wohin er blickte, meinte er eine bald lieberliche, bald gefährliche Anarchie, und unter schwacher Verhüllung die zum Schlage ausholende Empörung zu sehen — die Masse reblicher Gesinnung und ehrlicher Begeisterung, die neben der Wühlerei im Volke pulsierte, erkannte er nicht.“ Gern folgte er darum dem Vor-

*) An meine lieben Berliner! Durch mein Einberufungs-Patent vom heutigen Tage habt Ihr das Pfand der treuen Gesinnung Eures Königs zu Euch und zum gesammten deutschen Vaterlande empfangen. Noch war der Jubel, mit dem unzählige treue Herzen mich begrüßt hatten, nicht verhallt, so mischte ein Laute Rufeitörer aufstürzische und freche Forderungen ein und vergrößerte sich in dem Maße, als die Wohlgekauften sich entfernten. Da ihr ungekümtes Vordringen bis in's Portal des Schlosses mit Recht arge Absichten befürchten ließ und Beleidigungen wider meine tapfern und treuen Soldaten ausgehoben wurden, mußte der Plak durch Cavallerie im Schritt und mit eingestekter Waffe gesäubert werden und 2 Gewehre der Infanterie entluden sich von selbst, Gottlob! ohne irgend Jemand zu treffen. Eine Rote von Bösewichtern, meist aus Fremden bestehend, die sich seit einer Woche, obgleich aufgesucht, doch zu verbergen gewußt hatten, haben diesen Umstand im Sinne ihrer argen Pläne, durch augenscheinliche Lüge verdreht und die erbitterten Gemüther von Vielen meiner treuen und lieben Berliner mit Rache-Gedanken um vermeintlich vergossenes Blut! erfüllt und sind so die gräßlichen Urheber von Blutvergießen geworden. Meine Truppen, Eure Brüder und Landsleute haben erst dann von der Waffe Gebrauch gemacht, als sie durch viele Schüsse aus der Königsstraße dazu gezwungen wurden. Das siegreiche Vordringen der Truppen war die nothwendige Folge davon.

An Euch, Einwohner meiner geliebten Vaterstadt ist es jetzt, größerem Unheil vorzubeugen: Erkennt, Euer König und treuer Freund beschwört Euch darum, bei Allem was Euch heilig ist, den unseligen Irrthum! lehrzt zum Frieden zurück, räumt die Barricaden, die noch stehen, hinweg, und entsendet an mich Männer, voll des achten alten Berliner Geistes mit Worten, wie sie sich Eurem Könige gegenüber gesetzen, und ich gebe Euch mein königliches Wort, daß alle Straßen und Plätze sogleich von den Truppen geräumt werden sollen und die militärische Besetzung nur auf die nothwendigen Gebäude, des Schlosses, des Zeughauses und weniger anderer, und auch da nur auf kurze Zeit beschränkt werden wird. Hört die väterliche Stimme Eures Königs, Bewohner meines treuen und schönen Berlins und vergeßet das Geschehene, wie ich es vergeßen will und werde in meinem Herzen, um der großen Zukunft Willen, die unter dem Friedens-Segen Gottes, für Preußen und durch Preußen für Deutschland anbrechen wird. Eure liebevolle Königin und wahrhaft treue Mutter und Freundin, die sehr leidend darnieder liegt, vereint ihre innigen, thränenreichen Bitten mit den Meinigen. — Geschrieben in der Nacht vom 18.—19. März 1848.



Barrikadenkampf in Berlin am 18. März 1848.

schlag Heinrich Arnims, die Aufmerksamkeit des erregten Volkes von den Umsturzbestrebungen hinweg auf die großdeutschen Angelegenheiten zu lenken. Am 21. März erschien zu diesem Zweck eine neue Proclamation, zwar ohne Unterschrift, aber amtlicher Herkunft, die den Bürgern verkündete, daß Friedrich Wilhelm IV. sich zur Rettung Deutschlands an die Spitze des Gesamtvaterlandes gestellt habe. Während der spätere deutsche Kaiser, der Mann, der



Barrikadenkampf vor dem Römischen Rathhause zu Berlin in der Nacht vom 18. zum 19. März 1848. (Gleichzeitige Zeichnung von Robert Kreischner.)

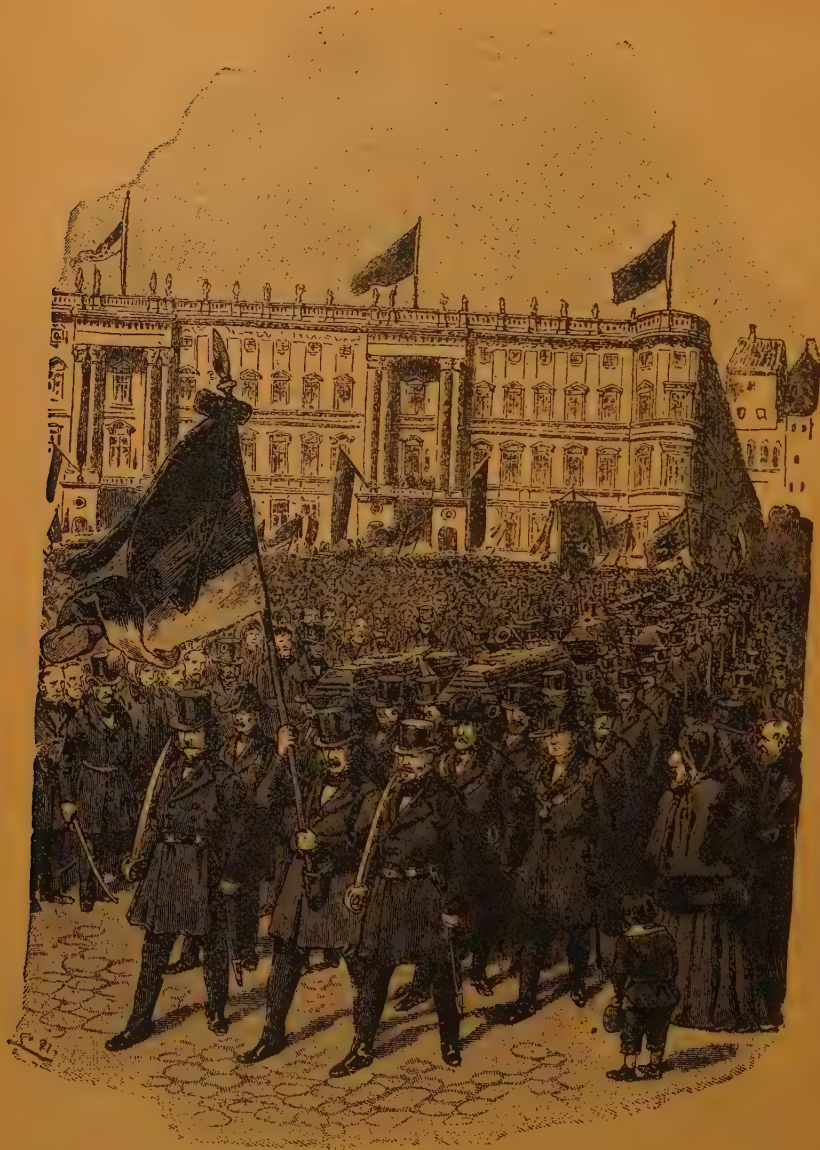
erfüllen sollte, was seine Verfolger im Jahre 1848 lärmend begehrten, als Flüchtling das Land verließ, ritt sein Bruder, der König, geschmückt mit den Farben der Revolution, durch die Straßen der Hauptstadt, um sich und sein Volk an dem Phantom eines neuen Kaiserthums zu ergötzen. Daß die Krone ihm selbst zufallen sollte, hoffte und wünschte Friedrich Wilhelm IV. niemals; er verwahrte sich darum auch in der Ansprache, die er, ehe er zu Pferd stieg, vor der Universität an die Studenten hielt, entschieden gegen den Verdacht, daß nur Eigennuß die Triebfeder seines Handelns sei: „Es ist keine Usurpation von mir, wenn ich mich zur Rettung der deutschen Freiheit und Einheit berufen fühle.

Ich schwöre zu Gott, daß ich keinen Fürsten vom Throne stoßen will. Aber Deutschlands Freiheit und Einheit will ich schützen, die muß gesichert werden durch deutsche Treue auf den Grundlagen einer aufrichtigen konstitutionellen Verfassung.“ Natürlich schloß sich eine fortwährend wachsende gewaltige Volksmenge dem Zuge an. Bei der Königswache an der Schloßfreiheit hielt der König schon wieder und dankte der dort stehenden Bürgerwehr; darauf rief eine Stimme: „Es lebe der Kaiser von Deutschland!“ Der König aber wehrte mit unwilliger Geberde und den Worten ab: „Nicht doch, das will, das mag ich nicht!“ Auf dem Rückwege des Zuges durch die Linden an der Universität, vor den versammelten Professoren und Studenten, wurde der König von dem Prorektor mit einer Ansprache begrüßt; darauf erwiderte er: „Ich trage die Farben, die nicht mein sind. Aber ich will damit nichts usurpieren, ich will keine Krone, keine Herrschaft, ich will Deutschlands Freiheit, Deutschlands Einheit, ich will Ordnung, das schwöre ich zu Gott“ — dabei hob er die Hand zum Himmel. „Ich habe nur gethan, was in der deutschen Geschichte schon oft geschehen, daß mächtige Fürsten und Herzöge, wenn die Ordnung niedergetreten war, das Banner ergriffen und sich an die Spitze des ganzen Volkes gestellt haben, und ich glaube, daß die Herzen der Fürsten mir entgegenschlagen und der Wille des Volkes mich unterstützen wird“. In ähnlicher Weise sprach sich der König, stets unter tausendstimmigem Beifall, sodann vor dem Rathhaus noch gegen die Stadtverordneten und an anderen Stellen aus, ehe der Zug ins Schloß zurückkehrte.

Trotz dieser Fülle von Reden, empfand der König das Bedürfnis, an demselben Tage noch einmal kundzuthun, was ihn bewege, was er wolle und erstrebe. So erschien denn am 21. März Abends abermals eine begeisterte unbedachte Proklamation des Monarchen, aus der nur folgende Sätze hier stehen mögen: „Deutschland ist von innerer Gährung ergriffen und kann durch äußere Gefahr von mehr als einer Seite bedroht werden. Rettung aus dieser doppelten, dringenden Gefahr kann nur aus der innigsten Vereinigung der Fürsten und Völker unter einer Leitung hervorgehen. Ich übernehme heute diese Leitung für die Tage der Gefahr. Mein Volk, das die Gefahr nicht scheut, wird mich nicht verlassen, und Deutschland wird sich mir in Vertrauen anschließen. Ich habe heute die alten deutschen Farben angenommen und mich und mein Volk unter das ehrwürdige Banner des Deutschen Reiches gestellt. Preußen geht fortan in Deutschland auf“. In einer dritten Proklamation vom 21. März und einer vierten vom 22. März wurde dann noch angeordnet: die Anlegung der deutschen Fokarbe neben der preussischen bei sämtlichen Truppen und die Vereidigung derselben auf die noch gar nicht vorhandene preussische Verfassung.

Viele Männer altpreussischen Sinnes, sagt Sybel, fanden diesen Umzug und namentlich auch diese Proklamationen mehr würdelos als ergreifend. Zudem befürchteten sie den Wiederausbruch der Berliner Empörung bei der auf den 22. März angeetzten feierlichen Bestattung der Gefallenen. *)

*) Diese Befürchtung war weit verbreitet. Der mutige Hauptmann von Moos, der spätere Kriegsminister und Generalfeldmarschall, theilte sie. Nicht minder Otto v. Bismarck, der schnelle Führer der „Junfer“ und Altpreußen im Vereinigten preussischen Landtag von 1847 und Deichhauptmann von Schönhausen. Die Nachricht von den Berliner Barrikadenkämpfen hatte ihn so erschüttert und mit so zornigem Grimm erfüllt, daß er ernstlich krank wurde. In dieser Stimmung



Feierliches Begräbniß der gefallenen Barrikadenkämpfer.

An derselben nahm die ganze Stadt weisevoll Antheil; die Läden waren geschlossen, die Straßen, durch die der Zug sich bewegte, abgesperrt; die Glocken läuteten, Choräle erklangen; alles trug Trauerkleider; schwarze Fahnen wehten von den Thoren wie von den Zinnen des Königsschlosses. Vor der Kirche auf dem Gendarmenmarkt wurden die Särge von den Geistlichen eingesegnet, dann geleiteten wohl 20,000 Menschen die Särge zum Friedenshain. Am Zuge theilnahmen sich die städtischen Behörden, sämmtliche Zünfte u. s. w., auch die Universität mit Rektor und Dekanen in Amtstracht, vollzählig sogar die Akademie der Wissenschaften, an ihrer Spitze der ehrwürdige Alexander von Humboldt. Als der Zug das Schloß erreichte, erschien der König, von Ministern und Adjutanten umgeben, auf dem Balkon und ehrte die Todten, indem er vor ihnen, so lange die Särge vorüberzogen, das Haupt entblößte. Der König meinte damit nur eine pietätvolle Liebespflicht zu vollziehen und hatte keine Ahnung davon, daß er sich in diesem Augenblick von neuem tief demüthigte. Eine Fluth von Hohn und Schimpf ergoß sich denn auch sofort aus der demokratischen Presse und Berebtheit aller deutschen Gaue über „den feigen Thronen, der sein Volk niedertrübsen läßt, dann besiegt, elend um Gnade bittet, und jetzt die ehrlose Stirn mit der deutschen Kaiserkrone schmücken will“; namentlich von Sachsen und Baden her tobte es wild gegen den König. Auch aus Wien kamen bedenkliche Nachrichten. Trotz ihrer elenden Schwäche, wollte die dortige Regierung doch keinesfalls die preussische Vorherrschaft in Deutschland zulassen, sondern die bisherige leitende Stellung Oesterreichs um jeden Preis behaupten. Sie erklärte sich daher „deutsch in jeder Ader“ — auch wenn dadurch die ohnehin aufgeregten slavischen Völker des Kaiserstaates sich tödtlich beleidigt fühlen mochten. Ferner lenkte Oesterreich das Auge der Deutschen, bei ihrem etwaigen Bedürfnis nach einem deutschen Kaiser, auf den Erzherzog Johann von Oesterreich hin, und richtete am 24. März an alle deutschen Höfe eine wichtige Verwahrung gegen jede einseitige Aenderung ohne Zustimmung Aller. Vor diesen bedrohlichen Anzeichen wichen der König und seine Minister zurück und verlegten alle weiteren Verhandlungen über das deutsche Verfassungswerk nach Frankfurt, in dessen Mauern das deutsche Vorparlament mit dieser schwierigen Aufgabe sich beschäftigte.

schrieb er dem Könige zunächst jenen Brief, den Friedrich Wilhelm den ganzen Sommer über zu seinem Troste auf dem Schreibtisch liegen hatte und „ein köstlich Zeichen unwandelbarer Preußentreue“ nannte. Als Bismarck aber vernahm, was seit dem 18. März in Berlin weiter geschehen und für den 22. bevorstehe, erhob er sich noch krank von seinem Lager und eilte nach Berlin, um mit eigenem Leib und Leben den König vor weiterem Unglück zu schützen. Glücklicherweise war dies Opfer nicht erforderlich.

Elftes Kapitel.

Vorparlament in Frankfurt a. M. — Struve und Hecker wollen eine Republik. — Aufstand im badischen Oberland. — Niederlage der Freischärler bei Kandern. — Die Mehrheit des deutschen Volkes monarchisch gesinnt. — Eröffnung des ersten deutschen Parlaments in der Paulskirche zu Frankfurt. — Heinrich von Gagern Präsident. — Dahlmann beantragt Einsetzung eines Reichsverwesers. — Wahl des Erzherzogs Johann von Oesterreich. — Der alte Bundestag überträgt aber nur einstweilen seine Befugnisse auf den Reichsverweser. — Die Furcht vor der alten Streitfrage der Vorherrschaft Preußens oder Oesterreichs in Deutschland verzögert die Vollendung der Reichsverfassung. — Verhängnißvolle Zeitvergeudung der Nationalversammlung mit monatelanger Berathung der Grundrechte des deutschen Volkes.

Wie bereits oben berichtet, hatten die am 5. März in Heidelberg versammelten 51 deutschen Männer auf Rath Gagern's einen Siebener-Ausschuß eingesetzt zur Vorberathung der Wahl einer Nationalversammlung durch das ganze deutsche Volk, welche das neue Reich begründen und ihm eine neue Verfassung geben sollte. Dieser Ausschuß, der wohl verstanden, weder von den deutschen Regierungen noch vom Bundestag irgend welche Befugniß zugetheilt erhalten, die wichtigsten Angelegenheiten Deutschlands eigenmächtig zu leiten und zu ordnen, forderte am 11. März die „gegenwärtigen und alle früheren Mitglieber deutscher Ständeverfassungen“ und eine bestimmte Anzahl anderer durch das Vertrauen des deutschen Volkes ausgezeichneten Männer auf, zur Berathung der deutschen Parlamentsverfassung nach Frankfurt zu kommen oder Vertrauensmänner zu entsenden. Als am 31. März in der Paulskirche zu Frankfurt*) dieses Vorparlament, wie der Volksmund es taufte, eröffnet wurde, konnte der zum Präsidenten erwählte Heidelberger Professor Mittermaier sein Auge über mehr als 500 Abgeordnete, freilich zumeist

*) „In den letzten Märztagen trafen diese Männer in Frankfurt ein. Das Bild, das die alte Kaiserstadt in jenen Tagen bot, ist ebenso wenig in Worten wiederzugeben, als in der Erinnerung derer jemals auszulöschen, die es geschaut haben. Ueberall reicher Festschmuck; Freiheitsbäume vor den Häusern, in welchen Abgeordnete erwartet wurden; die Fenster von Blumen- und Laubgehängen eingerahmt; reiche Fahnen schwingen die jüngst noch verpönten deutschen Farben durch die Lüfte; Gerüste, Sittribünen, Ehrenportale erheben sich, zu deren Schmuck von nah und fern das Immergrün der Tannenwäldchen herangefahren wird. In den Straßen ausgelassener Jubel, Freudenstöße ohne Anlaß und Ende. Als am 28. März der edle Dulder Sylvester Jordan in Frankfurt einzog, wurde ihm gehuldigt wie nur je zuvor einem in diesen Mauern geführten Kaiser deutscher Nation. Sogar auf den Thurm der Katharinentische hatte man Völler hinaufgezogen. Am 29. März brachte Frankfurt dem bayerischen Märtyrer Eisenmann, der fünfzehn Jahre unschuldig in Kerkerhaft geschmachtet hatte, die Verehrung der Bürger in einem glänzenden Fackelzuge dar. Aehnliche Auszeichnungen erhielten auch andere besonders volksthümliche Abgeordnete, wie z. B. Friedrich Hecker. Allen Abgeordneten aber wurde die gleiche liebenswürdigste Gastfreundschaft der Frankfurter zu theil.“ (Aus einem gleichzeitigen Bericht.)

Süddeutsche schweifen lassen.*) Zur Berathung stand einzig und allein das Programm, das der Siebener Ausschuß als Grundlage der neuen Verfassung aufgestellt hatte, und das folgende Forderungen enthielt: „I. Ein Bundesoberhaupt mit verantwortlichen Ministern. II. Einen Senat der Einzelstaaten. III. Ein Haus des Volkes, hervorgehend aus Urwahlen nach dem Maßstabe von 1 zu 70,000. IV. Kompetenz des Bundes durch Verzicht der Einzelstaaten auf folgende Punkte: 1. Ein Heerwesen. 2. Eine Vertretung gegenüber dem Auslande. 3. Ein System des Handels, der Schifffahrtsgesetze, des Bundes-



Die Paulskirche zu Frankfurt.

zollwesens, der Münzen, Maße, Gewichte, Posten, Wasserstraßen und Eisenbahnen. 4. Einheit der Civil- und Strafgesetzgebung und des Gerichtsverfahrens. Ein Bundesgericht. 5. Verbürgung der nationalen Freiheitsrechte. V. Der Beschluß der Einberufung der konstituierenden Nationalversammlung

*) Die Paulskirche war schon durch die runde Form ihres Innern, durch die lustige Höhe dieser Rotunde und die gute Ausfüllung des gewaltigen Raumes, überaus geeignet, eine starke beratende Versammlung aufzunehmen. Die Orgel war hinter rothen Vorhängen verschwunden, die mit Reichsadlern bestickt und mit Schwarz und Gold besäimt waren. An der Stelle von Kanzel, Taufstein und Altar waren die, mit Reichsfahnen besflaggten, erhöhten Sitze für Präsidenten und Schriftführer hergerichtet; davor erhob sich die jetzt höchste Kanzel Deutschlands, die Rednerbühne des deutschen Parlaments; und vor dieser zu beiden Seiten waren die Tische der Stenographen und der Presse aufgestellt. Daran schlossen sich dann, nach der Tiefe der Rotunde zu, die Bankreihen der Abgeordneten, die fächerförmig von der Tribüne aus nach hinten verliefen, so daß die Sitzplätze je weiter von der Tribüne, und je näher der gegenüberliegenden Rundung der Innenmauer der Kirche, um so zahlreicher wurden. Durch die Säulen der Emporen und einen Verschlag von dem Berathungsraum der Abgeordneten geschieden, erhoben sich unter und hinter den Säulen, sowie oben auf den Emporen über den Säulen, amphitheatralisch aufsteigend, die Tribünen für die Diplomaten, Damen und alle sonstigen Zuhörer. Hier hatten 2000 Menschen Raum; meist aber, namentlich am 31. März, drängten sich dort mehr als 3000.

auf obigen Grundlagen erfolgt durch die mit Vertrauensmännern verstärkten Bundesbehörden. VI. Ein aus gegenwärtiger Versammlung zu wählender permanenter Ausschuß von 15 Mitgliedern ist beauftragt, die Vollziehung der Einberufung der konstituierenden Nationalversammlung zu betreiben. Wenn innerhalb vier Wochen von heute der Zusammentritt nicht erfolgt, so tritt diese Versammlung am 3. und 4. Mai hier wieder zusammen. Im Falle der Dringlichkeit kann der Ausschuß die Versammlung auf einen früheren Termin zusammenberufen."

Daß dieses von Gagern entworfene Programm den radikalen Süddeutschen lange nicht weit genug ging, trat sofort zu Tage, als der bereits erwähnte



Karl Mittermaier.

Mannheimer Journalist Gustav von Strube die Herstellung eines demokratischen Staatswesens, die Aufhebung der erblichen Monarchie und deren Ersetzung durch freigewählte Parlamente mit freigewählten Präsidenten, alle vereint in einer föderativen Bundesverfassung nach dem Muster der nordamerikanischen Freistaaten, forderte. Weber Strubes durch offene Umsturzdrohungen unterstützter Antrag, noch jener des Siebener-Ausschusses gelangte zur Annahme. Um vielmehr eine scharfe und gefährliche Spaltung zu vermeiden, vertagte man die Entschei-

bung bis zum Zusammentreten der konstituierenden Nationalversammlung und trennte sich am 4. April, äußerlich in schönster Einigkeit. In'sgeheim aber hatte sich der Zwiespalt zwischen Gemäßigten und Republikanern so verschärft, daß Strube und Heder beschlossen, unverweilt auf eigene Faust den Versuch der Errichtung einer deutschen Republik zu wagen. Getreu den Weisungen, die der Dichter Georg Herwegh von Paris aus erteilt hatte — „wir gestehen es offen, daß ohne vorhergegangenen Volkssturm die neue Zeit für Deutschland nicht heraufgeführt werden kann“, — rief Heder am 12. April von Konstanz aus alle waffenfähigen Männer der Bodenseegegend zu seiner Fahne der Empörung. In keinem der Bundesstaaten hatte die radikale Agitation den Boden so gut vorbereitet, wie in Baden, und dennoch blieb die allgemeine Erhebung, auf die Heder und seine Freunde so bestimmt gerechnet hatten, aus; viel trug dazu allerdings die segensreiche Eigenmächtigkeit des Abgeordneten Karl Mathy bei, der den lautesten der revolutionären Schreier, den Schriftsteller Fidler, als Landesverräter in dem Augenblick verhaften ließ, als er seinen Genossen zu Hilfe eilen

wollte. Auch der Bundestag zeigte sich diesmal schlagfertiger als sonst; auf die ersten Alarman Nachrichten hin hatte er württembergische, bayerische und hessische Truppen — den Oberbefehl führte auf Wunsch der badischen Regierung Friedrich von Gagern, der Bruder des inzwischen zum Darmstädtischen Ministerpräsidenten berufenen Staatsmannes — gegen die Empörer aufgeboten. Der wadere General sollte das erste Opfer des „freventlich und sinnlos vom Zaun gebrochenen Bürgerkrieges“ werden: Als er am 19. April bei R a n d e r n mit Heder's „Freischärlern“ zusammenstieß, ward er bei dem Versuch, durch gütlichen Zuspruch unnützes Blutvergießen zu vermeiden, von den Meuterern hinterücks erschossen. Eine Stunde später war Heder's Schaar zersprengt, vier Tage später Freiburg zurückerobert. Die Führer retteten sich auf Schweizer Gebiet, auf das ihnen bald auch Herwegh folgte, dessen bunt zusammengewürfeltes Hilfskorps am 26. April bei Dossenbach zersprengt wurde. „Zehn Tage hatten genügt, dieser thörichten Erhebung ein Ende zu machen, aber die schlimmen Folgen blieben: das Mißtrauen der Aengstlichen gegen die ganze nationale Bewegung und jene Verfeindung zwischen Konstitutionellen und Radikalen, die zuerst wieder der Reaktion den Weg bahnte.“

Die Schlappe, die sie im badischen Oberland erlitten hatten, suchten die süddeutschen Radikalen bei den Wahlen wett zu machen. Allein auch hierbei zeigte es sich, daß die überwiegende Mehrheit des deutschen Volkes monarchisch gesinnt und nicht gewillt war, sich mit einer Republik nach Heder'schen Ideen beglücken zu lassen.*) Denn die Zahl der



Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen.

*) Eine Menge Flugschriften übten auf die Wähler großen Einfluß aus. Plu m, der in den breiten Volksmassen angesehene Führer, bellagte den Heder'schen Putsch. Eine der merkwürdigsten Schriften aber war die von Friedrich Gundeshagen, „ehemals Bürger von Amerika, nun Bürger vom einigen Deutschland“, „Die Reform und nicht die Republik! Ein Wort an das deutsche Volk und zunächst an die Bewohner Badens“. Nachdem der wadere Mann seine langjährigen Erfahrungen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika bezüglich der Schattenseiten der dortigen, von den deutschen Radikalen überchwänglich gepriesenen Verfassungsverhältnisse und politischen, sittlichen, finanziellen und wirtschaftlichen Zukünfte mit durchdringendem Scharfsinn klargelegt hat, schließt er die kurze Schrift von 16 Druckseiten, mit den trefflichen Worten:

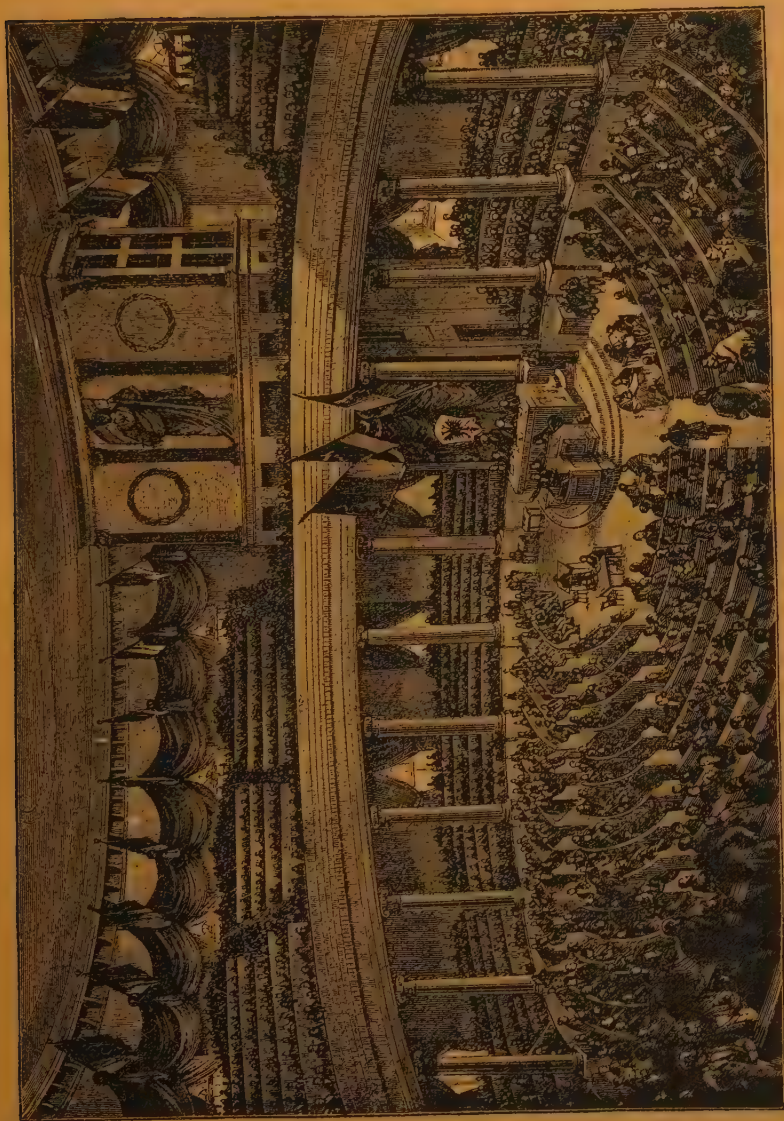
„Wer steht uns dafür, daß unsere neuen Herren Republikaner das Staatsruder besser zu führen wissen, daß sie auch bessere Säckelmeister (Kassensührer) sind als jene Herren Radikalen (in Nordamerika und namentlich auch im Konton Bern in der Schweiz seit 1831, die in 15 Jahren ein Kantonsvermögen von vielen Millionen verregiert haben). Wer sein eigenes Geschäft nicht gut führen, sein Hauswesen nicht gut verwalten kann, der mische sich nicht in den Staatshaushalt. — Freunde, Mitbürger, Deutsche, ich bin zum Schluß gekommen. Als erfahrener, gereifter, im Leben geprüfter Mann rufe ich Euch zu: Keine Missionen, keine Täuschungen, keine Revolutionen, keine Republik, sondern Reform, durchgreifende Reform, ein einiges Deutschland, ein

unbedingten Anhänger der Republik umfaßte nur einen verschwindenden Bruchtheil des über 600 Köpfe umfassenden Parlaments.

Am 18. Mai 1848 wurde in Frankfurt das erste deutsche Parlament eröffnet, eine Versammlung, von der mit Recht gesagt worden ist, daß sie von keiner früheren oder späteren an Geist und Talent, an Wissen und Beredsamkeit, an idealem Streben und edlem Patriotismus übertroffen wurde. „Es war eine der feierlichsten Stunden, welche die deutsche Geschichte kennt“, lautet eine fesselnde Schilderung des denkwürdigen Eröffnungstages, „als die freigewählten Vertreter der Nation sich unter dem Geläute der Glocken, dem Donner der Kanonen, dem Jauchzen der Menge vom Römer aus nach der Paulskirche begaben, der Hölste neben dem Allgäuer, der Pfälzer neben dem Schlesier, der Franke neben dem Tiroler. Begeistertes Vertrauen, überschwängliche Hoffnungen begrüßten die Männer, in deren Vereinigung die heiß ersehnte Einheit des Vaterlandes zum ersten Male Gestalt gewann. Hier war fast alles beisammen, was Deutschland an gefeierten Namen besaß, in Wahrheit die geistige Blüthe der Nation“ „Seit der deutsche Name in der Welt genannt wurde, fand sich keine solche Fülle von berühmten oder bekannten Namen, von Talenten und Charakteren, von Berufsarten und Wirkungskreisen gemischt beisammen. Da saß nebeneinander der Abgeordnete des fernsten Preußens, wo der Kosack auf der Wacht steht, neben dem aus Welsch-Tirol, der das Deutsche nur gebrochen und die Sprache des Landes der Orangen als Muttersprache spricht; da saß der reichste Grundbesitzer Oberschwabens, der noch den Fürstenmantel trägt, und dessen Vater noch souverän war, so gut als die Kronen von Preußen und Hannover, nicht weit von dem wackern Landmann, der seinen Maierhof im Traunkreise mit eigener Hand bebaut; da saßen der feuerreifrige Ritter des katholischen Glaubens und der kühle dialektische Prediger der deutschkatholischen Gemeinde, der Philosoph, der Bischof, der Pietist und der Jesuit auf einer Bank; alle Glaubensbekenntnisse Deutschlands waren vertreten, nicht wenig zahlreich auch das jüdische, und zwar das letztere durch ausgezeichnete Talente und Charaktere. Welcher Reichthum von Physiognomien, welche Mannigfaltigkeit — das Auge, das hunderte überflog, es fand keine, die nicht durch irgend etwas bedeutend, über das gewöhnliche hinaus gewesen wäre. Da waren Gestalten von der jugendlich zartesten bis zum Greis mit Silberlocken; da hüpfte einer behend, wie in das Boudoir einer Dame, auf die Rednerbühne; dort streckt einer, von langer enger Kerkerhaft zusammengebrochen, nur noch in Kopf und Herz elastisch, die leidenden Beine aus einem Lehnstuhl, in dem er halb sitzt, halb liegt . . .“

Während die Wahl des Präsidenten eine leichte war, indem das Ehrenamt dem ideal angelegten, durch und durch ehrenhaften Heinrich von Gagern wie von selbst zufließ, war andererseits die Aufgabe, die Mehrzahl der nahezu 600 einander fremden Männer auf ein Programm zu vereinigen, eine ungemein schwierige. Jeder Einzelne hatte seinen eigenen Reichsbauplan, jeder seine besondern Wünsche für die Neugestaltung des Vaterlandes. In erster

nationales deutsches Parlament, kein Amerika, keine Schweiz, nein ein Deutschland wollen wir erreichen, daß die Welt in Achtung sich vor ihm beugen soll. Darum die guten Bürger vorangestellt, und nicht die Schreier. Aber auch die Waffen bereit, denn wo keine Macht ist, ist auch kein Recht.“



Eine Parliamentsſitzung in der Paulskirche.

Linie stand die Schaffung einer höchsten Reichsgewalt an Stelle des unmöglich gewordenen Bundestages. Wie aber sollte diese höchste Reichsgewalt beschaffen sein? Sollte sie ein Kaiser, oder ein Reichsverweser oder ein Direktorium sein? Vor den Berliner Märztagen hatte man allgemein Friedrich Wilhelm IV. als Oberhaupt im Auge gehabt; allein sein Verhalten während der Berliner Revo-



Ein Rasteehaus um 10 Uhr Abends (Polizeistunde).

Nach der Originalzeichnung, 1848, von Julien Raymond de Baug.

lution hatte ihn natürlich unmöglich gemacht; auch zeigte sich damals schon, in manchen seiner Kundgebungen, daß sein Geist nichts weniger als klar war, während sein Bruder, der Prinz von Preußen, (spätere Kaiser Wilhelm I.) der ganzen Bewegung sympathisch gegenüberstand. So stellte denn als Berichterstatter des vorbereitenden Ausschusses der Historiker Friedrich Christoph

Dahlmann den Antrag, an die Spitze des neuen Deutschen Bundes ein Direktorium von drei durch die Regierungen ernannten, durch das Parlament bestätigten Mitgliedern zu setzen, etwa einen preußischen, einen österreichischen und einen bairischen Prinzen. Im Laufe der nun folgenden sechstägigen Debatte — nicht weniger als 223 Redner, nahezu die Hälfte der Versammlung, waren zum Wort eingeschrieben — ersetzte Dahlmann, auf dringendes Befürworten Gagern's, dem bei der völligen Zerrüttung Oesterreichs, der Unsicherheit der Berliner Zustände und der mehr oder minder vorgeschrittenen Anarchie in den kleineren Staaten, ein mehrtöpfiges Direktorium wenig geeig-



Freiheitsfest der deutschen Studenten auf der Wartburg (12. Juni 1848).

Nach einer gleichzeitigen Darstellung.

net schien, die Centralgewalt so kräftig und schneidig zu handhaben, wie jetzt nothwendig war, seinen ersten Antrag durch einen zweiten, der die Berufung eines unverantwortlichen Reichsverweisers in Aussicht nahm. Diese Regierungsform, die freilich ebensowenig wie ein Direktorium den Bedürfnissen der Sturmzeit entsprach, indem sie die Stellung des Reichsverweisers zur National-

versammlung, sowie zu den Regierungen vielfach im Unklaren ließ,*) wurde am 28. Juni doch mit großer Mehrheit angenommen, weil „die Nationalversammlung schon damals von der schlimmsten parlamentarischen Kinderkrankheit, der Selbstüberschätzung, ergriffen war, die ihr den Blick für die raue Wirklichkeit, für die Ungunst der Verhältnisse, raubte. Man war bereit, mit beiden Füßen den plötzlichen Sprung aus dem früheren Extrem des Sonderthums über den Bundesstaat hinweg in das neue Extrem des Einheitsstaates zu wagen; leider wurde dabei übersehen, daß 1815 die Schöpfer des Bundestages alle Mittel der materiellen Macht, 1848 aber die Männer der Paulskirche überhaupt keine Macht als ihr moralisches Ansehen beim Volk besaßen.“

Schon am Tage darauf wurde die neue Würde des Reichsverwesers dem Erzherzog Johann von Oesterreich übertragen, und zwar „nicht seiner besonderen Fähigkeiten wegen, auch nicht weil man Großes von ihm erwartete, sondern weil er, der Kaisersohn, der eine bürgerliche Posthalterstochter geheiratet hatte und besonders gern den biedersten Bürger spielte, der rechte Mann für eine Zeit zu sein schien, in der Fürstenhaß und Unterthanentreue so oft in scharfen Konflikt geriethen.“ Am 11. Juli zog er unter unbegreiflichem Volksjubel in das herrlicher als je geschmückte Frankfurt ein, und am folgenden Tage wurde er mit großem Pomp in der Paulskirche in sein neues Amt eingeführt. „Die ganze Szene war imponierend durch den Gegensatz der schmucklosen, bürgerlich einfachen Form und der unermesslichen Wichtigkeit der Sache, ebenso bedeutend durch das, was nicht geschah und nicht gesagt wurde, als durch das Gesprochene und Gesehene. . Kein religiöser Akt, kein Eid, keine Erwähnung der Regierungen und des Bundestages, keine Uniformen, auch in beiden Reden (Arnbt als Alterssenior der Deputation und Präsident von Gagern hielten Ansprachen an den Reichsverweser) nur die Sache selbst in trockenen Worten, und kein Wort für das doch so lebhaft bewegte Gefühl der Versammelten. Von der Paulskirche begab sich der Reichsverweser in die Bundesversammlung; einige Abgeordnete, ob mit oder ohne Einladung dazu, schlossen sich ihm an und drangen mit in die bis dahin jedem Ungeweihten verschlossenen Diplomatensäle ein, um der Sterbestunde des Bundestages beizuwohnen. Schmerling begrüßte den Erzherzog, dankte ihm dafür, daß er auf die Zustimmung der Regierungen den entschiedensten Werth gelegt habe, und übertrug

*) Die Hauptbestimmungen des Gesetzes über die Einsetzung der provisorischen Centralgewalt lauteten also:

„Die Centralgewalt hat 1. die vollziehende Gewalt zu üben in allen Angelegenheiten, welche die allgemeine Sicherheit und Wohlfahrt des deutschen Bundesstaates betreffen; 2. die Oberleitung der gesamten bewaffneten Macht und namentlich die Oberbefehlshaber derselben zu ernennen; 3. die bürgerrechtliche und handelspolitische Vertretung Deutschlands auszuüben und zu diesem Ende Gesandte und Konsuln zu ernennen. — Die Errichtung des Verfassungswerkes bleibt von der Wirksamkeit der Centralgewalt ausgenommen. — Ueber Krieg und Frieden und über Verträge mit auswärtigen Mächten beschließt sie in Uebereinstimmung mit der Nationalversammlung.“

„Sie wird einem Reichsverweser übertragen, welcher von der Nationalversammlung frei gewählt wird. — Der Reichsverweser ist unverantwortlich. Er übt seine Gewalt durch von ihm ernannte, der Nationalversammlung verantwortliche (Reichs-) Minister aus; seine Handlungen sind gültig ohne Gegenzeichnung eines Ministers. Ueber Verantwortlichkeit der Minister wird die Nationalversammlung ein besonderes Gesetz erlassen.“ „Mit dem Eintritt der Wirksamkeit der provisorischen Centralgewalt hört das Bestehen des Bundestages auf. — Die Centralgewalt hat sich in Beziehung auf die Vollziehungsmassregeln, soweit thunlich, mit den Bevollmächtigten der Landesregierungen ins Einvernehmen zu setzen. — Sobald das Verfassungswerk für Deutschland vollendet ist, hört die Thätigkeit der provisorischen Centralgewalt auf.“



Einzug des Reichsverwesers Erzherzog Johann von Oesterreich in Frankfurt a. M.

Nach einer gleichzeitigen Zeichnung von L. v. Ettol.

ihm im Auftrage sämtlicher Regierungen die ganze bisherige Gewalt des Bundestages." Der Jubel, mit dem die Nationalversammlung das Ende des Bundestages begrüßte, war verfrüht — in Wahrheit hatte sich die bisherige Centralbehörde nur verlag, hatte auf Vorschlag des österreichischen Gesandten von Schmerling ihre Rechte und Pflichten nur einstweilen dem von allen Regierungen anerkannten Reichsverweser übertragen, ihre endgültige Auflösung dagegen bis zum Inkrafttreten der neuen Verfassung hinausgeschoben, einem Ziel, das noch in weiter, weiter Ferne lag und an dessen Erreichung schon im Juli 1848 mancher Besonnene zu zweifeln begann.

Denn während all' dieser Vorgänge vollzogen sich draußen in der Welt allerlei Ereignisse, wie der Niedergang der Volkserhebung in Italien, die Reak-

tion in Oesterreich-Ungarn, die Junischlacht in Paris, wodurch die „große Revolutionsquelle“ geschlossen wurde, die Herstellung der alten Ordnung in Preußen, und diese Ereignisse mußten nothgedrungen auch auf die deutsche Volksbewegung einwirken; denn „die Nationalversammlung war als Kind der Revolution nur deshalb mächtig, weil man an ihre Macht glaubte; dieser Glaube aber hing von dem dauernden Sieg der revolutionären und republikanischen Ideen in den andern Staaten ab.“ Wollte also die Nationalversammlung ihr Ziel erreichen, so gab es für sie nichts Dringenderes zu thun, als die äußerste Beschleunigung des deutschen Verfassungswerkes und Vollenbung besel-



Der Reichsverweser Erzherzog Johann von Oesterreich.

ben, ehe der Nimbus der parlamentarischen Allmacht zerfloß und die Erstarkung der alten Sondergewalten Deutschlands handgreiflich fühlbar wurde. Denn nur solange, als auch diese Gewalten noch einen Beschluß der Paulskirche für den Ausdruck eines unwiderstehlichen Volkswillens hielten, konnte die Hoffnung bestehen, daß es dem Parlament gelingen werde, die provisorische Centralgewalt in eine endgültige dauernde Reichsregierung zu verwandeln, eine Reichsverfassung zu verwirklichen, die nothwendig tief in die Hoheitsrechte der Einzelstaaten eingreifen mußte.

Statt nun aber sofort die Grundlagen der künftigen Reichsgewalt und Reichsverfassung festzustellen, faßte die Nationalversammlung am 3. Juli den

unseligen Beschluß, zunächst in die Berathung der Grundrechte des deutschen Volkes, d. h. der Freiheitsrechte des einzelnen Bürgers einzutreten. Daß die Linke für diesen Beschluß stimmte, war begreiflich. Für sie bestand der Hauptgewinn der deutschen Einheit in den allen Deutschen dadurch verbürgten Freiheiten. Selbst dieser Standpunkt aber hätte folgerichtig zu dem zwingenden Schluß führen müssen, daß erst die vollendete Einheit die Bürgerschaft für die gleichmäßige Freiheit aller Deutschen gewährleiste. Um so mehr mußten hiernach vollends die gemäßigten Parteien der Paulskirche ihrerseits sich gedrängt fühlen, zuerst die deutsche Einheit, und dann erst die in der Einheit gesicherte Freiheit zu schaffen. Der Grund, der die große Mehrheit gleichwohl veranlaßte, die Berathung der Grundrechte vorweg zu nehmen, war die Beschaffenheit dieser Mehrheit selbst. Nur in der Anerkennung des monarchisch-konstitutionellen Grundsatzes gegenüber der radikalen und republikanischen Minderheit war sie einig gewesen. Sowie aber die große Streitfrage der künftigen Reichsgewalt und des künftigen Reichsoberhauptes berührt wurde, trennten sich die in dieser Mehrheit vereinten Freunde Preußens und Oesterreichs in bitterem Haber. Beide glaubten, der monarchischen Sache zu dienen, wenn sie auch ferner vereint die radikale und republikanische Demokratie bekämpften. Beide glaubten aber auch, die Sache Preußens und Oesterreichs zu fördern, wenn sie



Karl Mathy.

jetzt noch nicht an dem trennenden Punkt rührten. Die Preußen hofften, bis dahin werde König Friedrich Wilhelm volksthümlicher werden und zum deutschen Kaiser ausreifen. Sie hielten für unmöglich, jetzt schon eine lebensfähige Verfassung, vollends mit einem preussischen Kaiserthum, zu beschließen. Die Oesterreicher meinten, später könne die Hofburg ihnen besseren Rückhalt leihen, als in ihrer jetzigen trostlosen Lage in Innsbruck. So flüchteten sich beide Hälften der Mehrheit auf den neutralen Boden der Grundrechte, deren Berathung, mit deutscher Gründlichkeit und Redelust, den Verbrauch von einigen Monaten sicher verheiß—thatsächlich wurden daran drei köstliche Monate verloren! Keine der beiden Parteien der Mehrheit aber bedachte, daß nach drei Monaten die seit Jahrhunderten bestehende Streitfrage der Vorherrschaft Preußens oder Oesterreichs in Deutschland noch gerade so grimmig die Zähne zeigen werde, wie heute, daß dann aber die Aussichten für die Nationalversammlung, so oder so ihr Verfassungswerk durchzusetzen, bedeutend vermindert sein würden.“ — Zu dieser Verzögerung der Verfassung kam dann noch als weiterer Rück-



1. v. Bederath.
4. Dückwig.
7. Mevissen.

2. Ritter v. Schmerling.
5. Fürst v. Reiningen.
8. v. Reuter.

3. Gedtscher.
6. v. Mohl.
9. Bassermann.

wärts-Schritt die fehlerhafte Zusammensetzung des Reichsministeriums. Zur Leitung der Staatsgeschäfte wurde nämlich der Fürst von Leiningen berufen, ein Halbbruder der Königin von England und grimmiger Preußenfeind; an seine Seite traten der Oesterreicher Schmerling als Minister des Innern, der preussische General v. Peucker als Reichskriegsminister, der Hamburger Advokat Heckscher für das Aeußere, der Badenser Mohl für die Justiz und der Rheinländer Beckerath für die Finanzen. „Die Maschinerie einer Reichsregierung war geschaffen, aber trotz redlichsten Willens fehlte ihr der Arbeitsstoff, dem Finanzminister die Einnahmen, dem Kriegsminister das Heer, dem der Auswärtigen Angelegenheiten die völkerrechtliche Anerkennung — allen die wirkliche Regierungsgewalt; ihre Machtlosigkeit mußte sich sofort zeigen, sobald man aus dem Bereich der Phrase in das der konkreten Thatfachen übertrat.“ Den ersten Anlaß boten die auf die Landesverteidigung und die Begründung einer deutschen Flotte sich beziehenden Fragen. Gegen eine Verdoppelung der Bundesstreitmacht erhob sich zwar kein Widerspruch, aber die geforderten Beiträge zu dem übrigens auch durch private Spenden vermehrten Flottenfonds liefen nur langsam und gar nicht ein, und Peucker's Befehl, daß alle deutschen Truppen dem Reichsverweser huldigen und die dreifarbigte Kokarde anlegen sollten, wurde von Oesterreich, Preußen, Bayern und Hannover schroff mißachtet. Bald sollten aber die Niederlagen der neuen Centralbehörde noch schwerer werden und zuletzt die konstituierende Nationalversammlung überhaupt Schiffbruch leiden. Doch ehe wir zur Schilderung dieser Sturmzeit übergehen, müssen wir die oben erwähnten Ereignisse draußen in der Welt kurz darstellen.

Bröölftes Kapitel.

Niedergang der Volkserhebung in Italien. — Mazzini und die Republikaner. — Aufstand in Neapel. — Ferdinand II. bleibt Sieger und führt ein neues kaiserliches Reaktions-system ein. — Karl Albert von Sardinien an der Spitze der nationalen Einheitsbewegung. — Wird von Radeky bei Custoza geschlagen. — Ermordung des Grafen Rossi in Rom. — Flucht des Papstes nach Gaeta. — Karl Albert, nochmals von Radeky bei Novarra geschlagen, dankt in Gunsten Viktor Emanuels ab. — Venedig fällt nach heldenmüthiger Vertheidigung. — Die Franzosen verhelfen dem Papst wieder zu seinem Thron. — Garibaldi's tapferer Widerstand. — Zügellose Reaktion im Kirchenstaat.

Nachdem so die Völker Europas in den Frühjahrsmonaten des Jahres 1848 mit einem Schlage Ziele erreicht zu haben schienen, die noch kurze Zeit zuvor in unerreichbarer Ferne gestanden, folgte dem verheißungsvollen „Völkerfrühling“ leider nirgends die gehoffte Ernte. Das Erbübel gewaltsamer Umwälzungen, die Zersplittertheit der Parteien, von denen keine wollte, was die andere, die Maßlosigkeit Derer, die das erreichbare Gute über fernem Idealen in den Wind schlugen, — das alles ließ die Bewegung nirgends zu einem gedeihlichen Abschluß kommen.

Der erste verhängnißvolle Rückschlag trat in Italien ein. Statt nämlich die Hauptaufgabe in der endgültigen Vertreibung der in Mantua=Verona=Beschiera=Legnago noch feststehenden Oesterreicher unter Radeky zu erblicken und die Fürsten nach Kräften in ihrem Kampf gegen dieselbe zu unterstützen, verfolgten die von dem Genuesen Giuseppe Mazzini (von London aus, wohin er sich geflüchtet) zum Geheimbund „Giovine Italia“ (das junge Italien) zusammengeschlossenen italienischen Republikaner kurzfristig ihre eigenen Pläne und durchkreuzten und lähmten dadurch die nationale Bewegung. So erhoben sie am 15. Mai einen Aufstand gegen Ferdinand II. in Neapel, den dieser mit Hilfe seiner Schweizer Söldner in blutigem Kampfe niederschlug. Jetzt stellte der König den Absolutismus, den er s. B. nur gezwungen aufgegeben, wieder her und rief die Hilfstruppen, welche er zum Unabhängigkeitskampfe gegen die Oesterreicher in Norditalien gestellt hatte, zurück. Das aber erwies sich als ein folgeschwerer Schlag für den, die nationale Sache führenden König Karl Albert von Sardinien.*) Es beraubte diesen

*) Karl Albert, aus dem Hause Savoyen, war ein Herrscher, der sich in allen Stücken von den übrigen schlimmen Regenten der italienischen Staaten auszeichnete, ein Fürst, von dem sein Zeitgenosse Cesare Balbo mit Stolz sagen durfte, daß er Sardinien zum bestgeordneten und liberalsten Staateswesen Italiens gemacht habe — „er reformirte die gesammte bürgerliche Gesetzgebung, gab den Gerichten verbesserte Einrichtungen, machte die Finanzen zu den blühendsten in Europa, verstärkte und vervollständigte sein Heer und gewährte Wissenschaften und Künsten, Akademien und Universitäten, kurz dem ganzen Bildungsweisen thätigen und fördernden Schutz.“ Nur schade, daß er kein Feldherr und darum seinem schon achtzigjährigen Gegner Radeky, einem Heerführer großen Stiles, bei Weitem nicht gewachsen war.



Kampf an der Porta Tosa zu Mailand am 22. März 1848. (Nach einer gleichzeitigen Darstellung der „Leipziger Illustrirten Zeitung“.)

der so dringend nöthigen Unterstützung gerade in dem Augenblick, wo Feldmarschall Radeky sich durch große Verstärkungen in den Stand gesetzt sah, wieder angriffsweise vorzugehen und den sorgsam vorbereiteten Hauptschlag auszuführen. Dazu kam noch, daß die andern Fürsten Italiens aus Neid und Eifersucht auf Karl Albert sich zurückhielten und Pius IX. in Form einer Allokution an das Kardinalskollegium einen Absagebrief an die nationale Erhebung Italiens erließ, die doch einst durch seine Thronbesteigung eingeleitet worden war. So war Karl Albert, abgesehen von etwa 7,000 Freischärlern, fast nur noch auf seine Piemontesen angewiesen, und während sein Gegner hinter den Festungswällen sein Heer auf jede Weise selbstthätig machte und



Joseph Mazzini.

durch die Heranziehung eines Theils von Welkens Corps, das Venedig belagerte, sowie des Grafen Thurn von Südtirol auch das numerische Uebergewicht gewann, erschöpfte sich der König in fruchtlosem Ringen mit Undisziplin und Mangel, mit Zwietracht und Argwohn und dem Dreireiben der Besserwisser, er selbst ohne zu wissen, was auch mit einem Erfolge anfangen, und seiner Befähigung mißtrauend. Nach einem vollen in Unschlüssigkeit verlorenen Monat erhob er sich endlich am 9. Mai und unternahm einen Angriff bei Santa Lucia, der aber scheiterte, und drei

Wochen später wurde die toskanische Division vernichtend geschlagen. Erfolge, wenn auch nur unbedeutende, errang fast allein der verwegene Freischaaarenführer Giuseppe Garibaldi, der mit seinen Alpenjägern im Rücken der Oesterreicher einen Guerillakrieg führte und damit den Grundstein zu seinem späteren Ruhme legte. Am 25. Juli kam es endlich bei Custoza zur Entscheidungsschlacht, in welcher zwar die Piemontesen, angefeuert durch das Beispiel der königlichen Söhne, in der Bluthize mit unvergleichlicher Tapferkeit Stand hielten, die aber doch mit einer schweren Niederlage der Sardinier endete; schon am 6. August konnte Radeky wieder in Mailand einziehen, das Karl Albert als Flüchtling zu Fuß hatte verlassen müssen, verfolgt von Lästerungen, vom Vorwurf des Verraths und von Flintenschüssen. Ein Waffenstillstand, den Bevollmächtigte beider Parteien für die Dauer von sechs Wochen abschlossen, setzte vorläufig dem mit soviel Begeisterung begonnenen Feldzug ein Ziel. Alle Opfer waren umsonst gebracht, in der Lombardei blieb nach wie vor Oesterreich der Herrscher; nur Venedig vermochte die Rolle einer

Republik noch eine Weile fortzuspielen. Ueber dieses nationale Unglück trösteten sich die italienischen Republikaner durch einige vorübergehende Scheinerfolge in andern Staaten. In Rom wurde der konstitutionell gesinnte Minister Graf Rossi, trotzdem er durch maßvolle Reformen den päpstlichen Staat aus der Verrottetheit des Priesterregiments in zeitgemäßere Zustände überzuleiten bestrebt war, zu einem insgeheim mit den Oesterreichern einberstandenen Verräther gestempelt und ermordet. Und als infolge dessen der Papst am 24. November heimlich, in der Verkleidung eines Hausgeistlichen, nach der neapolitanischen Feste Gaeta floh, erhielten in Rom die Radikalen die Oberhand, welche am 9. Februar die Entthronung des Papstes als weltlichen Souveräns und die Proklamierung der Republik durchsetzten. Wenige Tage darnach wurde auch der Großherzog von Toskana zur Flucht getrieben und daselbst die Republik erklärt.

Noch gab aber Karl Albert von Sardinien die nationale Sache nicht verloren. Im März 1849 erhob er sich noch einmal zu einem Waffengang mit den Oesterreichern, freilich nur um nach einem sechstägigen, von Radeky meisterhaft geführten Feldzuge am 23. Mai bei Novarra unweit Mailand eine zweite Niederlage zu erleiden, welche das Schicksal der italienischen Revolution endgültig besiegelte. Gebrochenen Herzens legte der hochherzige Fürst noch auf dem Schlachtfelde, nachdem er vergeblich den Tod gesucht, die Krone zu Gunsten seines Sohnes Viktor Emanuel nieder, um seinem Lande den Friedensschluß zu erleichtern, und



General Julius von Hannau.

floß unerkannt durch die österreichischen Posten über Nizza nach Oporto in Portugal, wo er bereits am 26. Juli starb. Die Fürsprache Frankreichs und Englands sicherte Viktor Emanuel einen leidlichen Frieden; den Vorschlag Oesterreichs, sich durch Herstellung des Absolutismus in Sardinien einen noch günstigeren zu erkaufen, wies er zurück und blieb der von seinem Vater eingeführten konstitutionellen Staatsform treu.

Im übrigen Italien brach dagegen die Reaktion mit Macht herein. Schwer mußten vor Allem die unglücklichen Bewohner der Lombardei ihre Freiheitsträume büßen. Die Stadt Brescia, die sich, von den Mazzinisten durch falsche Vorspiegelungen bethört, am Tage der Schlacht bei Novarra gegen Oesterreich erhoben hatte, wurde am 31. März vom österreichischen General

Haynau mit Sturm genommen und erfuhr die schrecklichste Züchtigung. Auf sardinischer Seite warfen sich die Fanatiker nach Genua, rekrutierten aus Verbrechern, Abenteurern und Hafenarbeitern eine Streitmacht und riefen die Republik aus, ergaben sich aber am 5. April ohne Kampf dem General Lamarmora. General Ramorino wurde, da Heer und Volk einen Schuldigen als Opfer verlangten, kriegsrechtlich erschossen. Auch Venedig's Schicksal hatte sich auf dem Felde von Novarra entschieden. Nach langer harter Belagerung wurde die Stadt, nachdem sie sich unter der Leitung des Republikaners Manin mit Heldenmuth vertheidigt, zur Ergebung gezwungen, doch sicherte sie sich freien Abzug ihrer Führer. Unter dem Schutze der österreichischen Bajonnette kehrten sodann auch die vertriebenen Fürsten von Parma, Modena und Toskana in ihre Staaten zurück und richteten den alten Despotismus wieder auf. Die Ehre, dem Papst wieder zu seinem Fürstenthron zu verhelfen, mußte Oesterreich Louis Napoleon, dem neuen Präsidenten der französischen Republik, überlassen, der unter dem Vorwand, Frankreich dürfe Oesterreich nicht allein in Italien schalten lassen, den katholischen Klerus für seine ehrgeizigen Pläne gewinnen wollte. Ein französisches Heer landete im April 1849 in Civita vecchia, der Hafenstadt Roms. Aber die römischen Republikaner, begeistert durch Mazzini und geführt von dem kühnen Volkshelden Garibaldi, leisteten den Franzosen Monate lang tapfern Widerstand. Als Garibaldi sah, daß Rom nicht mehr zu halten sei, warf er sich mit seiner Schar in die Berge und entkam mitten durch die Oesterreicher, die ihn geächtet hatten. Papst Pius IX. aber war wie umgewandelt; nirgend's war die Reaktion zügelloser als im Kirchenstaate. Zwar protestierte Louis Napoleon dagegen, weil Frankreich überall für Freiheit und liberale Regierung eintrete; allein der kluge Berather des Papstes, Antonelli, durchschaute richtig, daß Napoleon den Papst nöthiger brauche als dieser ihn, und er ließ nun zum Schein eine Zeitlang Milde herrschen. In einem Jahre wurden 1644 Personen wegen politischer Vergehen hingerichtet, und noch 1854 schmachteten 13,000 politische Verbrecher im Kerker, während 19,000 als geächtete Flüchtlinge in der Fremde weilten. Nur Neapel, wo ehemalige Minister, Deputirte und Generale mit gemeinen Räubern und Dieben zusammengeschmiedet auf den Galeeren oder in scheußlichen Kerkerhöhlen lagen, konnte sich ähnlicher Zustände rühmen.

Dreizehntes Kapitel.

Anarchie in Wien. — Flucht des kaiserlichen Hofes nach Innsbruck. — Ungarn erzwingt sich die Bildung eines besonderen Ministeriums. — Auch die Slavenstämme verlangen Selbstständigkeit. — Abfall Kroatiens unter Jellatschitsch. — Fürst Windischgrätz schlägt einen Aufstand der Tschechen in Prag nieder. — Der Hof wieder in Wien. — Aufstand in Wien, um den Abzug der Truppen gegen die Ungarn zu hindern. — Doppelzüngigkeit des Hofes, der nach Olmütz flüchtet. — Windischgrätz belagert Wien und stürmt das Burgthor. — Schrankenloser Militärdespotismus. — Robert Blum erschossen. — Franz Joseph I. — Die Ungarn sagen sich von Habsburg los. — Kämpfen unter Görgei, Klapka und Kossuth für Unabhängigkeit. Wechselndes Kriegsglück. — Erstürmung der Ofener Burg. — Görgei streckt vor den, Oesterreich zu Hilfe kommenden Russen die Waffen. — Haynau's Rache. — Vollständiger Sieg der Reaktion.

Kein Reich war durch die Märzrevolution von 1848 derart in seinen Grundfesten erschüttert worden*) wie der buntgemischte Kaiserstaat an der Donau — O e s t e r r e i c h = U n g a r n. Nachdem ein paar Hundert Tumultuanten und das energische Auftreten der Liberalen den Sturz des allmächtigen Reaktionshauptes Metternich herbeigeführt, forderte das in einem Rausch der Freude versetzte Volk ein Stück der Freiheit des politischen Lebens nach dem andern. Je dreister aber diese Forderungen lärmender Volkshäufen wurden, um so kleinmüthiger erwiesen sich die regierenden, thatsächlich regierten Hofkreise; und Mitte Mai flüchtete die ihre persönliche Sicherheit bedroht fühlende kaiserliche Familie nach Innsbruck, um bei den treuen Tirolern Schutz zu suchen, und machte ihre Rückkehr von der völligen Wiederherstellung der gesetzlichen Ordnung abhängig. Diese offenkundige Schwäche der Regierenden ließ die Forderung nationaler Unabhängigkeit der einzelnen Stämme des Kaiserstaates rasch emporsteigen. Italien und Ungarn wagten den Abfall vom Hause Habsburg; beiden freilich mißlang das Wagniß trotz der Gunst der Verhältnisse. In Italien war es, wie wir sahen, Graf Radetzky, der die Volkserhebung niederschlug; in Ungarn Fürst Windischgrätz.

Unter Führung L u d w i g K o s s u t h s hatten die U n g a r n sich im März 1848 die Bildung eines besondern ungarischen Ministeriums zu Pesth erzwungen, in welchem der G r a f B a t t h y a n i den Vorsitz und Kossuth

*) Mit vollem Recht faßt Anton Springer das staatsrechtliche Ergebniß dieser Bewegung in die Worte zusammen: „daß in den Märztagen das alte Oesterreich vollständig, mit Recht und für immer zu Grunde ging, alle Nachhaber seit 1848 ohne Unterschied auf die Revolution als ihre Basis setzten, darüber herrscht kein Zwispalt der Meinungen.“

die Finanzen übernahm, sowie die Einsetzung eines mit allen Herrscherbefugnissen ausgestatteten „Palatin“ (Vizekönig) in der Person des jungen Erzherzogs Stephan. Ebenso strebten aber auch die verschiedenen Slavenstämme nach nationaler Selbstständigkeit, während die Deutschösterreicher sich an das neu zu schaffende Deutschland anklammerten. Es schien somit in den Frühlingsmonaten des Sturmjahres, als ob die ganze Monarchie aus den Fugen gehen sollte. Allein um die Mitte des Juni trat eine Wendung ein, indem in der Hauptstadt Böhmens, Prag, der Kommandant Fürst Windischgrätz mit Waffengewalt in einem Straßentkampf die aufständischen Studenten niederschlug und den Herd des Aufstandes so lange beschießen ließ, bis sich die Stadt bedingungslos ergab. Dieser Sieg der Staatsgewalt, und die gleichzeitig eintreffende Kunde von den Erfolgen Radetzky's flößten dem rathlosen Hofe wieder Zuversicht ein; er kehrte, im Bewußtsein sich in jeder Gefahr mit vollem Vertrauen auf die Bajonette seines tapferen Heeres verlassen zu können, nach Wien zurück. Und sofort rüstete man sich, zumal die Wahlen zum ersten österreichischen Reichstag sehr gemäßigt ausfielen und die Mehrzahl der Abgeordneten augenscheinlich der Revolution müde und bestrebt war, sie durch Ausöhnung mit dem Hofe zum Abschluß zu bringen, um nun auch den Ungarn die widerwillig gemachten Zugeständnisse wieder zu entreißen. Dabei kam dem Hofe trefflich zu statten, daß die slavischen Kroaten, die seit Alters her zum ungarischen Reiche gehört hatten, nun den Magyaren gegenüber dasselbe Spiel spielten, wie diese gegenüber den übrigen Oesterreichern. Heimlich vom Wiener Hof dazu ermuntert, wagte der heißblütige, junge und thatkräftige Ban (Statthalter) von Kroatien, Jellatschitsch, dem ungarischen Ministerium rundweg den Gehorsam zu verweigern, und versetzte Kroatien in bewaffneten Verteidigungszustand. Als darauf die Ungarn von der Hofburg verlangten, Jellatschitsch solle angewiesen werden, den Befehlen des ungarischen Ministeriums unbedingten Gehorsam zu leisten, wies sie dieses Verlangen ab; der Palatin aber sagte sich von der ungarischen Sache los, verließ heimlich das Land und legte in Wien sein Amt in die Hände des Kaisers zurück.

Mit außerordentlichen Vollmachten ausgerüstet, wurde nun der als mild und gemäßigt bekannte General Lamberg nach Pesth entsandt. Er sollte den Oberbefehl über die ungarischen und kroatischen Regimenter zugleich übernehmen. Dadurch hoffte die Hofburg den brennendsten Streit mit Ungarn befriedigend beizulegen. Als Lamberg aber auf dem Wege zwischen Pesth und Ofen sich befand, um seine Vollmachten von der in Ofen weilenden ungarischen Regierung beglaubigen zu lassen, wurde sein Wagen auf der großen Kettenbrücke von einem Volkshaufen angehalten, er selbst herausgerissen und ermordet. Damit war natürlich jede Verständigung unmöglich gemacht. Sofort begann der blutige Bürgerkrieg zwischen Ungarn und Kroaten, und am 3. Oktober nahm die Regierung in denkbar schärfster Weise Partei gegen Ungarn, indem sie Jellatschitsch zum Oberbefehlshaber aller Truppen in Ungarn und zum Statthalter des Königs ernannte, zugleich aber die Auflösung des ungarischen Reichstags und die Vernichtung aller seiner Beschlüsse verfügte. Auch schickte sich die Regierung an, dem Banus Truppen zuzuführen. Am 6. Oktober sollte ein Theil der Wiener Besatzung mit der Bahn zu ihm abgehen. Das führte



Barrikade am Altstädter Brückenthurm zu Prag am 16. Juni 1848.
Nach einer gleichzeitigen Darstellung der „Leipziger Illustrirten Zeitung“.

jedoch zu folgenschweren Ereignissen. Denn die demokratischen Kreise und Massen Wiens hatten es natürlich immer mit den freiheitglühenden Ungarn



gehalten, und Scharen von Arbeitern und gesinnungstüchtigen Nationalgarbisten strömten daher am 6. Oktober zum Bahnhof und suchten den Abgang der

Truppen zu hindern. General Bredy, der die Befehle seines Kaisers durchzuführen suchte, ward ermordet. Die Soldaten wurden vom Volk in die Mitte genommen und marschirten gelassen in die Stadt zurück. Dieser Erfolg ermunterte die Volksmassen zu neuer Gewaltthat. Sie erstürmten das Gebäude, in dem soeben der Ministerrath versammelt war. Alle Minister retteten sich durch eilige Flucht; nur der unerschrockene greise Kriegsminister *Latour* blieb auf seinem Posten. Aus der Mitte der Offiziere und Beamten, die ihn zu decken suchten, wurde er vom Pöbel herausgerissen, in grausamster Weise mißhandelt, durch vierzig Wunden zerfleischt und dann an einer Laterne vor dem Gebäude aufgehängt. Diesen Greuelthaten folgte dann endlich noch die Erstürmung des Zeughauses, aus dem alle Waffen entnommen wurden.

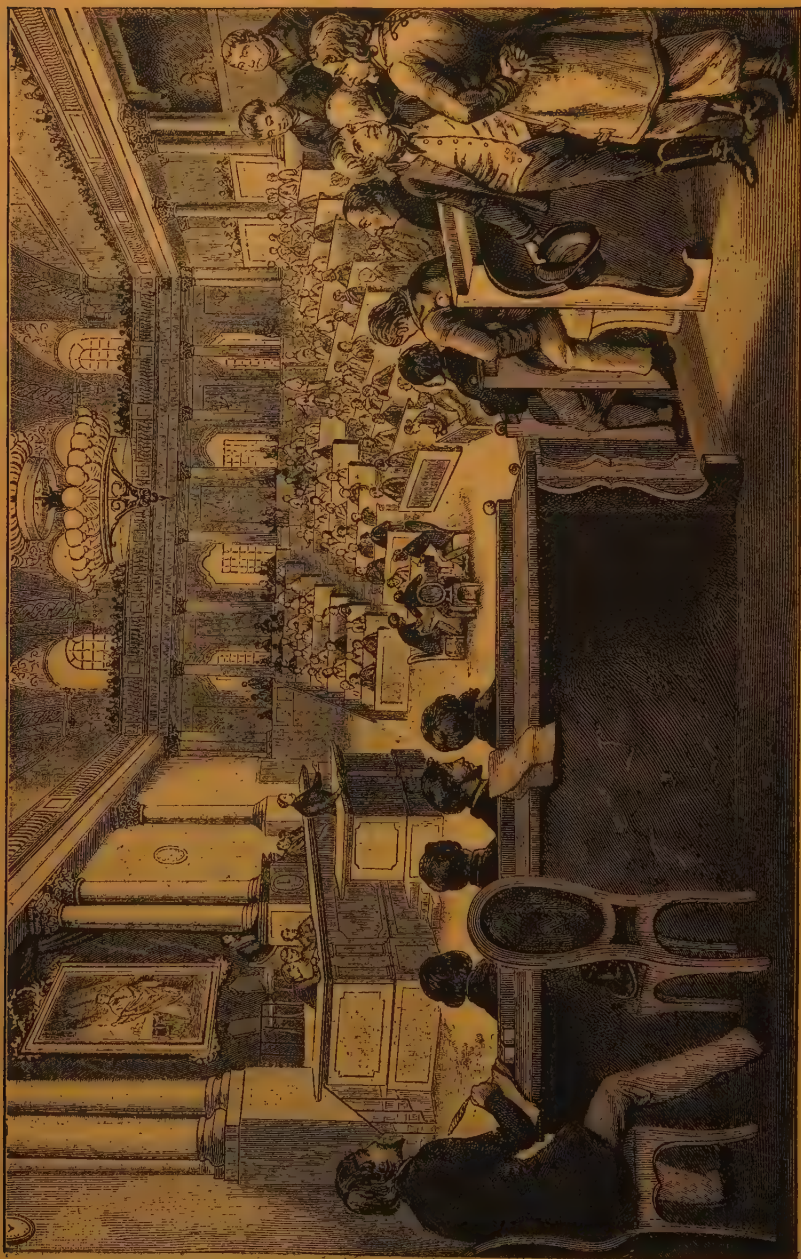
So wenig diese Auftritte entschuldbar sind, so schuldboll war doch auch die Hofburg an diesem Ausbruch der Volkswuth. „Denn mit derselben Doppelzüngigkeit, mit der sie dem Banus Jellatschitsch am 4. September noch den öffentlichen Befehl ertheilt hatte, „für die Aufrechterhaltung der Integrität Ungarns zu wirken,“ während sie ihn insgeheim zu bewaffnetem Widerstand gegen Ungarn ermunterte, mit derselben Doppelzüngigkeit versicherte sie auch dem in Wien versammelten Reichstag ihrer ehrlichsten konstitutionellen Absichten,



Alfred von Windischgrätz.

während sie insgeheim schon nichts anderes plante, als die Vernichtung aller seit dem März dem Volke verliehenen Freiheiten. Das ward vollends deutlich, als der Hof in der Nacht des 6. Oktober aus Schönbrunn heimlich nach *Olmütz* in Mähren entfloß und in einem Manifest „an die Völker Oesterreichs“ diese mahnte, „sich um ihren Kaiser zu scharen und mit ihm vereint die Anarchie in Wien zu bekämpfen“; nicht minder, da alsbald der General Auersperg alle Truppen hinausführte und mit denen des in der Nähe Wiens stehenden Banus Jellatschitsch vereinte; vollends aber als ruckbar wurde, daß der rücksichtsloseste Volks- und Freiheitsfeind, Fürst Windischgrätz, der blutige Bezwiner Prags, sich angeblich mit außerordentlichen Vollmachten versehen, am 11. Oktober von Prag aus nach Wien in Bewegung gesetzt habe, an der Spitze von 90,000 Mann erprobter Truppen.“

In Wien protestirte daher der Reichstag, die einzige verfassungsmäßige Vertretung Oesterreichs, gegen diese dem Fürsten Windischgrätz ertheilten Vollmachten, und der Gemeinderath, gleichfalls ein durchaus



Sitzung des ersten österreichischen Reichsraths in der k. k. Reichshalle zu Wien im Juli 1848.
Nach einer gleichzeitigen Darstellung der „Zeitschrift für politische, literarische und wissenschaftliche Correspondenz.“

gesetzliche Behörde, ließ die Stadt gegen das anrückende Heer in Vertheidigungszustand setzen. Er rief eine von ihm besoldete „National“- oder „Mobilgarde“ unter die Waffen und setzte sogar den Familien der in den Unruhen vom 6. Oktober gefallenen „Freiheitshelden“ Pensionen aus. Auch ernannte er den früheren kaiserlichen Leutnant Wenzel M e s s e n h a u s e r zum Stadtkommandanten. Das ganze Volk aber nahm an, der Kampf der Kaiserstadt Wien sei echte rechtmäßige Nothwehr gegen den ungesetzlichen Angriff eines eigenmächtigen reaktionären Generals. *)

Unterdessen hatten die Truppen des Fürsten Windischgrätz Wien wirklich umschlossen und der Feldherr forderte am 23. Oktober die Stadt zur Uebergabe auf, sowie zur Auslieferung einer Anzahl von „revolutionären“ Personen. Da der Gemeinderath ablehnte, „begann am 26. Oktober der umfassende Angriff auf die Stadt, die vielfach in Brand geschossen wurde und sich bald als unhaltbar erwies. Am 29. sandte der Gemeinderath eine Abordnung in das Lager des Fürsten, um die Unterwerfung Wiens anzubieten, da schon am 28. Abends alle bewaffneten Abtheilungen der Stadt die Vergeblichkeit ferneren Widerstandes eingesehen hatten. Der 29. Oktober war ein Sonntag, und auch Fürst Windischgrätz hatte eine Art von Sonntagsfrieden im



Josef von Jellasech.

Herzen, als er die Wiener Abordnung empfing. Die Hauptsache, die er vorher verlangt hatte, die unbedingte Unterwerfung Wiens, wurde ihm jetzt dargebracht, und als die Abordnung ihn um Milde und Gnade für alle Kämpfer Wiens anflehte, auch für die Deserteure, die gegen die Truppen gefochten hatten, da verpfändete er sein Fürstentwort dafür: er werde sich durch Großmuth nicht überbieten lassen. Als die Abordnung mit dieser tröstlichen Zusicherung zurückkehrte, beschloffen alle bewaffneten Abtheilungen, namentlich auf Zureden des aus Frankfurt von der „vereinigten Linken“ zur Aufmunterung des Gemeinderathes abgesandten Robert Blum, der jeden weiteren Widerstand für „Wahnsinn, ja für ein Verbrechen“ erklärte, die Unterwerfung. Am 30. wurde die Kapitulation abgeschlossen, und der Fürst brauchte nun in Wien bloß einzuziehen. Aber dem steifen, förmlichen Wesen dieses Feldherrn widerstrebten solche raschen Entschlüsse und Handlungen. Er wollte die „Modalitäten der Entwaffnung“ — und Unterwerfung Wiens erst fein säuberlich auf dem Pa-

*) Diese Ueberzeugung theilte auch das Frankfurter Parlament und die deutsche Centralgewalt, der Reichsverweser Erzherzog Johann, und sandte Abgeordnete zu Windischgrätz und nach Olmütz, um zu vermitteln. Die „Anarchie“ war nicht in Wien, sondern in Olmütz und im Feldlager des Fürsten Windischgrätz zu suchen.

pier haben, ehe seine Heerfäulen in Wien einrückten. Die Zögerung war verhängnißvoll. Denn am Frühmorgen des 30. Oktober nahen die U n g a r n



Franz Joseph I., Kaiser von Oesterreich.

unter General Moga, der zuvor den Banus Jellatschitsch gründlich geschlagen hatte, bei Kaiserebersdorf der Schwachat entlang zum Entsatz Wiens. Den Oberbefehl über die Wiener Streitkräfte hatte, wie bereits bemerkt, bis zum 30. Oktober der frühere kaiserliche Leutnant Wenzel Messenhauser geführt, ein höchst

ehrentwerther und selbstloser, von feurigster Begeisterung beseelter junger Mann, dem aber freilich zum Felbherrn Alles fehlte, und der die größte Zeit des Tages mit der Anfertigung gewaltiger Proklamationen in dem blühenden Bombast seines ungezähmten Deutsch verbrauchte. Er hatte nach Abschluß der Kapitulation sein Kommando niedergelegt, übernahm es bei dem Herannahen der Ungarn aber sofort wieder, bestieg den Stephans-

thurm, um die Entwicklung der Dinge an der Schwachat zu beobachten und verkündete von hier gegen Mittag in vom Thurm hinabgeworfenen Zetteln: die Ungarn schienen nach einem Gefecht in siegreichem Vorschreiten und, daran anschließend: „die National-

garben haben, falls sich ein geschlagenes“ (d. h. kaiserliches) „Heer unter den Mauern von Wien zeigen sollte, auch ohne Kommando unter das Gewehr zu treten.“ Auf eine solche Losung hatte das anarchische Proletariat, das wegen des Soldverlustes mit der Kapitulation höchst unzufrieden gewesen, nur gewartet. Vergebens widerrief Messenhauser alsbald seinen schweren Irrthum und forderte Niederlegung der Waffen. Die zuchtlosen Mobilen dachten nicht an Ergebung, aber auch nicht mehr an Gehorsam gegen

irgend einen Befehl. Die Pöbelherrschaft in schlimmster Form herrschte seit dem 30. Oktober Abends in Wien. Aber schon Tags darauf wurde der frevel-



Georg Klapka.



Die Ungarn erstürmen am 21. Mai 1849 die von General Genzy verteidigte Ofener Burg.
Nach einer Lithographie von August von Pettenkofer.

hafte Kapitulationsbruch in Blut erstickt. Als am Nachmittag des 31. in das Burgthor, hinter dem die Pöbelmassen als letzter Brustwehr sich verpflanzten, Bresche geschossen war, löste sich Alles in wilder Flucht auf. Am Abend zog das ganze „kaiserliche“ Heer in das bezwungene Wien ein. Am 1. November wehte vom Stephansthurm eine riesige schwarz-gelbe Fahne. Belagerungszustand und Standrecht wurden verkündet.“ Eine Menge von Gefangenen wurden nach kriegsgerichtlichem Spruch erschossen; darunter auch der edle Robert Blum nach einem, aller Gerechtigkeit höhnsprechenden Prozesse.

In Oesterreich herrschte nunmehr der schrankenloseste Militärdespotismus. Nachdem die Ordnung einigermaßen hergestellt, wurde der Reichstag, der

dem Kaiserstaat eine Verfassung hätte geben sollen, zuerst nach der kleinen mährischen Stadt Kremsier verlegt und dann aufgelöst; von seinen Beschlüssen blieb einer in Kraft, die Aufhebung der zahllosen Feudalabgaben und Fronen, die von der Leibeigenschaft her auf dem Bauernstand in Oesterreich gelastet hatten. Noch blieb die Unterwerfung der Ungarn übrig. Um gegen sie mit voller Rücksichtslosigkeit vorgehen zu können, veranlaßte die unter Leitung des fecten, aber sittenlosen Fürsten Felix Schwarzenberg stehende absolutistische Regierungspartei am Hofe den geistes-



Arthur Görgey.

schwachen Kaiser Ferdinand die Krone zu Gunsten seines jungen Neffen Franz Joseph niederzulegen, dem man eintredete, daß er die eidlichen Zusagen, die sein Vorgänger den Ungarn gegeben, nicht zu halten brauche. Aber nun fühlten sich auch die Ungarn durch nichts mehr an das Haus Habsburg-Lothringen gebunden, und als Windischgrätz ihnen eine Frist von vierzehn Tagen zur Niederlegung der Waffen gewährte,kehrten sie sich nicht daran, erklärten vielmehr durch einen Reichstagsbeschluß die Thronentsetzung des Kaisers Ferdinand für ungültig und verweigerten dem neuen Herrscher die Anerkennung, weil Niemand ohne Befragen der Nation über den ungarischen Königsthron verfügen könne. Am 5. Januar 1849 rückten darauf Windischgrätz und Jellatschitsch in Budapest ein und zwangen den Reichstag zur Flucht nach Debreczin. Doch damit gelangte das siegreiche Vorwärtstreiben der Oesterreicher zum Stillstand und bald erlitten sie eine Niederlage nach der anderen. Im Rausche des Erfolges ließen sich nun die Ungarn zu ihrem Unheil

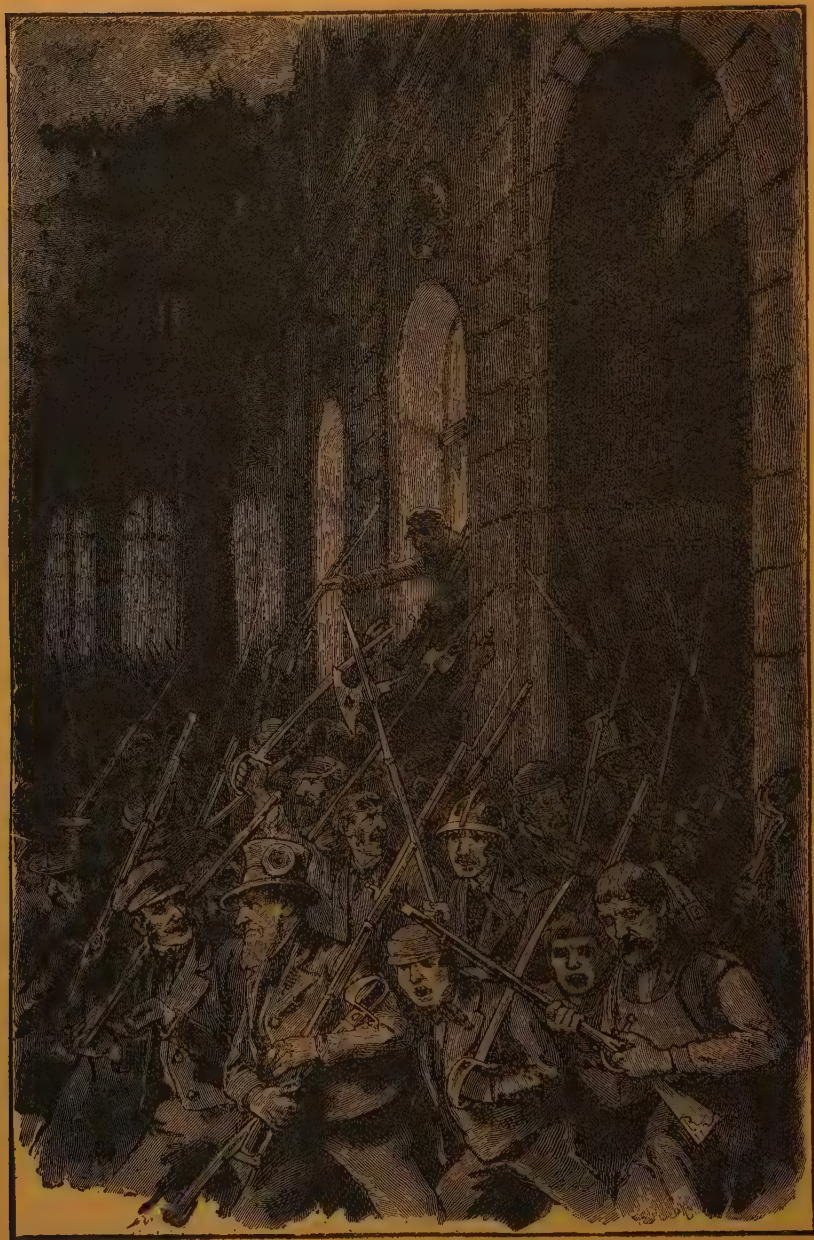


hinreißen, auf Kossuth's Antrag, dem Hause Habsburg für ewige Zeiten das Recht auf die Krone abzusprechen und die Selbstständigkeit ihres Staates zu verkünden, und stellten den gefeierten Redner als Präsidenten an die Spitze desselben. Damit gaben sie dem Gegner die ersehnte Gelegenheit, die Hilfe des Auslandes zum Schutze der von der Revolution bedrohten Monarchie anzurufen, und diese Hilfe wurde vom Zaren Nikolaus bereitwilligt gewährt. Während ein, 120,000 Mann starkes russisches Heer, geführt von dem kriegserprobten General Paskeiwitsch heranzog, gelang es zwar den Magyaren, unter Leitung von ausgezeichneten Führern wie Görgey, Klapka, dem Polen Bem u. a., ihre Feinde mehr und mehr zurückzudrängen und endlich die vom General Hentzy tapfer verteidigte Ofener Burg am 21. Mai 1849 im Sturm zu nehmen. Allein nun wechselte das Kriegsglück, und am 28. Juni nahmen die 150,000 Oesterreicher, unterstützt von den Russen, die Stadt Raab und zwangen den Reichstag zur Flucht nach Szegedin. Noch einmal lächelte den in verzweifelmtem Todeskampfe sich gegen die Uebermacht wehrenden Ungarn das Glück, Jellatschitsch wurde von Klapka bei Heghas geschlagen und ein Theil der Russen bei Waitzen von Görgey, dem am 11. August auf Beschluß der Regierung von Kossuth, allerdings mit Widerwillen, die unumschränkte Militärdiktatur übertragen wurde. Görgey übernahm aber die Diktatur nur, um sein Werk, die Niederlage Ungarns, zu vollenden. Er sandte zunächst zu Kossuth, der sich zu andern Truppentheilen begeben, um die Krone des heil. Stephan von ihm zu verlangen. Kossuth, in richtiger Erkenntniß des Charakters Görgey's, lieferte ihm aber die Reichsinsignien nicht aus, sondern vergrub sie in der Nähe von Orsowa, wo sie im Jahre 1853 von den Oesterreichern entdeckt wurden. Zu gleicher Zeit schrieb Görgey an den russischen General Rübiger und erbot sich, „unbedingt“ die Waffen zu strecken, jedoch nur vor russischen Truppen. Aber bevor er sich vor österreichischen Truppen auf Gnade und Ungnade ergebe, wolle er lieber in einer verzweifelmten Schlacht sich vernichten lassen. Er erbot sich, nach Vilagos zu marschieren, um sich dort von den Russen einschließen und von den Oesterreichern trennen zu lassen. Paskeiwitsch stand nun von seiner früheren Forderung, Görgey müsse sich auf Gnade und Ungnade unterwerfen, ab. Und so streckte Görgey am 13. August bei Vilagos die Waffen. Es waren 23,000 Mann mit 130 Geschützen. Auch die Festung Arad unter Damjanich ergab sich an die Russen. Paskeiwitsch schrieb an den Zaren: „Ungarn liegt zu den Füßen Eurer kaiserlichen Majestät! General Hahnau rechtfertigte nun auch in Ungarn den Beinamen der „Höhne von Brescia“; alle politischen und militärischen Lenker der Magyaren, deren er habhaft werden konnte, ließ er, den Ministerpräsidenten Batthyany an der Spitze, erschießen; nur Görgey blieb auf die Forderung der Russen verschont. Klapka erkämpfte sich durch heldenhaften Widerstand in der Feste Komorn freien Abzug; Kossuth, Bem u. a. gelang es, in die Türkei zu entkommen, die edelmüthig ihre Auslieferung verweigerte. Ungarn verlor alle seine Freiheiten, und durch zahllose Einkerkierungen, Verbannungen und Vermögensentziehungen wurde eine Grabesstille über das Land verbreitet. Die Reaktion hatte auch in Oesterreich-Ungarn vollständig gesiegt.

Vierzehntes Kapitel.

Ausgang der Revolution in Preußen. — Der Pöbel stürmt das Zeughaus in Berlin. — Wrangel stellt mit Waffengewalt die Ordnung wieder her. — Gerathung der Grundrechte im Frankfurter Parlament. — Wilde Szenen wegen Hecker's Wahl. — Ueberall Fährung. — Schleswig-Holstein sagt sich von Dänemark los. — Sieg der Dänen bei Gav. — Preußen um Hilfe angerufen. — Schmählicher Waffenstillstand von Malmö. — Vom Parlament gutgeheißen. — Pöbelaufstand in Frankfurt. — Ermordung Richnowsky's und Huerswald's. — Todesstoß der Revolution. — Struve's Einfall in Baden. — Aufrichtung der „Deutschen Republik“. — Auszug der Hussändischen. — Badische Truppen zersprengen dieselben bei Staufen. — Flucht Struve's und Blind's. — Gefangen und in Freiburg interniert.

Auch in Preußen folgte auf den kurzen Freiheitsstau mel im Monat März die rückläufige Bewegung. Friedrich Wilhelm IV. hatte, obwohl er es im Herzen als eine brennende Schmach empfand, daß er sich an dem verhängnißvollen Märztag vor der Berliner „Straßendemokratie“ hatte demüthigen müssen, liberale Minister, mit Ludolf Camphausen an der Spitze, berufen und auch in die Wahl einer preußischen Nationalversammlung gewilligt; allein diese Volksvertretung, deren Mitglieder wenig begabte Leute waren, stand vom Beginn ihrer Tagung an (22. März) unter dem Bann der mehr und mehr anarchistisch werdenden Demokratie. Nach dem Abzug der Truppen sollte die Bürgerwehr die Ordnung und Ruhe in der Hauptstadt wahren, sie zeigte sich aber bei allen Unruhen als unzuverlässig und wenig muthig. Unter den 372 Abgeordneten der Nationalversammlung zählte die äußerste radikale Linke zwar nur 30 bis 40 Stimmen, aber sie hatte die „rothen“ Kluss, welche mehr oder minder offen die sozialistische Republik anstrebten, die Presse und die Volksmassen immer zur Hand, verhandelte mit letzteren auch ungeheurt durch die Fenster des Sitzungslokales, der Singakademie, und gelangte dadurch bald zur Terrorisirung der ihr zehnfach überlegenen Mehrheit, wie der Regierung. Außerdem beging die Regierung den folgenschweren Mißgriff, daß sie der Versammlung, die nur zur Berathung, „Vereinbarung“, der preußischen Verfassung berufen war, eine Reihe wichtiger organischer Gesetze vorlegte, so daß die Versammlung sich in ihrer Wichtigkeit und Machtvollkommenheit bedeutend gehoben fühlte, und das Streben der fortgeschrittensten Radikalen, die Versammlung zum allmächtigen Konvent aufzuspielen, erheblich gefördert wurde. Als am 9. Juni der frühere Predigtamtskandidat Behrens, dem eben aus London zurückgekehrten Prinz von Preußen zum Hohne, den Antrag stellte: „die hohe Versammlung wolle in Anerkennung der Revolution zu Protokoll erklären, daß die Kämpfer des 18. und 19.



Erfürmung und Plünderung des Zeughauses.

März sich wohl um's Vaterland verdient gemacht haben", wurde dieser Antrag mit bloß 19 Stimmen Mehrheit abgelehnt, und zugleich erklärt, das Haus „verdanke den großen Märzereignissen den gegenwärtigen staatsrechtlichen Zustand.“ Das ging indeß den Volkshäufen noch nicht weit genug; sie drangen in das Haus ein und überschütteten die Abgeordneten der Rechten mit Hohn und Drohungen, die der Linken dagegen begrüßten sie jubelnd und trugen sie theilweise auf den Schultern. Leider war der König nicht fest genug und schlecht berathen, und so wurde der Pöbel immer frecher. Grobe Exzesse waren an der Tagesordnung. Am 14. Juni stürmten Pöbelhaufen das Zeughaus, plünderten dasselbe und schleppten u. a. 1100 Stück Gewehre neuester Konstruktion, die bis dahin als strengstes Geheimniß bewahrt worden war (es waren die ersten Zündnadelgewehre!), fort, um sie zu Geld zu machen. Als der König in Potsdam davon hörte, entließ er voll Zorn den Minister Camphausen, als ob dieser die Schandthat er-
möglichst, während er selbst doch kräftigem Einschreiten gegen die Berliner Anarchie am meisten widerstrebte. Aber auch der neue Minister v. Auerswald konnte die Unruhen nicht verhindern.

Erst mit dem Monat November trat eine entscheidende Wendung ein: Als Graf Brandenburg, ein General ohne große Begabung, aber von festem Muth, die Leitung der Staatsgeschäfte übernahm, ließ die liberale Mehrheit der Nationalversammlung dem König durch eine Deputation erklären, sie habe kein Vertrauen zu dem neuen Ministerium. Friedrich Wilhelm IV. emp-
pfing die Herren und ihr



Johann Jacoby.

Urtheil, aber er verweigerte jede Antwort, obwohl der Abgeordnete Johann Jacoby dem Monarchen die dreisten Worte zurief: „Es ist das Unglück der Könige, daß sie die Wahrheit nicht hören wollen!“ Kurz darauf (8. November) wurden die Berathungen des Parlaments bis zum 27. vertagt und zugleich angeordnet, daß sie fernerhin in Brandenburg stattfinden sollten, „um die Mitglieder der Versammlung künftig gegen Einschüchterungen und Gewaltthätigkeiten zu schützen.“ 252 Abgeordnete erhoben Protest gegen die Verlegung und faßten den Beschluß, die Verhandlungen in Berlin auch gegen den Willen der Regierung fortzuführen. Jetzt raffte sich der König, durch die Kunde von der Einnahme Wiens durch Windischgrätz ermuthigt, auf, um zu zeigen, daß die Krone denn doch noch mehr Macht besaß, als die zügellos gewordene Oppo-

sition. Durch den Waffenstillstand mit Dänemark (s. weiter unten) waren die unter Gen. von Wrangel bisher in Schleswig-Holstein gestandenen Truppentheile verfügbar geworden; sie wurden nun in Charlottenburg zusammengezogen, und am 10. November rückte Wrangel mit den Garbdivisionen in Berlin ein, um an Stelle der Bürgerwehr den Schutz der Hauptstadt zu übernehmen. Wrangel war der rechte Mann für den schwierigen Posten: er war streng und fest, wo es galt, das Ansehen der Behörden zu wahren, aber er verfügte zugleich über jenen Humor, der an der Spree die Schreier viel leichter entwaffnet als Rücksichtslosigkeit und grobes Schelten. Als er der im Lustgarten versammelten Menge zurief: „Ich soll die Ordnung, wo sie gestört wird, wieder herstellen; die Truppen sind gut, die Schwerter haarscharf geschliffen, die Kugeln im Gewehr!“, da regte sich einen Augenblick der Trotz der Märter;



General von Wrangel.

doch rasch schlug er in lautes Lachen um, als der General zu klagen begann: „Wie traurig sehe ich Berlin wieder—in den Straßen wächst Gras, die Häuser sind verödet; das muß anders werden!“ Die große Masse hatte Stoff zum Spott und sie vergaß darüber, daß die demokratischen Führer eine neue Revolte zum Schutz des Parlaments von ihr erwarteten. Berlin blieb ruhig und murkte auch dann nicht, als die gesetzwidrig weiter tagende Nationalversammlung, unmittelbar nachdem sie durch einen Beschluß das Volk zur Verweigerung der Steuerzahlung aufgefordert hatte, durch eindringende Soldaten auseinander gesprengt

und der Belagerungszustand verhängt wurde. Das Volk war der Unsicherheit der Verhältnisse müde geworden, es sehnte sich nach geordneten Zuständen, nach der Ruhe, ohne die Handel und Gewerbe völlig lahmgelegt waren. Als die Abgeordneten in Brandenburg weiter verhandelten, machte endlich ihren Streiksigkeiten eine königliche Botschaft vom 5. Dezember ein Ende, indem sie, unter Hinweis auf den Steuerverweigerungsbeschluß, die Auflösung der Nationalversammlung aussprach und eine Verfassung oktroyierte (aufzwang). Im Wesentlichen war es dieselbe Verfassung, die der Verfassungsausschuß unter Walbeds Vorsitz angenommen hatte; sie sicherte Preußen die konstitutionelle Staatsform, doch behielt sich der König das Recht vor, in Abwesenheit der Kammern aus eigener Machtvollkommenheit Gesetze zu erlassen. Damit war, nachdem der müße Berliner Spuk verfliegen und durch kräftige Hand für immer beschworen war, in Preußen die heißersehnte

Ruhe und Ordnung wiedergekehrt und wurde von der ungeheuren Mehrheit des Volkes frohlockend begrüßt.

Diese Veränderung der Dinge in den beiden Großstaaten Oesterreich und Preußen konnte nicht verfehlen, auf die deutsche Freiheits- und Einheitsbewegung ihren Einfluß auszuüben und ihr verhängnißvoll zu werden, zumal an derselben schon längst der Wurm der Uneinigkeit sein Zerstörungswerk begonnen hatte. An Reden und Beschlüssen war in der Frankfurter Paulskirche kein Mangel*), aber die ernste Arbeit am Bau des neuen Reiches stockte Mehr und mehr. „Das Gefühl, so könne's nicht weiter gehen“, klagte der Stuttgarter Abg. Rümelin schon am 19. Juli, „ist ein ganz allgemeines geworden. Die Redefeligkeit, das Antragstellsieber, das Bedürfniß, eine absonderliche Meinung über alles zu haben und sie geltend zu machen, die Eitelkeit und der Ehrgeiz sind viel zu groß.“**) Und doch standen dem Reichsparlament im August und September noch ganz andere Szenen bevor, als selbst der pessimistische Schwabe sie ahnte; der fanatische Haß der süddeutschen Demokraten gegen den wieder mächtigsten Staat Deutschlands, gegen



Roesler von Dels.

*) Verlauf und Ende der Frankfurter Nationalversammlung bieten ein typisches Beispiel für das Schicksal der Mehrzahl der Märzerrungenschaften, zugleich aber auch einen Beweis für die Richtigkeit des oft behaupteten Ausspruches Otto von Bismarck, daß nimmer durch Reden und Majoritätsbeschlüsse, sondern nur durch Blut und Eisen die großen Fragen der Zeit entschieden werden können.

**) Die Verathung der „Grundrechte“, eines Werkes von mehr als hundert Paragraphen, war eine unendliche, und man berechnete, daß angesichts der angemeldeten Reden die erste Lesung nicht vor dem 1. April 1850 (!) abgeschlossen sein würde. Doch war die Arbeit des Frankfurter Parlaments an den Grundrechten insofern nicht verloren, als die wesentlichen dieser Volksfreiheiten später in die Verfassung und Gesetzgebung des Norddeutschen Bundes und Deutschen Reiches übernommen wurden. Auch viele der Reden, die im Frankfurter Parlament über deutsches Bürgerrecht und Freizügigkeit, Abschaffung der Todesstrafe, Schwurgerichte, Glaubens- und Pressfreiheit u. s. w. bei Verathung der Grundrechte gehalten wurden, sind im norddeutschen und deutschen Reichstag noch als mustergültig und überzeugend anerkannt worden. Daneben freilich enthalten jene Verhandlungen der Pauls-Kirche auch eine Fülle der wunderlichsten Einfälle und Redeklümpen, die den Wigblättern und Karrikaturenzeichnern der Zeit eine unerschöpfliche Quelle für ihre Thätigkeit boten. So, wenn der „Reichsanarienvogel“ Rösler aus Dels — in Hellgelb gekleidet von der Ferse bis zum gelbhaarigen Scheitel — pathetisch versicherte: „er spreche gegen den Abel, obgleich er diesem durch Verwandte nahe stehe“; — so, wenn der bayerische Kultusminister das Sündenregister des Ultramontanismus kundig aufrollte, dabei aber zu dem unbedachten Worte sich hinreihen ließ, der Papst habe ohne Zwang am italienischen Bürgerkriege theilgenommen, sich wenigstens „nur gestäubt, wie eine Prout“. Oder wenn Karl Vogt bei der Verathung über die Glaubens- und Gewissensfreiheit rief: „Ich stehe bei dieser Frage eigentlich auf gar keinem Standpunkt“ — und nun vom Standpunkt des Unglaubens aus die Schädlichkeit des Glaubens nachweisen wollte — und was der ergötlichten Redeklümpen mehr sind. Die Ungebild aller Patrioten über die unendliche Verathung brachte Franz Dingeldey treffend zum Ausdruck in den Versen:

Gründlich ergründen sie drin des Volks zu begründendes Grundrecht;
Draußen indeß, grundschlecht wird es dem Volke zu Muth.

Preußen, daß mit geordneten Finanzen, einer starken, schlagfertigen, vollkommen zuverlässigen Armee und mit einem neben allen demokratischen Elementen festbegründeten Königthum auf dem Plane stand, machte eine friedliche Lösung der deutschen Frage von Tag zu Tag unwahrscheinlicher. Dazu kam die wachsende Unzufriedenheit der produzierenden Stände, deren Thätigkeit in Handel und Wandel durch die Furcht vor neuen Umwälzungen vollständig lahmgelegt war. Endlich waren auch die Demokraten unzufrieden mit dem Gang der Parlamentsverhandlungen; seit Ende Juli gaben sie in Wort und Schrift ihrer Ueberzeugung Ausdruck, daß die Mehrzahl der Nationalversammlung nichts anderes als eine „Bande finsterner Reaktionäre und feiler Despotenknechte“ sei.



Lorenz Brentano.

Im August kam es zu wilden Szenen in der Paulskirche, hauptsächlich, als die nachträgliche Wahl Hecker's ins Parlament angefochten wurde. Im Verlauf der hitzigen Verhandlungen schrie Lorenz Brentano aus Baden in die Versammlung hinein: „Wollen Sie die, die in Baden die Waffen ergriffen haben, zurücksetzen gegen einen Prinzen von Preußen?“ Da erfolgte ein solcher Ausbruch patriotischen Zornes bei den preussischen Abgeordneten und vielen andern der Mittelparteien, daß man dicht vor persönlichem Handgemenge stand. Hunderte stürzten der Rednerbühne zu, um Brentano herunterzu-

reißen, die ganze Linke machte mobil, um ihn zu schützen. Aufs ungebührlichste nahmen die Gallerien durch Schreien, Toben und Schimpfen Partei für Brentano. Soiron, der an Stelle Bagers den Vorsitz führte, konnte den ungeheuren Lärm nicht bändigen. Er schloß die Sitzung, indem er sein Haupt bedeckte und mit dem Bureau den Saal verließ. Am folgenden Tage erließ Soiron einen eingehend begründeten Ordnungsruf gegen Brentano, namentlich weil dieser „durch den Vergleich, den er gestern gebraucht, edle Volksstämme und damit diese Versammlung selbst schwer verlegt“ habe. Diese Rüge entfesselte abermals einen so entsetzlichen Lärm der Linken und der Gallerie, daß Soiron die Sitzung wieder aufheben und nach Wiedereröffnung derselben die Gallerien vollständig räumen lassen mußte, da seine Ruhegebote von dorthier frech verhöhnt wurden. Schaffrath nannte das Weiterlagen des Parlamentes ohne das „Volk“ auf den Gallerien eine Verletzung der Geschäftsordnung, eine „geheime Sitzung“, und erhob am folgenden Tage eine förmliche Anklage von

15 Punkten gegen Soiron, wegen angeblicher Verletzung der Geschäftsordnung. Die große Mehrheit der Versammlung aber ließ sich durch solche advocatorische Künste und alles Möglichen der Linken nicht abhalten, am 9. August die Annahme abzulehnen, und am 10. August Heders Wahl mit 350 gegen 110 Stimmen für ungültig und nicht geschehen zu erklären, indem sie dabei den richtenden Worten *Eduard Simfons* folgte: „Wenn Heders That ihm den Eintritt in alle Ehren- und Ruhmeshallen der Welt geöffnet haben sollte, in diese Hallen hat sie ihm den Einzug verschlossen!“ Die Anklage Schaffraths gegen Soiron aber wurde dem Geschäftsordnungsausschuß überwiesen, und als dieser nach zwei Monaten darüber Bericht erstattete, mochte die Linke



Eduard Simfon.

selbst darüber erschrecken, mit welchen lächerlichen Kleinigkeiten ihr Geschäftsordnungstreiter Schaffrath die köstlichen Tage der Blüthezeit des Parlaments vergeudet hatte.

Die Erbitterung, welche auch diese Verhandlung unter den Parteien zurückließ, wurde auf wenige Tage vergessen, da am nächsten 10. August die Einladung an alle Abgeordneten und ihre Damen zur Theilnahme am *Röln'er Dombaufest* verlesen worden war. In Massen nahmen sie theil. An ihrer Spitze zog der Reichsverweser mit Gagern und einer zahlreichen amtlichen Abordnung des Parlaments nach Köln. Hier umarmte König Friedrich Wilhelm, dem die Feststadt einen großartigen Empfang bereitet hatte, den Erzherzog und ließ sich von Gagern die Abgeordneten vorstellen. Er richtete einige freundliche Worte an sie über die Wichtigkeit ihrer Verhandlungen, setzte dann aber gehobenen scharfen Tones hinzu: „Vergessen Sie nicht, daß es noch Fürsten in Deutschland giebt, und daß ich einer von ihnen bin.“ Diese Worte wurden in den preußenfeindlichen radikalen Klubs und Blättern eifrig zu neuen Ver-

bezungen benützt, und es half dem Könige nicht viel, daß er, ein Spielball seiner schwankenden Stimmungen, am folgenden Tage, beim Festmahl im Gürzenich, einen begeisterten Trinkspruch ausbrachte auf die „Baumeister am Dome der deutschen Einheit“, die Nationalversammlung.

In Frankfurt brach nach diesen Festtagen die Verbitterung der Parteien von neuem aus. Zugleich begann draußen eine gewissenlose Demagogie die Volksmassen gegen das Parlament zu verhetzen. Auf der Linken waren namentlich Blum und Vogt von diesem Treiben schmerzlich betroffen. Denn nur durch seine Einheit konnte das Parlament Ansehen und Macht behaupten, und die Auflehnung der Massen gegen die Autorität der Nationalversammlung mußte nicht bloß diese erschüttern, sondern auch der lauernben Reaktion den willkommensten Vorwand zum



Christian VIII.,
König von Dänemark.

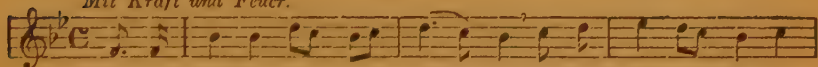
„freiheitsmörderischen“ Einschreiten geben. Ganz ungeschéut aber wurde die Auflehnung gegen das Parlament von den Volksaufwieglern bei den Massen betrieben. Ein großer Demokratentongreß bereitete einen Schlag vor. Hart an der Schweizer Grenze rüstete Strube zu einem neuen Einbruch in Baden; in Württemberg fanden mehrere Soldatenmeutereien statt; die nächsten Nachbarstädte Frankfurts, Hanau u. Offenbach, Rheinhessen und die Rheinpfalz waren von revolutionärem Geiste erfüllt; in Thüringen und Sachsen forderten die „Vaterlandsvereine“ offenen und gewaltsamen Losbruch für die „heilige Sache der Republik.“ Kurz, bedrohlich wachsende Gährung überall! Ein einziger Funke genügte, um die Minen zu entzünden — und dieser Funke sollte noch im August aufflammen, und zwar in Schleswig-Holstein.

Diese beiden Herzogthümer hatten im Jahre 1460 Christian I. von Dänemark zum Herzog von Schleswig und Grafen von Holstein gewählt und ihm gehuldigt: „nicht als einem König zu Dänemark, sondern aus Gunst zu seiner Person.“ Der neue Herr hatte seinerseits auf der Seufzerbrücke der Landesfestung Rendsburg feierlich gelobt, „die Lande nach allem Vermögen in gutem Frieden und auf ewig ungetheilt (up ewig ungebeelt) zu erhalten.“ Ein deutsches Land hatte danach zwar einen Dänen zum Herzog gewählt, sich aber ausdrücklich seine Selbständigkeit gewahrt; nur eine Personalunion sollte zwischen den beiden Staaten bestehen, aber niemals etwa Schleswig zu einer Provinz des dänischen Gesamtreiches herabsinken dürfen. Im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert ward dieser Vorbehalt von allen Machthabern auf dem dänischen Thron getreulich beachtet und anerkannt; erst mit dem Anfang des 19. Jahrhunderts begann in Kopenhagen eine fanatische Partei sich zu regen, deren Ziel ein Großstaat „bis zur Eider“, also die Einverleibung der deutschen Lande war. Bis dahin hatten die Bewohner deutsche

Sprache und deutsche Sitte sich bewahrt, und die Regierenden hatten dem Brauch der Regierten sich angepasst; unter der Herrschaft Friedrichs VI. und Christian's VIII. wurde dagegen mit allen Kräften die Dänisierung begonnen. War erst das Deutschthum der Schleswig-Holsteiner in Vergessenheit gerathen, dann konnten, so wähnte man, die Träume der Eiderdänen leicht sich erfüllen; so wurde denn kurzweg die dänische Sprache an Stelle der deutschen zur Amtssprache erhoben. Das war nur das Vorspiel. Am 8. Juli 1846 erfolgte der Hauptschlag: „Christian VIII. erließ einen „Öffenen Brief“, welcher die uralte gemeinsame Verfassung der Elbherzogthümer zerriß, indem er Schleswigs Einverleibung in Dänemark vorbereitete und die rechtmäßige Erbfolge im Mannstamm aufhob, um diese Länder nicht an das in Kopenhagen verhaßte Haus Augustenburg übergehen zu lassen, das, nach Erlöschen des dänischen Mannstammes, zur Thronfolge berufen gewesen wäre. In Schleswig-Holstein wie in ganz Deutschland hatte sich bei dieser frechen Gewaltthat des kleinen Dänemark ein Sturm der Entrüstung erhoben. Sowohl die Stände beider Herzogthümer als Volksversammlungen protestirten gegen den schnöden Rechtsbruch, und ganz Deutschland jubelte ihnen zu mit dem Truklied des Holsteiners Matth. Friedr. Chemnitz: „Schleswig-Holstein, meerumschlungen.“

Schleswig-Holstein meerumschlungen.

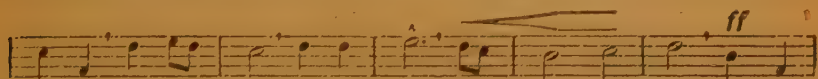
Mit Kraft und Feuer.



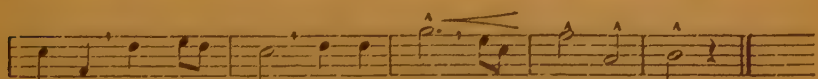
Schles-wig - Hol-stein meer - um - schlun-gen, deut-scher Sit-te, ho-he



Wacht, wah-re treu, waschwer er-run-gen, bis ein schön-er Mor-gen tagt! Schles-wig-



Hol-stein, stumm-ver-wandt, wan-le nicht, mein Da-ter-land! Schles-wig-



Hol-stein stamm-ver-wandt, wan-le nicht, mein Da-ter-land!

Die „Nationalhymne“ der Elbherzogthümer.

Gedichtet von M. F. Chemnitz, componirt vom Organisten Wellmann in Schleswig.

Am 20. Januar 1848 war nun Christian VIII. gestorben, und sein Sohn und Nachfolger Friedrich VII. verkündete sofort die von seinem Vater schon in dem „Öffenen Brief“ geplante Gesamtverfassung für ganz Dänemark — einschließlich Schleswigs. Bald darauf gelangte durch die Kopenhagener Märzrevolution die fanatische Partei der „Eiderdänen“ ans Ruder, die Schleswig

sogleich in Dänemark einverleiben wollte. Die am 18. März von den in Rendsburg versammelten Ständen Schleswig-Holsteins zur Wahrung der Rechte des Landes nach Kopenhagen entsandte Abordnung erhielt daher hier am 22. März den Bescheid, daß zwar die Wünsche Holsteins berücksichtigt werden sollten, aber „eine ungetrennliche Verbindung Schleswigs mit Dänemark“ beschlossen sei. Der Kopenhagener Pöbel bedrohte die Abgeordneten an Leib und Leben. Mit Mühe konnten sie in die Heimath zurückkehren; und gleichzeitig mit ihnen traf hier die Kunde ein, daß am 24. März Schleswig in Dänemark einverleibt worden sei.

Noch am nämlichen Tage bildete sich in Rendsburg eine *provisorische* Regierung Schleswig-Holsteins, bestehend aus dem bisherigen Präsidenten der schleswigischen Ständekammer: dem Advokaten W. Besefer; dem Führer der liberalen Ritterschaft, Grafen v. Reventlow-Preez; und dem jüngsten Sohne des nach deutschem Erbrecht in den Herzogthümern zur Thronfolge bestimmten Herzogs v. Augustenburg, dem Prinzen v. Noer. Sie verlangte nur Schutz der vergewaltigten Landesrechte. König Friedrich Wilhelm IV. erkannte am 24. März in einem Briefe an den Herzog von Augustenburg alle Begehren der Elbherzogthümer als berechtigt an. Dann suchte die provisorische Regierung beim deutschen Bunde um Aufnahme Schleswigs beim Bunde nach und erlangte sie am 12. April. Sämmtliche, nur aus Landeskindern der Herzogthümer bestehenden dänischen Truppen des Landes huldigten der provisorischen Regierung; die wenigen dänischen Offiziere und Beamten entflohen nach Dänemark. Schleswig-Holstein hatte sich vom Dänemarkjoch losgelöst.

Bald aber rückte ein übermächtiges dänisches Heer in Nordschleswig ein. Der Prinz von Noer führte die durch Kieler Studenten und Turner unter Major Michelsen's verstärkten Truppen der Herzogthümer dem Feinde entgegen. Am 3. April kam es bei Bau in Nordschleswig zum Gefecht. Todesmuthig fochten die Kieler Jünglinge gegen die große Uebermacht der Dänen, endlich aber mußten sie die Waffen strecken. Fast beispiellos in der Kriegsgeschichte war dann die unmenschliche Behandlung, welche den unglücklichen Gefangenen von den Dänen zu Theil wurde. Halb verschmachtet wurden sie auf Schiffe geschleppt und nach Kopenhagen geführt; dort bewarf sie der Pöbel mit Roth und spie sie an, selbst die Frauen der höhern Stände schämten sich nicht, den von Wunden bedeckten Braven die gemeinsten Schimpfworte entgegenzuschleudern. Erst mit der Ueberführung auf die vor der Stadt liegenden alten Schiffe „Dronning Maria“ und „Waldemar“ begann die Lage der fünf Monate lang Gefangenen sich allmählich zu bessern.

Ein Schmerzensschrei durchhallte die deutschen Gaue, als die Trauerkunde von der Vernichtung der Freiheitskämpfer eintraf. Preußen, von der provisorischen Regierung um Hilfe angerufen, ließ schon am 10. April seine Garden in den Herzogthümern einrücken. Bald folgten, auf Befehl des Bundestages, auch Hannoveraner und Braunschweiger. Den Oberbefehl über alle führte der preussische Feldmarschall von Wrangel. Am 29. April wurde das Dannewerk von den Preußen erstürmt. Am 1. Mai schon rückte Wrangel in Jütland ein. Die Dänen rächten sich durch gemeinen Seeraub deutscher Handelsschiffe und durch die Blockade der deutschen Häfen. Dafür hätten aber die Deutschen in Jütland und auf den nächsten dänischen Inseln die gebührende Vergeltung



Kampf der Kieler Turner und Studenten gegen die Dänen bei Bau am 9. April 1848. (Nach dem Gemälde von G. Diebtreu.)

nehmen, und so den frechen kleinen Raubstaat zum Frieden zwingen können — wenn Preußen, und vor allem der König festgeblieben wäre. Ihm aber gerade war die schleswig-holsteinische Sache seit dem März schon sehr verleidet. Er sah jezt in dieser Bewegung nur eine höchst ärgerliche revolutionäre Erhebung. In diesem Sinne sprach auch der russische Zar auf ihn ein, indem Rußland und England zugleich erklärten, daß sie eine Schwächung und Verkleinerung Dänemarks nicht dulden würden. Mit den kümmerlichen Anfängen der deutschen Flotte — wenigen aufgekauften älteren Schlachtschiffen — konnte



Die Gefangenen-Schiffe „Dronning Maria“ und „Valdemar“ vor Kopenhagen.

Nach einem Holzschnitt aus dem Jahre 1848.

man nicht wagen, sich mit der dänischen Kriegsflotte zu messen. Im gesammten Küstenlande Preußens und Norddeutschlands war der dänische Krieg, wegen der ungeheuren Verluste für Schifffahrt, Handelsflotte und Handel, keineswegs volksthümlich. Oesterreich, das eine Flotte besaß, kümmerte sich nicht das geringste um diesen Krieg, zahlte nicht einmal seine Beiträge für die deutsche Flotte; auch die mittel- und süddeutschen Staaten kaum.

So schloß denn Preußen, unter schwedischer Vermittelung, am 26. August 1848 mit Dänemark den Waffensstillstand von Malmö (einem kleinen schwedischen Städtchen). Mit unglaublichem Ungeschied hatte der preussische Unterhändler sich dabei benommen. Denn er hatte den Dänen eine Waffenruhe von sieben Monaten zugestanden, d. h. über die Winterszeit hindurch, wo die dänische Ueberlegenheit zur See ganz aufhörte, ja bei starkem Frost die Belte zufroren, und die deutschen Truppen nach Seeland übersehen und den Feind im Herzen des Landes angreifen konnten. Ferner sollte die schleswig-holsteinische Armee auseinandergerissen werden. Die seit dem März erlassenen

freisinnigen Gesetze mußten außer Kraft treten. Die provisorische Regierung, die doch selbst der Bundestag bestätigt hatte, sollte sich auflösen, und an ihrer Stelle Graf Karl Moltke, der wegen seines dänischen Renegatenthums verhaßteste Mann in Schleswig-Holstein, die oberste Regierung der Herzogthümer führen.

Da Preußen die Verhandlungen in Malmö zugleich Namens der Reichsgewalt geführt hatte, so bedurften sie zu ihrer Gültigkeit der Zustimmung des *Parlamentes* in Frankfurt. Als dort am 30. August die erste Kunde von dem, die ganze Ohnmacht Deutschlands verrathenden Abschluß zu Malmö anlangte, erhob sich in der Paulskirche ein Sturm der Entrüstung. „Deutschland ist geradezu in den April geschickt!“ rief der maßvolle Dahlmann bitter. Auf seinen Antrag wurde erklärt, daß „die Schleswiger Sache als eine Angelegenheit der deutschen Nation zu dem Bereich der Wirksamkeit des Parlamentes gehöre und sie Sorge tragen werden, daß bei dem Friedensschluß mit Dänemark das Recht der Herzogthümer und die Ehre Deutschlands gewahrt bleibe.“ Allein schon nach wenigen Wochen mußte das Parlament, seine eigene Ohnmacht erkennend, dem Malmö’er Vertrag zustimmen, der weder Recht noch Ehre wahrte. Am 16. September erfolgte, nachdem Blum gegen und Fürst Sichnowsky für Bestätigung des Vertrages gesprochen, die entscheidende Abstimmung; mit 21 Stimmen Mehrheit wurde der Waffenstillstand genehmigt. „Die Paulskirche rauschte auf in herz- und ohrzerreißendem Toben, in der Versammlung, in den unteren Räumen, auf der Gallerie. Unter dem Lärm forderten unheimliche Gestalten zu einer Volksberatung nach der Stadthalles auf; die das Haus verlassenden Abgeordneten der Mehrheit, in der Verwirrung auch die der Minderheit, wurden verhöhnt, beschimpft, in die Flucht getrieben.“ So schildert ein Augenzeuge das Ende dieses Tages. Der Abg. Zell aus Trier, einer von der Linken, wurde verkannt und mißhandelt. Der Turnvater Jahn mußte sich vor der entfesselten Volkswuth in einen Winkel der Westendhall bergen. Barbarisch wurde dieses Versammlungslokal der gemäßigten Linken verwüstet. Der Minister Heffcher, der, vom Präsidenten wiederholt zur Ordnung gerufen, in unglaublich taktloser Weise an diesem Tage die Linke wiederholt verhöhnt und verleumdet hatte, war vor der Volksrache nach dem Bade Soden entwichen und floh weiter gegen Mainz.

Wie klug der Minister gehandelt, sollte sich nur zu bald zeigen: die rothe Revolution brach aus. Am Nachmittag des 17. September, einem Sonntag, sammelten sich an 12,000 Menschen auf der Pfingstweide, einem Ager im Nordosten der Stadt und faßten den Beschluß, die Mehrheit des Parlamentes für Verräther des deutschen Volkes, der deutschen Freiheit und der deutschen Ehre zu erklären. Der Senat, der mit gutem Recht Gewaltthaten befürchtete, bat nun das Reichsministerium um Hilfe, die auch sofort in Gestalt einiger preußischen und österreichischen Bataillone aus dem nahen Mainz herbeigerufen wurde. Schon andern Tages waren die Truppen gezwungen, die Nationalversammlung mit blanker Waffe gegen die erregten Volksmassen zu schützen, die gewaltthätig in die Paulskirche einbrechen wollten. „Darauf Geheul in allen Straßen: die Preußen morden die Bürger! und sofortiger Barrikadenbau. Die Linke stellte unterdessen Antrag auf Antrag, die Truppen zu entfernen, da unter den Bajonetten eine freie Berathung unmöglich sei, und sandte eine Depu-



Vertilgung des Waffenstillstandes durch den Abgeordneten A. Bögler zu Frankfurt a. M., am 18. September 1848.

tation an den Reichsverweser, dem mit Recht erzürnten Volke die Hand zur Versöhnung zu reichen. Zugleich aber kam die Nachricht, daß dieses Volk draußen vor der Stadt die Abgeordneten General v. Auerwald und Fürst Lichnowsky mit kannibalischer Grausamkeit ermordet hatte.“*) Zum Glück für alle blieben die Minister fest, das Militär wurde nicht zurückgezogen, sondern verstärkt, so daß noch vor Mitternacht die Ordnung wieder konnte hergestellt werden. Damit war der revolutionären Septemberbewegung der Todesstoß versetzt, nicht nur in Frankfurt, sondern auch im übrigen Süddeutschland.

In Baden hatten, vom schweizerischen Kanton Baselland aus, Strube, Karl Heingen u. a.**) mit revolutionären Flugschriften und Sendlingen gewühlt, und am 21. September überschritt Strube mit dreißig, als Spaziergänger verkleideten Anhängern bei Basel die badische Grenze und zog gegen Lörrach weiter. Den mit Waffen vorausgesandten Wagen holten sie vor der Stadt ein und bewaffneten sich. In Lörrach, wo ein großer Theil der Bevölkerung revolutionär war, hatten Strube's Gefinnungsgenossen auf dessen Weisung schon zuvor die Trommel geschlagen und sich bewaffnet. Um 6 Uhr rückte der Diktator mit seinen dreißig



Fürst Felix Lichnowsky.

*) Während der Barrikadenkampf in vollem Gange war, unternahm nämlich der fast noch jugendliche Fürst Lichnowsky, obwohl er wußte, daß er unter allen Abgeordneten den Volksmassen wohl der verhaßteste sei, aus reinem Uebermuth und unter dem Vorgeben, er wolle die heranrückenden Truppen empfangen, einen Spazierritt vor die Stadt. An seiner Seite ritt ein anderer Abgeordneter der Rechten, der schon bejahrte General a. D. v. Auerwald, der indeß den Massen völlig unbekannt war. Die beiden Reiter verfolgten die Friedberger Straße, auf welcher die Truppen gegen die Stadt heranziehen mußten. Da wurden sie durch eine Rottte von Senfemännern, Zuzügler aus Frankfurts Nachbarn, aufgehalten. Der Fürst ward erkannt und feindselig bedroht. Er schlug mit seinem Begleiter einen Nebenweg ein, verfolgt von der wüthenden Meute. Unglücklicherweise verließ sich der Weg in ein Reiz von Gärten, ohne Ausgang nach der anderen Seite. Die Reiter stiegen also ab, kletterten über eine Anzahl von Zäunen und erreichten schließlich eine Gärtnerwohnung, wo man sie vor den Verfolgern verbar. Schon die zurückgelassenen Pferde ließen zwar ihre Spur erkennen. Aber da die Gärtnerleute ihre Gasse nicht verließen, so zog der Haufe enttäuscht ab. Da frecht Lichnowsky thörichter Weise den Kopf durch das Fenster, um den Fortziehenden nachzuschauen. Einer von diesen bließ gerade zurück und erkannte den Fürsten. Sofort lehnen die Mordbuben um, zerren die Verfolgten aus dem Versteck und schlagen den greisen harmlosen Auerwald auf der Stelle todt; den verhaßten Lichnowsky aber schleppen sie auf die nahe Hornheimer Haide hinaus, stellen ihn dort an eine Bappel und gehen ihm nun mit Angriffswaffen aller Art und mit roherer als indianischer Grausamkeit zu Leibe, bis er, furchtbar verstümmelt, für todt zusammenbricht. Dann entfernen sich die seigen Mörder mit diebischem Geinsen über die vollbrachte Heldthat. Den tödtlich Verwundeten, aber noch Lebenden, trugen zufällig herankommende mitleidige Menschen in die unsere Wohnung einer befreundeten Familie. Hier verschied er, nach furchtbaren Qualen, am nächsten Morgen.

**) Friß Hecker war mit den Genannten zerfallen und verließ Anfangs September die Schweiz, um sich über Straßburg nach Amerika zu begeben.



Aufrufung der Republik durch Struve zu Strassburg am 21. September 1848.

Mannen in die Stadt ein und sprach sogleich vom Rathhaus zur Menge, verkündete dann „die deutsche Republik“; ordnete Sturmläuten und Aushebung aller waffenfähigen Mannschaft an und drohte im Falle des Ungehorsams mit dem Standrecht. Eine Reihe von Bekanntmachungen, mit der schönen Ueberschrift „Wohlfstand, Bildung und Freiheit für Alle!“ und mit dem Datum: „am ersten Tage der deutschen Republik“, enthielten die ersten Gesetzgebungsakte der neuen Regierung. Dann wurden alle öffentlichen Kassen geplündert. Weiter ging's nach Müllheim und Randern, wo ebenfalls alle öffentlichen Kassen geleert und die durch ihre „fürstliche Gesinnung“ verdächtigen Privatleute ausgeplündert wurden. So wurde die Familie Blankenhorn in Müllheim dieser „Gesinnung“ halber um 1000 Gulden gebrandschakt; andere um entsprechende Summen deshalb, weil sie ihre Söhne nicht zum Aufgebot stellten. Man scheute sich sogar nicht, die Juden in Salzburg zu einer Vorkaufsumme von 966 Gulden zu zwingen. Ja, eine Freischarlerbande nahm (wie in den Prozeßakten festgestellt ist), auf der Landstraße nach Randern einem Handwerksburschen seine ganze Baarschaft im Betrage von 13 Gulden 30 Kreuzern ab! Strube hatte eben verlaufene Abenteuer aus aller Herren Länder zu dem Einbruch herangezogen, welche die ganze Sache als einen Raubzug gegen die gebildeten und wohlhabenden Kreise der Bevölkerung behandelten. Aber weder Strube noch seine Hauptleute, der aus eigener Ernennung zum „General“ erhobene Preßknabe Löwenfels, noch F. Neff, ein viertelsgebildeter Bauernbursche aus Rümelingen, thaten diesen Greueln irgend welchen Einhalt. Bald nahte indeß die Vergeltung, und zwar durch Truppen, welche die badische Regierung eiligst entboten hatte. Während Strube und Karl Blind in Staufen Reden hielten und andere das übliche Tagewort der Kassenplünderung vollzogen, erscholl plötzlich der Ruf: „Die Soldaten kommen!“ Panischer Schrecken ergriff die Masse. Dieselben Volkshaufen, die eben erst die Republik hatten leben lassen, zerstoben jetzt, wie Löwenfels sagt: „ähnlich den Thieren des Feldes, die beim Herannahen eines Gewitters zitternd ihre Schlupfwinkel suchen.“ Der Schrecken war um so größer, als wenige Minuten zuvor ein Bote die erlogene Nachricht gebracht hatte, die Truppen seien zum Volk übergegangen, und das Amtsblatt der revolutionären Regierung ganz dreist verkündet hatte: in Karlsruhe sei ein Aufstand ausgebrochen und der Großherzog geflohen. Was diese Volksbeglucker überhaupt zusammenlogen, erbellt in ergötzlicher Weise auch aus einem Worte der Frau Strube — die natürlich dabei sein mußte. Denn als ein Mädchen in Müllheim sie fragte, ob denn Hecker mit den 50,000 Franzosen schon nahe sei? erwiderte sie: „Nein, das ist nur verbreitet worden, um dem „Volk“ mehr Zuversicht zum Erfolg einzuflößen.“ Nun schoß die Ernte aus dieser Lügensaart in die Höhe.



General v. Auerswald.

Die anrückenden badischen Truppen bestanden nur aus zwei Bataillonen

Infanterie, einer Eskadron Dragoner und vier Geschützen, und wurden vom General Hoffmann befehligt, der im April schon bei Freiburg die Ausständischen zersprengt hatte. Seine ganze Schaar betrug kaum 800 Mann. Sie war am Morgen von Freiburg abgerückt und zog nun gegen 1 Uhr in zwei Angriffskolonnen auf Staufen heran. Die Freischaaaren hatten in der Eile das Städtchen verbarrikadirt und die Brücke über den Neumagen abgeworfen. Sie waren den Truppen an Zahl gleich und schossen aus Fenstern und Kellerläden. Die Soldaten drangen aber unter Gewehr- und Kartätschenfeuer immer weiter vor, Hoffmann selbst an der Spitze der Sturmkolonne, und in zwei Stunden war das Städtchen besetzt, die ganze republikanische Schaar aufgelöst. Der Verlust der Truppen war äußerst gering.

„Während des Kampfes war Strube auf dem kugelsicheren Rathhause verblieben. Als die Truppen sich am Eingang des Städtchens zeigten, hielten nur wenige noch zum Gefecht Stand; die meisten eilten in wilder Flucht rückwärts und suchten in den Häusern und Gassen Schutz. „Wollt Ihr stehen bleiben! Haltet, Ihr Viehvolk!“ schrie Strube vom Rathhaus hinab. Als das fruchtlos blieb, eilte er mit gezogenem Säbel auf die Straße und schrie den Flüchtlingen entgegen: „Zurück, Ihr Hunde! Dorthin geht und schießt!“ Doch alles das war vergeblich. Der republikanische Beherrscher Deutschlands mußte froh sein, daß er in Gesellschaft seiner Gemahlin, seines Schwagers Karl Blind, und unter Zurücklassung seiner Papiere und eines Theils seines Gepäcks, doch immerhin noch mit 16,700 Gulden geraubter Kassengelder, einen Dreispänner besteigen konnte, der ihn aus dem verlorenen Städtchen hinausbrachte. Sie schlugen den Weg über das Gebirge (das obere Münsterthal, St. Trubbert, Wieden) nach Todtnau und Schönauein, verschafften sich auf dem Wege Bauernkleider und hofften so nach der Schweiz zu entkommen. Schon in Todtnau versperren ihnen aber zersprengte Freischärler den Weg, die den Zug gezwungen mitgemacht und über den Anblick Strube's in dem üppigen Dreispänner erbittert waren, auch nicht mit Unrecht Geld im Wagen vermutheten. Nur mit Hilfe der Lüge, es gelte neue Mannschaft und Munition herbeizuholen, vermochten die Flüchtigen bei Tagesanbruch zu entkommen. Sie schlugen nun den Weg nach Schopfheim ein, umgingen aber diesen feindlichen Ort, eilten dem Rhein zu und erreichten am Morgen des 25. September, das am Eingang zu dem malerischen Wehrathal und nur noch eine Stunde vom Rhein entfernt gelegene Städtchen Wehr. Inzwischen aber war die Kunde schon verbreitet, Strube werde wohl nach Wehr entfliehen, und die Schopfheimer Mannschaft, die durch Bedrohung mit dem Standrecht zur Theilnahme an dem traurigen Putsch gezwungen worden war, beschloß, dem flüchtigen Diktator aufzulauern. Ein Ketten Schmied Namens Gebhard führte den Streifzug an, der Strube auch erspähte und nach kürzlicher Verfolgung in Wehr festnahm. Die Vermummung half Strube so wenig, als das Flehen seiner Frau und die Drohungen anderer, daß ein starker Zugzug nahe, um Strube zu befreien. Die Verfolger hielten ihre Gefangenen fest, bis die Schopfheimer Bürgerwehr ankam, sie verhaftete und an den Amtmann von Säckingen ablieferte. Es war derselbe, der Strube im April hatte entlassen lassen. Diesmal war er vorsichtiger. Er schaffte seine Gefangenen durch das Wiesenthal — wo Strube von der wüthenden Volksmasse fast in Stücke zerrissen

wurde — nach Schliengen, von wo eine starke Eskorte Scharfschützen die Gefangenen über Müllheim nach Freiburg brachte. Laut äußerte sich der Unmuth des Volkes darüber, daß das Kriegsgericht in Freiburg sich unzuständig über Strube erklärte und ihn an das Schwurgericht verwies, weil das Standrecht von der Regierung leider erst nach seiner Gefangennahme verkündet worden sei.“ So endete die zweite republikanische Schilderhebung in Baden. „Heckers Aprilaufstand“, urtheilt Häusser zusammenfassend, „so dürftig er ausging, schien wie ein heroisches Unternehmen im Vergleich mit dieser nichtswürdigen Razzia. Heckers Unternehmen hatte, so jugendlich und studentenhaft es auch angelegt war, doch noch einen abenteuerlichen und fast romantischen Reiz gehabt. Der Septemberaufstand hatte in den vier Tagen, die er dauerte, nichts als brutale Gewalt, Terrorismus und geistige Unfähigkeit zu Tage gebracht. Mit Hecker konnte ein Schwärmer ohne politisches Urtheil zur Noth noch sympathisiren; der Raubzug der Strube, Blind, Neff dagegen erregte selbst bei Gleichgesinnten, deren sittliche Begriffe nicht vollständig verwirrt waren, tiefen Ekel und Verachtung. Das war die Stimmung der unendlichen Mehrzahl im Volke; sie verdamnte laut und entschieden einen Versuch, der auch nicht ein entschuldigendes Moment hatte.“

Aber auch die Frankfurter Versammlung hatte einen Stoß ins Herz erhalten: „Noch stand sie aufrecht und es gab niemand, der ihren Beschlüssen nicht Beachtung geschenkt hätte; deutlich aber war es geworden, daß die über Deutschlands Zukunft entscheidende Kraft nur noch zum kleinsten Theile der Paulskirche gehörte;“ die Nationalversammlung und ihr Werk hing ganz vom guten Willen der wieder erstarkten Fürsten ab, insbesondere von dem mächtigsten derselben, vom König von Preußen!

Fünftehntes Kapitel.

Berathung der Reichsverfassung im deutschen Parlament zu Frankfurt. — Großdeutsche und Kleindeutsche. — Letztere sehen den Antrag, einen der deutschen Fürsten zum Reichsoberhaupt zu wählen, durch. — Der unsläte König Friedrich Wilhelm IV. will „den Reif aus Dreck und Letten gebacken“ nicht! — Am 28. März erfolgt seine Wahl zum Deutschen Kaiser. — Lehnt sie feierlich ab. — Allgemeine Befürzung. — 29 deutsche Regierungen erklären sich aber für Anerkennung der Reichsverfassung und des Kaiserthums. — Ablehnung der Reichsverfassung durch Preußens König. — Die revolutionäre Linke gewinnt in Frankfurt die Oberhand. — Austritt der wackersten deutschen Männer aus dem Parlament. — Verlegung desselben nach Stuttgart. — Revolutionäre „Reichsregentschaft“. — Die württembergische Regierung läßt das Lumpsparlament durch Soldaten auseinanderreiben (18. Juni 1849). — Urtheil über das erste deutsche Parlament.

Am 13. Oktober 1848 hatte die Frankfurter Nationalversammlung nach unendlich langen Debatten die Berathung der, ihrem Werthe nach von Allen überschätzten *Grunderichte* vollendet und am 19. Oktober die Berathung der *Reichsverfassung* begonnen. Allgemein sah man ein, daß dieselbe so schnell wie möglich zu Ende geführt werden müsse. Die Mehrheit der Abgeordneten hielt daran fest, daß die Einigung Deutschlands nur in der Form eines *Bundesstaates* mit einem Kaiser an der Spitze zu erreichen sei. Aber die Frage, wem die Würde des Reichsoberhauptes zukommen solle, erregte heftige Kämpfe. Die einsichtigsten Mitglieder, wie Dahlmann, von Gagern u. a., hatten längst erkannt, daß das neue Kaiserthum nur dann kein Schattenkaiserthum sein werde, wenn der Herrscher einer der beiden Großmächte der Träger desselben sei, daß aber nie der König von Preußen sich dem Kaiser von Oesterreich wirklich unterordnen werde und umgekehrt. Daher entschieden sie sich für ein engeres Deutschland unter Preußen's Führung und mit Ausschluß des größtentheils nichtdeutschen Oesterreich, welches dann mit dem neuen deutschen Reiche in das Verhältniß eines bloßen Verbündeten treten sollte. Das ganze Parlament schied sich über dieser Frage in „Großdeutsche“, die ein Deutschland mit, und in „Kleindeutsche“, die ein solches ohne Oesterreich wollten. Da der Haß gegen Preußen bei der Mehrzahl des Parlaments noch immer größer war, als die Sehnsucht nach einem starken Reiche unter Führung der Hohenzollern, so fand die Idee, dem König von Preußen die erbliche Kaiserwürde zu übertragen, nicht allzu viele Vertheidiger und der warnende Ruf Beckerath's „Das Warten auf Oesterreich ist das Sterben der deutschen Einheit“ verklang unbeachtet. Am 19. Januar 1849 wurde endlich der Antrag, einen der deutschen Fürsten zum Reichsoberhaupt zu wählen, mit 258 gegen 211 Stimmen angenommen, die

Förderung der Erblichkeit dagegen mit 263 gegen 211 Stimmen abgelehnt. Die zwischen der ersten und zweiten Berathung der Verfassung liegende Zeit benutzte Gagern, der an Stelle des Oesterreichers Schmerling ins Reichsministerium gewählt worden und in dem Königsberger Eduard Simon einen Nachfolger als Präsident in der Paulskirche erhalten, zu Verhandlungen mit den einzelnen Regierungen über deren Stellung zu den Frankfurter Beschlüssen. In Berlin hatten Camphausen und der beim König in hoher Gunst stehende Diplomat Josias von Bunsen den Boden wohl vorbereitet, Friedrich Wilhelm IV. war geneigt, Gagern's Pläne zu fördern; das österreichische Rabinett dagegen nahm eine schroff ablehnende Stellung ein und bewahrte sich feierlich gegen die Unterordnung seines Kaisers unter eine etwa von einem anderen deutschen Fürsten zu handhabende Centralgewalt, allein es erreichte durch diese Haltung nur den festen Zusammenschluß seiner Gegner zu einer starken „erbkaiserlichen“ Partei, der mehr als zweihundert Abgeordnete beitraten.

Ende Februar 1849 standen die Dinge so gut, als nur irgend möglich, da 28 deutsche Regierungen sich bereit erklärt hatten, die neue Reichsverfassung anzunehmen; doch plötzlich drehte sich die politische Wetterfahne in Berlin und ließ einen völligen Umschlag der Meinung des unständigen Königs erkennen. Bald erfuhr man in Frankfurt mit tiefer Bestürzung, daß Friedrich Wilhelm IV. sich mit der Rolle eines erblichen Reichsfeldherrn des römisch-deutschen Kaisers

Franz Josef begnügen wolle. Schuld an der raschen Sinnesänderung trug die Aufnahme des allgemeinen gleichen und geheimen Wahlrechts in das Reichstagsgesetz. In maßlosem Zorn schalt der König über die ihm zuge dachte „Schandkrone, die für ihn das Halsband des Leibeigenen im Dienste der Revolution sein würde“, gerade wie er schon am 12. Dezember 1848 an Bunsen geschrieben hatte: „Einen solchen imaginären Reif aus Dreck und Letten gebaden soll ein legitimer König von Preußen sich gefallen lassen? Soll die tausendjährige Krone deutscher Nation wieder einmal vergeben werden, so bin ich es und meinesgleichen, die sie vergeben werden!“

Noch einmal freilich sollte des österr. Ministers Schwarzenbergs kurzfristige Politik des Königs Meinung zu Gunsten der Pläne des Frankfurter Parlaments beeinflussen: Als nämlich der Reichstag von Kremsier am 7. März aufgelöst und eine Verfassung oktroyiert wurde, die Oesterreich zu einem untheilbaren Einheitsstaat machte, als an das Reichsministerium eine Note erging, in der bündig erklärt wurde, Deutschland habe diese endgültige Verfassung einfach anzuerkennen und demnach die habsburgische Gesamtmonarchie in den Bund aufzunehmen, als sowohl das Kaiserthum wie der Reichstag rundweg verwor-



Schmerling.

fen wurden — da lehnte sich mit den Männern der Paulskirche auch der preussische König gegen die dreisten Forderungen des Wiener Kabinetts auf. Die Antwort auf die österreichischen Versuche, Deutschland wiederum seiner Macht zu unterwerfen, gab das Parlament dadurch, daß es am 27. März, allerdings nur mit 267 gegen 263 Stimmen, beschloß, die erbliche Reichsoberhauptswürde einem deutschen Fürsten zu übertragen, und daß es am Tage darauf mit 290 Stimmen Friedrich Wilhelm IV. zum deutschen Kaiser wählte; unter dem Geläute aller Glocken, dem Donner der Kanonen und dem Jubel des Volkes wurde das Resultat verkündet, und der Telegraph trug die bedeutsame Kunde sofort in alle Lande. Das Parlament aber ernannte so-



Die Deputation im Weißen Saal des Königl. Schlosses, am 3. April 1849.

Nach einer gleichzeitigen Zeichnung der „Illustrierten Zeitung“.

gleich nach der Kaiservahl eine Abordnung von 32 — aus den Vertretern aller deutschen Landschaften, mit Ausnahme Oesterreichs, erwählten — Mitgliedern, die unter Simsons Führung dem König die Wahl anzeigen und die erhoffte Annahme von ihm entgegennehmen sollte.

Ehe diese „Kaiserdeputation“ am 30. März Frankfurt verließ, wurde, wie Blum, dessen eingehende Darstellung wir im Folgenden mittheilen, berichtet, Präsident Simson mit den Vizepräsidenten und den Reichsministern noch zum Erzherzog Johann beschieden, der im Stillen gehofft hatte, selbst deutscher Kaiser zu werden, und seine Träume nun häßlich zerronnen sah. Er erklärte den Versammelten ärgerlich seine Abdankung als Reichsverweser. Leider hielt Präsident Simson durch eine warme Gegenerklärung den Erzherzog ab, das bereits fertige Abdankungsprotokoll zu vollziehen. Es war ein ebenso kühner

Mißgriff, wie einst der von Gagern, diesen Mann überhaupt zum Reichsverweser einzusetzen. Denn an dem Fortbestehen seiner Würde setzte Oesterreich später zur völligen Vernichtung des deutschen Einigungswerkes ein. Immerhin zeigte Johann tief verstimmt dem König in Berlin an, derselbe möge sich zur Uebernahme der provisorischen Centralgewalt bereit machen.

Die Kaiserdeputation hoffte, die Freude des deutschen Volkes über den endlichen glücklichen Abschluß des Verfassungswerkes werde auch in das Königschloß in Berlin jubelnd hineindringen und etwaige Bedenken Friedrich Wilhelms gegen die Annahme der — nach Uhlans Wort — „mit einem vollen Tropfen demokratischen Deles“ gesalbten Kaiserwürde inzwischen zerstreuen. Deshalb reiste die Abordnung in weitem Umweg und langsam nach Berlin über Köln, Hannover, Braunschweig, Magdeburg. Schon in Potsdam kamen der Abordnung befreundete Frankfurter Kollegen, die zugleich Mitglieder des preussischen Landtages waren, mit der frohen Botschaft entgegen, das preussische Ministerium habe am nämlichen Morgen (des 2. April) eine Erklärung im Landtage abgegeben, die kaum einen Zweifel darüber lasse, daß die Frankfurter Wahl in Berlin den besten Eindruck gemacht habe. Allein man hatte ohne den Einfluß der unter Gen. v. Gerlach stehenden mächtigen Hoffamarilla gerechnet.

Mit großer Pracht und Feierlichkeit empfing der König am 31. April 12 Uhr Mittags die Frankfurter Kaiserdeputation, im großen Rittersaale, unter dem Thronhimmel stehend, in Uniform, den Helm in der Hand, umgeben von den Prinzen, Ministern, dem militärischen und persönlichen Hofstaat. Präsesident Simson trat vor, hielt eine kurze bewegende Anrede und überreichte die Ausfertigung der Reichsverfassung und des Protokolls über die Kaiserwahl. Dann sprach der König die Worte, die das Schicksal Deutschlands entscheiden sollten, in freier Rede, mit lauter Stimme. Er äußerte seine Befriedigung über den an ihn ergangenen Ruf, in dem er „die Stimme der Vertretung des deutschen Volkes erkenne“ und der ihm „ein Unrecht gebe, dessen Werth er zu schätzen wisse. Für das Vertrauen, das er ehre“, bat er seinen Dank an die Nationalversammlung zu vermitteln, versicherte auch, daß Preußen zu Deutschlands Schutz und Schirm stets bereit sei. Das alles klang noch nicht entmutigend; nun aber ließ der König die Stimme noch mehr anschwellen, hob die Augen gen Himmel und rief: „Vor dem Könige der Könige“ sei er mit seinem Gewissen zu Rathe gegangen und könne die ihm dargebotene Krone erst annehmen, wenn die anderen Fürsten dieser Würde sowohl zugestimmt, als auch unter sich und mit ihm selbst sich darüber verständigt hätten, „ob die Reichsverfassung in ihrer dermaligen Gestalt dem Einzelnen wie dem Ganzen frommen, ob die ihm als Reichsoberhaupt zugebachten Rechte ihn in den Stand setzen würden, mit starker Hand die Geschicke Deutschlands zu leiten und die Hoffnungen seiner Völker zu erfüllen.“

Mit tiefer Bekümmerniß und Bestürzung vernahm die Deputation diese Worte; tief erschüttert kehrte sie aus dem Schlosse zurück. „In vielen Augen, selbst von sehr ruhigen, ja kalten Männern, sah man Thränen“, berichtet Biedermann als Augenzeuge. Gleichwohl erwoogen sie dann in gemeinsamer Berathung, daß der König die Kaiserkrone nicht endgültig abgelehnt, und daß es Pflicht der Abordnung sei, womöglich mit einem günstigeren Ergebniß als dem jetzigen nach Frankfurt zurückzukehren. Zu diesem Zwecke entwarfen drei Mit-

glieder der Abordnung, Dahlmann, Biedermann und Rieffer noch am 3. April eine Denkschrift an den König, in welcher sie namentlich hervorhoben: die unendlich wichtige und schwierige Verfassungsfrage werde sich am raschesten und leichtesten lösen lassen, wenn der König sich entschlösse, die oberste Leitung der Geschichte Deutschlands außer für die preussischen Staaten auch für die Länder aller der Reichsverfassung bereits beigetretenen und noch beitretenen Regierungen zu übernehmen. Aber die Mehrheit der Abordnung verwarf diese Denkschrift, weil sie damit ihren Auftrag zu überschreiten meinte, erklärte vielmehr in einem von Simson verfaßten Schreiben an das preussische Staatsministerium: da der König die Verfassung, auf Grund deren ihm die Kaiserkrone angeboten worden, nur als einen der Revision bedürftigen Entwurf betrachte, so müsse die Abordnung seine Antwort als Ablehnung ansehen. Dann reiste die „Kaiserdeputation“, fast jeder Hoffnung bar, nach Frankfurt zurück.

Noch am 3. April that Preußen einen ganz ähnlichen Schritt, wie ihn die Minderheit der Kaiserdeputation mit ihrer Denkschrift beabsichtigt hatte. Preußen erließ nämlich ein Rundschreiben an seine sämtlichen Gesandten bei den deutschen Höfen und bei der Centralgewalt, in welchem erklärt wurde: der König sei bereit, an Erzherzog Johann's Stelle die provisorische Centralgewalt zu übernehmen, auch an die Spitze eines, aus den sich freiwillig anschließenden Staaten gebildeten Bundesstaates sich zu stellen. Die deutschen Regierungen wurden zugleich aufgefordert, sich ungesäumt über ihren Beitritt und die Reichsverfassung zu erklären. Auf den Rath des nach Berlin berufenen Camphausen wurden dann in einem zweiten preussischen Rundschreiben vom 10. April die Gesandten angewiesen, von den Regierungen nur Erklärungen über ihren Beitritt und die Oberhauptsfrage zu fordern, der Verfassungsfrage aber mit dem triftigen Vorgeben auszuweichen, daß die Verfassung von dem Umfang des Bundes abhängt. Dieser geschickte Schachzug setzte die vier Könige sofort auf Matt, wie wir alsbald erkennen werden. Nur noch einige Wochen beharrlichen Fortschreitens mußten die Reichsverfassung, einschließlich des preussischen Erbthums, verwirklichen.

Weniger geschickt hatte Fürst Schwarzenberg inzwischen Schach gespielt. Denn höchst ergrimmt über die Frankfurter Kaiserwahl und die nur halbe Ablehnung des Königs, rief er am 5. April die österreichischen Abgeordneten aus der Paulskirche ab und erklärte, das Parlament existiere für Oesterreich nicht mehr. Die allermeisten Oesterreicher gehorchten, wie bisher, blindlings seiner Weisung und brachten dadurch einen völligen Umschwung in der Paulskirche hervor. Denn nun erbot sich, unter Vogts Führung, die ganze Linke, fortan gemeinsam mit der von ihr bisher bekämpften Mehrheit, der Reichsverfassung zur „Durchführung“ zu verhelfen. Freilich dachte sich die Linke diese „Durchführung“, wie wir sehen werden, auf besondere Art. Sicherlich aber hatte Schwarzenbergs Note vom 5. April zunächst die für Oesterreich nachtheiligsten Folgen: die Einheit des Parlaments für Durchführung der Reichsverfassung, ungeheure Erbitterung gegen das anmaßende reaktionäre Oesterreich in ganz Deutschland. Dagegen zeigte sich nun auch die ganze Verderblichkeit der am 30. März erfolgten Abmahnung Simsons an den Reichsverweser, als dieser sein Amt sofort niederlegen wollte. Denn in Erwiderung auf das preussische Rundschreiben vom 3. April, schrieb Schwarzenberg am 8.

April höhnisch und drohend nach Berlin: „Die Nationalversammlung existiere für Oesterreich einfach nicht mehr; wohl aber habe der Kaiser den Erzherzog Johann aufgefordert, in seiner Stellung als Reichsverweser zu verbleiben — die doch das Parlament geschaffen hatte, und die mit diesem stand und fiel! — es sei also kein Anlaß gegeben, diese Würde den Könige von Preußen zu übertragen. Wohl aber behalte sich Oesterreich die Rechte aus den alten Bundesverträgen vor, obwohl es niemals in einen engeren Bundesstaat eintreten werde u. s. w.“ Die Note machte natürlich in Berlin ebenso übeln Eindruck, wie die vom 5. April in Frankfurt und Deutschland.

Wir sagten, die vier deutschen Könige seien durch Camphausens geschickten Schachzug, der von ihnen zunächst nur die Erklärung über ihren Beitritt und das Bundesoberhaupt, nicht über das Frankfurter Verfassungswerk erforderte, auf Matt gesetzt worden. In der That war es so. Denn im Königreiche Sachsen gährte es so gewaltig, daß die Regierung schon im April eine schüchterne Bitte um Beistand gegen die Revolution nach Berlin gesendet hatte. Jetzt vollends flammte das ganze Land auf in dem Verlangen für Anerkennung der Reichsverfassung, und die Regierung hätte sich geradezu entwurzelt, wenn sie mit Preußen, gegen die Reichsverfassung ankämpfend, jetzt gebrochen hätte. In Hannover klopfte der leitende Minister, Graf v. Bennigsen, beim preußischen Gesandten direkt an, ob Preußen nicht einleitende Schritte zu einem Einbernehmen der königlichen Höfe über die Reichsverfassung thun wolle. In Bayern war zwar die Kammermehrheit und das Land südlich der Donau ebenso partikularistisch-preußenfeindlich gesinnt wie der König, aber in dem vorwiegend protestantischen Franken und in der heißblütigen Pfalz war die Gährung zu Gunsten der Reichsverfassung so gewaltig, daß selbst die Offiziere für ihre dort stehenden Truppen sich nicht verbürgen wollten. Das Haus Wittelsbach stand also auch im Schach. Württemberg's König endlich beugte sich schon nach einer Woche herben Widerstandes demüthig vor der Frankfurter Verfassung. Er hatte anfangs vor der Kammer eifrig gegen ein deutsches Kaiserthum, namentlich ein preußisches gepollert. Aber die Stimmung des Volkes und Heeres für die deutsche Reichsverfassung war so drohend und einmüthig, daß man dem Landesvater für den Fall längeren Widerstrebens eine Regentenschaft in Aussicht stellte. So unterwarf er sich denn und zeigte in Frankfurt seine schlichte Anerkennung der Reichsverfassung und des Kaiserthums an. Als dieses Schreiben anlangte, hatten nun nicht weniger als 29 deutsche Regierungen dieselbe Erklärung eingereicht. Das Parlament hatte außerdem schon am 11. April beschlossen, an der Reichsverfassung unter allen Umständen unerschütterlich festzuhalten. Und endlich war in eben diesen Tagen das von dem erhabenen Feldherrn Fürsten Windischgrätz geführte große österreichische Heer, von den Ungarn Görgey und Alapka auf's Haupt geschlagen, in wilder Flucht aus Ungarn zurückgestoben, selbst Wien den ungarischen „Rebellen“ preisgegeben, mit welchen Fürst Windischgrätz seinem bekannten Grundsatz nach zwar nicht „unterhandelte“, vor denen er aber wenigstens unbedenklich möglichst weit und ausgiebig flüchtete. Nichts hinderte also ein kühnes Vorgehen Preußens — außer die unselige Eigenthümlichkeit des Königs! In demselben Augenblicke, da Camphausen am 15. April von Berlin nach

Frankfurt zurückeilte, mit einer vom König genehmigten Instruktion versehen, nach welcher die Einzelstaaten zur Anerkennung der Kaisermürde und Reichsverfassung einzuladen seien, schweiften des Königs geheimste Gedanken und Wünsche schon wieder weit ab von diesem Ziele. Diese innersten Geheimnisse seiner Seele vertraute er damals dem Freunde Bunsen in den Worten: „Ich habe jezt nur zwei Ambitionen: 1. durch die Könige und Fürsten gewählt, an Erzherzog Johannis Stelle provisorischer Statthalter von Teutschland zu werden, und Ordnung zu machen, 2. dann aber Erzfeldherr Teutschlands zu werden, und Ordnung zu erhalten.“

Nachdem nun Camphausen in Frankfurt die unbedingte Anerkennung der Reichsverfassung von 29 Regierungen erlangt hatte, und die Führer der befreundeten Parteien im Parlament auf Anregung Camphausens die Erklärung abgegeben hatten, sie könnten dafür einstehen, daß die Mehrheit der Paulskirche sogar die dem König Friedrich Wilhelm so erwünschte konservative Revision der Verfassung beschließen werde, wenn der König nur die sofortige Annahme der Kaisermürde erkläre, wurde am 18. April vom Reichsministerium dessen dem Könige persönlich besonders werthes Mitglied, v. Bederath, mit diesen Vorschlägen nach Berlin gesendet. Sein Vortrag machte auf den König Eindruck, obwohl dieser bedenklich auf die „große Gefahr“ hinwies, die mit solchem Vorgehen für Preußen verbunden sei. Bederath entgegnete darauf mit Arndts schönem Worte: die Gefahr sei für Preußen immer eine sieglockende Sonne gewesen. Da stand der König erregt auf, schritt heftig auf und nieder, und sagte dann zu Bederath: „Wenn Sie Ihre beredten Worte an Friedrich den Großen hätten richten können, der wäre Ihr Mann gewesen; ich bin kein großer Regent.“ Das war ja nun unzweifelhaft richtig, dennoch aber gab Bederath die Hoffnung nicht auf, daß die soeben dargelegte außerordentliche Gunst der Lage, namentlich die Schwäche der Könige und Oesterreichs, den König zu einer entschlossenen und entscheidenden That ermunthigen werde. Aber gerade diese Lage der Könige und Oesterreichs betrachtete er im düstersten Licht. Sie alle waren durch Rebellen in Bedrängniß gerathen, von welcher dieser König nimmermehr Vortheil ziehen wollte. Und seiner Ansicht nach lehnte sich nun auch die preußische zweite Kammer gegen die göttliche Ordnung auf, indem sie beantragte: die preußische Regierung solle die Rechtsbeständigkeit der Reichsverfassung anerkennen. Am 21. April befahl der König plötzlich dem Grafen Brandenburg: Namens der preußischen Staatsregierung die Ablehnung der Reichsverfassung in den Kammern zu erklären.

„Es war die Vernichtung, und leider die von preußischer Hand vollzogene Vernichtung aller Hoffnungen, an welchen das Herz der Nation seit einem Jahre gehangen hatte“, sagt Sybel treffend. Denn nachdem Preußen sich vom deutschen Einigungswerk zurückgezogen hatte, mußten alle Versuche des Parlaments zur „Durchführung der Reichsverfassung“ scheitern, namentlich da Preußen den Widerstand gegen die Reichsverfassung, z. B. den Sachsens, fortan ausbrüchlich schürte, wahrscheinlich auch den Bayerns und Hannovers. In Frankfurt zeigte die preußische Regierung erst am 28. April die Ablehnung der Reichsverfassung an, und nun reichte Camphausen sofort (am 1. Mai) seine Entlassung ein. Er wollte nicht der

Todtengräber der deutschen Einheitsbestrebungen sein. In einem der Reichsgewalt nicht mitgetheilten Rundschreiben an die deutschen Regierungen vom demselben Tage (28. April) forderte Preußen die Regierungen auf, Bevollmächtigte nach Berlin zu senden, um an der Hand des Frankfurter Verfassungswerkes eine brauchbare Verfassung zu berathen und herzustellen. Gleichzeitig aber enthielt diese Note folgende gegen das Frankfurter Parlament feindseligen Sätze:

„Man muß darauf gefaßt sein, daß durch ein starres Festhalten der Versammlung an ihren bisherigen Beschlüssen in manchen Ländern gefährliche Krisen hervorgerufen werden könnten. Die preussische Regierung wird ihre Maßregeln so treffen, daß sie den verbündeten Regierungen die etwa gewünschte und erforderliche Hilfe rechtzeitig leisten könne.“

Hiernach war die monarchische Mehrheit des Parlaments nur noch auf die Hoffnung verwiesen, daß die 29 deutschen Mittel- und Kleinstaaten, etwa unter der einstweiligen Reichsstatthalterschaft des Herzogs Ernst von Coburg und unter Gagerns kräftiger und vaterländischer Leitung, von sich aus zunächst den neuen Bundesstaat bilden würden, und daß die lebhafteste Bewegung für Annahme der Reichsverfassung in den breiten Mittelklassen des deutschen Volkes auch die Regierungen in Hannover, Sachsen, Bayern und selbst Preußen auf gesetzlichem Wege allmählich zum Beitritt drängen werde. Aber alle diese Versuche und Hoffnungen erwiesen sich als aussichtslos. Dagegen machte die Linke schon in den ersten Wochen ihres Anschlusses an die Erbkaiserpartei „zur Durchführung der Reichsverfassung“ kein Hehl daraus, daß sie mit diesem Kampfe ganz andere Zwecke verfolgte. So erklärte **Karl Vogt**:

„Meine Partei betrachtet die Reichsverfassung nur als die erste Sprosse auf der Leiter, die man hinaufzuklimmen hat bis zur republikanischen Spitze. Mit bloß 'konstitutionellen' (d. h. gesetzlichen) Mitteln wird nichts erreicht; die Versammlung muß zur Revolution greifen.“

Diesen Worten entsprachen auch bald blutige Thaten: die bewaffneten Aufstände in Dresden, der Pfalz und Baden, die wir weiter unten schildern. Die monarchische Mehrheit der Frankfurter Versammlung gerieth an der Seite solcher Bundesgenossen in das bedenklichste Licht, obwohl sie im Parlament alle revolutionären Anträge der Linken beharrlich und erfolgreich abschlug. Aber die immer wachsende Hoffnungslosigkeit des gesetzlichen Kampfes für die Reichsverfassung verdrängte endlich auch den unerschrockenen **Gagern** von der Spitze des Reichsministeriums und seine tapfersten Mitstreiter aus der Paulskirche. Zwar protestierten selbst nachdem Preußen seine Abgeordneten am 14. Mai aus dem Parlament abberufen hatte, die namhaftesten Mitglieder aus Preußen gegen diesen Erlaß als für sie unverbindlich und blieben in der Versammlung. Immer mehr aber wurden gerade die wackersten deutschen Männer der Paulskirche durch das Gefühl niedergedrückt, „keine positive Politik mehr zu haben“; und als nun auch der letzte Versuch zur Herbeiführung günstigerer Verhältnisse und Aussichten, der einer längeren Vertagung des Parlaments, scheiterte, da erklärten am 20. Mai — nachdem sich zuvor schon die Reihen der Erbkaiserlichen arg gelichtet hatten — 65 Mitglieder auf einmal ihren Austritt, an ihrer Spitze die geachtetsten Namen: **Simson**, **Gagern**, **Dahlmann**, **Mathy**, **Beseler**, **Arndt** u. Die Tapfern, die selbst jetzt noch ausharrten — **Präsident** der Nationalversammlung war jetzt der freisinnige

Darmstädter Abbotat Reh —, wie Biedermann, sahen sich bald durch den Terrorismus der nun übermächtigen Linken gleichfalls zum Austritt gezwungen. Denn als das Parlament einen Aufruf an das deutsche Volk berieth, weigerte sich die Linke, zwei Sätze in denselben aufzunehmen, welche die monarchischen Parteien für unerlässlich hielten: erstens, daß die in dem Aufruf geforderte Bewegung des Volkes nur der Reichsverfassung gelte; zweitens, daß jede Einmischung des Auslandes streng abzuweisen sei. Nun verließ fast der ganze Rest der Mittelparteien die Paulskirche. Und alsbald nach ihrem Scheiden spielten die Radikalsten der Linken, trotz des Widerspruchs angesehener Mitglieder ihrer eigenen Partei, wie Ludwig Uhlands, ihren letzten



Wilhelm Löwe von Calbe.

Trumpf aus, indem sie am 30. Mai die Verlegung des Parlaments von Frankfurt nach Stuttgart (mit 71 gegen 64 Stimmen) durchsetzten, um von dem schon theilweise in vollem Aufstande befindlichen Süden aus die Revolution auch nach Norddeutschland zu tragen. Da legte auch Reh sein Präsidium nieder und schied aus. Als der letzte Präsident des deutschen Parlaments trat Dr. Löwe = Calbe an seine Stelle. Es stellte aber in Wahrheit nur noch einen kleinen Bruchtheil der einstigen Nationalversammlung dar und wurde daher allgemein nur noch das „Rumpfparlament“ genannt.

In Stuttgart sollte die Wirksamkeit dieses Rumpfparlamentes

nur wenige Wochen dauern. Denn die dort gleich zu Anfang eingefetzte „Reichsregentschaft“ (Karl Vogt, Heinrich Simon, Raveaux, Schüler aus Zweibrücken und Becher aus Stuttgart) benahm sich so dreist als revolutionärer Wohlfahrtsausschuß, daß auch der liberale Minister Römer, der anfangs noch selbst an den Sitzungen des Rumpfes theil genommen, im Interesse des Landesfriedens und unter der vollen Zustimmung der sehr liberalen württembergischen Kammern, diesem Treiben ein Ende zu machen gezwungen war. Die „Reichsregentschaft“ erließ nämlich einen Aufruf an das deutsche Volk „zum Kampfe gegen den Absolutismus“ und gebot, nur von ihr selbst Befehle anzunehmen, von sonst niemandem. Sie sandte „Reichskommissare“ in die Pfalz und nach Baden und gebot den dort gegen die Aufrührer im offenen Feld stehenden Truppenführern, sofort die Feindseligkeiten gegen die Freischärler einzustellen, ja setzte sogar einen der Truppengenerale ab, natürlich nur auf dem Papier. Dann forderte sie von der württembergischen Regierung gewissermaßen einen Vorstoß von 5,000 Mann zur Bildung eines künftigen Reichsheeres, und als das, sowie das Aufgebot der Truppentkontingente aller verfassungstreuen Regierungen, erfolglos blieb, forderte sie alle Gemeinden zur Bildung von Volkswehren auf, verlangte endlich auch einen Kredit von 5 Millionen Thalern. Mit jedem dieser Schritte klimmte die



Sprengrung des Rumpsparlaments in Stuttgart.

Reichsregentschaft unter Vogts Führung allerdings eine weitere „Sprosse zur republikanischen Spitze“ empor, aber das Volk klimmte nicht mit, nicht einmal die freiheitsstolzen, aber bedächtigen Schwaben, auf deren Beistand die Linke bei Verlegung des Rumpsparlaments nach Stuttgart namentlich gerechnet hatte. Vielmehr sprachen selbst die sehr freisinnigen württembergischen Kammern dieser Versammlung, in ihrer gegenwärtigen Zusammensetzung, jede Rechtsbeständigkeit ab. Am 17. Juni forderte in Folge dessen der Ministerpräsident Römer den Präsidenten der Nationalversammlung Löwe auf, diese außerhalb des Landes zu verlegen, widrigenfalls die nöthigen Vorkehrungen getroffen werden würden. Am 18. sollte in der Kammer der württembergischen Abgeordneten der Bericht Rehscher's, wonach die Nationalversammlung ihre Verhandlungen so lange zu vertagen habe, bis sie durch Neuwahlen wieder auf die geschäftsordnungsmäßige Zahl von 200 gebracht wäre, zur Verathung gebracht werden. Als Römer auf eine Anfrage Wächter's bemerkte, er habe noch keine Antwort auf seine Zuschrift vom 17. erhalten, da erhob sich Schöbner, zugleich dem Parlament und der Kammer angehörig, zu der kurzen Bemerkung: „Ich kann die Antwort geben; die nächste Sitzung der Nationalversammlung ist heute Nachmittag 3 Uhr.“ Sofort entfernten sich der Minister des Innern Dubernoy und der Kriegsminister Rüpplin, um Vorkehrungen zu treffen; bald hörte man trommeln; die Straßen, die zum Fröh'schen Reithause, dem Versammlungsplatze des deutschen Rumpsparlaments, führten, wurden abgesperrt, das Sitzungslokal selbst geschlossen und unbenüßbar gemacht. Präsident Löwe erhielt noch Nachmittags 1 Uhr ein Billet Römers, worin er wiederholt darauf aufmerksam gemacht wurde, daß gegen das Vorhaben der Drei-Uhr-Sitzung die erforderlichen Maßregeln ergriffen worden seien. Die Mitglieder des Rumpsparlaments aber wollten nur der Gewalt weichen, und so erlebte Stuttgart das traurige Schauspiel der Sprengung des Parlaments. Als vom Hotel Marquardt aus durch die Lange Straße sich der Zug der Parlamentarier durch die dichtgedrängte Menschenmenge dem Reithause näherte, trat der Oberregierungsrath Camerer als Civilkommissär hervor und sagte, er habe den Auftrag zu erklären, daß keine Sitzung gehalten werden dürfe. Präsident Löwe forderte das Militär im Namen der Nation auf, ihm Raum zu geben, aber Trommelwirbel übertönte seine Stimme. Die Offiziere drängten die Soldaten vor, aus einer Seitenstraße kam Kavallerie mit gezogenem Säbel und drängte die Abgeordneten, an deren Spitze, neben ihrem Präsidenten, Uhland und Schott schritten, mit den Pferden zurück. Die Szene machte einen bedenklichen Eindruck und bleibt in ihren Einzelheiten tief bedauerlich; denn es war die Anwendung der Gewalt, deren Folgen unberechenbar hätten sein können, wo, wie Uhland nachher mit Recht hervorhob, die einfache polizeiliche Absperrung des Reithauses genügt hätte. Es blieb dem gesprengten Parlament nichts weiter übrig, als in den Saal des Hotels Marquardt zurückzukehren, wo eine letzte Sitzung gehalten und die Sprengung in etwas aufgetragenen Farben zu Protokoll gegeben wurde. Es kam noch Löwe's Vorschlag, die Versammlung nach Baden einzuberufen, zur Annahme; die von der Nationalversammlung einige Tage zuvor eingesetzte Reichsregentschaft erließ einen Aufruf, für Baden und die Pfalz zu den Waffen zu greifen, und Tags darauf, am 19. Juni, kam es noch zur Unterzeichnung des erwähnten Proto-

tolks, allein eine geplante Schlußversammlung im Werner'schen Saal fand nicht mehr statt, da Minister Duvernoy die nichtwürttembergischen Mitglieder des Rumpfparlaments zum sofortigen Verlassen des Landes aufgefordert hatte. Das Ministerium Römer erließ einen öffentlichen Aufruf, um die Sprengung des Parlaments zu rechtfertigen; eindrucksvoller aber war die tief schmerzliche Erklärung Uhland's vom 23. Juni über die Sprengung, die mit den Worten schloß: „Die Gerüchte, daß ich selbst körperlich verletzt worden, sind schon anderwärts widerlegt; die einzige Verletzung, die ich davongetragen, ist das bittere Gefühl der unziemlichen Behandlung, welche dem letzten Rest der deutschen Nationalversammlung in meinem Heimathland widerfahren ist.“ Von Stuttgart aus begab sich die Reichsregentschaft über Stodach und Donaueschingen nach Freiburg, überall mit Jubel empfangen und endlich nach Baden-Baden, bis die Sturmfluth der preußischen Occupation auch die letzten Trümmer über die Grenze, hauptsächlich in die Schweiz, segte.

So traurig war das Ende der einst so hoffnungsfreudig zusammengetretenen Nationalversammlung und ihres Werkes. Das erste deutsche Parlament mag durch die nicht rechtzeitige Beschleunigung und Abschließung seines Verfassungswerkes selbst einen Theil der Schuld des Mißlingens tragen. Aber der wesentliche Grund des Scheiterns lag doch außerhalb der Paulskirche: in der unseligen Eigenthümlichkeit des Fürsten, in dessen schwache Hand die Geschicke Deutschlands gelegt waren, des Königs Friedrich Wilhelm von Preußen; ferner und hauptsächlich aber in der Unmöglichkeit, jene Riesenaufgabe zu lösen, bei dem damaligen Stande der politischen Bildung im deutschen Volke, nicht am wenigsten in den deutschen Regierungen. Denn das Werk der Schaffung einer deutschen Gesamtverfassung konnte nur gelingen bei allseitiger Einsicht, Selbstverleugnung und Hingebung an diese große Idee, die größte und höchste des deutschen Volksthums — bei den Regierungen sowohl als beim Volke. Da diese höchsten vaterländischen Tugenden und Kräfte aber versagten, so mußte das große Werk scheitern.

Gleichwohl schuldet das deutsche Volk den Männern, die selbstlos, wenn auch vergeblich, nach diesem hohen Ziele gerungen haben, unvergänglichen Dank. Denn „keine Schande, sondern ein Ruhm ist es, seinen Zeitgenossen voraus zu sein“, schließt Sybel sein Urtheil über die Paulskirche, „und deshalb zwar erfolglos in der Gegenwart zu bleiben, aber den Samen einer großen Zukunft auszuwerfen. Dies hat die Nationalversammlung gethan, und damit einen ehrenvollen Namen in der Geschichte behauptet. Die Richtung, welche sie dem vaterländischen Sinne gegeben, ist unvertilgbar geblieben, und auch eine glücklichere Folgezeit hätte das Gelingen nicht erlebt, wäre nicht durch unser erstes Parlament, trotz aller Irrthümer über die Mittel, mit so gewaltigem Nachdruck das Ziel dem Volke gezeigt worden: die Freiheit im Innern, die Einheit nach Außen.“ Der Gründer und Bollender der deutschen Einheit aber, Fürst Bismarck, dankte den „Lezten Dreißig von Frankfurt“ für ihren herzbewegenden Glückwunsch zu seinem 70. Geburtstag am 20. April 1885 in den Worten: „Ihre wohlthollende Anerkennung meiner politischen Thätigkeit ist für mich von um so größerer Bedeutung, als sie aus dem Munde von Männern kommt, welche von Anbeginn unseres parlamentarischen Lebens mit stets

gleicher Hingebung für die Einigung unseres Vaterlandes eingetreten sind.“ Als ein unvergängliches Vermächtniß haftete in der Seele des deutschen Volkes die Erinnerung, daß es einmal eine Gesamtvertretung und die Aussicht auf die Errichtung eines deutschen Reiches gehabt hatte. Jene scheinbar verlorene Arbeit in der Paulskirche war nothwendig, um eine nüchterne Erfassung der wirklichen Verhältnisse zur Reife zu bringen, um einerseits die Unmöglichkeit einer deutschen Einheit mit Oesterreich, und andererseits als den einzig denkbaren Einheitsstifter Preußen jedem Auge, das überhaupt sehen wollte, darzuthun.

Trefflich urtheilt Alb. Pfister über die ganze Bewegung: „Späterer Verbunkelung blieb es vorbehalten, auf das Jahr 1848 zurückzublicken als auf das „tolle Jahr, auf die Arbeit der Jahre 1848 und 1849 als auf eine vergebliche, von kindlicher Naivität getragene und durch die Ungeklärtheit der Ansichten verwirrte. Ja man hat die ganze Versammlung eine rechtlose, nicht gehörig legitimierte genannt, deren eigenmächtiges Verfassungswert unmöglich als Quelle neuen Staatenrechtes angesehen werden könne. Aber das ist ja gerade die Revolution, daß man von den ausgefahrenen Geleisen abgeht und einen neuen Weg sucht, der durch Umwälzung des Bestehenden zum Heile des Ganzen führen soll. Der Umstand, daß noch Niemand im Stande war, das Maß von Sünden, von Störrigkeit, von Schwerhörigkeit einer Regierung festzusehen, um eine Umwälzung gerechtfertigt erscheinen zu lassen, dieser Umstand giebt nicht schlechtweg ein Recht zur Verbammung jeder Umwälzung; die Revolution ist nichts anderes als ein Staatsstreich der Regierten, welcher mit einem oder mehreren Stößen die bisherigen Formen über den Haufen wirft und dem seither unterdrückten Willen zu seinem Rechte verhilft überall da, wo keine vertragsmäßig festgestellten Faktoren für nationale gesetzmäßige Entwicklung vorhanden sind. Wer hat denn das Maß der Volksünden festgesetzt, als man nach den Jahren 1815, 1819 und später das Selbstbestimmungsrecht des Volkes, seine Theilhaberschaft an der Staatsverwaltung immer mehr einschränkte und ihm den Hals zum Erstickn zuzog, geistig und politisch, als man Verträge willkürlich auslegte und brach? Nur ein einziges Vorbeugungsmittel gegen gewaltsame Umwälzungen giebt es, die Antheilnahme jedes einzelnen an der Regierung, zur körperlichen Erscheinung und zur Ausführung kommend durch eine aus allgemeinem Wahlrecht hervorgegangene Volksvertretung. Und diese Erfindung gemacht und der Nachwelt überliefert zu haben, darin besteht gerade das Verdienst der ersten Deutschen Nationalversammlung. Erst heute können wir die Thätigkeit des ersten deutschen Parlaments in vollem Umfange würdigen, wie es zwischen der Eifersucht der Dynastien und Stämme sich hindurchwinden mußte; heute vermögen wir es zu bewundern, wie es den Gedanken der Einheit und Freiheit aus nebelhaften Vorstellungen herausgeschält und in greifbare Form gegossen hat, die nun aufbewahrt werden konnte unversehrt für bessere Tage; mit Wehmuth mögen wir heute auf die Männer blicken, die in geweihten Stunden ihr Bestes drangegeben, um des Vaterlandes Größe zu schaffen, und mit leerer Hand in die Mitte der Volksgenossen wieder herniedersteigen mußten, hernieder von dem Sitz in der glänzendsten Versammlung, die bis dahin in deutschen Landen getagt.“

Sechszehntes Kapitel.

Revolutionäre Erhebung in Sachsen. — Abweisung aller Vermittelung durch den reaktionären König. — Zeughaussturm in Dresden, 3. Mai 1849. — Kämpfe. — Ende des Aufstandes. — Reaktion unter Beust. — Zustand in der Pfalz zu Gunsten der neuen Reichsverfassung. — Gährung in Baden. — Brentano an der Spitze. — Besetzung der Festung Baslatt. — Revolution in Karlsruhe. — Sieg der Radikalen im ganzen Land. — Die Ausdehnung der Bewegung nach andern Staaten mißglückt. — Der Großherzog ruft preussische Hilfe an. — Der Prinz von Preußen. — Mikroslawski Oberbefehlshaber der Insurgenten. — Niederlage bei Wagheusel. — Belagerung und Einnahme von Baslatt. — Ende der badischen Erhebung. — Preußen bildet eine Union. — Oesterreich stellt den alten Bundestag wieder her. — Mantuffel schließt den schimpflichen Vertrag von Olmütz. — Furchtbare Reaktion.

Während die Linke im Parlament in den letzten Monaten seiner Existenz sich auf Beschlüsse und Proklamationen beschränkte, versuchten die Radikalen draußen im Lande durch neue Aufstände das wankende, seiner Stützen beraubte Verfassungswerk zu retten und mit Gewalt durchzuführen. Die gewaltigste Erhebung entstand in Sachsen. Unter dem Schutze der im März 1848 errungenen, vollsten Preß-, Versammlungs- und Vereinsfreiheit verbreitete der fortgeschrittenste Radikalismus, der auf das unverhüllte Ziel der sozialistischen Republik hinsteuerte, seine Grundsätze, welche sowohl in den volkreichen Gewerbstädten, als bei dem verarmten Bauernstand einen fruchtbaren Boden fanden. Dieß zeigte sich besonders bei den ersten Landtagswahlen, die zu Beginn des Jahres 1849 nach dem neuen freisinnigen Wahlgesetz von 1848 stattfanden. Es kam, namentlich durch die Thätigkeit der „Vaterlandsvereine“ ein Landtag zusammen, der den unbegänglichen Namen „Unverfälschter Landtag“ erhielt. Daneben freilich gab es Tausende in Sachsen, die zunächst auf gesetzmäßigem Wege für die neue Reichsverfassung eintraten und, nach Abbruch aller Verständigung mit dem wieder reaktionär gewordenen König Friedrich August II., nach Dresden zogen, um mit Blut und Leben dafür einzustehen. *)

Die Aufregung in der sächsischen Hauptstadt war Anfangs Mai auf eine solche Höhe gestiegen, daß der geringste Anlaß genügte, den Aufbruch her-

*) Kaum irgendwo, urtheilt G. Blum, haben sich so viele Männer von hervorragender Bedeutung und lauterstem Charakter als Mitkämpfer betheiligt, wie an dem Dresdener Aufstand. Kaum irgendwo ist auch, trotz der erbärmlichsten Führung, mit solcher Todesverachtung und Ausdauer gegen die Truppen gekämpft worden, wie hier. Namentlich die Thatsache, daß während dieser ganzen Bewegung keine einzige öffentliche Kasse angerührt und das Privateigenthum meist geachtet wurde, bezeugt, welch ideale Gesinnung die große Mehrheit der Dresdener Mitkämpfer besaß.

beizuführen. Diesen Anlaß bildete ein Vorfall, der unter friedlichen Verhältnissen ohne alle Bedeutung gewesen wäre. Am 2. Mai hatte nämlich die Dresdener Kommunalgarde beschlossen, am 3. Mai eine feierliche Parade zu Ehren der Reichsverfassung zu veranstalten und dieser ein Hoch auszubringen. Ein Verbot der auf 1 Uhr Mittags angesetzten Parade war bis zu dieser Stunde nicht ergangen, obwohl sie durch Maueranschläge bekannt gemacht war. Die Bürgerwehr sammelte sich also, durch Glockenschläge und Generalmarsch berufen, zur Parade, und eine große, ganz unbewaffnete Menschenmenge wogte auf den Straßen hin und her. Die Erregung stieg auf den Gipfel, als bekannt wurde, das Oberkommando der sächsischen Kommunalgarden habe die Parade verboten. Mit lauten Hochs auf die Reichsverfassung gingen die verabschiedeten Bataillone auseinander; zugleich aber schrien Hunderte über Verrath, weil man die Kommunalgarde aus dem Gemarken treten lasse, während die Preußen vor der Stadt ständen, denen man Dresden wehrlos überliefern wolle.

Da ereignete es sich, daß am Zeughaus ein leichtes, hölzernes Gitterthor von der dort sich stauenden Menge absichtslos eingedrückt wurde. Man drang nicht einmal in das Gebäude hinein. Aber die im Hof stehende Infanterie gab Feuer, und 4 Leichen eröffneten die lange Reihe von Opfern der Dresdener Mairevolution. Die anfängliche Bestürzung der Menge wich beim Anblick des vergossenen Blutes schnell der Wuth. Ein Steinhagel sowie das Büchsenfeuer der von der bereiteten Parade her bereitstehenden Turner nöthigten das Militär, sich mit einem Todten und mehreren Verwundeten in die inneren Höfe zurückzuziehen. Vom Rathhaus aus wurde die Bürgerwehr ausgeschiedt, um die Menge zu zerstreuen. Das unter Trommelschlag anrückende Bataillon war jedoch kaum zur Stelle, als aus dem mittleren Thor des Zeughauses ein Kartätschenschuß hervorkrachte und 20 Menschen todt oder verwundet zu Boden streckte, während die Infanterie aus den Fenstern auf die Kommunalgarde feuerte. Als der Kartätschenschuß krachte, befand sich gerade eine Abordnung beim König. Der König schien einen Augenblick zu schwanken und zog sich in sein Kabinet zurück. Aber bei der Rückkehr erklärte er: „Ich kann nicht anders. Ich habe mein Wort gegeben.“ Es war der König von Preußen, dem er hatte versprechen müssen, der Durchführung der Reichsverfassung Widerstand entgegenzubringen.

Das Volk ging nun an eine ernsthafte Vertheidigung. Zum Kommandanten der Bürgerwehr wurde der Rittergutsbesitzer und frühere griechische Offizier *Heinze* gewählt. Das Volk suchte sich in Eile zu bewaffnen und warf unter Leitung des genialen Hofbaumeisters *Gottfried Semper*, eine Reihe von fest gefügten Barrikaden auf. Noch am Abend desselben Tages gingen von Dresden Offiziere ab, um preussische Hilfe ins Land zu rufen. Die preussischen Befehlshaber rings an der sächsischen Grenze hatten bereits früher Befehl erhalten, den Requisitionen aus Sachsen, auch wenn dieselben nur mündlich überbracht werden sollten, sofort Folge zu leisten. Bald verbreitete sich die Kunde in der Stadt, daß der König, die Königin und die Minister v. Beust, Rabenhorst und Zschinsky in der Nacht mit einem Dampfer geflohen seien und sich auf der sächsischen Festung Königstein befänden. Wie verbittert die Stimmung im ganzen Lande war, geht daraus hervor, daß die Bewohner des am Fuße des Königsteins liegenden Städtchens sich der Hinaufschaffung von

Lebensmitteln für die königliche Hofhaltung widersezten, und es erst der Drohung bedurfte, die Stadt bei fernerer Widersezlichkeit zusammen zu schießen. In Dresden war von der Regierung Niemand zurückgeblieben, mit dem verhandelt werden konnte. Nur das aktive Militär war da. Bald kam es denn auch wieder zum Kampfe. Aber nach einigen Stunden wurde zwischen dem Militär und der Stadtdeputation, gegen den Willen der Barrikadenkämpfer, eine Waffenruhe abgeschlossen, die keinen anderen Erfolg haben konnte, als daß sich die Stellung des Militärs durch preußische Zuzüge verstärkte.

Da man vergeblich nach einer verantwortlichen Regierung suchte, so wurde von Mitgliedern der aufgelösten Kammern eine vorläufige Regierung aus dem Geh. Regierungsrath Todt, dem Kreisamtmann Heubner und dem Advokaten Tzschirner gewählt. Begeisterte Hochrufe und Glockengeläute begrüßte die Drei, als sie auf dem Balkon des Rathhauses vor dem Volk erschienen.

Das Militär hatte inzwischen bedeutende Verstärkungen durch gutorganisirte Truppen erhalten und war im Besitz mehrerer ausschlaggebender Stellungen in der Stadt. Auch das Volk hatte Zug von Arbeitern aus der Umgegend, besonders von Maschinenarbeitern aus Chemnitz erhalten. Aber es waren doch nur mangelhaft bewaffnete, vom Marsch ermüdete Streiter. Beim Wiederausbruch des Kampfes am nächsten Morgen war die Lage der Volkskämpfer schon entschieden ungünstiger. Das Zeughaus, die alte Bildergalerie, die Brühl'sche Terrasse, das Schloß, der Zwinger, die Orangerie waren vom Militär besetzt und durch Artillerie geschützt. Das Volk mußte sich auf die Verteidigung der starken Barrikaden beschränken. Das Militär vermied den Straßenkampf und drang durch die durchbrochenen Zwischenwände der Häuser gegen die Barrikaden vor.

Der Kampf währte ununterbrochen vier Tage. Als Führer auf Seiten der Aufständischen fungirten u. a. der Russe Bakunin*), der spätere Reichstagsabgeordnete Ferdinand Goetz, der Chemnitzer Pianofabrikant August Dölge und der Schriftsezer Born. Auch Richard Wagner, Kapellmeister der Hofoper, theilte sich an dem Aufstand und wurde später stechbrieflich verfolgt; ebenso feuerte die berühmteste dramatische Sängerin der Zeit, Wilhelmine Schröder-Devrient, im Kugelnregen die Aufständischen zu tapferer Gegenwehr an. Das Knallen der Büchsen und Dröhnen der Kanonen ruhte nur während einiger Stunden der Nacht. Das Militär hatte in der Artillerie einen Verbündeten, dem das Volk nichts entgegensetzen konnte. Trotz dieser Uebermacht war die Verteidigung auf Seiten des Volks doch so ausdauernd, daß das Militär nach sechstägigem Kampf erst im Besitz

*) Bakunin ließ selber auch das Opernhaus abbrennen, als er es nicht mehr halten konnte. Das Gebäude selbst war alt und haufällig. Allein mit ihm verbrannten nicht nur die Garderobe und Dekorationen des königlichen Theaters im Werthe von etwa 80,000 Thalern, sondern das Feuer ergriff auch den daran anstoßenden Zwingerpavillon, in welchem sich ein Theil der Naturaliensammlung, das Kabinet der Versteinerungen, die Conchylien- und Insektensammlung, die Herbarien und eine werthvolle Mineralsammlung befanden. Diese Sammlungen gingen beinahe sämmtlich zu Grunde, während die dort aufgestellten Kunstschätze durch den aufopfernden Eifer ihres Custos, Hofrath Schulz, gerettet wurden. Die Versuche Bakunins und des Musikdirektor Nädel, das Schloß und Prinzenpalais durch Beschträge u. s. w. in Brand zu setzen und durch Bergleute unterminiren zu lassen, mißlangen.

des kleineren Theils der Altstadt war und nicht einmal den nur einige 100 Schritt vom Schloß entfernten Altmarkt erreicht hatte.

Der Plan des Truppentkommandos war, die Stadt zu umzingeln und dann von allen Seiten nach dem Mittelpunkt derselben vorzudringen. Die Ausführung dieses Planes war um so leichter, als die Volkstreiter vollauf in der Stadt beschäftigt waren und die Vorstädte nicht besetzt halten konnten. So gelang es bis zum Abend des sechsten Kampftages den Truppen, sich aller Eingänge zur Altstadt bis auf einen zu bemächtigen, und es blieb den Vertheidigern nur die Wahl, sich unter den Trümmern begraben zu lassen oder die Hauptstadt aufzugeben und den Widerstand nach einem andern Ort zu verlegen. Man entschied sich für das letztere, und zwar wurde Freiberg im Erzgebirge hiezu ausersehen. Auf ein verabredetes Zeichen fand um Mitternacht der Abzug statt. Nur die Besatzung einiger weniger Barrikaden war durch ein Versehen ohne Kenntniß des Vorhabens geblieben und fiel am nächsten Morgen den Truppen in die Hände, die (ohne Ahnung des Geschehenen und ungewiß über die Bedeutung der tiefen Stille) sich nur vorsichtig in die Straßen wagten, bis sie sich endlich überzeugten, daß die Stadt von den Vertheidigern geräumt war.

Die Hoffnung, den Kampf im Erzgebirge fortsetzen zu können, war trügerisch. Die Stadtväter von Freiberg beschworen Heubner, die Stadt nicht den Schrecken einer Belagerung auszusetzen. Heubner und Bakunin eilten nun den Kämpfern voraus nach Chemnitz, um dort die Vorbereitungen zur Vertheidigung zu treffen. Allein Nachts wurden sie von einigen nach Belohnung Lüfternen im Gasthof gefangen und über Leipzig nach Dresden gebracht. Die noch vorhandenen Kämpferschaaren und Zuzüge lösten sich auf. Der Widerstand war gebrochen. Bakunin wurde an Oesterreich, dann an Rußland ausgeliefert und nach Sibirien verbannt. Tschirner kam nach Baden und Todt erreichte die Schweiz. Ebenso Richard Wagner. An den Gefangenen sollen die Soldaten zum Theil Grausamkeiten ausgeübt haben. Viele Gefangene seien, so wird behauptet, in die Elbe gestürzt oder aus den Fenstern geworfen worden. Und zwar wurden die preussischen Soldaten in diesen Grausamkeiten bei weitem von den sächsischen übertroffen. Die übrig gelassenen Gefangenen, so u. a. Otto Heubner, Aug. Dolge, wurden im Zuchthaus von Waldheim begraben. Nur ein Theil von ihnen hat nach langen Jahren die Freiheit wiedergesehen. Der reaktionäre neue Minister v. Deust ließ seinem Haß gegen die deutsche Einheit sogar soweit die Zügel, daß er den großen Vorkämpfer derselben Karl Biedermann unter den wichtigsten Vorwänden zu Gefängnißstrafe verurtheilen und seiner Professur entsetzen ließ.

Nächst der sächsischen Regierung sträubte sich die bayerische aufsehtigste, die deutsche Reichsverfassung anzuerkennen, während das bayerische Volk ebenso wie das sächsische in seiner großen Mehrheit die Regierung zur Anerkennung drängte. Der König und sein Minister v. d. Pfordten lösten daher am 11. Juni die Kammern auf. Schon lange zuvor aber war den seit Jahrzehnten für die deutsche Einheitsbewegung begeisterten Pfälzern die Geduld zerrissen, da sie bereits zu Anfang Mai auf alle ihre Vorstellungen bei der Regierung zu Gunsten der Annahme der Reichsverfassung ein schroffes

„Nein“ zur Antwort erhalten hatten. Hier wie in Sachsen war es der Bevölkerung bitterer Ernst, als am 5. Mai die Rheinpfalz einmüthig für die Reichsverfassung sich erhob, Vertrauensmänner zur Leitung der Bewegung und zu Verhandlungen mit der Münchener Regierung als provisorische Regierung in Kaiserslautern einsetzte, zugleich aber auch die gesammte Volkswehr zur Durchführung der Reichsverfassung unter die Waffen rief. Die Gesezlichkeit des Verlangens und der Bewegung ließ sich anfangs nicht bestreiten. Doch wurde sie, bei dem zähen Widerstande der Münchener Regierung, und der Ohnmacht der bayerischen Beamten und Truppen in der Pfalz, bald revolutionär, indem die Leiter der Bewegung die königlichen Behörden entweder gänzlich bei Seite schoben oder doch in deren Wirkungskreis eingriffen, so daß die Pfalz dem Einflusse der gesetzlichen Gewalten sehr bald so gut wie gänzlich entzogen war. Dazu kam der Beschluß der provisorischen Regierung, das pfälzische Heer durch Aushebung bis auf 30,000 Mann zu bringen; denn sofort strömten „von allen Seiten Freiwillige herbei, flüchtige Barrikadenkämpfer, wühlerische Demagogen, emigrierte Polen, Handwerksburschen, unstete Abenteurer und Taugenichtse, Turner und jugendliche Schwindelköpfe. Durch freiwillige Beiträge und durch Zwangsbesteuerungen erlangten die Führer des Aufstandes in dem wohlhabenden Lande bald die nöthigen Geldmittel; aber die militärische Leitung des Generals Szynade war eine höchst mangelhafte.“ Die Bevölkerung fiel größtentheils von der Sache des Aufstandes ab. In Folge dessen traf die provisorische Regierung der Rheinpfalz am 18. Mai ein Abkommen mit der gleichgesinnten Regierung in Baden, welches die Pfälzer Erhebung fortan mit der badischen vereinte und unter badischen Oberbefehl stellte.

In Baden bot die Haltung der Regierung gegenüber der Reichsverfassung auch nicht den Schatten eines Vorwandes zur Unzufriedenheit, geschweige denn zu einem Aufstand, der im guten Glauben die Fahne der Reichsverfassung gegen diese Regierung hätte aufpflanzen können. Denn die badische Regierung war die erste, welche das deutsche Verfassungswerk der Nationalversammlung am 11. Januar 1849 rückhaltlos anerkannte; und die freiheitlichen Zustände waren mustergiltig beschaffen. Allein nach der oben berichteten Niederwerfung des Strube=Putzsches hatten die demagogischen Volksaufwiegler ihr Unwesen maßloser als je zu treiben begonnen. Durch die Presse und Klubs, „die badischen Volksvereine“, die unter Leitung des „provisorischen Landesauschusses“ zu Mannheim mit einem dichten Netz das ganze Land überspannten, wurde gewählt. Seit Heders Verschwinden und Strubes Gefangennahme war Lorenz Brentano der Vorsizende des Landesauschusses und Führer der republikanischen Partei in Baden geworden; er strebte allerdings, wie sein ganzes Verhalten zeigt, bei dieser Agitation persönlich nicht sowohl nach Beseitigung der badischen Dynastie, als nach Beseitigung des ihm tödtlich verhassten Ministers Bett und weiter danach, mit seinen Gesinnungsgegnossen von der Kammer, Christ und Peter, selbst Minister zu werden. Das war unendlich bequemer unter dem Großherzog, als ohne diesen. Er entfesselte zunächst einen Agitationssturm zum Zweck der Auflösung der Kammer, „da mit der Kammer auch das Ministerium fallen mußte“, und der

Einberufung eines konstituierenden Landtages. Als diesem Begehr nicht willfahrt wurde, erzwangen Brentano und seine Partei allmählich den Austritt ihrer Gefinnungsgegnossen, um die Kammer beschlußunfähig zu machen. Ferner nährten sie im badischen Heere den revolutionären Geist. Eine Meuterei brach zuerst aus am 11. Mai 1849 in der Bundesfestung Rastatt, wo u. a. Strube seine 5jährige Festungshaft abbüßte. Der Kriegsminister Hoffmann eilte sofort mit einer Anzahl treuer Truppen in die Festung, um die Ordnung herzustellen. Umsonst! Bedroht von den tobenden und zuchtlosen Soldaten, die schon mehrere Offiziere verwundet hatten, flüchtete er sich am Abend unter großer Gefahr mit den meisten Offizieren aus der Stadt und ließ die Festung in der Gewalt der Meuterer. Ähnliche Auftritte fanden an demselben Tage in Lörrach statt. Nun war auf den 13. Mai eine große Volksversammlung nach Offenburg ausgeschrieben. Am Tage zuvor traten die Abgeordneten sämmtlicher Volksvereine zu einer Vorberathung zusammen und setzten im Hochgefühl des Sieges, weil ihnen so eben die Bundesfestung Rastatt zur Verfügung gestellt worden, eine Reihe von Forderungen auf, deren sofortige Gewährung sie bei dem Staatsministerium durch eine Deputation nachsuchten. Darin war die Auflösung der Kammern, die Einberufung einer konstituierenden Landesversammlung nach dem allgemeinen Wahlrecht, die Entfernung des Ministeriums Beck und eine allgemeine Amnestie begehrt. Die Regierung ertheilte eine ausweichende Antwort und wendete sich nach Frankfurt mit der Bitte um schnelle Absendung von Reichstruppen. Während ihr aber von hier die Nachricht zuging, daß die Zentralregierung für den Augenblick keine Truppen zur Verfügung habe, war der Verlauf der Offenburgers Volksversammlung, bei der sich Abgeordnete der Rastatter Besatzung eingefunden, so stürmisch, daß sich nicht nur der als Kommissar der Zentralregierung anwesende Raveau mit Unwillen abwandte, sondern daß auch der kurz zuvor durch richterliches Urtheil aus seiner Haft befreite Fickler und der Obmann der Volksvereine Brentano zur Mäßigung rathen. Aber wie konnte man von einer solchen Versammlung Mäßigung erwarten! Der „Landestag zu Offenburg“ erklärte die „Revolution für fortwährend“, beschloß „die alsbaldige Verschmelzung des stehenden Heeres mit der Volkswehr unter selbstgewählten Führern“, und errichtete einen „Landesausschuß“, der die Durchführung der Reichsverfassung, „wie sie nun nach der durch die Ereignisse beseitigten Oberhauptsfrage feststeht“, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln bewirken sollte. Zugleich wurden Bestimmungen getroffen, die das ganze Verwaltungs- und Gerichtswesen umgestalteten, die Besteuerung abänderten und einige sozialistische Einrichtungen zur Erleichterung des Gewerbestandes und zur Unterstützung „arbeitsunfähig gewordener Bürger“ mittelst eines großen „Landespensionsfonds“ in Aussicht stellten.

Die Revolution verbreitete sich nun schnell über das ganze Land. Am nämlichen Sonntag Abend kehrten zwei Kompagnien von Bruchsal in trunkenem Zustande und wilder Zügellosigkeit nach Karlsruhe zurück und verbreiteten den Aufruhr in der Hauptstadt. Das Innere der Kaserne wurde zerstört, die Wohnung eines mißliebigen Oberst verwüstet, ein Dragoner-Rittmeister, der mit seinen Leuten die Ordnung herstellen wollte, nebst einem Unteroffizier und Gemeinen getödtet. Die Offiziere, von ihren eigenen Sol-

daten verlassen und bedroht, suchten Rettung in schneller Flucht; der muthige Prinz Friedrich (der heutige Großherzog) schwebte in Lebensgefahr. Unter diesen Szenen rasender Empörung verließ der Großherzog mit seiner Familie das Schloß und begab sich, geschützt durch das Dunkel der Nacht und geleitet von einer Abtheilung Dragoner und einigen Artilleristen, zuerst nach der Festung Germersheim, dann nach dem elsässischen Städtchen Lauterburg. Am nächsten Tag (14. Mai) folgten die Staatsminister. Nun war der Landesausschuß, der sich von Offenburg nach Rastatt begeben hatte, im Besitze der Herrschaft, und der Stadtrath von Karlsruhe, um größeres Unheil von der Bürgerschaft abzuwenden, ließ durch eine Deputation demselben die Erklärung



Karte des badischen Kriegsschauplatzes.

abgeben: „daß die Stadt Karlsruhe ihnen nicht entgegen treten werde, wenn sie dahin kommen wollten, in der Voraussetzung, daß sie für den Schutz der Stadt Sorge tragen würden.“ Unter klingendem Spiel zog am Abend des 14. Mai der Landesausschuß mit militärischer Begleitung in Badens Hauptstadt ein, und Brentano, das Haupt der „provisorischen Regierung“, gab vom Balkone des Rathhauses herab die Versicherung, „der Landesausschuß werde seine Thätigkeit auf die Erhaltung der öffentlichen Sicherheit und die Durchführung der Reichsverfassung beschränken.“ Strube, gleich vielen anderen politischen „Märthyrern“ aus seiner Haft befreit, nahm Theil an dem „Landes-

ausschuß“, welcher durch ein allgemeines Aufgebot der wehrbaren Jugend von achtzehn bis dreißig Jahren die „Volkswehr“ ins Leben rief. Zahlreiche Freischaaaren, die von allen Seiten herbeiströmten, mehrten die Menge der Streiter. Waffen und Kriegsbedarf boten die Arsenale und Vorrathshäuser des Staats. In Kurzem waren alle Geister der Revolution in Baden vereinigt. Zugleich wurde ein Versuch gemacht, das benachbarte H e s s e n = D a r m s t a d t in den Strom der Bewegung hineinzureißen. Eine Volksversammlung in Ober = L a u d e n b a c h an der Bergstraße, auf der Grenzscheide der beiden Großherzogthümer, sollte der Anfang sein, die revolutionäre Bewegung nach H e s s e n zu tragen; aber die Ermordung eines geachteten Darmstädter Beamten (Regierungsdirigent Prinz), der die Versammlung in den Schranken der Gefeslichkeit halten wollte, empörte so sehr alles sittliche und menschliche Gefühl, daß sich die Bevölkerung und vor Allem das Militär mit Unwillen von



Franz Sigel.

einer Sache abwandte, die durch solche Mittel durchgeführt werden sollte; und wie sehr auch in Worms und Mainz, wo noch alte Erinnerungen aus den neunziger Jahren den Wühlereien eines Ziz und Genossen als Unterlage dienten, durch Turner und Freischärler für die rothe Fahne gewirkt wurde, in der Provinz Starkenburg fand die republikanische Bewegung keinen Boden. Als badische Truppen unter Franz Sigel auf der Bergstraße über Heppenheim und Weinheim an die hessische Grenze rückten und mit klingendem Spiel in das nachbarliche Land einziehen wollten, um auch hier den Bund der Volksverbrüderung zu schließen, wurden sie von dem hessischen Militär mit Kartätschen empfangen, was sie dermaßen außer Fassung brachte, daß sie sich in eiliger verwirrter Flucht nach Heidelberg zurückzogen. Die Revolution blieb somit

auf Baden beschränkt. — Bei dieser Isolirung der revolutionären Bewegung auf einen kleinen Raum und bei dem Mangel alles Widerstandes konnten nun aber die Radikalen von ihrem Siege keinen Gebrauch machen. Sie beriefen eine konstituierende Landesversammlung ein, die, aus demokratischen Minoritätswahlern hervorgegangen, nur das Abbild der unfähigen provisorischen Regierung war; in gleichem Grade unfähig zeigten sich die „Zivilkommissäre“ der Amtsstädte und die Anführer der Soldaten und der „Volkswehr“. Zwar bildete sich eine Partei des beschleunigten Fortschritts, die den Sozialdemokraten Strube als Haupt anerkannte, und von der republikanischen „Schweizer-Region“ unterstützt, mit dem Plane umging, die rothe Republik auszurufen und die sozialistischen Wahngestalten zu verwirklichen, allein der nüchterne und maßvolle Brentano hintertrieb das gefährliche Unterfangen, das von fremden Abenteurern vollführt, unberechenbares Unheil über das Land gebracht haben würde. Mittlerweile

hatte sich der Großherzog nach Ehrenbreitstein und von da nach Frankfurt begeben und sich um Hilfe an die Centralgewalt und, als diese keine hinreichende Truppenmacht zur Verfügung hatte, an die preussische Regierung gewendet. Letztere gewährte die verlangte Unterstützung nur unter der Bedingung, daß Baden dem „Dreikönigsbunde“ beitrete, weshalb der Großherzog das bisherige Ministerium entließ und sich ganz an Preußen angeschlossen. Und als auch das bayerische Ministerium v. d. Pforden trotz seines Widerstandes gegen den „Dreikönigsvertrag“ das Einrücken preussischer Truppen in die Pfalz nachsuchte, so wurde ein gemeinsamer Angriff auf das revolutionäre Land beschlossen.—Eine Streitmacht von 33,000 Mann sammelte sich unter dem Oberbefehle des Prinzen von Preußen, das Corps v. Hirschfeld bei Kreuznach, um gegen die Pfalz, das v. d. Gröbenz bei Frankfurt, um gegen Baden zu operieren, letzteres in seiner linken Flanke unterstützt durch ein aus Hessen=Darmstädtern, Mecklenburgern, Kurhessen und Nassauern gebildetes Reichsheer unter v. Decker. Leicht ging die Bewältigung der Pfalz von Statten, wo die Revolution bei der Bevölkerung nicht sonderlich Wurzel gefaßt hatte. Ihre Streitkräfte waren von schlechtester Beschaffenheit, der Versuch der provisorischen Regierung, die Rheinpfalz unter französischen Schutz zu stellen, war in Paris abgewiesen worden. Am 13. Juni überschritten die Preußen in drei Kolonnen die Grenze und vollzogen nach den Gefechten bei Kirchheim=Bolanden und Rinnthal, sowie dem Entsatz von Landau ihre Vereinigung bei Germersheim. Doch gelang es einem Reste von 5,000 Freischärlern unter dem polnischen General Snambe, welcher Jenner v. Jennenberg im Oberbefehl ersetzt hatte, bei Knielingen über den Rhein zu entkommen und sich den badischen Insurgenten anzuschließen. Nun langte auch ein bayerisches Corps unter Fürst Thurn und Taxis an, dessen erstes Augenmerk war, überall möglichst schnell die Preußen abzulösen und den Dank zu sparen. Am 20. ging Hirschfeld bei Germersheim über den Rhein, um dem von Norden kommenden v. d. Gröben die Hand zu reichen.



Ludwig Mieroslawski.

In Baden verfügte zwar die Revolution über 20,000 geschulte Soldaten mit allem Material, aber es fehlte an Offizieren und Mannszucht, die Volkswehr war wertlos. Erst mit dem Polen Mieroslawski, der noch nicht von seinen sizilischen Wunden genesen, auf Wunsch der Häupter der provisorischen Regierung am 9. Juni den Oberbefehl übernahm, kam ein neuer Geist in die Führung. Die glückliche Vertheidigung der Neckarlinie bei Ladenburg

und Großsachsen gegen das Reichsheer am 15. und 16. erfüllte seine Truppen mit Vertrauen. Dennoch wäre er, durch die von Germersheim auf Philippsburg und Bruchsal vordringenden Preußen im Rücken umfaßt, jezt schon, zwischen Neckar und Pfingz, verloren gewesen, wenn er sich nicht mit ebenso viel Kühnheit als Geschick aus der Schlinge gezogen hätte. Mit seiner Hauptmacht kehrt machend, warf er sich, 11,000 Mann stark, am 21. Juni bei Waghäusel (unweit Bruchsal) auf die nur 5,000 Mann zählende Vorhut Hirschfelds unter General v. Hanneken und zwang sie nach hartnädigem Kampfe zum Rückzuge auf Philippsburg; zu ihrem Glücke entsendete ihr Hirschfeld auf den zu ihm herüberschallenden Kanonendonner Verstärkung. Bei Wiesenthal geworfen und in der Seite gefaßt, löste sich ein großer Theil der Badischen in wilder Flucht auf, den besseren Theil seiner Truppen aber und sein ganzes Material rettete Mieroslawski nach Sinsheim, das er vor dem bei



Amand Goegg.

Zwingenberg über den Neckar gegangenen Reichsheere erreichte, und von da südwärts über Eppingen und Bretten nach Durlach. Unterdeß hatten jedoch die Dragoner in Mannheim eine Gegenrevolution ins Werk gesetzt, hatte v. d. Gröben am 22. bei Ladenburg und Heidelberg den Uebergang über den Neckar erzwungen. Hirschfeld nahm nun die Richtung gegen Süden, schlug am 23. Snayde bei Ulstadt, bei Durlach Mieroslawski's von Beder befehligte Vorhut, und am 25. wurde Karlsruhe besetzt, so daß die provisorische Regierung mit Brentano an der Spitze fliehen mußte. Mit noch 13,000 Mann erreichte Mieroslawski die Murg; seine letzte Hoffnung war

Rastatt. Allein nachdem Peucker am 29. sich der Uebergänge bei Ottenuau und Gernsbach bemächtigt, v. d. Gröben am 30. bei Ruppenheim die tapfer vertheidigte Murgstellung gesprengt hatte, wurde die Flucht nach dem Schwarzwalde allgemein. Zwar war auch diese Gebirgzschanze gegen das umzingelnde Vorgehen der Preußen nicht zu halten, dennoch ließ die Langsamkeit derselben die Führer mit einem großen Theile des Materials in die Schweiz entflüpfen.

Sigel führte seine Truppen, die sich und ihre Sache leider durch Plünderungen unterwegz entehrten, bei Eglisau, Goegg und Blenter die ihrigen bei Konstanz in die Schweiz.

Nun war auch das letzte Stündlein der provisorischen Regierung gekommen. „Am 25. Juni waren die Diktatoren mit etwa 20 „Gefolgehebern“ in Offenburg eingetroffen, waren dann aber sofort weiter nach Freiburg geeilt. Hier machte Strube am 27. Juni erneut den Versuch, Brentano zu stürzen und



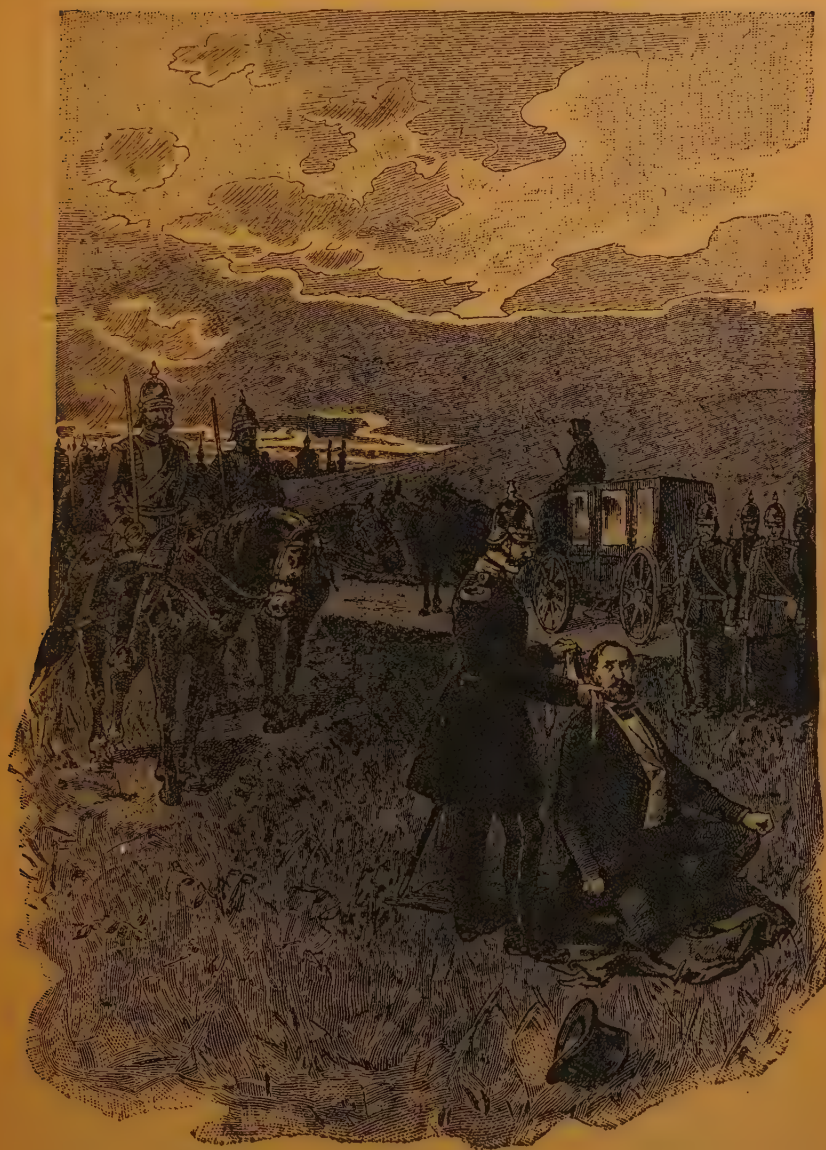
Kapitulation von Rastatt.

durch Raveaux zu ersetzen. Der Antrag wurde mit wenigen Stimmen Mehrheit abgelehnt, dagegen setzte Strube am 28. seinen Antrag durch, daß „jeder Versuch einer Verhandlung mit dem Feinde als Vaterlandsberrath bestraft werde.“ Das zielte abermals auf Brentano, denn dieser hatte die Absicht ausgesprochen, durch Unterhandlungen der aufgelösten Armee die Verbannung in die Fremde zu ersparen. Sofort legte Brentano sein Amt nieder, verließ noch in derselben Nacht mit zwei vertrauten Freunden Freiburg und eilte durch den Schwarzwald nach Schaffhausen, von wo er am 1. Juli sein vernichtendes Urtheil über die ganze Bewegung, — damit aber freilich auch über sich selbst — den Gegnern zuschleuderte, die am 29. Morgens, über seine Amtsniederlegung erschrocken, ihn bittflehend zurückzurufen beschloßen, als sie ihn aber abgereist fanden, seine Flucht als „feigen Verrath am Vaterlande“ brandmarkten. Zu Anfang Juli war von revolutionärer badischer Regierung auf badischem Boden nichts mehr vorhanden.

Die Schlußjzenen des badischen Trauerspiels sind angefüllt mit der Belagerung und Einnahme von Rastatt. Seltsame Fügung, daß der Aufstand an derselben Stelle in Blut und Thränen erstickt werden sollte, von der er ausgegangen war! Die Festung wurde bereits am 1. Juli von den Preußen, unter Führung des Grafen v. d. Gröben, fest umschlossen; der Oberbefehlshaber der Festung war der frühere badische Leutnant Diebemann, der indeß seiner Aufgabe in Rastatt in keiner Weise gewachsen war. Sehr bald trat Mangel an Lebensmitteln und Kriegsbedarf ein, und als den Belagerten klar geworden, daß ganz Baden, auch das Oberland von Freiburg bis Konstanz in der Hand der Sieger, und auf Entsetzung durch Sigel's Armee nicht länger zu hoffen war, ergaben sie sich am 23. Juli auf Gnade und Ungnade. Nachmittags um 4 Uhr streckte die Besatzung die Waffen vor den Preußen, außerhalb des Niederbühler Thores der Festung. Zuerst die Infanterie unter Viedenfeld, dann die Dragoner, die Artillerie, die Volkswehren, zuletzt die abenteuerlichen und verwitterten Gestalten der Freischaren. Nachdem sie die Waffen abgelegt, wurden sie als Gefangene in die Kasematten der Festung zurückgebracht, etwa 5,600 Mann. Ein furchtbares Loos! Die badische Erhebung war zu Ende.*)

Die Kriegsgerichte begannen nun ihre Thätigkeit. Jedes einen badischen Unterthanen betreffende Urtheil wurde dem Großherzog zur Genehmigung vorgelegt, Er milbete vielfach; trotzdem wurden 40 zum Tode verurtheilt und erschossen und 21 zu Zuchthaus verurtheilt. Von diesen wurde allerdings einer, Scholterer von Rastatt, der sich bei Rettung gefährdeter Offiziere u. s. w. hervorgethan, zu Festungshaft begnadigt und bald entlassen, und von den zum Tode verurtheilten Bürgerlichen Theodor Mögling und D. v. Corbin zu Zuchthaus begnadigt und vor Ablauf ihrer Strafzeit entlassen. Von namhaften bürgerlichen Angeklagten wurden zum Tode verurtheilt und erschossen: in Mannheim der Reichstagsabgeordnete A. v. Trübschler und Heinrich Dieß; in Rastatt: der Schriftsteller Eichenhans, der Oberstleutnant von Viedenfeld, der Kommandant der Festung, Diebemann, der Freischaarenführer

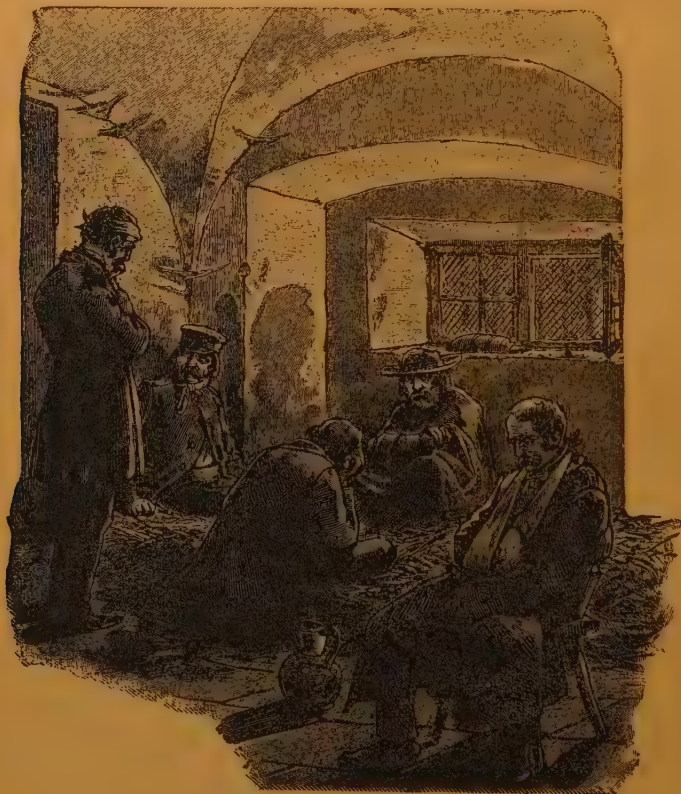
*) G e d e r, von der provisorischen Regierung aus Amerika zurückgerufen, fand bei seiner Landung in Frankreich die Revolution bereits unterdrückt; er wüthete gegen das „altersschwache“, der Revolution unfähige Europa und kehrte „kesselerfüllt“ nach Amerika zurück.



Erschießung v. Trübschler's in Mannheim.

Böning, der polnische „General“ Mniowski; in Freiburg: Max Dortu und der Radikale Fr. Neff von Rümelingen bei Lörrach.

Für einen gebildeten Mann war der Tod auf dem Sandhaufen gewiß leichter zu ertragen, als die lebenslängliche entehrende Haft im Zuchthause. Und deshalb erschütterte das Schicksal Gottfried Kinkels ganz Deutschland. Er war mit seinen Studenten von Bonn aufgebrochen, um im Kampfe für die Reichsverfassung das Zeughaus in Siegburg zu stürmen. Der Anfall mißlang, und Kinkel ging nach Baden, da ja auch die Führer der badi-



In den Kasematten von Rastatt.

schen Erhebung vorgaben, für die Reichsverfassung zu kämpfen. Bei einem der ersten Kämpfe am Rhein schon gerieth er in preussische Gefangenschaft und wurde nun im Feldzug bis nach Freiburg geschleppt, wo ihn das Kriegsgericht zu lebenslänglicher Festungshaft, „zu erstehen in einem Civilgefängniß“, d. h. in einem Zuchthause, verurtheilte. Zu seinem Glück hatte sein ebenso rein wie er selbst begeisterter Schüler Karl Schurz den badischen Feldzug mitgemacht, war zwar in Rastatt gefangen worden, aber entkommen und ließ den

geliebten Lehrer wissen, daß er nicht ruhen und rasten werde, bis die Befreiung Rinkels gelinge. Schurz hielt getreulich Wort. Im November 1850 befreite er in fast wunderbarer Weise Rinkel aus dem Zuchthause in Spandau.

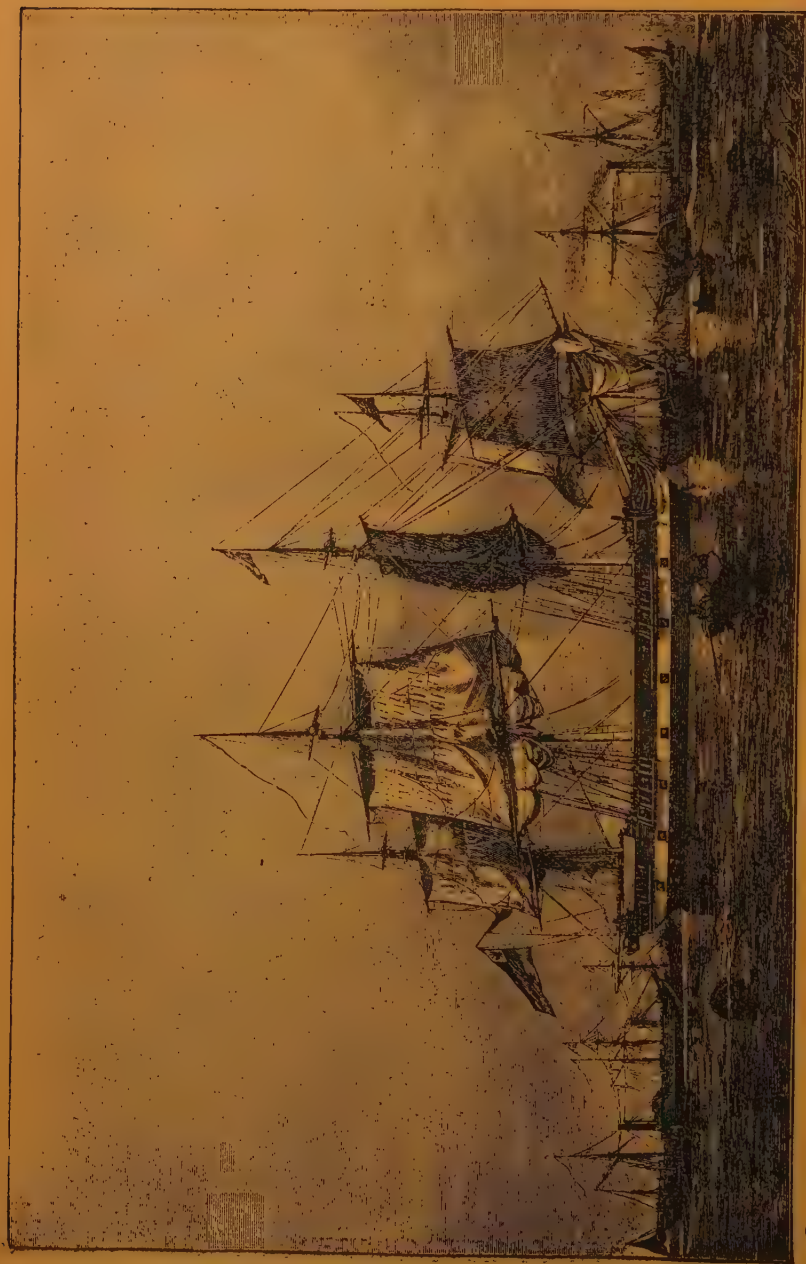
So zerrann der schöne Traum, den Deutschland 1848/49 von seiner Einheit und Freiheit geträumt hatte. Friedrich Wilhelm IV., der mit seiner Ablehnung der Kaiserkrone das Verfassungswerk der Paulskirche vereitelt hatte, hielt sich zwar nun durch seine früheren Verheißungen für verpflichtet, das Einheitswerk seinerseits aufzunehmen; der erste Schritt dazu war der Abschluß des sog. Dreikönigsbündnisses mit Sachsen und Hannover am 26. Mai 1849, dem im Laufe der folgenden vier Monate einundzwanzig der kleineren deutschen Staaten beitraten; zwei der bedeutendsten und wichtigsten dagegen, Bayern und Württemberg, hielten sich, Preußens Absichten mißtrauend, von der Union fern — sie thaten offen, was trotz ihrer Unterschriften auch Hannover und Sachsen insgeheim wünschten und bald auch zur That werden ließen.

Allein Oesterreich, das sich seit der Unterwerfung der Ungarn wieder völlig bei Kräften fühlte, und an dem Minister Schwarzenberg einen thatkräftigen Leiter besaß, hatte keine Lust, sich seinen Einfluß in Deutschland durch Preußen rauben zu lassen, und erblickte das beste Mittel zur Durchkreuzung seiner Pläne in der Wiederherstellung des lockeren Staatenbundes von 1813.

Daher berief es 1850 den alten Bundestag, in welchem es den Vorsitz führte, nach Frankfurt, worauf Preußen sieben Tage nach dem bedeutsamen 6. Februar des Jahres 1850, an dem Friedrich Wilhelm IV. als erster Preußenkönig den Schwur auf die Verfassung leistete, die er seinem Volke gegeben hatte, den Reichstag der neubegründeten deutschen Union zur ersten Tagung einberief. Allein bevor noch in Erfurt seine Sitzungen eröffnet wurden, zerfiel der Dreikönigsbund bereits wieder durch den Austritt von Hannover und Sachsen; damit war dem Unionsparlament von vornherein der Boden entzogen, es ward schon am 29. April „dauernd vertagt“. So spaltete sich Deutschland, indem ein Theil der Fürsten sich um Preußen, ein Theil um Oesterreich scharte. Zugleich bot sich ein Anlaß dar, der den Krieg zwischen den beiden Rivalen sofort zum Ausbruch zu bringen drohte. Der Kurfürst



Minister von Manteuffel.



Dampfschiffe „Lübeck“ und „Bremen“.

Fregatte „Deutschland“.

Korvette „Franklin“.

Dampfschiff „Hamburg“.

Die erste deutsche Flotte auf der Elbe im August 1848. (Nach einer gleichzeitigen Zeichnung von J. Pichmehl.)

von Hessen, ein launenhafter Despot, suchte nämlich die Verfassung seines Landes umzustößen; als er dabei auf den einmüthigen Widerstand seiner Unterthanen stieß, rief er, obgleich er der preussischen Union beigetreten war, die Hilfe des Frankfurter Bundestages, d. h. Oesterreichs, an, weil er mit diesem eher zum Ziele zu kommen hoffte. Wirklich rückten österreichisch = bayerische Truppen in Hessen ein. Preußen schien sich dies militärische Einschreiten auf seinem Unionsgebiete nicht gefallen lassen zu wollen; es ließ ebenfalls Truppen in Hessen einmarschieren, und ein Zusammenstoß schien unvermeidlich. Da wich Friedrich Wilhelm IV. nach dem Rathe seines neuen Reaktions=Ministers Manteuffel, zurück, zumal Zar Nikolaus Oesterreich drohend zur Seite stand. Er gab in einem Vertrag, der zu Olmütz geschlossen wurde, Oesterreichs Forderungen in allen Stücken nach und erlitt dadurch ohne Schwertstreich eine Niederlage, welche man im In- und Auslande derjenigen bei Jena an die Seite stellte (November 1850). Preußen mußte gestatten, daß in Kurhessen unter dem Schutz bayerisch=österreichischer Truppen das gute Recht vom Minister Hassenpflug schamlos mit Füßen getreten wurde; es mußte seine Union auflösen und den Bundestag unter Oesterreichs Vorsitz wieder anerkennen und beschicken. So war Deutschland wieder glücklich da angelangt, wo es vor 1848 gewesen, und aufs Neue breitete sich von 1849 an jene furchtbare Reaktion über ganz Deutschland aus, die ein Jahrzehnt lang unter Oesterreichs Fremdherrschaft schwerer und schmerzlicher als je zuvor lastete. Da wurde durch das Londoner Protokoll vom 8. Mai 1852 Schleswig-Holstein in das Dänenjoch gezwungen, am 2. April 1852 die deutsche Flotte durch den Lippeschen Staatsmann Hannibal Fischer versteigert, jedes Verfassungsrecht straflos gebrochen, jedes Freiheitsrecht mit Füßen getreten, jede Regung nationalen und freiheitlichen deutschen Sinnes schonungslos verfolgt und bestraft. Nicht minder eifrig und unablässig waren Oesterreich und die mit ihm in undeutscher und reaktionärer Politik innigst verbündeten deutschen Mittelstaaten bemüht, Preußen durch den kläglichen Bundestag zu demüthigen und zu vergewaltigen.

Siebzehntes Kapitel.

Lamartine das Haupt der provisorischen Regierung in Frankreich. — Die neue Nationalversammlung will von sozialistischen Experimenten nichts wissen. — Zur Beschwichtigung der Massen in Paris Errichtung von Nationalwerkstätten. — Kämpfe mit den Arbeitern. — Abschaffung der Werkstätten. — Viertägiger blutiger Straßenkampf. — Sieg Cavaignac's. — Prinz Louis Napoleon Bonaparte. — Zum Präsidenten der Republik gewählt. — Vorbereitung des Staatsstreichs mit Hilfe gewissenloser Abenteurer. — Streit mit der Kammer wegen des allgemeinen Wahlrechts. — Staatsstreich am 2. Dezember 1851. — Napoleon III. erblicher Kaiser von Frankreich. — Ende der Revolution. — England und die erste Weltausstellung. — Entwicklung der Vereinigten Staaten. — Indianerkriege. — Krieg mit Mexiko 1847. — Entdeckung von Gold in Californien.

Während all dieser Vorgänge hatte auch die Freiheitsbewegung in Frankreich in ihr völliges Gegentheil umgeschlagen. Für die eigentlichen Sieger in der Februarrevolution hielten sich die Sozialisten, welche nun die „soziale Republik“ verwirklichen wollten. Darüber, wie dieselbe einzurichten sei, herrschte freilich weder unter den Massen, noch unter den Führern, unter denen Louis Blanc der hervorragendste war, die mindeste Klarheit. Ihre einzigen Leistungen bestanden in endlosen Straßenaufmärschen, denen Lamartine als Haupt der provisorischen Regierung mit bewunderungswürdiger Geistesgegenwart standhielt, bis eine Nationalversammlung vom ganzen Lande nach allgemeinem Stimmrecht gewählt war, welche im Mai 1848 zusammentrat, um der Republik eine Verfassung zu geben. Diese Versammlung war in ihrer großen Mehrheit republikanisch gesinnt; aber von sozialistischen Experimenten wollte sie nichts wissen. Um die hauptstädtischen Massen zu beschwichtigen und den Tausenden, welche durch die Wirren der Revolution plötzlich brotlos geworden waren, während der ersten Zeit Unterhalt zu verschaffen, hatte die provisorische Regierung sogenannte „Nationalwerkstätten“ errichtet. Die Insassen derselben waren allmählich auf 120,000 angeschwollen und kosteten dem Staat wöchentlich Millionen, ohne irgend etwas Nützliches zu produzieren, während die Privatwerkstätten, soweit sie nicht schon durch die Geschäftsstockung stillstanden, aus Mangel an Arbeitskräften leer standen. Brachte das schon allgemeine Unzufriedenheit, so kamen dazu noch schwere finanzielle Verlegenheiten, das Volk weigerte sich seine Steuern zu entrichten, mit dem Geschäftsverkehr stockte zugleich der Geldverkehr der Banken, die Waarenlager wuchsen durch den Mangel an Käufern erschreckend rasch, zahllose Geschäfte mußten ihre Zahlungen einstellen — der politischen Krise

folgte die wirthschaftliche. Zweimal, Mitte April und Mitte Mai, versuchten die sozialistischen Klubs die Macht an sich zu reißen, beide Male siegten die Vertreter der Ordnung; die auf Grund des allgemeinen Stimmrechtes vorgenommenen Ergänzungswahlen zur Nationalversammlung endeten mit einem glänzenden Triumph der provisorischen Regierung und einer schweren Niederlage der Arbeiterpartei.

Dadurch ermutigt, wurde am 15. Juni in der Nationalversammlung der Antrag gestellt, die Nationalwerkstätten als das Haupthinderniß für die Wiederherstellung der Industrie und der Arbeit aufzulösen. Ein lauter Aufschrei des Zornes und des Hasses war die Antwort der Sozialisten. Schon am Abend des 22. fanden Zusammenrottungen statt, und am Morgen des 23. war halb Paris nach einheitlichem, längst vorbereitem Plane mit Barricaden bedeckt. Diesmal jedoch war die Regierung besser auf ihrer Hut. Dem General Cavaignac, der seit dem 17. Juni das Kriegsministerium bekleidete, war es durch geschickte Vorkehrungen gelungen, die Garaison auf 29,500 Mann zu verstärken; zu diesen kamen 16,000 Mann Mobilgarde und 2,500 republikanische Garden. Längs der Eisenbahn nach Bourges standen 8,000 Mann so vertheilt, daß sie beim ersten Rufe herbeieilen konnten. Gewichtig durch den 24. Februar ging der von den Generalen entworfene Plan vorzugsweise auf die Deckung der Nationalversammlung und des Hôtel de Ville, daher die Truppen um die Tuilerien massiert wurden. Zur Nationalgarde lieferten die Volksviertel keine Mannschaften, die Einen gingen freiwillig zu den Insurgenten über, andere wurden durch Drohungen zurückgehalten, einige Legionen schlossen sich in Masse der Insurrection an. In den übrigen Stadttheilen dagegen that die Nationalgarde ihre volle Schuldbigkeit, sie nahm sogar noch vor Ankunft der Linie unter schweren Verlusten zwei ungeheure Barricaden im Faubourg Poissonnière.



General Cavaignac.

Die Nationalversammlung that ebenfalls ihre Schuldbigkeit, indem sie die Auflösung der Nationalwerkstätten beschloß und den General Cavaignac, diesen erprobten Republikaner, mit diktatorischer Gewalt bekleidete. In viertägigem Straßenkampfe (23.—26. Juni) schmetterte er dann den Auf-

stand nieder. Es war der blutigste Kampf, den die Seinestadt je gesehen. Sieben Generale waren gefallen; mehrere Deputierte und der Erzbischof d'Affre von Paris wurden beim Versuch, Frieden zu stiften, erschossen. Am 27. legte Cavaignac seine Vollmachten in die Hände der Nationalversammlung zurück, erhielt sie aber sofort aufs Neue übertragen unter dem Namen eines Präsidenten des Conseils mit dem Rechte, seine Minister selbst zu ernennen.

Bereits aber war wieder der Mann auf die politische Bühne getreten,



Louis Napoleon Bonaparte.

der schon durch zwei lächerliche Versuche während der Regierung Louis Philippe's seine Hand nach der französischen Krone ausgestreckt hatte, Prinz Louis Napoleon Bonaparte, ein Neffe Napoleons I. und Sohn Ludwigs, des Königs von Holland. Er barg jetzt sein Sehnen hinter der bescheidenen Miene des schlichten Abgeordneten, dem nichts anderes am Herzen lag, als die friedliche Entwicklung der Republik. „Sein unscheinbares Aeußere kam der Komödie, die er spielte, trefflich zu statten; kaum einer, der die schlaffe Ge-

stalt mit dem häßlichen Kopf, der langen Nase und den kleinen, ausdruckslosen Augen sah, die weder Dent- noch Willenskraft verriethen, hätte von diesem Abbild der Schwäche je eine ernste That, eine zähe Energie in der Vorbereitung kühner Gewaltstreiche erwartet. Und doch sollte der Abenteuerer, in dem selbst die Mehrzahl seiner Anhänger nur eine Gliederpuppe sahen, die tanzte, wenn andere die Schnüre zogen, in überraschend kurzer Zeit zum mächtigsten Fürsten Europas aufsteigen. Der Zauber, der von ihm ausging und das französische Volk im Bann hielt, lag nicht in seiner Person, sondern in dem Namen, den er trug. Das Wort Napoleon genügte, um vor den Augen der ruhmstüchtigen Nation das strahlende Bild des ersten Kaiserreichs wieder erstehen zu lassen, und mit der Erinnerung erwachte bei Hunderttausenden die brennende Sehnsucht nach einer Wiederkehr der Jahre der Macht und des Glanzes.“

Am 13. Juni 1848 erklärte die Kammer die Wahl des Prinzen zum Abgeordneten für gültig, obwohl die Napoleoniden aus Frankreich verbannt waren; sie that es nicht zuletzt darum, weil sie beweisen wollte, daß die Republik keinen Prätendenten fürchte. Der Prinz blieb indessen trotz dieses Beschlusses in London und trat erst dann in die Kammer ein, als ihm bei einer der Neuwahlen im Herbst wiederum ein Mandat zugefallen war. Allein auch hier trat er nirgends hervor, weder als Redner in den Debatten, noch bei der Berathung der neuen Verfassung — schweigend erwartete er den Tag, an dem ganz Frankreich ihn rufen würde. Um so eifriger waren seine Anhänger thätig, die breiten Schichten des Volkes mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß Louis Napoleon mehr als alle anderen Bewerber ein Anrecht auf die *P r ä s i d e n t e n*-Stellung habe, die nach den Bestimmungen der am 4. November genehmigten Verfassung nicht durch die Kammer, sondern durch ein Plebiszit zu besetzen war. Als am 10. Dezember die Wahl des Staatsoberhauptes stattfand, kamen von den Kandidaten nur zwei ernstlich in Betracht, Cavaignac und Louis Napoleon; von den 7½ Millionen abgegebenen Stimmen fielen indessen kaum 1½ Millionen auf den verdienten General, nahezu 5½ Millionen dagegen auf den Prinzen, den nichts empfahl als sein Name.

Mit mächtigem Sprung hatte Louis Napoleon die höchste Spitze im republikanischen Staatswesen erklommen, aber sein brennender Ehrgeiz war damit keineswegs befriedigt. Schon in dem Augenblick, da er „im Angesicht Gottes und des französischen Volkes“ feierlich den Schwur leistete, der demokratischen Republik treu zu bleiben und alle durch die Verfassung auferlegten Pflichten zu erfüllen, war er fest entschlossen, den ersten günstigen Augenblick zu benutzen, um die Republik durch ein neues napoleonisches Kaiserthum zu vernichten. Die Gelegenheit durfte nicht lange auf sich warten lassen; sie wurde vom Präsidenten, der mit einem Male überraschende staatsmännische Fähigkeiten entwickelte, außerordentlich geschickt vorbereitet. Ueberall, wo es angängig erschien, wies Louis Napoleon in Wort und Schrift auf die große Aufgabe hin, die er zum Heile seines Vaterlandes noch zu erfüllen habe, überall ließ er aber auch durchblicken, daß nur die unbeschränkste Machtbollkommenheit die Erreichung dieses Zieles ermöglichen könne — „jeden Wind fing er in seine Segel, am hellen, lichten Tage wurde der Staatsstreich des Jahres 1851 vorbereitet.“ Dann füllte er das Heer und den Beamtenstand mit seinen Anhängern und gewann auch den Klerus, indem er die Waffen der französischen Republik zur Unterdrückung der römischen Republikaner und zur Wiederaufrichtung des Kirchenstaates verwandte. In der Kammer hatten die Monarchisten ebenfalls die Mehrheit erlangt. Weil aber die einen den Enkel Karls X., die andern denjenigen Louis Philippe's und nur wenige Louis Napoleon zum Monarchen haben wollten, so gerieth dieser bald mit ihr in endlose Streitigkeiten. Da die Verfassung eine Wiederwahl des Präsidenten untersagte und die Kammer sich weigerte, dieselbe in diesem Punkte zu ändern, auch auf seinen Vorschlag, das allgemeine Wahlrecht zu dem Umfange, den es im Jahre 1848 gehabt, wiederherzustellen nicht einging, beschloß er auf Drängen seines Halbbruders *Morny*, des Kriegsministers *de Saint Arnaud*, des Ministers *Perpigny*, des Oberstleutnants *Fleury* und anderer gewissenloser Abenteurer endgiltig zu handeln.

Als die Kammer am 4. November ihre Sitzungen wieder aufnahm, war alles zum entscheidenden Schlage vorbereitet. Der Kriegsminister hatte sämtlichen Befehlshabern aufs neue die Pflicht unbedingtsten Gehorsams eingeschärft und zugleich aus den Kasernen das Dekret entfernen lassen, das der Nationalversammlung das Recht zusprach, unmittelbar über die Truppen verfügen zu dürfen. Nachdem man sich so der Armee versichert hatte, wurde der Kammer abermals der Antrag unterbreitet, durch Aufhebung ihres früheren

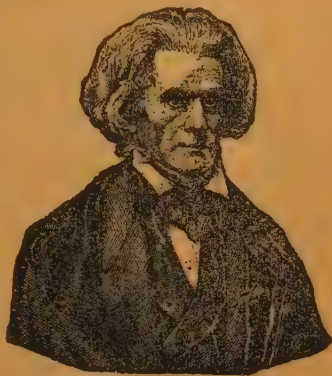


Königin Viktoria von England.

Beschlusses das allgemeine, unbeschränkte Stimmrecht wieder herzustellen; der Erwartung entsprechend wies sie das unbedingte Ansinnen zurück, nicht ahnend, daß der Präsident gerade dieser Ablehnung bedurfte, um die Massen zu entflammen und zugleich für seine Cäsarenpläne blind zu machen. In der Nacht vom 1. zum 2. Dezember 1851 reiften die Wünsche zur That. Bis zur Mitternachtsstunde hielt der Präsident eine glänzende Gesellschaft im Eliseepalast um sich versammelt; doch als die Pariser am näch-

sten Morgen erwachten, lasen sie an den Straßenecken ein Dekret, das die Auflösung der Nationalversammlung und den Belagerungszustand verkündete, das allgemeine Stimmrecht wiederherstellte, und gegen die störrische Kammer Berufung einlegte an das Volk, den „einzigen Souverän“; das Nachtmittel, das Napoleon forderte, war die Ausdehnung seiner Präsidenschaft auf eine Dauer von zehn Jahren. Von den Abgeordneten wurde ein Theil wie Thiers, Cambaignac u. a. in ihren Betten überrascht und verhaftet, ein anderer Theil wich vor den blinkenden Bajonetten der Truppen zurück, die alle wichtigen Punkte der Hauptstadt besetzt hielten; der Rest verschanzte sich hinter der Phrase: Wir besitzen das Recht, unsere Gegner die Gewalt — also fügen wir uns! Die Barrikadenkämpfe, das beliebteste Requisit aller politischen Konflikte, gewannen nirgend große Bedeutung; sie wurden, weil schwach besetzt, mit leichter Mühe von den Soldaten genommen, und zugleich, um Schrecken zu verbreiten, auf

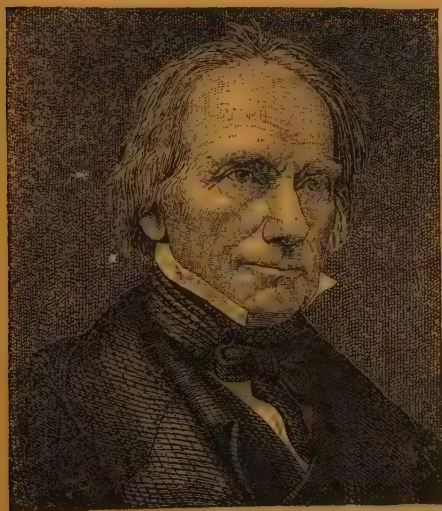
dem Boulevard und in den anstoßenden Häusern eine Menge friedlicher Personen niedergeschossen. Tausende von Republikanern wurden gefangen und theils in den Gefängnissen umgebracht, theils nach Cahenne oder Algier deportiert. Die Nation aber, durch die Aufstände und Drohungen der Sozialisten geschreckt, ließ sich diese „Rettung“ gefallen und hieß den Staatsstreich gut, indem sie mit $7\frac{1}{2}$ Millionen Stimmen (gegen 640,000) eine von Louis Napoleon der Volksabstimmung unterbreitete Verfassung annahm, die ihn zunächst unter dem Titel eines Präsidenten auf zehn Jahre zum absoluten Herrn des Landes machte. Ein Jahr später ließ er sich durch eine neue Volksabstimmung als Napoleon III. zum erblichen Kaiser erheben, und Europa beeilte sich, das neue französische Kaiserreich anzuerkennen, das, wenn der Versicherung seines Trägers zu trauen war, nach Innen und nach Außen den Frieden bedeute. — „Die unerbittliche Nemesis hatte sich vollzogen. Durch eigene Schuld hatte es Frankreich dahin gebracht, daß eine Handvoll Abenteuerer ohne Familie, ohne Glauben und ohne



John Calhoun.

Sitte sich zu Rettern der Gesellschaft, zu Beschüßern der Religion aufwerfen konnte. Aus einem dreißigjährigen parlamentarischen Leben hatte es so wenig gelernt, daß die zweite Revolution genau so wie die erste in Despotismus ausging. Aber von der Geburt desselben an blieb dem Volke, das ihn selbst gewollt, doch in der Tiefe der Seele ein instinktiver moralischer Stel zurück, den auch die glänzendsten Erfolge des zweiten Kaiserreichs nie vollständig haben überwinden können. Metternich aber meinte: „Die Regierungsform Frankreichs ist die intermittierende Monarchie“.

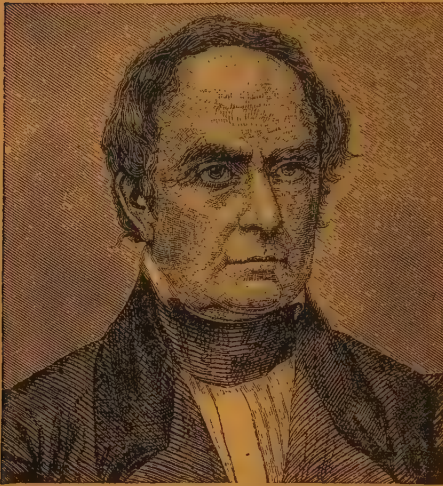
Das einzige Land, welches in Europa verhältnismäßig geringe Einwirkung durch die



Henry Clay.

Februarrevolution erfuhr, war England. Ungeört wandte es sich mit Geschick und Kühnheit der Ausdehnung seines Welthandels zu, und

Prinz Albert, der Gemahl der Königin Viktoria, krönte seine rastlos und hochherzig jedem Fortschritte der Humanität gewidmete Thätigkeit durch die von



Daniel Webster.

ihm ausgehende Anregung zu einer allgemeinen Weltausstellung und die gelungene Verwirklichung dieses Gedankens. Am 1. Mai 1851 konnte dieselbe in dem nach Paxtons - genialem Entwurfe aus Glas und Eisen errichteten Gebäude feierlich eröffnet werden, „als eine Schaustellung des Vorzüglichsten, was die verschiedenen Völker in Rohstoffen und Maschinen, an Erzeugnissen des Gewerbes und der Kunst aufzuweisen hatten, als eine belehrende Schule für die Zurückgebliebenen, eine ermunternde Genugthuung für die fortgeschrittenen Industriezweige, eine kräftige Belebung des Wettstreits zwischen den ebenbürtigen Nationen und eine

laute eindringliche Predigt von dem Segen der Wechselwirkung und des freien Austausches der Güter und der Ideen, mit einem Worte als eine der Industrie und ihrer Bedeutung für die Gegenwart von der ganzen Welt dargebrachte Huldigung. Von späteren an Glanz weit übertroffen, ragte sie doch über alle folgenden hervor durch die Neuheit des großartigen Schauspiels und den Eindruck auf die Zeitgenossen. Diesen war sie der Bogen des Segens, der sich friedeberühmend über die verjüngt aus den Fluthen der Revolution auftauchende Erde spannte, der Anbruch der glücklichen Aera, in der die Völker nicht mehr mit den Waffen des Krieges, nur noch mit dem Wettstreit des Gewerbefleißes einander bekämpfen würden. In Wirklichkeit bildete sie nur einen flüchtigen Ruhepunkt, bevor die Unfertigkeit der europäischen Verhältnisse und die durch die Reaktion nur für den Augenblick und äußerlich überwundenen Kräfte sich in einer Reihe blutiger und in kurzen Zwischenräumen sich ablösender Kriege entluden.“



Martin Van Buren.

Unsre Union endlich wurde nur insofern von der Revolution berührt, als Tausende aus Deutschland sich in ihren freihheitlichen Schooß flüchteten. Andere Fragen waren es ja, welche unser Land mehr und mehr in Anspruch nahmen. Unter Präsident Andrew Jackson (1829—1837) erhoben

sich mehrere der Südstaaten, und erklärten durch ihren geistvollsten Vertreter John Calhoun (aus Süd-Carolina), die einzelnen Staaten hätten das Recht, ein von der Bundesregierung erlassenes Gesetz (in diesem Falle das Tarifgesetz von 1828) bei Seite zu setzen (to nullify). Der Norden bekämpfte dieß, namentlich durch den genialen Daniel Webster (aus Massachusetts). Ein Kompromiß (allmähliche Herabsetzung der Zölle) kam schließlich durch Henry Clay, Senator von Kentucky, zu Stande. Gegen Ende des Jahres 1835 kam es abermals zum Krieg mit den Seminolen-Indianern, welche unter ihrem Häuptling Osceola einen hartnäckigen Widerstand gegen ihre Verpflanzung nach westlich vom Mississippi gelegenen Landereien leisteten. Sie wurden indeß schließlich vom Oberst Taylor, dem späteren Präsidenten, nahe dem See Okechobee geschlagen. Bald nach der Amtseinführung des demokratischen Präsidenten Martin Van Buren (1837—1841) trat eine große Handelskrise ein, und Handel und Industrie lagen längere Zeit gänzlich darnieder. Sein Nachfolger William Har-



William Harrison.

rison starb schon nach einem Monat der Amtsführung und Vizepräsident John Tyler (1841—1845) wurde Präsident. In jener Zeit ließen sich die Mormonen in Nauvoo, Illinois nieder, mußten aber schließlich 1845 die Stadt verlassen und begaben sich unter Führung Brigham Young's nach Utah. Gegen Ende der Tyler'schen Verwaltung, während welcher die traurigen Finanzverhältnisse anhielten, verursachte die Frage der Aufnahme von Texas in die Union bedeutende Aufregung. Die Texaner hatten sich unter Gen. Houston von Mexiko unabhängig gemacht und brückten den Wunsch aus, in die Union aufgenommen zu werden, welchem Wunsche indeß die Antisklaverei-Partei heftig opponierte. Erst unter Präsident James Polk (1845—1849) wurde die Einverleibung von Texas in die Union beschlossen. Einen weiteren Zu-



John Tyler.

wuchs erhielten die Staaten durch die Einverleibung des Oregon gebiets, das das heutige Oregon sammt Washington und Idaho umschloß. Die Engländer waren dahinter her; man kam aber zu friedlicher Theilung und machte den 49. Breitengrad zur Grenze. Uebler erging's bei der Auseinanderetzung über die Grenze zwischen Texas und Mexiko. Texas forderte den Rio Grande, Mexiko den Rucceß als Grenzfluß. Die Regierung der Ver. Staaten schlug vor, auf diplomatischem Wege den Streit zu schlichten, hatte aber mit diesem Vorschlag bei den heißblütigen Mexikanern kein Glück. Da blieb also nur der blutige Appell ans Schwert. General Taylor rückte an den Rio Grande und schlug die Mexikaner bei Palo Alto und Resaca, dann überschritt er den Fluß und erzwang die Uebergabe von Monterey. Inzwischen erhielt Gen. Winfield Scott den Auftrag, über Vera Cruz einen



James Polk.

Einfall in Mexiko zu machen. Er schlug den Feind unter Gen. Santa Anna bei Buena Vista, Contreras, erstürmte Chapultepec und zog am 14. September 1847 siegreich in der Stadt Mexiko ein. Der Friede vom 2. Februar 1848 bestimmte, daß ganz Neu-Mexiko und Ober-Californien der Union überlassen werden und der Rio Grande den Grenzfluß zwischen Texas und Mexiko bilden sollte. Wenige Tage nach Unterzeichnung des Friedensprotokolls ereignete sich in Californien etwas, das die ganze civilisierte Welt in eine fieberhafte Aufregung versetzte. Man hatte Gold gefunden! Ein Arbeiter, der im Dienste von Oberst Sutter stand, hatte in dem ausgegrabenen Sande eines Mühlendamms mehrere Goldkörner, und nach weiterem Suchen Stücke Gold gefunden. Wie mit Windeßflügeln verbreitete sich die Nachricht. Man schloß die Werkstätten, verließ die Kaufläden, die Schreibpulte und die Farmen und eilte dem Dorado zu. Das armselige Dörfchen San Francisco wuchs im Nu zu einer ansehnlichen Stadt heran, und California hatte Ende 1852 bereits eine Bevölkerung von mehr als einer Viertelmillion. Mit dem Aufrasten des Goldes war's freilich bald vorbei — aber Californien wurde doch durch die zuströmenden Menschen besiedelt und der Kultur erschlossen; bereits 1850 wurde es als Staat in die Union aufgenommen.



Gen. Winfield Scott.

Biographien der hervorragendsten politischen Persönlichkeiten. — 1815—1850.

1. Fürst Clemens von Metternich.

Unter den Männern, die während dieser und auch der vorhergehenden Zeitperiode bestimmend auf die Geschichte der europäischen Völker eingewirkt haben, ist Fürst Metternich insofern der hervorragendste, als er am längsten, d. h. nahezu 40 Jahre lang in Oesterreich an der Spitze der Regierung stand, und als in ihm sich jene reaktionäre Politik verkörperte, welche nicht nur in Oesterreich, sondern auch in ganz Deutschland und Italien gleichbedeutend mit Unterdrückung eines jeden geistigen und politischen Fortschritts und aller Freiheitlichen und nationalen Regungen war. Ein Staatsmann großen Stiles war er nicht, so sehr er sich auch selbst für den Inbegriff aller Staatsweisheit hielt. „Er ist“, sagte vom Stein einmal, „ein kalter, absichtlicher, flach berechnender Mann, der sich vor jeder kräftigen Maßregel scheut, sich das Ziel nahe steckt und sich mit jämmerlichem Flickwerk behilft.“ Er war ein feiner, kluger, geschmackvoller Mann, ein Virtuose im Detail der diplomatischen Geschäfte, hinreichend und unverwundlich als Gesellschafter; aber was ihm fehlte, war der starke Schwung des Geistes und Charakters, der für den allgemeinen Gang der Ereignisse die großen geschichtlichen Standpunkte finden lehrt. Am 15. Mai 1773 zu Koblenz als Sproß einer alten niederrheinischen Adelsfamilie und als Sohn des Reichsgrafen Franz Georg Metternich geboren, wurde der nachmalige Fürst Clemens Wenzel Nepomuk Lothar 1801 österreichischer Gesandter in Dresden, 1803 in Berlin und von 1806 bis 1809 in Paris. Als nach der Schlacht bei Wagram Graf Stadion zurücktrat, wurde Metternich erst provisorisch, dann am 8. Oktober 1809 endgültig als i. f. Staats- und Konferenzminister mit der Leitung der auswärtigen Politik betraut. Am 20. Oktober 1813 verließ ihm der Kaiser Franz die unbeschränkt vererbende österreichische Fürstenwürde; am 25. Mai 1821 erfolgte seine Ernennung zum Haus-, Hof- und Staatskanzler und im Oktober 1826 zum Präsidenten der Ministerialkonferenzen für die inneren Angelegenheiten. Seinen hervorragenden Antheil an den weltgeschichtlichen Vorgängen der Napoleonischen Zeit, wie am Wiener Kongreß haben wir bereits im einzelnen geschildert. Daß von ihm eingeführte reaktionäre Regiment, das alle Macht in die Hände der Aristokratie und einer nach oben servilen, nach unten aber brutalen Bourgeoisie legte, dauerte auch unter Kaiser Ferdinand I. fort. Allein die in

den Völkern einmal rege gewordenen liberalen und nationalen Ideen ließen sich auf die Dauer durch Polizeimaßregeln doch nicht unterdrücken. Der Sturm des Jahres 1848 legte auch Metternich hinweg. Der allmächtige Minister mußte am 13. März seine Aemter niederlegen und nach England entfliehen. 1849 begab er sich nach Brüssel und 1851 nach Schloß Johannisberg am Rhein, das er 1814 vom Kaiser Franz zu Lehen erhalten hatte. Im September 1851 kehrte er wieder nach Wien zurück, wo er dann bis zu seinem am 11. Juni 1859 erfolgten Tode in Zurückgezogenheit gelebt hat.

2. Ludwig I., König von Bayern.

Wenn auch von dem politischen Wirken König Ludwigs I. nichts besonders Ruhmenswerthes gesagt werden kann, indem er höchst verhängnißvolle Mißgriffe beging, so verdient er doch unter den hervorragendsten Persönlichkeiten dieser Zeitperiode genannt zu werden durch sein bahnbrechendes Streben auf dem Gebiete der Künste. Geboren am 25. August 1786 zu Straßburg, wo damals sein Vater Max Joseph, der nachmalige beliebte, wohlwollende erste König von Bayern, Oberst eines französischen Regiments war, erhielt er eine strenge, einfache Erziehung von vortrefflichen Lehrern, die seine hohen natürlichen Anlagen zu vielseitiger Bildung entwickelten. Er besuchte dann auch die Universitäten Landshut und Göttingen und läuterte und verfeinerte durch mehrfache Reisen nach Italien sein Kunstverständniß. Mit dem Protektorat Napoleons über die süddeutschen Staaten vermochte er sich trotz aller materiellen Vortheile nicht auszuföhnen, sondern blieb stets in seiner Gesinnung echt deutsch. Am 2. Oktober 1810 vermählte er sich mit der Prinzessin Therese von Sachsen-Hildburghausen und lebte nach der Beendigung des Befreiungskrieges meist in Würzburg und Aschaffenburg, seinen Kunstbestrebungen sich widmend. Den künstlerischen Interessen und den Wissenschaften blieb er auch als König sein Leben lang treu, während er den politischen Geschäften nie Geschmack abgewinnen konnte und darin nur eine Last sah, die ihn seinen Liebhabeereien entzog. So konnte es, obwohl Ludwig I. nach seiner Thronbesteigung energische Anläufe zu liberalen Reformen unternahm, und seine erste Thronrede am 17. November 1827 die Fortführung derselben verkündete, doch zu nichts Rechtem und Durchgreifendem in dieser Richtung kommen, denn es fehlte ihm an Ehytem und Ausdauer, und seine Regierungsweise war voller Launen und Widersprüche. Unvergessen aber wird stets bleiben, was er auf künstlerischem und wissenschaftlichem Gebiete für das früher von den Mäusen gänzliche verlassene Bayern gethan hat. München wurde durch ihn der Mittelpunkt eines regen Kunstlebens, großartige Bauten wurden ausgeführt und Sammlungen angelegt, deren Kosten der König zumeist aus seinen Privatmitteln bestritt. Er berief die Maler Cornelius, Schnorr, Raulbach und andere nach München, damit sie seine Bauten mit Fresken schmückten. Schwanthaler schuf zahlreiche Bildwerke, die Glasmalerei und Giebkunst wurden von dem kunstinnigen Könige wieder belebt. Die Glyptothek hatte er schon als Kronprinz zu bauen begonnen, 1826 wurde der Grundstein zur Alten Pinakothek, 1830 der zur Walhalla gelegt. Während aber der König auf dem Gebiete der Kunst eine neue Ära schuf und mit den Freiheitsbestrebungen der

Griechen lebhaft sympathisierte, lenkte er seinem eigenen Volke gegenüber immer mehr in absolutistische und reaktionäre Bahnen ein, was ihm die Herzen der Liberalen entfremdete. Im Oktober 1846 kam die spanische Tänzerin Lola Montez nach München, die den König bald in ihre Neze zog und eine fast unumschränkte Herrschaft über ihn erlangte. Sie wurde zur Gräfin v. Landsfeld erhoben, und unter ihrem Einfluß entschloß sich Ludwig I., jetzt eine entschieden liberale Regierung zu beginnen. Dadurch brachte er nun wieder die gesammte reaktionäre Partei gegen sich auf, ohne die Liberalen für sich zu gewinnen, die keine Lust zeigten, ihre Sache zu beslecken, indem sie sich auf Seite „der neuen Dubarry“ stellten. Die allgemeine Mißstimmung wurde so groß, (s. oben S. 150 und 151), daß die Montez, ja sogar der König selbst nicht vor öffentlichen Beleidigungen sicher waren. Als es am 10. und 11. Februar 1848 zum offenen Aufstand kam, und in Folge der Pariser Februarrevolution auch Bayern von der revolutionären Bewegung ergriffen wurde, legte Ludwig I. am 20. März die Krone nieder. Auch nach seiner Abdankung verwendete er noch große Summen aus seinen Privatmitteln auf Kunstwerke, Sammlungen und Bauten, unter denen noch zu nennen sind: die Neue Pinakothek, die Ruhmes- und Befreiungshalle in Kelheim, die Propyläen, das Odeon, die königliche Residenz, der Wittelsbacher Palast, die Basilika, die Allerheiligenkirche, Ludwigskirche und Marienkirche in der Münchener Vorstadt Au, die Feldherrnhalle, das Siegesthor, das Kunstausstellungsgebäude, die Verschönerungen der Dome in Bamberg, Regensburg und Speyer. Ludwig I. hat im ganzen nahezu 22 Millionen Gulden für Bauten und Kunst ausgegeben. Der geistigen Entwicklung Bayerns und indirekt ganz Deutschlands hat er dadurch wichtige Dienste geleistet. Er starb am 29. Februar 1868 in Nizza. Sein Reiterstandbild zierte seit 1862 den Odeonsplatz in München; in Kissingen wurde 1891 sein Mar-morstandbild enthüllt.

3. Nikolaus I., Kaiser von Rußland.

Nikolaus, der dritte Sohn Kaiser Pauls I. von Rußland aus dessen zweiter Ehe mit der Prinzessin Sophie Dorothea von Württemberg, geboren am 6. Juli (25. Juni russischer Zeitrechnung) 1796, wurde von seiner Mutter sehr sorgfältig erzogen und blieb während der ganzen Regierungszeit seines ältesten Bruders Alexander den Staatsgeschäften gänzlich fern. Nachdem er sich am 13. Juli 1817 mit Charlotte, der ältesten Tochter König Friedrich Wilhelms III. von Preußen vermählt hatte, lebte er nur seiner Familie und dem Garnison-dienst. Am 1. Dezember 1825 starb Alexander I. und da der zweitgeborene Bruder Konstantin schon vorher durch einen geheimen Akt auf den Thron verzichtet hatte, fiel Nikolaus ganz unerwartet die Krone Rußlands zu. Als Nikolaus I. übernahm er am 24. Dezember 1825 die Regierung und wurde am 3. September des folgenden Jahres feierlich zu Moskau zum Kaiser gekrönt. An Stelle des milden, schwankenden, von Gefühlswallungen und schwärmerischen Ideen geleiteten Regimentses seines Bruders führte er eine streng autokratische, auf eine unbedingt ergebene Bureaukratie und ein zahlreiches Heer gestützte Regierungsweise ein; der Absolutismus in seiner reinsten Form wurde von ihm zum ausschließlichen Regierungsprinzip erhoben. Nach innen bestand seine

Politik darin, die russische Nationalität aus sich selbst heraus zu zivilisieren, die urreigenen Institute und Einrichtungen zu erhalten und zu fördern, die moskowitzische Welt als Inbegriff des Slaventhums gegenüber dem Germanenthum und dem Romanismus erscheinen zu lassen. Daher wurden nicht nur die alten Ordnungen aufrecht erhalten, sondern in ihrem ursprünglichen Geiste reformiert und wiederbelebt. Dem Regierungsgrundsatz: Gleichförmigkeit im Innern entsprach der andere: Machterweiterung nach Außen. Nikolaus' I. äußere Politik war vorzugsweise auf Asien und die Eroberung der Türkei gerichtet. Der Krieg mit Persien brachte ihm beim Friedensschluß am 28. Februar 1828 eine bedeutende Gebietserweiterung, bei dem im gleichen Jahre beginnenden Krieg gegen die Türkei fiel ihm als Beute die ganze Ostküste des Schwarzen Meeres zu. Die polnische Erhebung im Jahre 1831 wurde mit blutiger Strenge unterdrückt, gegen alle nichtrussischen Nationalitäten des weiten Reiches mit scharfen Unterdrückungsmaßregeln vorgegangen. In den politischen Stürmen von 1848 und 1849 verhielt sich Nikolaus I. anfangs abwartend, ergriff dann aber die günstige Gelegenheit, um durch militärische Beihilfe zur Niederwerfung des ungarischen Aufstandes die österreichische Politik sich dienstbar zu machen (s. oben S. 196), und als „Hort der Legitimität“ gegen die Revolution sich als Schiedsrichter aufzuwerfen. Sein Einfluß auf Friedrich Wilhelm IV. war sehr groß, die reaktionären Kreise Preußens verehrten ihn als ihren Schutzherrn und „Vater der reaktionären Weltordnung“. Im Orient spielte er sich als Schirmherr der morgenländischen Christenheit auf und unter diesem Deckmantel wob die schlaue und konsequente russische Diplomatie die Fäden zu dem Strick, mit dem der „krante Mann“, wie Kaiser Nikolaus zuerst in einem vertraulichen Gespräch die Türkei nannte, erdrosselt werden sollte. England und Frankreich aber standen längst mißtrauisch auf der Wacht. Als Kaiser Nikolaus 1853 zur Ausführung des sorgsam vorbereiteten Planes, die Türkei zu vernichten, schritt, traten England und Frankreich gegen ihn in den Kampf, und der unglückliche Verlauf des Krimkrieges erschütterte ihn so, daß er am 2. März 1855 starb. Nikolaus war ohne Zweifel die hervorragendste Herrscherpersönlichkeit seiner Zeit, ein Mann von mäßigen Geistesgaben, aber ein Charakter von schärfster Ausprägung und Eigenart, dabei von so stattlicher, schöner Erscheinung (s. oben S. 104) und so majestätischem Auftreten, daß er Männern wie Frauen gleicherweise imponierte.

4. Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen.

Geboren als Sohn Friedrich Wilhelms III. und der edlen Königin Luise, am 15. Oktober 1795, von Natur reich begabt, entwickelte Friedrich Wilhelm IV. unter der liebevollen Leitung seiner Mutter seinen lebhaften für alles Edle und Schöne empfänglichen Geist, während vortreffliche Lehrer seine Ausbildung in den Wissenschaften förderten. Schon früh zeigte sich aber auch in ihm eine Hinneigung zu mittelalterlich-romantischen Anschauungen, die ihm, wie wir im Verlauf unsrer geschichtlichen Darstellung sahen, später verhängnisvoll geworden ist. Er vermählte sich am 29. November 1823 mit der Prinzessin Elisabeth von Bayern. Die Ehe blieb kinderlos. Als er am 7. Juni 1840 den Thron bestieg, erwartete nicht nur Preußen, sondern ganz Deutschland von

ihm die Erfüllung seiner sehnlichsten Wünsche. Um so größer war die Enttäuschung, als der König keine den Anforderungen der Zeit entsprechende repräsentative Verfassung gab, vielmehr einen wahrhaft leidenschaftlichen Haß gegen den Liberalismus bekundete. Kirchliche Fragen, wie die Mission in China und das evangelische Bisthum in Jerusalem, beschäftigten ihn mehr als die wichtigsten Staatsangelegenheiten. Die Revolution vom März 1848 fand ihn schwächlich und trieb ihn zwar nothgedrungenenerweise auf die Bahn der Reformen, die aber nicht verfolgt wurde, sobald er durch den Gang der Ereignisse seine Macht wiederhergestellt sah. Die ihm vom Frankfurter Parlament angebotene deutsche Kaiserkrone lehnte er als Geschenk der verhassten Revolution ab und überließ fortan, die Verwirklichung seiner romantischen Ideen als unmöglich erkennend und ohne Vertrauen zu sich selbst wie zu seinem Volke, die Regierung immer mehr einer reaktionären Bureaucratie und einer engherzigen, selbstsüchtigen Adelpartei. Zweimal wurde ein Mordanschlag auf ihn unternommen: am 26. Juli 1844 durch den Bürgermeister Tschek aus Storkow und am 22. Mai 1850 durch den abgedankten Soldaten Sefeloge, beidemal erfolglos. Da seit dem Spätsommer 1857 die Anzeichen eines unheilbaren Leidens, der Gehirnerweichung, immer deutlicher hervortraten, so übertrug der König die Regierung seinem Bruder, dem Prinzen Wilhelm von Preußen, zuerst zeitweilig, im Oktober 1858 endgültig, und reiste, Heilung von milderem Klima erhoffend, nach Italien. Unter Anzeichen fortschreitender Geistesstörung siechte der König noch über zwei Jahre hin, bis ihn der Tod am 2. Januar 1861 in Potsdam, im Schlosse Sanssouci, von seinem Leiden erlöste.

5. Louis Philippe, König von Frankreich.

Der sogen. „Bürgertönig“ Louis Philippe, den die Julirevolution des Jahres 1830 auf den französischen Thron erhob, wurde am 6. Oktober 1773 zu Paris als ältester Sohn des berühmten Herzogs von Orleans (Philipp Egalité) und der Prinzessin Luise Marie Adelaïde von Penthièvre geboren, schloß sich gleich seinem Vater der Revolution an und trat in die Nationalgarde und den Jakobinerklub ein. Als Generalleutnant focht er tapfer bei Valmy, Jemappes und Neerwinden, flüchtete, als der Versuch, seinen Vater auf den Thron zu erheben, scheiterte, 1793 nach der Schweiz und bekleidete dort unter dem Namen Chabaud Latour eine Lehrerstelle in Reichenau. Als das Direktorium für die Freilassung seiner Mutter und Brüder die Bedingung stellte, daß er Europa verlasse, ging er 1796 nach Amerika. 1800 begab er sich nach England, versöhnte sich mit den Bourbonen, blieb bis 1808 auf dem Schlosse Twickenham und begab sich dann nach Palermo, wo er sich am 25. November 1809 mit der Prinzessin Marie Amalie von Sizilien, der zweiten Tochter König Ferdinands I. von Neapel, vermählte. Napoleons Sturz führte ihn nach Frankreich zurück, wo er fortan im Palais Royal residierte und sich mit Eifer der Vermehrung seines Vermögens widmete, sich aber äußerlich von allen politischen Geschäften fernhielt. Er wurde, wie oben S. 117 eingehend geschildert, nach der Absetzung Karls X. König der Franzosen und erwarb durch seine geflüffentlich zur Schau getragene bürgerliche Einfachheit eine gewisse Volksthumlichkeit. Mit dem Regenschirm unter dem Arme sah man ihn fast täglich

durch die Straßen von Paris spazieren und mit biederemännischer Freundlichkeit ihm Begegnende anreden. Diese kleinen Künste aber hielten gegenüber der Parteilregierung, die er führte, der Wahlbeeinflussung und dem Bestreben, sich und seine Familie auf Kosten des Staates zu bereichern, nicht lange vor. Besonders die bonapartistische Partei schürte die Abneigung gegen ihn, und seine schwächliche Haltung ihr gegenüber gab ihm dem Spott preis. Als er dann noch widerliche Umtriebe in Szene setzte, um seinem Sohne Montpensier die spanische Krone zu verschaffen, wurde der allgemeine Unwille so groß, daß am 24. Februar 1848 die Revolution zum Ausbruch kam, die seiner Herrschaft ein Ende machte. Er ging nach England und lebte dort hinfort unter dem Namen eines Grafen von Neill in Claremont bei Windsor, wo er am 26. August 1850 starb. Das ungeheure Vermögen, das er durch keineswegs immer reinliche Spekulationen aufgehäuft hatte, ermöglicht es noch heute seinen Nachkommen, eine mächtige orleanistische Partei zu unterhalten und Hoffnungen auf eine Wiedererlangung des französischen Thrones zu hegen.

6. Viktoria, Königin von England.

Alexandrina Viktoria, Königin von Großbritannien und Irland und Kaiserin von Indien, ist am 24. Mai 1819 als einzige Tochter des Herzogs von Kent und der Prinzessin Luise Viktoria von Sachsen-Koburg, verwittweten Fürstin von Leiningen, geboren. Durch den Tod ihres Vaters, des Bruders König Wilhelms IV., wurde sie bei der Kinderlosigkeit des Königs (dessen einzige Tochter bereits 1817 starb), die nächste Erbin des britischen Thrones. Ihr Vater starb ein Jahr nach ihrer Geburt und fortan lebte sie mit ihrer Mutter, die ihr eine gute Erziehung geben ließ und sich selbst dieser Aufgabe hingebend widmete, ganz zurückgezogen theils in Claremont, theils in Kensington. Aufgeklärte Staatsmänner der Whigpartei verkehrten bei der Herzogin, bei der eine fast bürgerliche Einfachheit herrschte, da der König sie haßte und ihr die Mittel knapp zumatz. Erst als Viktoria zwölf Jahre alt war, erfuhr sie von ihrer Mutter, daß sie einst Königin des britischen Weltreiches werden solle. Dieser Zeitpunkt kam früher, als man erwartet hatte. Wilhelm IV. starb bereits in der Nacht vom 19. zum 20. Juni 1837, und in den frühesten Morgenstunden erschien der Lordkanzler und der Bischof von Canterbury in Kensington, um der jugendlichen Prinzessin, die erst vor kurzem ihr achtzehntes Jahr vollendet hatte, als Königin zu huldigen. Königin Viktoria war damals sehr zierlich und schlank, von zarten Formen, nicht gerade schön, aber einnehmend; die blauen Augen verriethen Klugheit und Güte. Mit großer Gewandtheit fand sie sich in ihre Aufgabe; bereits wenige Stunden nach ihrer Thronbesteigung berief sie den Ministerrath und präsidirte demselben zum erstenmal mit einer Sicherheit, die ihr die Bewunderung der alten Staatsmänner eintrug, und bei der am 28. Juni 1838 in der Westminsterabtei stattfindenden Krönung gewann sie durch ihre Anmuth und Würde, wie durch ihre frische Jugend aller Herzen. Ihre Regierung begann mit einem Whigministerium, und nur ungern entließ sie ihre freisinnigen Rathgeber, die auch die Lehrer ihrer Kindheit gewesen waren, als diese die Mehrheit im Unterhause verloren. Aber willkürlicher als irgend ein englischer Herrscher vor ihr fügte sie sich den Anforderungen des streng par-



Königin Viktoria präsidiert zum ersten Mal einem Ministerrath.

lamentarischen Regierungssystems, und das ist es vornehmlich, was ihr die Liebe und Verehrung ihres Volkes ungetrübt erhalten hat. Am 10. Februar 1840 reichte sie in der Kapelle des St. Jamespalastes ihrem gleichalterigen Vetter, dem Prinzen Albert von Sachsen-Koburg die Hand. Als bei der Trauung der Erzbischof von Westminster in der herkömmlichen Formel die Worte wegließ: „Du sollst deinem Manne unterthan sein“, mußte er auf die ausdrückliche Bitte der Königin sie noch einmal in der vollständigen Fassung wiederholen. Es war eine Liebesheirath, wie sie auf Fürstenthronen selten vorkommt, und Viktoria hat mit dem Prinz-Gemahl, der ihr fortan als bester treuester Beräther zur Seite stand, zwanzig Jahre lang die glücklichste Ehe geführt. Er wußte mit großem Takt und staatsmännischer Klugheit alle die Schwierigkeiten seiner Stellung zu überwinden und war nicht nur in der Familie, in welcher der Kreis blühender Kinder sich stetig vergrößerte, sondern auch in politischen Angelegenheiten der, zu dem die Königin stets verehrend aufblickte. Dabei ließ er den Wissenschaften jede nur mögliche Förderung angeheißen und unterstützte mit Eifer und Sachverständniß alle gemeinnützigen Unternehmungen, wie er auch als Protektor zahlreicher Anstalten der Wohltätigkeit und Humanität unermülich thätig war. Als er in Folge eines typhösen Fiebers in der Blüthe der Jahre am 14. Dezember 1861 von der Seite Viktorias gerissen wurde, war ihr Schmerz grenzenlos, jahrelang zog sie sich ganz in die Einsamkeit zurück, und nie hat sie diesen Schlag völlig überwunden. Wenngleich Königin Viktoria es stets vermied, direkt in die Politik ihres Landes einzugreifen, so hat sie doch, hauptsächlich durch ihre persönlichen und verwandtschaftlichen Beziehungen, stets einen bedeutenden, wenn auch nicht immer klar erkennbaren Einfluß in allen europäischen Fragen und Verwicklungen ausgeübt. Auf ihren besonderen Wunsch hin wurde ihr 1876 die Ermächtigung vom Parlamente ertheilt, sich den Titel einer Kaiserin von Indien beilegen zu können; sie wollte nicht den Herrschern von Deutschland, Rußland und Oesterreich-Ungarn nachstehen. Am 21. Juni 1887 feierte sie unter glänzenden Festlichkeiten ihr fünfzigjähriges Regierungsjubiläum; ihr sechzigjähriges Regierungsjubiläum war ein Fest, an dem alle Völker der Erde theilnahmen, und der Zug der huldigenden Abgeordneten aus allen fünf Erdtheilen gab ein überwältigendes Bild von der Größe und Machtfülle, zu der England unter ihrer langen Regierung emporgewachsen ist. Die greise Herrscherin hat zur Zeit noch 7 lebende Söhne und Töchter, 33 Enkel, unter denen der deutsche Kaiser Wilhelm II., der hervorragendste ist, 31 Urenkel, im ganzen eine direkte Nachkommenschaft von 71 Köpfen, und ist nahezu mit allen Herrschern Europas verwandt.

7. Franz Joseph I., Kaiser von Oesterreich.

Geboren am 18. August 1830 als ältester Sohn des Erzherzogs Franz Karl und seiner Gemahlin Sophie, einer Tochter des Bayernkönigs Maximilian I., trat Franz Joseph zum ersten Mal in die Oeffentlichkeit bei Eröffnung des ungarischen Reichstags im Oktober 1847, indem er diese feierliche Staatshandlung an Stelle des Kaisers Ferdinand I. vollzog. In dem Sturmjahre 1848 nahm Erzherzog Franz Joseph unter Radetzky am italienischen Feldzuge

theil, bis ihn die Wendung der politischen Verhältnisse auf den Thron berief. Um das in den Stürmen der Revolution in seinen Grundfesten wankende Gefüge der Monarchie zu retten, schien vor allem eine junge, kräftige und vertrauenerweckende Hand am Staatsruder von Nothen. Deshalb legte am 2. Dezember 1848 Kaiser Ferdinand zu Olnütz die ihm zu schwer gewordene Krone nieder, und da gleichzeitig der nächstberechtigte Erzherzog Franz Karl auf die Thronfolge verzichtete, so trat nun sein achtzehnjähriger Sohn in diese als Kaiser Franz Joseph I. und König von Ungarn und Böhmen ein. Dem in Kremsier versammelten Reichsrathe wurde sogleich die vollzogene Abdankung Ferdinands und die Thronbesteigung des neuen Herrschers mitgetheilt, der sich in einem Manifest an seine Völker wandte, worin es hieß: „Das Bedürfniß und den hohen Werth freier, zeitgemäßer Institutionen aus eigener Ueberzeugung erkennend, betreten Wir mit Zubeisicht die Bahn, die Uns zu einer heilbringenden Umgestaltung und Verjüngung der Gesamtmonarchie führen soll. Auf den Grundlagen der wahren Freiheit, auf den Grundlagen der Gleichberechtigung aller Völker des Reiches und der Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetz, sowie der Theilnahme der Volksvertreter an der Gesetzgebung wird das Vaterland neu erstehen, in alter Größe, aber mit verjüngter Kraft!“ Die ferneren politischen Ereignisse während der Regierung des Monarchen, unter dem Oesterreich-Ungarn erst vollständig in die Reihe der modernen Staaten eintrat, werden im 2. Bande zur eingehenden Darstellung kommen; doch sei hier bemerkt, daß Franz Joseph heute bei den vielfachen Wechselfällen vom Glück und Unglück, den wechselnden Beurtheilungen der Zeiten und Nationen der Stützpunkt und Mittelpfeiler seiner vielsprachigen Nation geworden ist. Er vermählte sich am 24. April 1854 mit der am 24. Dezember 1837 als Tochter des Herzogs Maximilian in Bayern geborenen Prinzessin Elisabeth. Die schöne und geistvolle Kaiserin schenkte ihrem Gemahl drei Kinder: Prinzessin Gisela, geb. am 12. Juli 1856 (seit 20. April 1873 vermählt mit dem Prinzen Leopold von Bayern), Kronprinz Rudolf, geb. am 22. August 1858, gest. am 30. Januar 1889, und Prinzessin Valerie, geb. am 22. April 1868 (seit 31. Juli 1890 vermählt mit dem Erzherzog Franz



Elisabeth, Kaiserin von Oesterreich.

Salvator von Oesterreich). Nachdem schon Kronprinz Rudolf ein so tragisches Ende gefunden, widerfuhr dem Kaiser Franz Joseph gerade in dem Jahre, in das sein fünfzigjähriges Regierungsjubiläum fiel, noch das schwere Geschick, daß seine Gemahlin am 10. September 1898 in Genf von einem verbrecherischen Fanatiker ermordet wurde.

8. Generalfeldmarschall von Wrangel.

Friedrich Heinrich Ernst von Wrangel wurde am 13. April 1784 zu Stettin, wo sein Vater Oberst eines Infanterieregiments war, geboren und trat 1796 als Junker bei einem ostpreussischen Dragonerregiment ein. Seine ersten Lorbeeren errang er sich im Kampfe mit den Franzosen, indem er nach dem Treffen bei Heilsberg (10. Juni 1807) wegen persönlicher Tapferkeit den Orden pour le mérite erhielt. In den Kriegsjahren von 1813 bis 1815 stieg er vom Rittmeister bis zum Obersten auf, erhielt 1821 das Kommando der 10. Kavalleriebrigade, wurde 1823 Generalmajor und 1834 Kommandeur der 13. Division in Münster. Als solcher unterdrückte er mit Energie und Geschick im Jahre 1837 die anlässlich der Verhaftung des Kölner Erzbischofs Drost-Bischering ausgebrochenen Unruhen. 1839 wurde er kommandirender General des I. Armeecorps in Königsberg, aber wegen Zwistigkeiten mit dem ihm zu freisinnig erscheinenden Oberpräsidenten v. Schön bereits 1842 als General des II. Armeecorps nach Stettin versetzt. Im deutsch-dänischen Kriege von 1848 übertrug man ihm den Oberbefehl über die Bundesstruppen in Schleswig-Holstein, den er schon am 8. September desselben Jahres niederlegte, um als Diener der Monarchie und des Königshauses von bewährter Treue den Oberbefehl in den Marken zu übernehmen, wo es galt, bedeutende innere Schwierigkeiten zu überwinden. Wrangel rückte in Berlin ein, verhängte am 12. November den Belagerungszustand über die Hauptstadt und stellte ohne Blutvergießen die Autorität der Regierung wieder her. Das hat man ihm nie vergessen, und alle ihm später gewordenen hohen Ehren und Standeserhöhungen sind in der Hauptsache ein Zoll der Dankbarkeit des Königshauses für die Dienste des Jahres 1848. Fortan hatte Wrangel seinen Wohnsitz in Berlin, wo er durch die Art seines Auftretens bald eine der populärsten Persönlichkeiten wurde. Er liebte es, im Berliner Dialekt zu reden, mit den Jungen volkstümliche Witze zu machen, den jungen Damen zu den Fenstern hinauf Rußhände zuzuworfen, kurz, den originellen Kauz zu spielen. 1850 wurde er auch Ehrenbürger Berlins, 1856 anlässlich seines 60jährigen Dienstjubiläums zum Generalfeldmarschall ernannt. Als Soldat leistete er fortan nichts mehr. Im deutsch-dänischen Kriege von 1864 übertrug man dem greisen Haubegen, der eigentlich nur noch eine Reliquie aus den Befreiungskriegen war, zwar wieder das Oberkommando über die preussisch-österreichische Armee, aber es erwies sich, daß er seiner Aufgabe nicht gewachsen war, und so mußte er den Oberbefehl alsbald an den Prinzen Friedrich Karl von Preußen abtreten. Um ihm diese Kränkung zu versüßen, wurde er in den Grafenstand erhoben; er starb am 1. November 1877. Wrangel war kein bedeutender Feldherr, aber ein Soldat von strengstem Pflichtgefühl, hohem persönlichem Muth, fleckenloser Ehrenhaftigkeit und nie wankender Anhänglichkeit und Treue gegen den Fürstenthron.

9. Feldmarschall Graf Radetzky.

Der populärste Heerführer Oesterreichs im 19. Jahrhundert, Johann Wenzel Anton Karl Graf Radetzky, wurde am 2. November 1766 auf dem Schlosse seiner Familie im böhmischen Kreise Tabor geboren und erwarb seine ersten Sporen im Kriege gegen die Türken 1788|89, kämpfte seit 1793 gegen die Franzosen in den Niederlanden und in Oberitalien, wurde 1799 Oberst, 1805 Generalmajor und bedeckte sich als Brigadier im Corps Davidowichs mit Ruhm, so daß er 1809 zum Feldmarschallleutnant vorrückte. 1813 zum Chef des Generalquartiermeisterstabes und zum Hofkriegsrath ernannt, wirkte er mit Erfolg für die Neuordnung des österreichischen Heerwesens und leistete als Stabschef Schwarzenbergs im Befreiungskrieg ausgezeichnete Dienste. Er ging 1831 nach Italien, wo er den Oberbefehl über die gesammte Truppenmacht der Lombardei und Venetiens übernahm. 1836 erfolgte seine Ernennung zum Feldmarschall. In den Jahren 1848 und 1849 beruhte die ganze Hoffnung Oesterreichs, Oberitalien zu behaupten, allein auf ihm. Obwohl bereits ein Greis, löste Radetzky die ihm gestellte schwierige Aufgabe mit der Thatkraft und dem sicheren Blick eines Mannes in der Blüthe der Jahre. Durch die siegreichen Schlachten von Sommacampagna, Custozza, Volta, Novara und die Einnahme Benedigs stellte er Oesterreichs Herrschaft in den italienischen Gebietstheilen wieder her und hielt darin bis zu seiner Versetzung in den Ruhestand am 28. Februar 1857 die Ordnung mit Strenge und Gerechtigkeit aufrecht. Elf Monate später, am 5. Januar 1858, starb er im Alter von über 91 Jahren. Er hat dem Staate 72 Jahre gedient.

10. Adolphe Thiers.

Durch eigene Kraft aus kleinen Anfängen zu den höchsten Aemtern seines Landes emporgestiegen ist der ausgezeichnete französische Staatsmann und Geschichtsschreiber Louis Adolphe Thiers. Am 15. April 1797 zu Marseille geboren, studierte er in Aix die Rechte, ließ sich 1820 dort als Advokat nieder, ging aber schon ein Jahr hernach mit seinem Freunde Mignet nach Paris, um in der Hauptstadt als Journalist seine Begabung geltend zu machen. Er schrieb zuerst für den „Constitutionell“, das Hauptorgan der Liberalen, trat dann in die Redaction dieses Blattes ein, machte sich einen Namen durch seine „Geschichte der französischen Revolution“ und wurde allmählich einer der berufensten und angesehensten Führer der liberalen Partei. Er trug wesentlich zum Sturze Karls X. und zur Erhebung des „Bürgerkönigs“ auf den Thron bei. Unter Louis Philippe's Regierung wurde Thiers zunächst Staatsrath, Generalsekretär und dann Unterstaatssekretär im Finanzministerium, hierauf Minister des Innern und später Minister des Handels und der öffentlichen Arbeiten. Zweimal, 1836 und 1840, stand er als Ministerpräsident an der Spitze des Kabinetts und war in beiden Fällen zugleich Minister des Auswärtigen. 1840 ließ er die Leiche Napoleons I. von St. Helena holen und unter großem Gepränge im Invalidendom beisetzen, was wesentlich dazu beitrug, den Napoleonkultus in Frankreich neu zu beleben. Ferner setzte er die Befestigung von Paris durch und trug sich mit Kriegsgedanken, um die Rheingrenze wieder-

zugewinnen, doch scheiterte dieser Plan an der Weigerung des friedfertigen Königs. Ueberhaupt hat Thiers wesentlich dazu beigetragen, den Chauvinismus unter seinen Landsleuten großzuziehen und sie an die Nothwendigkeit einer Vorherrschaft Frankreichs in Europa glauben zu machen. Nach seiner Entlassung trat er in der Kammer wieder der Opposition bei und half die Bewegung von 1848 einleiten. Nach dem Staatsstreich Napoleons am 2. Dezember 1851 wurde er verhaftet und dann ins Ausland entlassen, doch erhielt er bereits 1852 die Erlaubniß zur Rückkehr. Thiers hielt sich nun elf Jahre lang vom öffentlichen politischen Leben fern, um sich ganz der schriftstellerischen Thätigkeit zu widmen, deren Frucht seine berühmte „Geschichte des Konsulats und des Kaiserreichs“ war. 1863 in den Gesetzgebenden Körper gewählt, wurde er dort der Führer der kleinen, aber einflußreichen Opposition. Am 15. Juli 1870 erhob er, wie wir im 2. Band sehen werden, seine Stimme gegen die Kriegserklärung an Preußen, jedoch nicht, weil er den Krieg an sich mißbilligte, sondern nur, weil Frankreich, wie er ausführte, dazu noch nicht genügend gerüstet und weil die Veranlassung schlecht gewählt sei. Nach Sedan zog er von einem Hofe Europas zum anderen, um Hilfe für Frankreich zu erbitten, wurde jedoch überall abgewiesen. Am 17. Februar 1871 von der französischen Nationalversammlung zum Chef der Exekutivgewalt gewählt, brachte er den Frieden mit Deutschland zu Stande und wurde am 31. August zum Präsidenten der Republik gewählt. Die schnelle Befreiung des Landes von der deutschen Okkupation und die rasche Zahlung der Kriegskosten ist in erster Linie sein Verdienst gewesen. Am 24. Mai 1873 wurde Thiers durch die klerikale-monarchische Kammermehrheit gestürzt, worauf Mac Mahon sein Nachfolger wurde. Thiers zog sich nun wieder vom öffentlichen Leben zurück. Er starb plötzlich am 3. September 1877 zu St. Germain en Laye in Folge eines Schlaganfalles und wurde am 8. zu Paris feierlich bestattet.



II. Fortschritte von Wissenschaft und Kultur

während der ersten Hälfte des neunzehnten
Jahrhunderts.



1. Literatur und geistiges Leben.

Deutschland: Schiller und Goethe. — Ihr Einfluß. — Iffland und die nationale Schauspielkunst. — Die Romantische Schule. — Jean Paul. — Schlegel. — Gebrüder Grimm. — Volkserziehung: Pestalozzi, Dießnerweg, Froebel. — Philosophie: Fichte, Schelling, Hegel, Schopenhauer. — Schleiermacher. — Nachromantiker: Kleist, Chamisso, Platen, Rückert. — Schwäbische Schule: Uhland. Mörike, Schwab. — Das Junge Deutschland: Börne, Heine, Gutzkow, Laube. — Zimmermann, Grillparzer, Hebbel. — Annette v. Droste. — David Friedr. Strauß, Bauer, Feuerbach. — Bewegungsliteratur der 40er Jahre: Fallersleben, Herwegh, Freiligrath. — Lenau, Grün. — England: Romantik. — Walter Scott, Thom. Moore. — Lord Byron. — Thomas Carlyle. — Eytton Bulwer und Chas. Dickens. — Tennyson, Browning. — Nordamerika: Cooper, Irving, Bryant, Hawthorne, Poe. — Deutsch-Amerikaner: Lieber, Münch. — Achtundvierziger: Brez, Zündt, Buz, Kirchhoff. — Frankreich: Chateaubriand. — Camarine und Beranger. — Romantik: Viktor Hugo. — Musset, Alex. Dumas, George Sand, Balzac. — Dänemark: Oehlenschläger, Andersen. — Ungarn: Petöfi. — Polen: Mickiewicz. — Rußland: Puschkine und Lermontow.

Während am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts Deutschland ein trauriges Bild in politischer Hinsicht darbot, stieg es in geistiger Hinsicht auf eine Höhe, die von keinem Volke vorher erreicht worden war. Dichter und Denker schufen Werke, welche noch heute in ungemindertem Glanze strahlen und denen seitdem nichts Ebenbürtiges erstanden ist. Auf das Dreigestirn Klopstock, Wieland und Herder war das noch glänzendere Lessing, Schiller und Goethe gefolgt. Ihre Hauptwerke hatten sie allerdings schon in der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts geschaffen, allein der Einfluß der beiden Letzgenannten machte sich erst im 19. Jahrhundert überall geltend.

Schiller, der volkstümlichste und beliebteste aller deutschen Dichter, geb. 10. November 1759 zu Marbach in Württemberg, stand unter dem Einfluß des großen Königsberger Philosophen Kant, und darum waren alle seine Schöpfungen getragen von dem Glauben an das Edle und Schöne, an das sittliche Ideal. Hatten ihn seine „Räuber“, „Kabale und Liebe“ und „Don Carlos“ schon berühmt gemacht, so erreichte er die Höhe seiner Schaffenskraft in der glänzenden Periode seiner letzten zehn Jahre, die er zur Hälfte in Jena, zur Hälfte in Weimar mit Göthe innig verbunden, verlebte; damals entstanden jene herrlichen Dichtungen, welche zu den kostbarsten geistigen Gütern des deutschen Volkes gehören: sein reifstes Werk, die „Wallenstein-Trilogie“, „Maria Stuart“, „Die Jungfrau von Orléans“, ferner seine sprachlich vollendetste Dichtung „Die Braut von Messina“, und seine populärste „Wilhelm Tell“. Zur Vollendung der gewaltigen „Demetrius“-Tragödie reichte leider die Ze-

benstraft des schwer leidenden Dichters nicht mehr aus, — am 9. Mai 1805 hauchte er in den Armen seiner geliebten Gattin Charlotte (v. Lengefeld) seine große Seele aus.

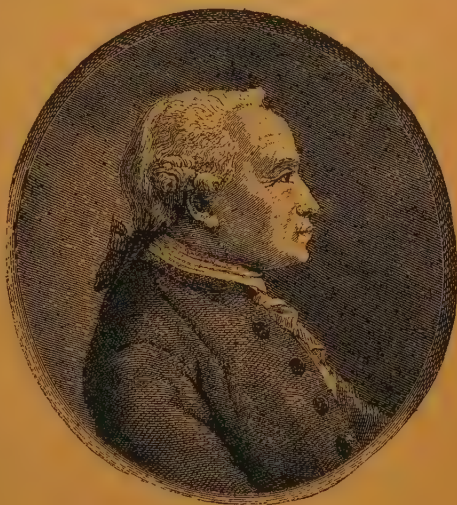
Goethe (geb. 28. August 1749 zu Frankfurt a. M.) hatte am Ende des 18. Jahrhunderts den Höhepunkt seiner Entwicklung erreicht. Während Schiller unter Kant'schem Einfluß von der ethischen Forderung der Freiheit ausging, machte Goethe, von Rousseau beeinflusst, die Betrachtung der Natur



Schiller.

und der Menschen zum Ausgangspunkt. In dem Werke, an dem er bis zu seinem Lebensende (1833) arbeitete, im „Faust“, dem größten Geisteswerke aller Zeiten und aller Völker, stellte er nicht einen Mann dar, der ein aus der Vernunft geborenes Ideal der Freiheit verwirklichen, sondern einen solchen, der durch Entfaltung der höchsten in dem Menschen vorhandenen Anlagen sich zur freien Persönlichkeit hindurcharbeiten will. Es war Goethe's Ueberzeugung, daß die Natur der Quell aller Vollkommenheit ist, und daß das Beste nur schaffen kann, wer ihren Spuren folgt. Seine Jugenddichtungen waren ein Protest gegen die Unnatur, die er in seinem Zeitalter beobachten konnte. Er

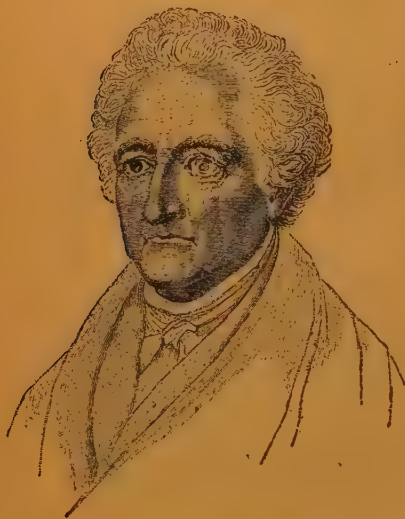
machte „Götz von Berlichingen“ zum Helden eines Dramas, weil er seinen Zeitgenossen, die sich durch alle möglichen künstlichen Vorstellungen von der Natur entfernt hatten, einen Menschen zeigen wollte, dessen Thaten aus seinen ursprünglichsten, natürlichsten Empfindungen hervorgingen. Von einer anderen Seite stellte er im „Werther“ den Werth des Natürlichen dar. Daß die widernatürliche Sentimentalität Schiffbruch leiden muß, ist die Grundidee dieser Dichtung. Was ein Mensch durch seinen angeborenen Charakter und durch die Verhältnisse, in die ihn das Schicksal gestellt hat, erleben kann, darauf war Goethes Blick gerichtet. Die Leiden und Freuden des Lebens, wie sie sich in verschieden gearteten menschlichen Naturen abspielen, die Konflikte, die das Leben bringt, und die Genüsse, die es bietet, hat er in seinen dramatischen und erzählenden Dichtungen in unvergleichlicher Weise zur Darstellung gebracht. „Clavigo“, „Stella“, „Die Geschwister“, „Egmont“, „Iphigenie“ und „Tasso“ sind Seelengemälde, geschaffen von einem Geiste, dem die tiefsten Geheimnisse der Menschennatur offenbar geworden sind. „Durch seine Anlagen war Goethe von vornherein dazu bestimmt, überall das Natürliche, das Ursprüngliche in den Dingen zu suchen; aber das eigentliche tiefere Wesen der Natur glaubte er erst durch das Studium der Antike, Kunstwerke der Griechen und Römer, kennen gelernt zu haben. Er war nun der Ansicht, daß er früher zwar der



Rant.

Natur treu gewesen, daß ihn aber erst die ideale Schönheit der Alten auf eine höhere Stufe der Existenz und des künstlerischen Wirkens gehoben habe. In seiner Jugend suchte Goethe rein aus seiner Natur heraus Dinge und Menschen nachzubilden; jetzt ließ er ein Kunstwerk nur gelten, wenn das Naturwahre zum Idealwahren verklart, wenn das Einfach-Natürliche den strengen Stilgesetzen unterworfen wurde, die der Schönheitsfönn der Alten verlangte. Auf dieser Stufe der Entwicklung stand Goethe, als das achtzehnte Jahrhundert zu Ende ging. Eine reife Frucht seiner damaligen Kunstanschauung ist die im Jahre 1797 entstandene Dichtung „Herrmann und Dorothea“. Das Leben in einer Kleinstadt, echte und einfache Menschen aus dem Volke stehen in der Erzählung wie Schöpfungen der Natur selbst da; und über das Ganze ist die Einfalt und Größe ausgegossen, wie wir sie an den Kunstwerken der Alten bewundern. Vollendete Naturtreue und höchste Stilkunst feiern hier ihre Vermählung.“ Weitere Früchte seiner Kunstanschauung, mit der er sich freilich vom Volk mehr

und mehr entfernte, sind das unvollendet gebliebene Drama „Die natürliche Tochter“, ferner sein „Wilhelm Meister“, und die „Wahlverwandtschaften“, in welchen beiden Werken er nachzuweisen sucht, daß sich in den Thatfachen des Natur- und Menschenlebens, so wechselreich und mannigfaltig sie auch dem äußeren Anschein nach sind, in den Neigungen und Leidenschaften der Menschen gewisse große, einfache, ewig bleibende Gesetze verbergen. Ganz besonders aber offenbarte sich die Allseitigkeit der Goetheschen Persönlichkeit in seinen *Lyrischen Gedichten*, in welchen er das ganze menschliche Geistesleben von den intimsten und zartesten Empfindungen des liebenden Herzens bis zu den



Goethe im Jahre 1830.

höchsten philosophischen Weltideen zum Ausdruck gebracht. Er hatte den naiven Naturton des Volksliedes ebenso wie die höchsten Formen der Kunstpoesie in seiner Gewalt; er fand den Ausdruck für die nackte, überquellende Sinnlichkeit in seinen „römischen Elegien“ und trauete die vergeistigte Liebe in seiner „Trilogie der Leidenschaft“ darzustellen. Gerade diese Seite des Goetheschen Schaffens ist es, durch die er am meisten zu den Herzen der Menschen gesprochen hat; hier wirkte er am unwiderstehlichsten. „Diese Lieder umspielt ein unaussprechlicher Zauber. Die harmonischen Verse umschlingen dein Herz wie eine zärtliche Geliebte, das Wort umarmt dich, während der Gedanke dich küßt“, sagte Heinrich Heine. Unversieglich schien die Quelle lyrischer Stimmungen bei Goethe; noch im höchsten Alter schuf er die Fülle köst-

licher Lieder und Sprüche des „Westöstlichen Divan“, die einen mächtigen Einfluß auf die neuere Dichtung, namentlich auf Rückert und Platen, ausgeübt haben.

Sein Drang, die höchste geistige Kultur in sich selbst auszubilden, erklärt Goethes Verhalten gegenüber den großen Ereignissen seiner Zeit. Sein geringes Interesse für die Erhebung der Geister im Zeitalter der Revolution und für die nationale Begeisterung während der Befreiungskriege ist viel getadelt worden. Die Werke, in denen er sich mit der großen revolutionären Bewegung auseinandersetzte, der „Großsophia“, die „Aufgeregten“, der „Bürgergeneral“, gehören zu den schwächsten Schöpfungen seines Geistes, und die Befreiungskriege, die andere zu so hinreißenden Tönen begeistert haben, vermochten seine Dichterkraft nicht in Thätigkeit zu setzen. Das Gewaltsame in den Ereignissen jener Epoche widerstrebte ihm, er verlangte nach Harmonie der Kräfte, deshalb ging er ruhig seinen eigenen Gang und zog sich von dem öffentlichen Leben zurück, wo dieses seiner Natur nicht entsprach.

Hohe künstlerische Blüthe gewann in dem von Goethe bis zum Jahre 1817 persönlich geleiteten Weimarer Hoftheater die deutsche Schaubühne und die nationale Schauspielfunst, und der Einfluß, der von Weimar ausging, machte sich namentlich auch in Berlin geltend. An der Spitze des dortigen National- und Hoftheaters stand der berühmte Schauspieler August Wilhelm Iffland, der es bald zur maßgebenden Kunstanstalt für Norddeutschland erhob, und namentlich für Aufführung der Schiller'schen Dramen wirkte, während die maßgebende „Theaterstadt“ im südlichen Deutschland Wien wurde. Mit Ludwig Schröder und August von Rozebue, dem ebenso fleißigen wie flachen und seichten Vielschreiber, führte Iffland in Deutschland auch das bürgerliche Rührstück ein, das damals den größten Zulauf fand.



A. W. Iffland.

Ein inniger Freundschaftsbund verband Goethe mit dem Großherzog Karl August von Sachsen-Weimar-Eisenach. Dieser Fürst nimmt einen Ehrenplatz unter den deutschen Fürsten zu Anfang des 19. Jahrhunderts ein. Unter und durch ihn ist Weimar der Mittelpunkt der deutschen Literatur geworden. Wieland, Herder, Schiller, wirkten dort, und Goethe verbrachte den größten Theil seines Lebens in der für alle Zeiten berühmt gewordenen Stadt. Und wie die Dichter, so suchte der Herzog auch die Vertreter der Wissenschaft zu fördern und die tüchtigsten Kräfte nach seiner Hochschule Jena zu ziehen. — Als Freund der deutschen Klassiker erwies sich ferner der Buchhändler Johann Friedrich Cotta zu Stuttgart, der außer den Werken Schillers und Goethes auch zahlreiche Schöpfungen der meisten späteren Dichter in Verlag nahm und junge Talente, wie z. B. den Grafen Platen, mit scharfem Blick erkannte und dann freigebig unterstützte.

Karl August, Großherzog
von Sachsen-Weimar-Eisenach.

Als Anhänger des Goethe'schen Kunstideals erwiesen sich anfangs die Dichter nach ihm, welche ihre Richtung als die romantische bezeichneten. Allein nur zu bald geriethen sie, die unter dem Einfluß der philosophischen Anschauungen Fichte's und Schelling's standen, in offenen Gegensatz zur klassischen Richtung. Sie wollten „die Einheit von Poesie und Leben begreifen und die Welt der Wirklichkeit mit dem Geist der Poesie durchdringen, und hierdurch die Gesellschaft von aller philisterhaften Beschränkung

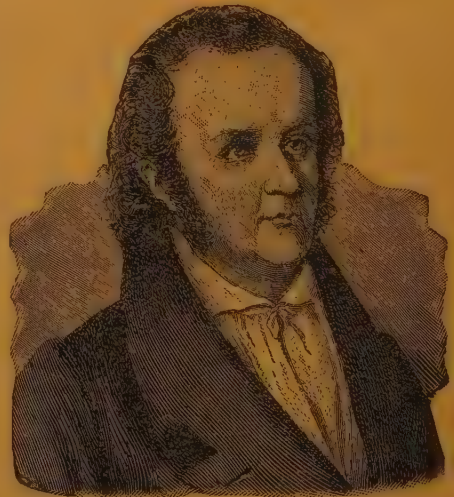


J. P. Cotta.

mittleren und unteren Stände geschickt zu treffen verstand, der unglückliche, in Schwärmerei für den von Winkelmann zu neuem Leben erweckten Hellenismus aufgehende Friedrich Hölderlin (1770—1843), der in Wahnsinn endete, und Jean Paul Friedrich Richter (1763—1825). Des letztern humoristische Romane („Hesperus“, „Siebenkäs“, „Flegeljahre“ u. s. w.) wurden im ersten Viertel des Jahrhunderts mit wahrer Begeisterung gelesen, und namentlich die Frauenwelt widmete Jean Paul eine schwärmerische Verehrung, während er der heutigen Lesewelt wegen seiner Formlosigkeit und nebelhaften Idealität nicht mehr genießbar erscheint. Unvergessen muß ihm aber bleiben, wie mannhaft und klardenkend er in den Tagen der Schmach in seinem „Freiheitsbüchlein“ und „Dämmerungen für Deutschland“ für das bedrohte Deutschland aufgetreten ist.

Die eigentlichen Häupter der romantischen Schule waren die

emanzipieren und in eine Sphäre der Erziehung und Bildung erheben, wo Leben und Kunst in der höheren Einheit der Religion sich begegne.“ Ein schönes Ziel! Allein es fehlte ihnen theils Genie und Energie, theils schlugen sie zur Erreichung ihres Zieles so verkehrte Wege ein, daß statt des Fortschritts ein schlimmer Rückschritt erfolgte. Den Uebergang zu dieser romantischen Richtung bildete, neben dem „Spaziergänger“ Seume, dem sentimentalischen Friedrich von Mathison und dem Volkspöten Johann Peter Hebel, der mit seinen Dialektdichtungen und seinem „Schachtelstein des rheinischen Hausfreundes“ den Ton der



Jean Paul.

Brüder Friedrich von Schlegel (1772—1829) und August von Schlegel (1767—1845). Zwar in ihren eigenen Schöpfungen vermochten sie nur Unbedeutendes zu schaffen und blieben Nachahmer fremder Formen. Um so Größeres aber leisteten sie als Ausleger und Vermittler der Werke anderer (Calderon, Dante), und durch die meisterhafte Uebertragung der Shakespeare'schen Dramen bürgerten sie nicht nur den großen Briten in Deutschland ein, sondern bewiesen auch, in welch hohem Grade der deutsche Volksgeist im Stande ist, die Dichtungen des Auslandes aufzunehmen. Ein bei weitem tieferes poetisches Talent zeigten andere Genossen der romantischen Schule; vor Allen der früh verstorbene Friedrich von Hardenberg, genannt Novalis („Hymnen an die Nacht“, „Heinrich von Ofterdingen“) und Joseph von Eichendorff (1788—1857) mit seinem „Aus dem Leben eines Taugenichts“,



August Wilhelm v. Schlegel.

— diese beiden eigentlichen Dichter des deutschen Gemüths. Durch die Vorliebe für die mittelalterlich-christliche Zeit, hervorgegangen aus Geringschätzung der wirklichen Welt und unmittelbaren Gegenwart, weckten die Romantiker auch die Pflege des Sinnes für deutsche Vergangenheit. Wie die

Sehnsucht nach einer verlorenen Heimath klingen diese romantischen Stimmen über einstige Größe des deutschen Volkes, die im Laufe der Zeiten verloren gegangen sein soll. Aus diesem Vergangenheitskultus wuchsen Ludwig Tieck's (1773—1853) Erneuerungen älterer Dichtungen heraus, so die Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter: „König Rother“, „Schilbbürger“, „Magelone“, „Melusine“ und, als hervorragendste Erscheinung, die Sammlung alter deutscher Lieder: „Des Knaben Wunderhorn“, die zwischen 1805 und 1808 L. Fr. Achim von Arnim und Clemens Brentano herausgegeben haben. Dieses Liederbuch trug nicht wenig zur Hebung der nationalen Begeisterung bei; ebenso die eigentlichen Dichter der Befreiungskriege Max v. Schenk-



Ludwig Tieck.

dorf, Fr. Rückert, Theodor Körner und Ernst Moritz Arndt.

Mit diesen Bestrebungen der Romantiker hing das Ausblühen der germanistischen Studien zusammen. Jakob Grimm hat mit seiner 1819



Die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm bei der Märchenerzählung Frau Viehmann in Niederhessen.

begonnenen „Deutschen Grammatik“, mit seinen Werken über deutsche Rechtsalterthümer (1828) und „Deutsche Mythologie (1835) in wissenschaftlicher Weise jene Vertiefung in die deutsche Vergangenheit fortgeführt, die August Wilhelm Schlegel mit seinen Aufsätzen über nordische Dichtkunst, über das „Nibelungenlied“ und zahlreiche andere ältere Literaturdenkmale des deutschen Volkes begonnen hatte. Schon in den Jahren 1812—1814 hatten die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm die „Kinder- und Hausmärchen“, und 1816—1818 die „Deutschen Sagen“ herausgegeben. Die „Märchen“, welche noch heute in ursprünglicher Frische wirken und unsre Kleinen entzücken, hatten sie in jahrelanger treuer und eifriger Sammelarbeit unmittelbar aus der mündlichen Volksüberlieferung geschöpft. Als besonders ergiebig erwies sich eine Fundgrube. In dem bei Rassel gelegenen Dorfe Niederzwehren lernten nämlich die Gebrüder Grimm eine Bäuerin, Frau Viehmann, kennen, welche in ihrem Gedächtniß eine erstaunliche Fülle der schönsten Märchen barg. Dort saßen sie oft stundenlang und schrieben nach, was die etwa 50jährige Frau langsam und bedächtig erzählte. In ihr war gleichsam die Volksüberlieferung Fleisch geworden, denn sie that nie etwas aus eigener Phantasie hinzu, sondern erzählte stets mit denselben Worten und Wendungen. Die Gebrüder Grimm ließen sie oft nach längerer Pause dasselbe Märchen wiederholen; aber sie irrte sich nie und verbesserte stets, wenn man ihr nicht wörtlich nachgeschrieben hatte.



Joh. Heinr. Pestalozzi.

Die Grimm'schen Märchen wurden namentlich auch von allen Denen freudig begrüßt, die sich die Hebung der Volkserziehung zur Aufgabe machten. Auf diesem Gebiete bahnte Johann Heinrich Pestalozzi eine vollständige Umgestaltung der bis dahin üblichen Methoden an. Geboren am 12. Januar 1746 in Zürich (Schweiz), beschloß er unter dem Einflusse Rousseauscher Anschauungen bereits als Jüngling, nur für das irre geleitete und bedrückte Volk zu leben. Er gab sein Studium auf, kaufte bei dem Dorfe Birr eine große Strecke Heideband und verband 1775 mit seiner Wirthschaft „Neuhof“ eine Erziehungsanstalt für arme Kinder, um praktisch zu zeigen, wie man durch Landbau in Verbindung mit Handwerk und richtiger häuslicher Erziehung den Nachtheilen einer verkünstelten Kultur entgegenwirken könne. Das Unternehmen scheiterte, denn der von bestem Willen besetzte und an fruchtbaren Gedanken so reiche Mann war in praktischen Dingen ein reines Kind. Es folgten für ihn Jahre der Demüthigung und Noth. In seinem Buch „Dienhard und Gertrud“, das 1781 erschien, wies er dann im Gewand einer einfachen Dorfgeschichte nach, daß nur durch eine tief eingreifende Verbesserung

der häuslichen und öffentlichen Erziehung, welche die Gesamtheit der Anlagen und Kräfte der Kinder entwickle und der guten Gesinnung und dem Können den Vorzug vor dem bloßen Wissen gebe, den Uebeln der Zeit abgeholfen werden könne. Er sprach damit Grundsätze aus, die heutzutage allenthalben anerkannt sind. Nach der Staatsumwälzung in der Schweiz, die zur Gründung der „Helvetischen Republik“ führte, schloß sich Pestalozzi mit Begeisterung der neuen Ordnung an und kämpfte literarisch für die Ideen der Revolution, die er von ihrer edelsten Seite auffaßte. 1804 gründete er in Yverdon eine Erziehungsanstalt für Kinder aller Stände und zugleich eine Anstalt für Lehrerbildung, welcher er bis zwei Jahre vor seinem, am 17. Februar 1827 erfolgte Tode vorstand. Ist Pestalozzi auch als Organisator bei dem Mangel

an praktischem Geschick nie glücklich gewesen, so war sein Wirken doch ein äußerst fruchtbares für die gesamte Menschheit. Er hat bahnbrechend gewirkt, namentlich auch für die Idee eines freien, alle Stände umfassenden Volksschulsystems, dessen Anfänge in England, Deutschland, den Vereinigten Staaten (Horace Mann, der „Vater unseres öffentlichen Schulsystems“) in das erste Viertel des 19. Jahrhunderts fallen.



Friedr. A. W. Diesterweg.

Dadurch, daß der Staat den Schulzwang in allen deutschen Staaten einführte, wirkte er besonders auf die Eltern erzieherisch ein; er nöthigte sie, ihre Kinder zur Schule geregelt anzuhalten, sie reinlich zu kleiden, auf die Zeiteintheilung zu achten und die Gesundheit der Kinder im Auge

zu halten. In Preußen und Sachsen wirkten durch Heranziehung eines tüchtigen Lehrerstandes Männer wie Dinter und Friedr. Ad. W. Diesterweg. Aus ihren Seminarien ging ein Schulmeisterstand hervor, der die abgedankten Unteroffiziere aus der Zeit Friedrichs des Großen durchaus überflüssig machte. Namentlich Diesterweg, der wohl bedeutendste praktische Schulmann und zugleich theoretische Pädagoge seiner Zeit, wirkte als Direktor des Schullehrerseminars in Mörs und von 1832 bis 1847 als Direktor des Seminars für Stadtschulen in Berlin höchst segensreich. An andern Orten Deutschlands mußte freilich zu Gunsten der Schule mit gewaltiger Faust durchgefahren werden, so z. B. in Bayern durch Montgelaß, der es durchsetzte, daß die Volksschullehrer, um sich ihr Auskommen zu verdienen, nicht mehr auf das Nebengewerbe eines Spielmanns, Hochzeitlabers oder Handwerkers angewiesen sein durften.

Für die Erziehung der Kinder im zartesten Alter wirkte sodann bahnbrechend in dieser Zeit der verdiente deutsche Pädagoge Friedrich Fröbel. Am 21. April 1782 zu Oberweißbach im Schwarzburg-Rudol-

städtischen geboren, trat derselbe 1808 zu Ifferten mit Pestalozzi in nahe Verbindung und eignete sich dessen Grundsätze an. Sein darauf aufgebautes pädagogisches System legte er in der 1826 erschienenen Schrift „Die Menschen-erziehung“ nieder, um sich dann nach einem zweiten Aufenthalt in der Schweiz (1831 bis 1836) fast ausschließlich der Erziehung der Kinder im vorschulpflichtigen Alter nach den Forderungen seines Systems zu widmen. Friedrich Fröbels Hauptverdienst ist, daß er das Kinderspiel nach erzieherischen Grundsätzen ordnete und die jetzt überall eingeführten sogenannten **Kinder-gärten** begründete. Der erste Kindergarten entstand 1840 zu Blankenburg im Thüringerwald; die Kinder wurden darin durch planvoll gruppierte Bewegungs- und Geistes Spiele, Sprüche, Lieder und beständige Berührung mit der Natur ihrem Alter entsprechend allseitig ange-regt und angeleitet. Der Gedanke fand vielfach Anklang, und die Sachsen-Meiningsche Regierung räumte Fröbel das Schloß Marienthal bei Bad Liebenstein ein, um darin ein Seminar für Kindergärtnerinnen ins Leben zu rufen. Sehr schwer traf Fröbel das 1851 ergangene Verbot seiner Kinder-gärten in Preußen, das auch dann vorläufig in Kraft blieb, nachdem er nach-gewiesen hatte, daß es auf einer Verwechslung seiner Bestrebungen mit denen seines Neffen Karl Fröbel beruhte, der 1850 in Hamburg eine Hochschule für das weibliche Geschlecht mit Kindergarten gründete, und von dem er sich offen lössagte. Er starb am 21. Juli 1852 in Marienthal. Friedrich Fröbels



Friedrich Fröbel.

Anregung zur sorgsamsten Beachtung der Bedürfnisse unserer Kleinen im zartesten Alter hat höchst segensreich gewirkt, wenn auch seine Versuche, diesem Bedürfnisse gerecht zu werden, nicht ganz frei von Einseitigkeiten und Verschrobenheiten waren. Seither haben sich seine Anhänger sehr vermehrt; indem sie in seinen Pfaden weiter-wandelten, sind zugleich die von ihm auf-gestellten Ansichten wesentlich geklärt, und die Kindergärten immer zweckentsprechender ge-staltet worden.

Im innigen Bunde mit der roman-tischen Geistesrichtung und ihrer Hinwendung zu den Quellen des deutschen Volks-thums trat zu gleicher Zeit eine andere Erscheinung auf, die aus der nationalen



J. G. Fichte.

Eigenart der Deutschen erwachsen ist, nämlich der hohe Gedankenflug der idealistischen Philosophie eines Fichte, Schelling, Hegel und Schopenhauer. Johann Gottlieb Fichte (1762—1814) knüpfte an Kant's idealistischen Faktor der Erfahrungserkenntniß an und unternahm es seine Philosophie weiter zu entwickeln. Dabei war er aber nicht minder glühend als die großen Helden der Freiheitsbewegung vom Gefühl für das Vaterland ergriffen und noch während die Franzosen in Berlin standen, hielt er im Winter 1807/08 jene öffentlichen Vorträge in der Akademie Unter den Linden, die er gleich darauf als „Reden an die deutsche Nation“ im Druck herausgab. Er redete „für Deutsche schlechtweg, von Deutschen schlechtweg, nicht anerkennend,



Schelling.

sondern bei Seite setzend all die trennenden Unterscheidungen, welche unselige Ereignisse seit Jahrhunderten in der einen Nation gemacht haben.“ In begeisterten Worten wies er darauf hin, daß das gesunkene deutsche Volksthum nur durch eine Erneuerung von innen heraus und von unten herauf wiederherzustellen sei. Die von Pestalozzi gegründete Volkserziehung müsse ausgebaut werden zur deutschen Nationalerziehung, um das Uebel an der Wurzel auszurotten und durch den Geist der Gemeinschaft und Aufopferung die Selbstsucht zu vernichten. Fichte's idealistische Philosophie baute Fr. W. J. Schelling, der in Jena wirkte, weiter aus und schuf ein Gedankenbild der Welt,

das wie ein geniales Kunstwerk auf die Zeitgenossen wirkte, und durch das es endlich gelungen ist, die harmonische Einheit des Weltalls in dem Spiegel des menschlichen Geistes zu zeigen. Schlag auf Schlag erschienen in der Zeit von 1795 bis 1805 die Schriften, in denen er seine kühnen Ideen über das Band der Natur und des Geistes entwickelte. In anderer Weise suchte später G. W. Fr. Hegel (1770—1831) den ganzen Umfang dessen in ein Gebäude zu bringen, was der menschliche Geist zu umspannen vermag. Was Fichte, Schelling und Hegel beseelte, war der Gedanke, daß in dem menschlichen Geiste die höchste Offenbarung alles Daseins verborgen liege, und daß man die tiefsten Schätze der Erkenntniß nur aus der eigenen Persönlichkeit schöpfen könne. Die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hat ihnen dieses Betonen der eigenen Kraft des Geistes als Einseitigkeit ausgelegt und sich wieder mehr der Betrachtung der äußeren Natur und den Naturwissenschaften zugewendet. Sie aber haben gerade durch diese Einseitigkeit gezeigt, zu welcher Gedankenhöhe der Mensch sich emporheben kann und dadurch der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, dem idealistischen Zeitalter der Deutschen, das Gepräge aufgedrückt. Freilich soll auch nicht gelehnet werden, daß Hegels Verherrlichung und Rechtfertigung



Schleiermacher.

aber sonst in ihrem Schaffen nicht von der romantischen Doktrin beeinflussen ließen. Den Uebergang zu ihnen bildet der große Dramatiker Heinrich von Kleist, welcher nach einem von Zweifeln an sich und der Welt erfüllten, von furchtbaren Leidenschaften zermarterten Leben sich und eine Freundin in seinem 34. Jahre (1811) erschoss. Seine erste Tragödie erschien 1803 „Die Familie Schroffenstein“ und dann folgten „Der zerbrochene Krug“ 1808, den man mit Recht für eines der besten deutschen Lustspiele hält; ferner „Penthesilea“ und das „Räthchen von Heilbronn“, dann 1809 die im Hinblick auf die deutsche Gegenwart gedichtete „Hermannsschlacht“, „Prinz v. Homburg“, und die gewaltige

Erzählung „Michael Kohlhaas“. Alle Charaktere in diesen Werken, sind von Kleist mit Shakespeare'scher Kraft und Kunst gezeichnet.

Adalbert von Chamisso, (1781—1838), der ganz zum Deutschen gewordene Franzose, zeigt zwar in seinem hübschen Märchen vom schattenlosen „Peter Schlemihl“ den Einfluß der Romantik, aber seine lyrischen Gedichte und poetischen Erzählungen athmen schon durchweg einen modernen Geist. Tiefe und Zartheit des Empfindens, edle Gesinnung und gesunde Lebensauffassung offenbaren sich in Chamisso's Gedichten, von denen „Frauen-Liebe und -Leben“, „Schloß Boncourt“, „Die alte Waschfrau“ und viele andere zu den Perlen deutscher Lyrik zählen. Meisterhaft sind seine epischen Dichtungen in Verzinenform („Salas y Gomez“ und andere), die durch ihn in unsere Literatur eingeführt wurde. Sein Freund de la Motte Fouqué veröffentlichte 1808 ein



D. von Kleist.

Helbenstück „Sigmund der Schlangentöbter“ und 1811 ließ derselbe das Märchen „Udine“ folgen, in dem die romantische Naturpoesie ihren schönsten Inhalt ans Licht brachte. Reiche Anregung aus der Poesie aller Kulturstaaten schöpften die Nachromantiker August Graf von Platen (1796—1835) in seinen formvollendeten Ghazelen und „Sonnetten aus Venedig“, Friedrich Rückert (1788—1866) in seinen „östlichen Rosen“. Aus der ursprünglichen Kraft seines Volkes und aus der Kunst seiner unmittelbaren Vorgänger schöpfte in gleicher Weise Ludwig Uhland (1787—1862), der zum ersten Male im Jahre 1815 mit seinen Gedichten an die Oeffentlichkeit trat, und der mit seinen Balladen sich zum volkstümlichsten Dichter der Deutschen nach Schiller gemacht hat. Bei Rückert, Platen und Uhland traten aber die Grundeigenschaften der Romantik nicht mehr in den Vordergrund. Das Gleiche war bei einem anderen Dichter aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts, bei Wilhelm Müller der Fall, der zu seinem 1821 erschienenen Buch „Lieder der Griechen“ durch den Freiheitskampf dieses Volkes begeistert wurde. Zur Gruppe der Dichter, die man unter dem Sammelnamen der älteren „schwäbischen Schule“ zusammenfaßt, gehören neben Uhland in erster Linie noch der mystisch-originelle Justinus Kerner, der lebenswürdige Erzähler Wilh. Hauff, der Balladendichter Gustav Schwab, der Lieberdichter Karl Mayer und endlich Eduard Mörike, der als Vertreter in seiner Art Göthe am nächsten steht.



Adalbert v. Chamisso.



Graf August v. Platen-Gallermund.

Widerstand gegen ihre Auffassung noch viel entschiedener in den Bestrebungen derjenigen Dichter und Schriftsteller, welche, beeinflusst von der Julirevolution,

Hatten schon diese Nachromantiker eine andere Stellung zur Kunst eingenommen als Göthe, Schiller und die Romantiker, so regte sich der

nicht nur gegen die Beamtenherrschaft und Polizeiwillkür der zwanziger Jahre, sondern auch gegen alles Bestehende in Kirche und Staat mit wachsender



Wilhelm Hauff.

politische Ueberzeugung wurde ihm zur Religion, und er kämpfte dafür mit allen Waffen fesselnder Beredsamkeit wie der Satire und des Humors. Weit übertroffen wurde er von Heinrich Heine (geb. 13. Dezember 1799 zu Düsseldorf), der in Versen und Prosa die politische Satire mit einer noch nicht dagewesenen Genialität handhabte. In der That steht dieser hochbegabte Dichter nur Goethe nach, sein „Buch der Lieder“ gehört zu den schönsten Hervorbringungen der Weltliteratur, in seinen „Reisebildern“ finden sich die poetischsten Naturbetrachtungen, vereint mit lyrischen Klängen aus Herzentiefen, so oft melancholisch oder geistreich frivol, und Bemerkungen voll von treffendem, schonungslosem Witz, Gaben des wahrhaften Dichters, des sinnigen Märchenerzählers und des mephistophelischen Schnitzers nebeneinander. Heine begab sich 1831 nach Paris, wo er auch am 17. Februar 1856 starb. Sein Ansehen stieg noch, als der Bundestag, gegen das „junge Deutschland“ einschreitend, seine vorhandenen wie etwa künftig erscheinenden Schriften 1835 verbot. Die Folge davon war, daß der Dichter immer gereizter, rücksichtsloser und schnitzer wurde, und sein zügelloser Hohn und Haß gegen alles Bestehende, gegen Religion keine Grenzen mehr achtete, was besonders in dem Gedicht „Deutschland, ein Wintermärchen“ und in den neuen Gedichten grell hervortritt. Heines

Rühnheit vorgingen und behaupteten, man müsse das wirkliche Leben wieder der Kunst mehr nähern. Sie werden in der Geschichte des deutschen Geisteslebens unter dem Namen des „Jungen Deutschland“ zusammengefaßt. Sie erklärten einer Kunst, die sich außerhalb des Lebens stellt, den Krieg; Sinnlichkeit und Geist sollten in gleicher Weise zu ihrem Rechte kommen. Es war in erster Reihe Ludwig Boerne (1786—1837), welcher sowohl in den von ihm gegründeten und geleiteten Blättern „Die Zeitschwingen“ und „Die Wage“, als in seinen „Briefen aus Paris“ als Vorkämpfer dieses Liberalismus die Gemüther aufrüttelte. Seine



Friedrich Rückert.

Gedichte übten auf die deutsche Literatur einen ungeheuren Einfluß aus, und auf dem von ihm eingeschlagenen Wege der Regierung alles Bestehenden folgte alsbald eine Schaar junger Talente, von denen Karl Gutzkow (1811—1878) und Heinrich Laube (1806—1884) die bedeutendsten waren. Unter Gutzkows Romanen haben den meisten Beifall gefunden: „Die Ritter vom Geiste“ und „Der Zauberer von Rom“; und von seinen zahlreichen Dramen haben sich „Zopf und Schwert“, „Uriel Acosta“ und „Der Königsleutnant“ bis heute auf der Bühne erhalten. Laube wurde, nachdem er zuerst im



Das „junge Deutschland“.

Sinne des „jungen Deutschland“ in politischer und sozialer Novellistik seinen Ideen Ausdruck gegeben hatte, später Verfasser einer Anzahl wirksamer Theaterstücke, von denen „Struensee“, die „Karlschüler“ und „Graf Effer“ die bedeutendsten sind.

Im „Gegensatz zum jungen Deutschland“ steht das Schaffen einer Reihe anderer Geister, welche aber ebenfalls beweisen, daß die romantische Strömung sich in den dreißiger Jahren völlig überlebt hatte. Zu nennen sind Karl Immermann (1796—1840), der in seinen Romanen, durchaus Schöpfungen eines unselbständigen Geistes, nur durch Anlehnung an große Vorgänger etwas erreichen konnte; Franz Grillparzer (1791—1872),

der mit seinem Kunstempfinden ganz innerhalb der Anschauungen Goethes und Schillers steht und darum der Dichter einer vollendeten Schönheit wurde (Dramen: Ahnfrau, Sapho, Das goldene Vließ u. s. w.); Friedrich



Franz Grillparzer.

Hebbel (1813—1864), der in seinen Werken „Judith“, „Herodes und Marianne“, „Gyges und sein Ring“, „Nibelungen“, menschliche Stürke und Schwäche in wahrhaft übermenschlicher Größe darstellt, dabei die reinen Schönheitsgesetze oft außer Acht läßt, um einem bestimmten Zug der Seele, einer starken Leidenschaft einen charakteristischen Ausdruck zu geben; Annette von Droste-Hülshoff (1797—1848), Deutschlands hervorragendste Dichterin, deren poetische Erzählungen „Die Schlacht am Roernerbruch“, „Fräul. v. Rodenschild“, „Der Geierpfiff“ u. s. w., wahre Meisterstücke sind und sich durch innige Religiosität, gemüthvolle Wärme und menschlichen Edelsinn auszeichnen.

Gleichzeitig mit den Vertretern des „jungen Deutschland“ kämpften philosophisch angelegte Geister für neue Weltanschauung. Sie nahmen in die, aus dem Hegelthum heraus sich entwickelnde philosophische Strömung auch die religiösen Fragen auf. Es war vor allem David Friedrich Strauß, der in seinem Buche „Das Leben Jesu“ (1835) die evangelische Geschichte einer zersetzenden Kritik unterwarf und zu dem Schluß kam, dieselbe sei nur eine mythische Darstellung philosophischer Wahrheiten. Die ganze Menschengeschichte und jedes einzelne Menschenleben seien eine Verkörperung der göttlichen Wesenheit. Alles, was in der Welt zu jeder Zeit geschieht, sei eine Erscheinung dieses Göttlichen. In der evangelischen Geschichte habe die mythenbildende Neigung des menschlichen Geistes nur in einem einzelnen Fall bildlich hingestellt, was sich immer und überall vollziehe: die Menschwerdung Gottes. In noch viel radikalere Weise griff bald Bruno Bauer in den Streit der Geister ein. Er prüfte die christlichen Wahrheiten von dem Standpunkte des menschlichen Selbstbewußtseins aus und ließ nur den Glauben an dasjenige gelten, was der Mensch aus dem eigenen geistigen Vermögen heraus als wahr anerkennen kann. Damit war der kirchlichen Lehre neben der aus dem Geiste des Menschen heraus gewon-



Annette v. Droste-Hülshoff.

nenen der Krieg erklärt. Ähnliche kritische Maßstäbe wurden nun auch an die anderen Verhältnisse des Lebens, an die Moral, den Staat, die Gesellschaft gelegt. Arnold Ruge und Schtermeyer begründeten im Jahre 1838 zur Vertretung solcher Fragen eine Zeitschrift, die *Halle'schen Jahrbücher*, die bald (1841) als so staatsgefährlich angesehen wurden, daß Preußen ihr Erscheinen verbot und sie nach Sachsen übersiedeln mußten. Einen weiteren Schritt auf diesem Wege bedeutete Ludwig Feuerbach's Buch „Das Wesen des Christenthums“ (1841), worin, ausgehend von der Voraussetzung, der Mensch könne sein Wissen nur aus sich selbst gewinnen, behauptet wird, der Mensch könne darum auch über kein höheres Wesen als über sich selbst irgend welche Kenntnisse haben und er habe sich den Gott nach seinem eigenen Bilde geschaffen.

Das Ziel des „jungen Deutschland“, ein lebendiges Verhältniß zwischen Dichtung und Leben herzustellen, fand eine radikale Fortsetzung in der Bewegungsliteratur der vierziger Jahre. Ihr Hauptmerkmal liegt darin, daß sich die politische Stimmung der Zeit in den poetischen Schöpfungen unmittelbar ausdrückte. Die Unbehaglichkeit über die öffentlichen Zustände suchte einen dichterischen Ausdruck. Der größte Theil der aus dieser Stimmung hervorgegangenen Dichtungen hat keine bleibende Bedeutung. Sie vermochten nur in der Zeit einen tieferen Eindruck zu machen, in der weite



Ludwig Feuerbach.

Kreise von denselben Empfindungen ergriffen waren, wie diese politischen Sänger. Die Vermittlichkeit des Gedankengehaltes und der kleine Umfreis der Stoffe konnten späteren Epochen nicht von Interesse sein. Die „unpolitischen Lieder“, die August Heinrich Hoffmann, genannt „von Fallersleben“, in den Jahren 1840 und 41 herausgab, machen in dieser Richtung den Anfang. In einem derben studentischen Ton und oft mit schlagenden Witzworten wurden hier Aristokratie, Muckerthum und Polizei angegriffen. Die eigentliche Begabung Hoffmann's von Fallersleben zeigte sich aber nicht auf diesem Gebiete, sondern in der Schilderung des kindlichen Lebens, das er in Weisen besang, die an echte Volkslieder erinnern. Seine Tüchtigkeit als Erforscher von Sprachdenkmälern und der Volkspoesie befähigten ihn ganz besonders dazu. Franz Dingelstedt gab 1841 die „Lieder eines politischen Nachtwächters“ heraus, in denen er gegen die Rückschrittler loszog, wurde später aber tüchtiger Hofbühnenleiter in Wien. Gottfried Kinkel schrieb politische „Lieder“ und später die schöne poetische Erzählung „Otto der Schütz“. Wie bereits Seite 242 berichtet, wurde er in Spandau

gefangen gesetzt, aber von Karl Schurz befreit. Hinreißend wirkte in dieser Zeit Georg Herwegh, dessen „Gedichte eines Lebendigen mit einer Widmung an den Verstorbenen“ 1841 in Zürich und Winterthur erschienen. Die schwungvolle Bereitschaft und die Unerstrockenheit, mit denen hier von Freiheit und Menschenwürde gesungen wird, regte die Gemüther auf. Herwegh war eine Zeitlang der Lieblingsdichter vieler, bis man erkannte, wie wenig innere Wahrheit in seinem Pathos steckte, und daß die Begeisterung, die aus



Die Vertreter der „politischen Lyrik“ während der vierziger Jahre.

seinen Liebern sprach, doch nur eine erkünstelte war. Die frische, energische Gesinnung, die damals in Deutschland herrschte, bewirkte, daß auch mancher weniger bedeutenden Persönlichkeit Werthvolles gelang. Im „Rheinischen Jahrbuch“ für 1841 erschien z. B. das kräftige Lied „Der deutsche Rhein“ von Nicolaus Becker. „Sie sollen ihn nicht haben den freien deutschen Rhein“ war ein Wort, das im wahrsten Sinne des Wortes aus der Zeitseele heraus gesprochen war. Es war eine Erwiderung auf die Worte, die Alfred de Musset und andere französische Dichter über den Rhein hatten vernahmen lassen. Mit einem Rheinliede machte auch der politische Dichter Robert Prutz 1840 sich in weiteren Kreisen bekannt. Aber der Umstand, daß seine

Schöpfungen mehr im Verstande als in der künstlerischen Phantasie ihren Ursprung haben, bewirkte, daß der Beifall, den Robert Prutz mit diesem Liede gefunden hat, bald einer viel kälteren Beurtheilung wich. Eine hervorragende Stellung dagegen innerhalb des Kreises politischer Dichter nimmt Ferdinand Freiligrath (1810—1876) ein. Er erregte zuerst 1838 allgemeine Aufmerksamkeit mit „Gedichten“, in denen er zumeist orientalische Landschaften und Thiere sowie das Leben der Menschen des Morgenlandes in glühenden Farben und in einer klangvollen Sprache schilberte. Erst im Jahre 1844 zeigte er sich in dem Zeitgedicht „Ein Glaubensbekenntniß“, in der Sammlung „Ca ira“ u. s. w. als einer der radikalsten Revolutionspoeten, der die Herzen seiner Zeitgenossen mächtig ergriff durch eine anschauliche Darstellung und durch seine treue ehrliche Natur; und wie echt seine nationale Begeisterung war, zeigten die herrlichen Worte, mit denen er die Siege des Jahres 1870 feierte.

Ein Freiheitskämpfer in ganz anderem Sinne als diese eben genannten war der in Ungarn geborene, aber von deutschen Eltern stammende Nikolaus Lenau (geb. 1802). Seine Werke sind nicht aus der politischen Begeisterung, sondern aus der Sehnsucht nach seelischer, innerer Befreiung hervorgegangen; seine schmerzlichen Klagen galten nicht den Verhältnissen der Zeit, sondern der Unvollkommenheit alles Irdischen überhaupt. Eine Weltanschauung, die dem menschlichen Herzen keinerlei Trost bietet, verband sich bei ihm mit einer hohen dichterischen Kraft, die es ihm möglich machte, die schmerzvollen Grundempfindungen seines Wesens in einer erhebenden Weise zum Ausdruck zu bringen. In „Savonarola“ (1837) und in den „Albigensern“ (1842) schilberte er religiöse Kämpfe in düstern Bildern; im „Don Juan“, den Anastasius Grün nach seinem Tode herausgab, führte er das Schicksal dieser im Sinnengenuß schwelgenden Persönlichkeit in lyrisch schönen Einzelheiten vor Augen, brachte es aber nicht zu einer planvollen, einheitlichen Lösung der gestellten Aufgabe. Der Dichter versiel 1844 in unheilbaren Wahnsinn und starb 1850. In scharfem Gegensatz zu Lenaus Lebensansicht stand diejenige seines Freundes Anastasius Grün (Anton Graf von Auersperg, geb. 1806), welcher in dem episch-lyrischen Epos „Schutt“ für eine freie Gestaltung Oesterreichs eintrat und manches scharfe Wort sagen konnte, weil die Lauterkeit seiner Gesinnung und die Echtheit seines Patriotismus nie in Frage gestellt wurde. „Der Pfaff von Kahlenberg“ (1850), Grüns reifstes Werk, ist weniger bedeutend in seiner Grundidee, enthält aber eine herrliche Darstellung des Lebens



Nik. Lenau.

in der Umgebung Wiens zur Zeit Ottos des Fröhlichen. Durch seine Nachbildungen hat Anastasius Grün einen Schatz slovenischer Volksdichtungen in die Literatur eingeführt.



Anastasius Grün.

zu seinem am 12. Oktober 1854 erfolgten Tode amtierte. Seine im Volksdialekt geschriebenen, äußerst zahlreichen Erzählungen zeichnen sich durch trefflichen Humor, spannende Erfindung, reiche dichterische Begabung, große Natürlichkeit und Frische, sowie sittlichen Gehalt aus. Am meisten Beifall fanden: „Kathi, die Großmutter“, „Uli, der Knecht“, „Uli, der Pächter“. Wahre Perlen sind „Eli“ und „Der Besenbinder von Rhodiswil“. Fernerhin sind als Verfasser vorzüglicher Volkschriften zu nennen: Berthold Auerbach („Volkskalender“, „Schwarzwälder Dorfgeschichten“), Schaumburger, Horn („Spinnstube“), Ferd. Schmidt, Glaubrecht (Rud. Defer), Caspari, Ahlsfeld, und von katholischen Schriftstellern in erster Linie Alban Stolz. Durch gute volkstümliche Darstellungen aus verschiedenen wissenschaftlichen Gebieten haben sich unter anderen Kohnmähler, Grube, Hermann Wagner, Karl Müller, Bernstein und Hermann Klende verdient gemacht.

* * *

Noch weniger als bei den Genannten ist von der allgemeinen Zeitphysiognomie zu bemerken bei Dramatikern jener Zeit wie Grabbe, Holtei, Bauernfeld, Benedix, Holm.

Auf dem Gebiete der Volkschriften-Literatur zeichneten sich in dieser Zeit, in den Bahnen Pestalozzi's wandelnd, besonders aus: Salzmann, R. B. Beder, J. P. Hebel („Schatzästlein“), Bschöke und vor allen der Schweizer Albert Bizio, der unter dem Schriftstellernamen Jeremias Gotthelf die deutsche Volksliteratur mit Werken von dauern dem Werthe bereichert hat. Bizio wurde am 4. Oktober 1797 zu Murten im schweizerischen Kanton Freiburg geboren und erhielt 1832 die Pfarrei Rüschlikon im Emmenthal, auf der er bis



Jeremias Gotthelf.

Bei dem stammverwandten englischen Volke schlug die literarische Bewegung beim Beginn des 19. Jahrhunderts eine ähnliche Richtung ein wie die deutsche. Die durch Vertiefung in die alte frische Volkspoesie und nachher auch durch deutsche Einwirkungen gekräftigte Romantik lehnte

sich gegen die Fessel der steifen französischen Klassizität auf; ihre Hervorbringungen sind am eigenartigsten und werthvollsten, wo in ihnen sich der Zauber der alten Volksgesänge und Sagen, mit dem Geiste der Neuzeit eint. Myth, Iyrisch=epische Dichtungen und Romane finden wir als Hauptgebiete vertreten. Der volksthümliche und nationale Boden, auf dem schon der Bauernsohn Robert Burns (1759—1796) und seine Nachfolger in der Lieberdichtung standen, bildete auch die Grundlage für die heroische Romantik Walter Scotts. Er übte mit seinen epischen Gesängen im Beginn der romantischen Bewegung in England die tiefgreifendste Wirkung aus und wurde dann der Schöpfer und einer der größten Meister des historischen Romans. Am 15. August 1771 zu Edinburg geboren, praktizierte Walter Scott seit 1792 als Advokat, indem er sich zugleich literarisch beschäftigte. 1806 erhielt er eine einträgliche Sekretariatsstelle am Edinburger Gerichtshofe, die ihm viel Muße zu dichterischer Produktion ließ. 1820 wurde Scott Baronet; seine Romane brachten ihm reiche finanzielle Erträgnisse, aber durch den Bankerott eines Bankhauses und seines Verlegers im Jahre 1826 verlor er



Walter Scott.



Colettblge.

nicht nur alles, sondern trat auch noch für die enorme Schuldenlast von 120,000 Pfund Sterling ein. Er erbat sich nur die nöthige Zeit, um durch literarische Arbeit diese Summe aufzubringen, was ihm auch in der That gelang. Er hatte sich aber dabei zu Tode gearbeitet und verschied am 21. September 1832 auf seinem Landsitz Abbotsford. Für Scott wurde das geschichtliche Leben Englands, zumeist aber seines engeren schottischen Vaterlandes und dessen Naturreize, zum unerschöpflichen Quell seiner Dichtung. Er läßt Menschen und Thatfachen aus dem Boden erwachsen, auf dem sie geboren sind und genau im Lichte der Zeit erscheinen, der sie angehören. Was ein Geschichtsschreiber als Ideal betrachten

muß, alles aus den gegebenen Verhältnissen herauszuschildern, das ist in Scotts Romanen erfüllt, deren trefflichste sind: „Waverley“, „Guy Mannering“, „Das Herz von Midlothian“, „Die Braut von Lammermoor“, „Ivan-

hoe", „Kenilworth", „Quentin Durward" und „Woodstock". Daß er damit einem Bedürfnisse seiner Zeit entgegentam, beweist die Thatsache, daß z. B. im Jahre 1822 von Scotts Romanen 145,000 Bände gedruckt worden sind. Auf die ganze europäische Romanliteratur hat dieser Schriftsteller einen ungeheuren Einfluß ausgeübt. Ueberall fanden sich Nachahmer seiner Art.

Noch mehr Romantik steckt in dem Irländer Thomas Moore (1779—1852), der in „Lalla Rookh" in morgenländischer Phantasie schwelgt und in den „irischen Melodien" den Leiden seiner von England geknechteten Heimathinsel so hinreißende Worte lieh, wie sie nur je ein Sänger der Freiheit gesungen hat. Streben nach Natürlichkeit zeichnet ferner die Dichter

William Wordsworth (1770—1850), Samuel Taylor Coleridge (1772—1834), Robert Southey (1774—1843) und John Wilson (1785—1854) aus, welche gewöhnlich unter dem Namen der „Seeschiffe" zusammengefaßt werden, weil die drei erstgenannten längere Zeit an den herrlichen Seen Westmorelands und Cumberlands weilten und sich durch deren landschaftliche Schönheiten begeistern ließen.



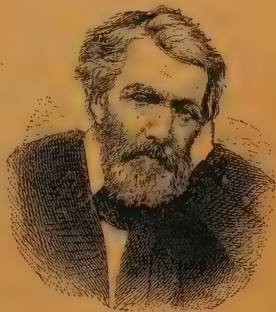
Lord Byron.

Sie und alle übrigen zeitgenössischen Mitbewerber um den dichterischen Lorbeer überragt weit der gigantische Genius Lord Byrons. George Noel Gordon Lord Byron wurde am 22. Januar 1788 zu London geboren; die mächtige Phantasie und das leiden-

schaftliche Gefühl des Dichters wurden schon in frühester Jugend durch unglückliche Familienverhältnisse und eine mangelhafte Erziehung in falsche Wege geleitet und damit die harmonische Entwicklung seines Charakters und seiner Gaben im Reime zerstört. Sein ganzes Wesen war zerrissen, seine getäuschten Hoffnungen (insbesondere durch seine unglückliche Ehe) steigerten sich zum Weltschmerz und erfüllten ihn mit weltverachtendem Septizismus. Die beiden ersten Gesänge von „Junter Harolds Pilgerfahrt", die 1812 erschienen, machten ihn mit einem Schlage berühmt. Dann schuf er das Genre der poetischen Erzählung durch die Meisterwerke: „Der Giaur", „Die Braut von Abydos", „Der Korfar" u. s. w. In den tiefsten Räthseln des Menschengeseins wühlt das Drama „Manfred", während „Don Juan", sein genialstes Werk, ihn gleich groß im Erhabenen wie im Komischen, in bissiger Satire und in zartester Liebesidylle zeigt. Der griechische Freiheitskampf begeisterte ihn so, daß er ihm sein Leben und sein Vermögen zu weihen beschloß. Am 5. Januar 1824 kam er mit zwei von ihm ausgerüsteten Schiffen im Hafen von Missolonghi an, wo er mit Jubel empfangen wurde, allein schon am 19. April raffte ihn ein hitziges Fieber dahin. In ihm starb neben Shakespeare Englands größter Dichter. Derselben Zeit gehören an zwei Dichter, die leider schon in

jungen Jahren starben, John Keats und Percy Bysshe Shelley. In Beiden fand eine aus den tiefsten Quellen der Menschenseele kommende Naturempfindung einen hebeitsvollen Ihrischen Ausdruck; in des erstern „Hymn auf die Nachtigall“, in des andern „Hymn auf die Nachtigall“, in des erstern „Hymn auf die Nachtigall“, in des andern „Hymn auf die Nachtigall“.

Doch auch nach England wirkte der deutsche Geist und die deutsche nachromantische Bewegung hinüber. Vermittler wurde Thomas Carlyle (1795—1881), eine idealistisch veranlagte Person, der sich mit tiefem Verständniß in die Werke Goethes und Schillers einlebte, auch des letztern Leben beschrieb und des erstern Wilhelm Meister übersezte. Träger des Kulturfortschrittes sind ihm die großen Individuen, während was in den Massen gährt, für ihn weniger in Betracht kommt. Der Idealismus Carlyle's ist indeß nur der eine Grundzug, der durch Englands geistige Entwicklung jener Zeit geht. Der andere ist eine nüchterne, unpoetische Anschauung des Lebens, ein Nüchternheitsstandpunkt. Zwischen diesen beiden Standpunkten schwankte unsicher hin und her Edward George Lytton Bulwer (1805—73), der sich in seinen zahlreichen Romanen als Erzähler von großer Fähigkeit in der Charakteristik und in der Komposition der Handlungen erweist. Alle charakteristischen Eigenthümlichkeiten des englischen Geistes dieser Zeit vereinigt aber der wirksamste Erzähler dieser Epoche, Charles Dickens (1812—1870), der wie wenige es verstanden hat, aus der Volksseele herauszuschaffen. Seine



Thom. Carlyle.



Charles Dickens.

„Sketches of London“ (1836) und noch mehr die „Pickwick papers“ (1837) machten ihn zum volkstümlichen Schriftsteller. In der anmuthigsten Weise wußte er die traulichen Vorgänge im Familienkreise, die alltäglichsten Vorgänge, die einfachsten Empfindungen und Leidenschaften zu zeichnen; mit den feinsten Sinnen belauschte er die Sitten des Volkes, sein Denken und Fühlen und stellte sie mit der größten Anschaulichkeit, mit unwiderstehlicher Liebesswürdigkeit, mit sinnigem Humor dar. Sein „David Copperfield“, „Little Dorrit“, seine Weihnachtbücher, besonders das spannende „A Christmas carol“, gehören zu den gelesensten Schriften der Weltliteratur.

Die moralisierende Tendenz, die bei Dickens stark ausgeprägt ist, findet sich auch bei William Makepeace Thackeray (1811—1863). Ihm fehlte allerdings die Gemüthsinnigkeit des ersteren. Dieser sprach zum Herzen und wirkte dadurch auf den sittlichen Sinn ein, ohne daß er unmittelbar Moral predigen wollte; Thackerays Bedeutung liegt in der Satire, mit der er Sitten und Ver-

håltnisse geißelt. Schneidende Schårse und Humor bestimmen die Physiognomie seiner in viele europåische Sprachen übersehten Werke. Hinsichtlich



Wm. Thackeray.

des künstlerischen Verstandes verwandt mit ihm ist der Politiker Benjamin Disraeli (1804—1881), dem allerdings der anziehende Humor fehlt. Auch die Unzufriedenheit mit den Zustånden der Zeit hat in England ihre Dichter gefunden, und zwar in Thomas Hood (1738—1845) ihren Lyriker, in Charles Kingsley (1819—1875) den Romanschriftsteller. Dagegen ist Alfred Tennyson (1810—1891) ein Künstler der lyrischen Form, einer leichten, wohlklingenden Sprache, die seine Dichtungen in die weitesten Kreise trugen. Sein „Enoch Arden“ ist weltberühmt geworden. Mit einem Drama „Barcelus“ führte sich 1836 ein gedankenreicher Dichter, Robert Browning (1812—1861),

in die Literatur ein. Angeregt durch Shelley, beschäftigen ihn die tiefsten Fragen des strebenden Menschen. Ein faustischer Zug geht durch alle seine Ideendichtungen, die Dramen „Stafford“, „Sordello“ und auch die Gedichtsammlungen. Für ein untergeordnetes Lesebedürfnis sorgte Frederick Marryat (1792—1848) durch seine Romane, deren Stoff vornehmlich dem See- und Reiseleben entnommen ist.

In Abhängigkeit von der englischen entwickelte sich seit den zwanziger Jahren des Jahrhunderts bei uns in Nordamerika eine Literatur. James Fenimore Cooper (1789—1851) bewegte sich in den künstlerischen Bahnen Walter Scotts. Er zeichnet das amerikanische Leben wie dieser das englische auf dem Grunde der natürlichen Verhältnisse. Die Gestalten seiner Romane „Der Spion“, „Lionel Lincoln“, „Leberstrumpf-Erzählungen“, „Der Pilot“ zeigt er uns in ihrem Herauswachsen aus den geographischen und kulturellen Verhältnissen, in denen sie leben. Washington Irving (1783—1859) ist ein Erzähler mit einem ins Gemüth dringenden Humor und einer ansprechenden Begabung für die Erzählung. Auf dem Felde der Lyrik ragt William Cullen Bryant (1794—1878) durch malerische Dar-



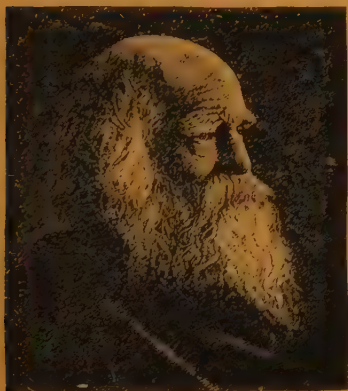
J. Fenimore Cooper.

stellung von Naturbildern und eine meisterhafte Behandlung der Sprache hervor und auf dem des Romans der Romanschriftsteller Nathaniel Hawthorne (1804—1864). Die gewaltigste Persönlichkeit auf literarischem Gebiete in dieser Zeit ist aber Edgar Allan Poe (1809—1849), der für die Darstellung der abnormen Verhältnisse des Lebens, für die unerklärlichen Zustände der Seele, für das Grausige in der Erscheinungswelt eine besondere Neigung hatte. Seine Einbildungskraft lebt in wilden und wüsten Bildern, die aus pathologischen Thatsachen ihren Ursprung herleiten. Er hat nicht viel geschrieben, aber mit wenigem einen großen Eindruck gemacht. Seine Dichtungen „Der Rabe“, „Tales of the Grotesque and the Arabesque“, „The fall of the house Usher“



Washington Irving.

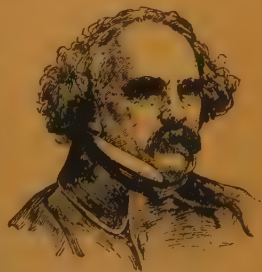
sind namentlich in den zahlreichen Kreisen, die sich in den letzten Jahrzehnten mit Spiritismus und Mystik, mit den Nachtseiten des Lebens beschäftigen, zu weiter Verbreitung gelangt. Neben diesen Produkten in englischer Sprache seien hier auch erwähnt literarische Leistungen von Deutsch-Amerikanern. Schon in der Zeit der ersten politischen Einwanderung (1825—1848) waren Einzelne derselben literarisch thätig, so vor allen der berühmte Rechtsgelehrte Franz Lieber, der Philosoph Friedrich Münch. Die achtundvierziger Revolution aber brachte eine große Menge geistig hervorragender Männer in die Ver. Staaten, welche nicht nur an vielen Orten sich bald im politischen Leben geltend machten,



Wm. Cullen Bryant.

sondern sich auch die Pflege deutscher Sprache und Literatur sehr angelegen sein ließen und der Poesie eine Stätte bereiteten. Zu nennen sind da Konrad Krez, Ernst Anton Zündt, Caspar Buz, Theodor Kirchhoff, Karn Giorg (Dr. G. Brühl), August Becker, Eduard Dorisch, Friedrich Lerow, u. a. Schönere Lieder der Heimathliebe und Heimathsehnucht als die, welche Krez und Zündt gedichtet haben, gibt es in deutscher Sprache überhaupt nicht.

In Frankreich, wo durch die politische Revolution der Bruch mit der Vergangenheit in der radikalsten Form zu Tage getreten und durch Rousseau der Ruf nach Natürlichkeit und Freiheit



Nath. Hawthorne.

am lautesten ertönt war, schritt die Revolutionierung der Geister am langsamsten vor, und für literarische Leistungen fanden die leitenden Persönlichkeiten wenig Zeit. Die romantische Strömung begann sich indeß doch auch geltend zu machen. Im Jahre 1802 erschien nämlich "Génie du christianisme ou les beautés de la religion chrétienne" ("Die Schönheiten der christlichen Religion") von François René Vicomte de Chateaubriand, in dem die Schönheit und Größe des Christenthums gepriesen wurde, gegenüber allen Früchten, die Vernunft und Aufklärung bringen können. Derselbe Schriftsteller setzte diese Verherrlichung des Christenthums später in seiner Dichtung "Les martyres" fort. Ein ihrischer Nachtreter Chateaubriands war Alphonse de Lamartine, der zu der mystischen Gesinnung auch noch die nöthige Stimmung hinzufügte.



Edgar Allan Poe.

Ein Poet mit allen Schwächen und Vorzügen des französischen Volkscharakters war Pierre Jean Béranger, der liebenswürdige Liederdichter, dem reizvolle Sinnlichkeit, wohlklingende Rhetorik und auch einschmeichelnde Trivialität zur Verfügung standen. Gleichzeitig mit diesen Dichtern, welche die französische Romantik, die zeitlich viel später als die deutsche und englische auftrat, vorbereiteten, wirkte der Prosafist Paul Louis Courier, der ein aufrichtiger, geistvoller Verfechter der Freiheit auch in der trüben Zeit der französischen Reaktion war, in der man Stimmen wie die seinige nicht gern hörte.

Der eigentliche Bahnbrecher aber in der Verjüngung aller künstlerischen Ideale war Viktor Hugo. Er wurde am 26. Februar 1802 zu Besançon als der Sohn eines Offiziers geboren und trat schon 1824 mit ihrischen Gedichten vor das Publikum. Er war damals noch eifriger Verehrer der Bourbonen, wurde dann aber nicht minder eifriger Bonapartist, hierauf Liberaler, durch Louis Philippe's Gnade Pair von Frankreich und endlich nach der Februarrevolution (1818) leidenschaftlicher Republikaner.

Unstreitig ist Viktor Hugo ein bedeutender Dichter, allein wie ihm als Menschen, so mangelt auch in seinen poetischen Hervorbringungen einheitlicher Cha-



Franz Lieber.

rakter und Klarheit. 1848 zum Mitglied der konstituierenden Nationalversammlung gewählt, vollzog er seinen Uebertritt von der Rechten in's Lager der äußersten Linken. Nach dem Staatsstreich vom 2. Dezember 1851 geächtet, zog er sich zuerst nach der Insel Jersey und dann nach Guernsey zurück, von wo er gegen Napoleon III. das Pamphlet „Napoleon der Kleine“ und satirische Gedichte richtete, die ihm in Frankreich die höchste Volksthümlichkeit erwarben. Erst nach dem Sturz des Kaiserreichs kehrte er nach Frankreich zurück und starb am 22. Mai 1885 in Paris. Am hervorragendsten ist Viktor Hugo in seinen lyrischen Dichtungen („Orientale“, „Herbstblätter“, „Dämmerungsgeänge“) und in seinem historischen Roman „Notre-Dame von Paris.“ Er ist kraftvoll und gewaltig in der Schilderung der menschlichen Leidenschaften wie erhabener Naturerscheinungen, aber er neigt vielfach zu sehr zum Ueberschwenglichen, Schwallstigen und Abschreckenden, wie das namentlich in seinen dramatischen Werken („Marion Desorme“, „Hernani“, „Der König unterhält sich“, „Lukrezia Borgia“, „Ruh Blas“ etc.) und in verschiedenen seiner Romane hervortritt und wie das mehr oder weniger im Character des französischen Volkes liegt, bei dem immer das Bestreben sich vordrängt, das Natürliche zu verunstalten.



Chateaubriand.



Victor Hugo.

und Meister in der Behandlung des Verses Casimir Delavigne; der geistvolle Sainte Beuve (1804—69), welcher bahnbrechend für die mo-

Um Hugo sammelten sich eine Reihe bedeutender Literaten, wie Alfred de Musset (1810—1857), der französische Dichter des Welt Schmerzes; Prosper Mérimée (1803—1870), ein vornehmer Künstler, nach dem das gewöhnliche Leben mit der Kunst nichts zu thun haben soll; der geistreiche Dramen-Dichter

berne kritische Betrachtungsweise wurde. Ganz besonders populär aber wurde Alexander Dumas, zum Unterschiede von seinem im zweiten Bande



Beranger.

zu erwähnenden Sohne, Dumas Vater oder der Ältere genannt. Geboren 1803 als Sohn eines Napoleonischen Generals, eines Mulatten, erzielte er einen großen Erfolg mit seinem historischen Drama „Heinrich III. und sein Hof“ (1829), schrieb dann noch eine ganze Reihe von Theaterstücken und wurde der Schöpfer des sogenannten Leidenschaftsdramas, das nur leidenschaftlich erregte Personen bringt, aber keine tiefere Charakteristik; wir nennen davon nur den noch mitunter als Paraderolle für den Darsteller des Titelhelden über die Bretter gehenden „Kean“. Dumas liebte es, großen Aufwand zu machen, und um die Mittel dazu zu gewinnen, schrieb er Romane, Novellen, Memoiren u. s. w. Er entfaltete unter der Hilfe zahlreicher Mitarbeiter eine unglaubliche schriftstellerische Fruchtbarkeit, allein bei seiner unerschöpflichen „Kunst zu fabulieren“ und der Gewandtheit und Frische seiner Darstellung fand er doch immer ein dankbares Publikum. Seine „Drei Musketiere“ und „Der Graf von Monte-Christo“ haben noch heute ihre Beliebtheit nicht eingebüßt. Dumas starb am 5. Dezember 1870. In George Sand vereinigen sich die verschiedenen Richtungen und Strömungen der jungfranzösischen Literatur. Die Tiefe ihres Blickes verdient nicht mindere Bewunderung wie ihre Gestaltungskraft; sie und die bereits oben erwähnte deutsche Dichterin Annette v. Droste stellen den Höhepunkt dessen dar, was das Weib bisher auf poetischem und literarischem Gebiete geleistet hat. Ihr Mädchennamen war Aurore Dupin; am 5. Juli 1804 zu Paris geboren, verheirathete sie sich 1822 mit dem Baron v. Dudevant, doch wurde die Ehe nicht glücklich und deshalb nach neun Jahren getrennt. In Paris widmete sich die geniale junge Frau nun der Schriftstellerei und nannte sich als Autorin George Sand. Ihre Herzens- und Idealromane „Indiana“, „Leon Leoni“, „Lélia“, „Consuelo“, „Lucrezia Floriani“ u. s. w. sind hochbedeutende und interessante soziale Tendenzromane, in denen nur diese Tendenz vielfach zu sehr hervortritt. Am lebenswürdigsten zeigt sich die Dichterin in ihren

zu erwähnenden Sohne, Dumas Vater oder der Ältere genannt. Geboren 1803 als Sohn eines Napoleonischen Generals, eines Mulatten, erzielte er einen großen Erfolg mit seinem historischen Drama „Heinrich III. und sein Hof“ (1829), schrieb dann noch eine ganze Reihe von Theaterstücken und wurde der Schöpfer des sogenannten Leidenschaftsdramas, das nur leidenschaftlich erregte Personen bringt, aber keine tiefere Charakteristik; wir nennen davon nur den noch mitunter als Paraderolle für den Darsteller des Titelhelden über die Bretter gehenden „Kean“. Dumas liebte es, großen Aufwand zu machen, und um die Mittel dazu zu gewinnen, schrieb er Romane, Novellen, Memoiren u. s. w. Er entfaltete unter der Hilfe zahlreicher



Alexander Dumas.

Dorfgeschichten, einem Genre, das sie in Frankreich geschaffen hat. Sie starb am 8. Juni 1876 auf ihrem Schloß Nohant.

Ebenso fruchtbar wie Dumas war Honoré de Balzac (1799—1850), welcher die Wirklichkeit des menschlichen Treibens in ihren kleinsten Einzelheiten schilderte und der Vater des späteren Naturalismus wurde. Auf einer noch tieferen Stufe steht Eugène Sue (1804—57), welcher der Sensationslust diente („Geheimnisse von Paris“) und auf diesem Wege einer der meistgelesenen Schriftsteller wurde.

In Dänemark vertrat die Romantik Adam Gottlob Dehleschlägger (1777—1850), dessen Trauerspiele „Arel und Walborg“, „Hakon Jarl“ u. a. sowie seine Epen „Krate“, „Helge“ überaus volkstümlich wurden. Zu nennen ist auch der naive Künstler Hans Christian Andersen (1805—75), der als Märchendichter sich die ganze Welt erobert hat.



George Sand.

Ungarn hat einen der hervorragendsten Dichter in Alexander Petöfi (1823—49), dessen Schöpfungen voll glühenden Patriotismus und erwachsen aus den stärksten menschlichen Leidenschaften, in seinem Lande bis in die untersten Schichten des Volkes gedrungen sind. Der Panславismus in Böhmen hat in Johann Kollar (1793—1852) einen feurigen Sänger gefunden.



Hans Christian Andersen.

In Litauen schenkte der Pole Adam Mickiewicz (1798—1855) seinem Volke erzählende Dichtungen und Gedichte, die aus einem reichen Gemüthsleben entsprossen sind („Konrad Wallenrod“, „Pan Tadeusz“). In Rußland endlich begegnet uns ein Alexander Puschkine (1799—1873) und M. F. Lermontow (1814—41), Dichter, welche die Kultur ihres Volkes mit westeuropäischem Geiste durchtränkten. Puschkine ist durch und durch Romantiker, ein Poet von großer literarischer Kraft und hohem Idealismus der Weltauffassung; Lermontow ein Meister der Darstellung.

2. Die Naturwissenschaften.

Stand der Naturwissenschaften am Anfang des Jahrhunderts. — Alex. von Humboldt. — Die Phlogisten-Theorie. — Beseitigt durch die Verbrennungstheorie Lavoisier's. — Die Chemie in England und Frankreich. — Davy. — Gay-Lussac. — Die Volta'sche Säule erzeugt Berührungselektrizität. — Einführung des Metermaßes. — Chladni's Akustik. — Entdeckung der Polarisation durch Malus. — Die Fraunhofer'schen Linien im Spektrum. — Die Arbeiten Herschel's, Ampère's und Faraday's auf dem Gebiete des Elektromagnetismus. — Der erste Telegraph von Gauß und Weber in Göttingen. — Der Nadeltelegraph Steinheil's. — Julius Robert Mayer und seine Entdeckung des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft. — Foucault's Pendel-Versuche. — Begründung der neueren Chemie durch Berzelius, Liebig und Wöhler. — Liebig's Wirken. — Wöhler's künstliche Darstellung eines organischen Stoffes, des Harnstoffes. — Entdeckung des Chloroform, des Anilin, der Harbolsäure. — Galvanoplastik Jacobi's. — Schönbein's Entdeckung des Ozon und der Schießbaumwolle. — Zoologie und Botanik: Cuvier wendet sich vom Classifizieren und Beschreiben, wie es durch Linné allein herrschend geworden, dem Studium des Werdens der Gebilde zu. — Vorläufer Darwin's. — Astronomie: Herschel's Spiegelteleskop. — Bessel der Begründer der modernen astronomischen Beobachtungskunst. — Herstellung zuverlässiger Sternkarten. — Entdeckung des Planeten Neptun durch Galle. — Photographie: Die Lichtbildkunst Daguerre's.

Mit Recht hat man das 19. Jahrhundert das Zeitalter der Naturwissenschaften genannt. Nie zuvor haben alle die Wissenschaften, welche man unter diesem Namen zusammenzufassen pflegt, so bestimmend auf die Lebensführung der menschlichen Gesellschaft und auf ihre Anschauungen eingewirkt. Während sie früher ausschließlich der gelehrten Welt angehörten, durchbrachen sie im 19. Jahrhundert die enge Grenze und erschlossen sich dem ganzen Volke, und heutzutage giebt es keinen Zweig des praktischen Lebens mehr, der ohne sie auskommen kann. Die vorangegangenen Jahrhunderte hatten allerdings tüchtig vorgearbeitet, wichtige Entdeckungen waren auch da schon gemacht worden und zahlreiche werthvolle Beobachtungen waren gesammelt worden. Allein da der einzelne Gelehrte nicht mehr im Stande war, das Ganze des unermesslichen Gebietes auszubauen, so wurde die Theilung der Arbeit zur Nothwendigkeit; jede einzelne Wissenschaft, wie die Medizin, Botanik, Astronomie, ging ihre eigenen Wege. Dadurch aber verlor man das, alle Wissenschaften umschließende geistige Band. Erst am Ende des 18. Jahrhunderts regte sich wieder das Bestreben, dieses Band zu finden, und in dem Kosmos von Alexander v. Humboldt fand es gewaltigen Ausdruck. Dieser vielseitige und geniale Naturforscher (geb. 1769 zu Berlin, gest. 1859) machte von 1799—1804 eine ausgedehnte Forschungsreise in die amerikanischen Aequatorialgegenden und ver-

suchte in seiner Beschreibung dieser Reise, sowie in seinen andern Schriften „die körperlichen Dinge in ihrem allgemeinen Zusammenhange aufzufassen.“

Mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts fingen nun aber zwei Wissenschaften, die bisher der Medizin untergeordnet waren, an selbstständig zu werden, die *C h e m i e* und die *P h y s i k*. Was die Chemie anbetrifft, so ist sie in des Wortes vollkommenster Bedeutung ein Kind des 19. Jahrhunderts, während die Physik am Anfang des Jahrhunderts schon auf einer ziemlich hohen Stufe der Entwicklung angelangt war. Wohl lagen bedeutende chemische Thatsachen vor. Scheele (1773) und Priestley (1774) hatten unabhängig von einander den Sauerstoff entdeckt und als Feuerluft, die alle Verbrennungsercheinungen unterhält, erkannt, aber sein eigentliches Wesen blieb ihnen verschlossen. Sie hingen

eben noch der Stahl'schen Phlogiston-Theorie an, welche überall einen Stoff annahm, der nur der Erklärung halber erdacht war. „Alle verbrennbaren Körper enthalten eine gemeinsame Substanz, das Phlogiston, und Verbrennung und Verfaulung ist nichts anderes, als die Abscheidung des Phlogistons aus einem phlogistonhaltigen Körper. Je leichter verbrennlich eine Substanz ist, desto mehr Phlogiston enthält sie, so z. B. ist der Schwefel ein sehr phlogistonreicher Stoff. Ist ein Körper verbrannt, also das Phlogiston aus ihm ausgetrieben, so bleibt der vorher mit dem Phlogiston verbunden gewesene Theil des Körpers zurück. Das Phlogiston selbst läßt sich in freiem Zustande nicht darstellen.“ So die Theorie



Lavoisier.

Stahls, die während des ganzen achtzehnten Jahrhunderts allgemein für richtig gehalten wurde. Nachdem im Jahre 1781 Priestley den Wasserstoff entdeckt und denselben wegen seiner leichten Brennbarkeit „brennbare Luft“ genannt hatte, glaubte man, daß hiermit das lang gesuchte Phlogiston gefunden sei, doch sollte diese Ansicht ebenso, wie die ganze Phlogistontheorie durch die bahnbrechenden Arbeiten des Franzosen Lavoisier ihr Ende finden. *Antoine Laurent Lavoisier* (1743—1794, guillotiniert) wies nämlich mit Hilfe der Wage nach, daß der hypothetische Stoff Phlogiston überhaupt nicht existiert, und stellte seine berühmte Verbrennungstheorie auf, deren Hauptmomente in folgenden drei Sätzen zusammengefaßt sind: 1. Die Körper brennen nur in reiner Luft (d. i. Sauerstoff). 2. Die reine Luft wird bei der Verbrennung verbraucht und die Gewichtszunahme des verbrannten Körpers ist der Gewichtsabnahme der Luft gleich. 3. Der brennbare Körper verwandelt sich durch Verbindung mit der reinen Luft in eine Säure, die Metalle in Metallsalze. Anschließend an diese Versuche stellte Lavoisier auch die richtige Zusammensetzung des Wassers fest und bestimmte dessen Bestandtheile mit Hilfe der

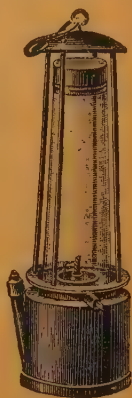
Wage quantitativ. Auch fand er, daß bei chemischen Reaktionen keine Materie verloren geht und formulierte daraus das wichtige Gesetz von der Erhaltung des Stoffes: „Der Stoff bleibt stets erhalten, er ändert nur seine Gestalt.“ Lavoisier war zugleich der erste, der in mathematisch genauer Weise die chemischen Umsetzungen durch Gleichungen ausdrückte. Seine antiphlogistische Lehre wurde im Anfange vielfach angegriffen, doch wandten sich bald hervorragende Forscher derselben zu, so Laplace, Berthollet, Morveau, Kirwan, Fourcroy u. a., meist Franzosen, die mit der ihnen eigenen Begeisterung die Theorie Lavoisiers sofort zur Nationalsache machten und „Chimie française“ benannten, eine Bezeichnung, gegen die Lavoisier selbst öffentlich energisch auftrat. Um die Bedeutung Lavoisiers für die ganze Entwicklung der Chemie würdigen zu können, seien die Worte, mit denen Rapp über seine Verdienste urtheilt, hier erwähnt: „Kein Chemiker hat die Summe von Kenntnissen, welche ihm zugetommen war, so vermehrt, keiner die Wissenschaft, wie sie ihm seine Vorgänger vorgearbeitet hatten, mit einer so veredelten und ausgedehnten Richtung befruchtet an seine Nachfolger überliefert, als Lavoisier; und die Ansichten keines Chemikers der neueren Zeit haben so lange unbestritten in der Wissenschaft geherrscht und sind größtentheils noch angenommen, wie die Lavoisiers.“

In Deutschland faßte die Lehre Lavoisiers nur langsam Fuß. Martin H. Klaproth verdankt die Chemie die Kenntniß von vier neuen Elementen, d. h. Körpern, die durch unsre chemischen Hilfsmittel nicht weiter zerlegt werden können und daher im chemischen Sinne als Grundstoffe zu betrachten sind und deren wir heute etwa 70 kennen. Auch förderte er die Bestrebungen von Franz Karl Achard, des Begründers der segensreichen Rübenzucker-Industrie. In England erfreute sich die Chemie dagegen besonderer Pflege. Wollaston zog die Metalle in den Kreis seiner Untersuchungen. Großes leistete ferner der geniale Chemiker Humphry Davy (1778—1829); er entdeckte das Stickstoffoxydul (Lachgas) und dessen merkwürdige Eigenschaft, den menschlichen Geist einzuschläfern und den irdischen Empfindungen zu entziehen; er zerlegte zum ersten Mal mittelst des elektrischen Stromes das Wasser in seine Bestandtheile, Wasserstoff und Sauerstoff, und fand die neuen wichtigen Metalle Kalium, Natrium, Calcium u. s. w. Er legte mit seiner Zersetzung der verschiedenen Körper und genügend hoher elektrischer Ströme die Grundlage der heutigen technischen Elektrochemie. Endlich gab ihm eine gräßliche Explosion, die im Jahre 1812 das Bergwerk Felling heimsuchte, Anlaß zur Konstruktion einer Sicherheitslampe für Bergarbeiter, die unter dem Namen Davy'sche Sicherheitslampe noch heute in allen Kohlenbergwerken in Gebrauch ist und deren Verwendung sicherlich schon vielen Tausenden von Menschen das Leben gerettet hat. Die Konstruktion dieser Lampe ist ebenso einfach, wie sinnreich. Davy hatte durch Versuche gefunden, daß ein Licht nie durch ein von oben in dasselbe eingeführtes Metallnetz hindurchbrennt, weil das Metall die Flamme so stark abkühlt, daß die zur Entzündung nöthige Temperatur nicht mehr erreicht wird. Er umgab also die Kerzen der Grubenlampen mit einem Drahtnetz. Wird nun das gefährliche Grubengas durch die Flamme der Lampe entzündet, so kann immer nur die im Drahtnetz befindliche geringe Menge Gas explodieren, was unschädlich ist; über

das Drahtnetz hinaus kann sich die Explosion nicht fortpflanzen, da dasselbe die Flamme zu stark abkühlt. Es ist interessant, daß gleichzeitig mit Davy und unabhängig von ihm der später zu nennende George Stephenson die gleiche Konstruktion für Grubenlampen erfand.

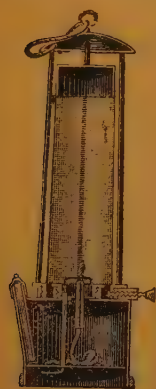
Weiter ist hier zu nennen ein Landsmann und Zeitgenosse Davy's, John Dalton, der die Gewichte der einzelnen Körper feststellte, während der Franzose Gay-Lussac im Verein mit Thénard Untersuchungen über den Raum anstellte, den die Körper, besonders die Gase, einnehmen.

Gehen wir zur Physik und ihrem Stand am Anfang des 19. Jahrhunderts über, so waren die fünf Disciplinen, in die, alter Ueberlieferung folgend, auch das Gebiet der modernen Physik noch eingetheilt wird, nämlich die Mechanik, die Optik, die Akustik, die Wärmelehre und die Lehre von der Elektrizität und dem Magnetismus schon sehr entwickelt. Insbesondere war es die Mechanik, oder die Lehre vom Gleichgewicht und der Bewegung, deren Gesetze schon im Einzelnen erforscht und mathematisch berechnet waren. Aber auch die Optik oder die Lehre vom Licht hatte schon eine hohe Stufe erreicht; fällt doch, um nur ein Beispiel anzuführen, die Entdeckung der wichtigen Gesetze über die Brechung des Lichtes durch Snellius bereits in den Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, und noch früher, nämlich im Jahre 1590, hatte Zacharias das erste Fernrohr und Mikroskop konstruiert. Die Grundgesetze der Akustik oder der Lehre vom Schall waren schon 1624 durch den bekannten Baco of Verulam festgestellt worden, und 1670 hatte Samuel Morland das erste Sprachrohr konstruiert. Trotzdem



Davy'sche Sicherheitslampe.

kann man, wie wir bald sehen werden, von einer experimentellen Entwicklung dieses Zweiges der Physik erst seit dem Anfange unseres Jahrhunderts, seit der Veröffentlichung der umfassenden Untersuchungen Chladnis sprechen. Auch die Wärmelehre war schon seit langem in das Gebiet der Forschung gezogen worden und hatte zu wichtigen Entdeckungen — es sei nur an die Aufstellung meteorologischer Gesetze, die Konstruktion von Barometern und Thermometern, die Erfindung der Dampfmaschine u. s. w. erinnert — geführt. Ebenso waren die Grundlagen des Magnetismus bekannt: nachdem schon 1436 Andrea Bianco die magnetische Deklination beobachtet und 1492 Columbus zwischen östlicher und westlicher Deklination unterschieden hatte, war bereits im Jahre 1600 eine Präzisierung der Gesetze über den Magnetismus durch Gilbert William erfolgt.



Davy'sche Sicherheitslampe
(Durchschnitt).

Unter dem Namen „Elektrizität“ verstand man in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts lediglich die Reibungselektrizität; diese und ihre Eigenschaften kannte man aber sehr genau. Durch Männer wie Otto von Guericke, den Erfinder der Elektrisiermaschine (1672), durch Kleist, von Leiden und beson-

ders durch Benjamin Franklin, den Erfinder des Blitzableiters, war eine Stufe der Erkenntniß erreicht worden, die den Forschern der Neuzeit gerade auf diesem Gebiete nicht mehr viel Arbeit übrig ließ. Trotzdem wurde erst das neunzehnte Jahrhundert das „Zeitalter der Elektrizität“, weil es in seiner ganzen Entwicklung voll und ganz unter dem Einfluß eines neuen Zweiges der Elektrizitätslehre, nämlich des Galvanismus oder der Berührungselektrizität steht, der wir alle die großartigen, staunenswerthen Wunder der modernen Elektrotechnik verdanken. Der italienische Professor Aloisio Galvani (1737—1798) machte an frisch präparierten Froschschenkeln zufällig die Entdeckung, daß bei Verbindung der Nerven und der Muskeln derselben mit Metallen Zuckungen entstanden und schrieb diese einer im Muskel verborgenen thierischen Elektrizität zu.



Alexander Volta.

Nun kam der italienische Professor Alexander Volta (1745—1827) und wies nach, daß das Vorhandensein eines thierischen Körpers ganz überflüssig sei, daß vielmehr schon durch bloße Berührung zweier Metalle ein elektrischer Strom entstehe. Genau im Jahre 1800 machte er die Erfindung seiner aus Kupfer- und Zinkplatten bestehenden Säule bekannt, welche Elektrizität erzeugte. Durch diese Erfindung war es möglich, ohne mechanische Arbeit, wie bei der Elektrisiermaschine, nur durch chemische Mittel einen dauernden Strom zu erzeugen. Es galt nun, die Verschiedenheiten und Aehnlichkeiten der beiden Formen der Elektrizität, der Reibungs- und der Berührungselektrizität zu untersuchen

und in Einklang zu bringen, und so begann das wissenschaftliche Studium der Elektrizität. Dreizehn Jahre nach Volta's Erfindung ließ der oben erwähnte Physiker Davy den Strom einer Batterie von 2000 Plattenpaaren zwischen den Spitzen zweier Kohlenstücke übergehen und erhielt so den Flammenbogen, das erste elektrische Bogenlicht. Dieser Versuch erregte nicht nur großes Erstaunen, sondern erweckte die kühnsten Hoffnungen in Bezug auf die Beleuchtung. Man wählte, es sei nun leicht, künstliche Sonnen herzustellen, die die Nacht erhellen wie das Tagesgestirn. Dazu kam es aber vorläufig nicht. Die Kosten der Batterien waren zu hoch, und das Licht, das die damals verwendeten Holzkohlen gaben, hielt nicht lange an. Die erste praktische, d. h. gelbebringende Anwendung des elektrischen Lichtes fand 1846 statt, als es sich darum handelte, in Meyerbeer's Oper „Der Prophet“ einen Sonnenanfang in Scene zu setzen. Das Strahlenwunder hatte einen glänzenderen Erfolg als die Musik, aber das elektrische Licht brachte es vorberhand nicht weiter als bis zur Theater Sonne.

Auch für die Mechanik war der Anfang des 19. Jahrhunderts sehr wichtig. Am 25. Juni 1800 erschien nämlich in Frankreich ein Gesetz, das als Einheit des Längenmaßeß das Meter einführt — eine Maßbestimmung, die für viele Nationen von höchster Wichtigkeit wurde. Schon am 30. März 1791 hatte die Nationalversammlung nach einem Vorschlage Bonnét's beschloffen, den zehnmillionsten Theil des Erdmeridians als Maßeinheit festzusetzen; zehn Jahre fast dauerten die mehrmals unterbrochenen Arbeiten zur Bestimmung dieser Größe, bis an dem genannten Tage des Jahres 1800 die endgültige Bestimmung über die Größe der neuen Maßeinheit, die gleich 3 Fuß 11 2961 Pariser Linien war, erlassen wurde. Der deutsche Physiker und Astronom Bessel hat später gezeigt, daß die damaligen Messungen des Erdmeridians nicht ganz genau waren und das Normalmaß zu Paris nicht stimme, da der Erdmeridianquadrant, mit diesem Normalmaße gemessen, nicht 10,000,000, sondern 10,000,856 Meter groß sei; die Kommission der französischen Republik hatte sich also um 856 Meter geirrt! Was war zu thun? Die französische Akademie entschied, daß es bei dem nunmehr einmal eingeführten Maße zu bleiben habe, weil eine neue Abänderung zu große Umwälzungen hervorrufen würde. So bildet denn noch heute eine eigentlich falsche Feststellung das Normalmaß für alle diejenigen Staaten der Erde, die das metrische Maßsystem eingeführt haben, also auch für Deutschland. Das in Paris aufbewahrte Normalmeter bestand bis zum Jahre 1889 aus einer Legierung von seltenen Metallen, die dem Einflusse der Luft gut Widerstand leisten, nämlich aus Platin, Osmium und Iridium.

In dem genannten Jahre wurde es durch ein neues Modell ersetzt, das aus 90 Prozent Platin und 10 Prozent Iridium besteht. Am 20. Mai 1875 wurde zwischen den Nationen, die metrisches System eingeführt haben, ein internationaler Vertrag abgeschlossen, demzufolge zu Paris im Parke von St. Cloud ein ständiges Bureau für Maß und Gewicht errichtet wurde. Im Gebäude dieses Bureaus ruht das Normalmeter der Welt, dessen Länge genau dem alten Meter vom Jahre 1800 entspricht, in einem wohlverschlossenen Raume, der nur im Beisein hoher Beamter und Delegierter geöffnet werden darf, hinter eisernen Thüren. In bestimmten mehrjährigen Zeiträumen reisen die Abgesandten der Reichsämter aller Staaten, die das metrische Maßsystem eingeführt haben, nach Paris, um die Normalmeter ihrer Länder mit dem Pariser Welt-Normalmeter zu vergleichen. Dann öffnen sich für kurze Zeit die Thüren des Gelasses, in dem das kostbare Stück aufbewahrt wird, und unter Beobachtung der umfassendsten Vorsichtsmaßregeln wird es herausgenommen, um vermittelst komplizierter Apparate in genauester Weise mit den Normalmetern der übrigen Länder verglichen zu werden. Ist dies geschehen, dann liegt es wieder Jahre lang unberührt in seinem Gemölbe. Durch diese Vergleiche gewinnen die Staaten mit metrischem System die vollste Sicherheit für die Uebereinstimmung ihrer Maßeinheiten — eine Nothwendigkeit von größter Wichtigkeit nicht nur für den internationalen und internen Geschäftsverkehr, sondern auch für alle wissenschaftlichen Untersuchungen und Messungen. Auf Grund dieses „*mètre vrai et définitif*“ d. h. dieses wahren und endgültigen Meters wurden dann die höheren und niederen Einheiten des gesammten metrischen Systems gebildet, und zwar in der Weise, daß man sich für die

vielfachen griechischer, für die Theile lateinischer Vorsetzungen bedient. So theilt sich das Meter in 10 Decimeter zu 10 Centimeter zu 10 Millimeter, während 10 Meter 1 Dekometer, 10 Dekometer (oder 100 Meter) 1 Hektometer, 10 Hektometer (oder 1000 Meter) 1 Kilometer bilden. Das Dekometer dient als Meßkette, das Kilometer als Längenmaß für größere Entfernungen.

Die *Akustik* d. h. die Lehre vom Schalle wurde hauptsächlich von dem Wittenberger Ernst Chladni gefördert, der u. a. darauf hinwies, daß man die einzelnen Töne nach ihrer absoluten Schwingungszahl bestimmen müsse, und der die sogen. „Klangfiguren“ entdeckte. Hierunter versteht man das Ergebniß seines Versuches, die Schwingungen elastischer Platten dem Auge dadurch sichtbar zu machen, daß dieselben mit feinem Sand bestreut und dann mit dem Violinbogen angestrichen werden. Je nachdem die Platten an einem oder mehreren Punkten berührt werden, entstehen verschiedene Knotenlinien, die sich im Sand genau markiren. Je tiefer die Töne sind, die eine Platte zu geben vermag, desto einfacher sind diese Klangfiguren, während sie bei den höchsten Tönen sehr kompliziert werden. Eine ähnliche Bedeutung, wie Chladni für das Gebiet der Optik, erlangte Gay-Lussac für das Gebiet der *Wärmelehre*. Bei Betrachtung der Entwicklung der Chemie fand sich bereits Gelegenheit, auf die Bedeutung dieses Mannes für die Naturwissenschaften hinzuweisen, hier sei deshalb nur seiner physikalischen Untersuchungen, in erster Linie der Versuche über die Ausdehnung der Gase durch die Wärme, Erwähnung gethan. Um die physikalischen Verhältnisse der Luft in den höheren Regionen zu untersuchen, unternahm er die ersten wissenschaftlichen *Luftfahrten*. Am 23. August 1804 war er mit Biot zusammen erstmals aufgestiegen, hatte eine Höhe von 3977 Metern erreicht und dabei mit Aufwendung aller Willenskraft Beobachtungen gemacht, während Biot ohnmächtig wurde. Damit noch nicht zufrieden, stieg Gay-Lussac am 9. September 1804 abermals und zwar allein auf und erreichte nun eine Höhe von 7016 Metern. Das Resultat dieser Auffahrt war in wissenschaftlicher Hinsicht bedeutend. Gay-Lussac stellte eine Temperatur-Abnahme der Luft von einem Grad für je 174 Meter Höhe fest, ferner, daß die Schwingungen der Magnetnadel in der Höhe dieselben sind, wie auf der Erde selbst. Die in einer Höhe von 6300 Metern aufgefangene Luft untersuchte er nach seiner Landung und fand die wichtige Thatsache, daß sie ganz genau so zusammengesetzt war, wie auf der Erde; damit zerstörte er die Theorie Berthollets, der behauptet hatte, daß die Luft in jener Höhe Knallgas enthalte, durch dessen Explosionen die Gewitter entstanden! Gay-Lussac machte außerdem an sich selbst eine Reihe physiologischer Untersuchungen und man kann wohl sagen, daß der kühne Forscher bei jener nur sechs Stunden währenden Luftfahrt das Menschenmögliche geleistet hat, um in dieser kurzen Spanne Zeit die Wissenschaft so bedeutsam bereichern zu können.

Für die *Optik* war sodann von allergrößter Wichtigkeit die im Jahre 1808 durch Etienne Louis Malus (1775—1812) in Paris erfolgte Entdeckung der *Polarisation des Lichtes*, wonach die Lichtstrahlen, wenn sie unter einem gewissen Winkel auf eine spiegelnde Fläche treffen, neue bis dahin unbekannte Eigenschaften erhalten. Bei weiteren Untersuchun-

gen ergab sich nämlich die merkwürdige Thatsache, daß die Lichtstrahlen bei ihrem Durchgange durch Krystalle, Lösungen von chemischen Stoffen u. s. w. so verändert werden, daß man eben durch diese Veränderungen viele Körper analysieren kann. Weitere Förderung fand die angewandte Optik in jener Zeit durch den Münchener Optiker Jos. Fraunhofer (1787—1826). Er konstruierte eine neue Maschine zur exakten Bearbeitung optischer Linien und errichtete 1809 sein berühmtes optisches Institut, das bald eines der ersten der Welt wurde und Apparate von vorzüglichstem Rufe und Linsen für die größten Fernrohre der Sternwarten aller Länder lieferte. Im Jahre 1814 veröffentlichte er in den Denkschriften der Münchener Akademie seine berühmte Abhandlung über die dunklen Linien im Spektrum. Läßt man nämlich die Sonnenstrahlen durch ein Prisma hindurchgehen, so zerfallen sie bekanntlich in die sieben Farben des Regenbogens. Zwischen diesen sieben Farben finden sich noch eine Anzahl dunkler, zum Theil nur schwer erkennbarer Linien, die zwar schon 1802 von Wollaston beobachtet waren, aber 1814 von Fraunhofer neu aufgefunden und in Bezug auf ihre Lage ganz genau bestimmt wurden. Es gelang ihm, mehr als 500 solcher Linien festzustellen.

Diese letzteren, heute Fraunhofer'sche Linien genannt, sind besonders durch die späteren Arbeiten von Kirchhoff und Bunsen über die Spectralanalyse, auf die wir im 2. Bande noch ausführlich



Das Fraunhofer-Denkmal in München.

zurückkommen werden, zu großer Bedeutung gelangt. Einstweilen sei hier nur erwähnt, daß es mittelst derselben gelingt, das Vorhandensein der meisten chemischen Elemente in einer Flamme nachzuweisen und so z. B. auch ganz genaue Kenntnisse über die *Zusammensetzung der Sonne* und anderer Gestirne zu erlangen, indem man feststellt, welche Fraunhofer'sche Linien im Spektrum der einzelnen Himmelskörper vorkommen. Von Fraunhofer's wissenschaftlichen Arbeiten sind noch zu nennen: Die Untersuchungen über die Beugung des Lichtes, über gewisse optische Verhältnisse des Auges, über das Spektrum des elektrischen Funkens u. s. w. Praktisch hat er die Optik durch Konstruktion seiner Schleifmaschine für große Fernrohrlinsen, durch die im Jahre 1811 erfolgte Herstellung eines ausgezeichneten Glases für optische Instrumente und durch die Konstruktion einer großen Anzahl sehr feiner wissenschaftlicher optischer Apparate gefördert.



F. J. Arago.

Ihm an Bedeutung nahe kommt sein Zeitgenosse, der französische Physiker *Augustin Jean Fresnel* (1788—1827), dessen Arbeiten hauptsächlich auf dem Gebiete der theoretischen Optik liegen. Von seinen Leistungen in der angewandten und technischen Optik ist die Verbesserung der *Leuchttürme* zu erwähnen, für die er mit Arago zusammen eine hellbrennende Lampe konstruierte, deren Licht durch eine von ihm angegebene Linse, heute noch „Fresnel'sche

Zonenlinse“ genannt, weit in die Nacht hinausgeworfen wurde.

Die zwanziger Jahre brachten eine bedeutende Förderung des Studiums der galvanischen Elektrizität. Im Frühjahr des Jahres 1820 machte nämlich der dänische Physiker *Hans Christian Ørsted* (1777—1851) die Entdeckung, daß der Magnetismus eine Eigenschaft sei, die nicht wie man bis dahin annahm nur dem Eisen anhafte und nur in diesem entstehe, sondern daß zwischen Elektrizität und Magnetismus ein enger Zusammenhang bestehe. Ueber allen Zweifel stellte diese Thatsache dann der große französische Physiker *André Marie Ampère* (1775—1836) fest; er wies das für die Entwicklung der Elektrotechnik grundlegende Faktum nach, daß nicht nur die Magnethaare durch den elektrischen Strom beeinflusst wurde, sondern daß alle gleichgerichteten galvanischen Ströme sich anzogen, alle entgegengesetzt gerichteten einander abstießen. Weiter auf diesem Gebiete arbeiteten der deutsche Physiker *Georg Ohm* (1789—1854), der sich auch in der Akustik unsterbliche Verdienste erwarb durch sein Werk „Lehre von den Tonempfindungen als physiologische Grundlage für die Theorie der Musik“; dann der große Astronom und Mathematiker *Dominique François Jean Arago* (1786—1853), und ganz besonders der große Chemiker und Physiker *Michael Faraday* (1771—1867). Der letztere stellte fest, daß

immer, wenn in einem Draht ein elektrischer Strom erzeugt wurde, in einem benachbarten Draht ebenfalls ein Strom entstand. Diesen zweiten Strom, der durch den ersten herbeigeführt, induziert wird, nannte er Induktionsstrom. Auf den Induktionsströmen aber und ihrer richtigen Anwendung beruhen fast alle elektrischen Apparate und Maschinen von den kleinen medizinischen Faradisations- und Röntgenapparaten an, bis zu den heutigen mächtigen Transformatoren, die Ströme von ungeheurer Spannung verarbeiten und den imposanten Dynamomaschinen, die im Stande sind, ganze Städte mit Licht und elektrischer Kraft zu versorgen. Die zwanziger Jahre des 19. Jahrhunderts sind also für die Elektrizitätslehre hoch bedeutsam gewesen.



Carl Fr. Gauß.

Schon bald nach den grundlegenden Arbeiten dieser Gelehrten sollte nun die erste wichtigere technische Anwendung der Elektrizität, die sich direkt auf die von ihnen nicht lange vorher gefundenen theoretischen Thatsachen stützte, in Betrieb gesetzt werden, nämlich der erste elektromagnetische Telegraph in Göttingen im Jahre 1833. Allerdings hatte schon 1809 Samuel Thomas von

Sömmering den galvanischen Strom zum Telegraphieren benutzt, allein er benötigte dazu 25 Drähte und mußte als Zeichengeber die bei der Persektion des Wassers aufsteigenden Gasblasen benutzen. Erst die beiden berühmten Professoren Carl Friedrich Gauß (1777—1855) und Wilhelm Eduard Weber (1804—1891) legten den ersten elektro-magnetischen Telegraphen von ihrem Laboratorium nach der Sternwarte, dessen Prinzip auf der Ablenkung der Magnetnadel durch den galvanischen Strom beruht. Dieser Telegraph von Gauß und Weber gab dann den Anstoß zu der Erfindung des Nadeltelegraphen des Münchener Physikers Karl August Steinheil. Die-



Dr. A. Steinheil.

ser berühmte Gelehrte ist der eigentliche wissenschaftliche Begründer der elektro-magnetischen Telegraphie geworden. Auch er verwendete sog. induzierte

Ströme, die mittelst einer magnetisch = elektrischen Rotationsmaschine erzeugt wurden. Der 60 Pfund schwere Hufeisenmagnet (A) (Figur 1 und 2) trägt oben die Unter (a). Die beiden mit Eisenternen versehenen Induktionsspulen (B) werden mittelst des Balanciers (C) um die Achse (b) schnell an den Magnetpolen vorbei bewegt. Alle hierdurch hervorgerufenen entgegengesetzt gerichteten Ströme erhalten in dem Stromwender (D) wieder die gleiche Richtung und gelangen so in den Zeichengeber (E), der in Figur 3 auf S. 311 rechts oben im Horizontaldurchschnitt dargestellt ist. Er besteht aus einem Multi-

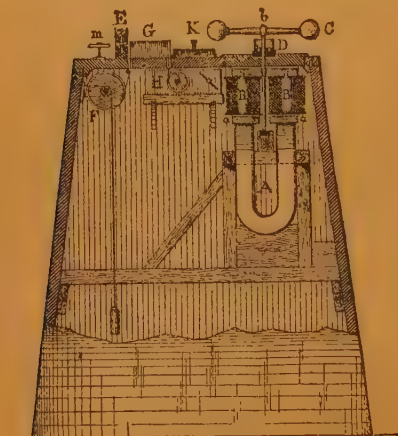


Fig. 1. Durchschn.

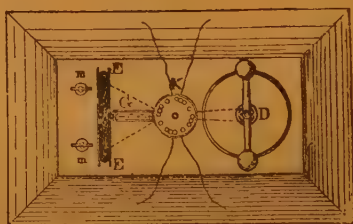
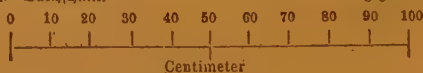


Fig. 2. Obere Ansicht.



Steinheil's Schreibtelegraph aus dem Jahre 1837.

plikatorgewinde, in dessen Höhlung sich zwei drehbare Magnetstäbe befinden (c), deren Ausschlag jedoch durch die Platten (e) begrenzt ist. Beide Magneten tragen an ihren Enden kleine Farbennäpfschen (d) mit feinen Hohlspitzen. An letzteren wird ein Papierstreifen (G) mittelst eines Uhrwerks (H) und der Rolle (F in Figur 1) langsam vorbeigezogen. Je nach der Drehrichtung des Induktors wird im Zeichengeber bald der Pol des einen, bald der des anderen Magnets abgelenkt und dadurch in rascher Folge ein oberer oder unterer Punkt auf den Papierstreifen gedruckt. Die seitwärts von den Magneten angebrachten kleinen Magnete (m) bringen die bei jedem Strom abgelenkten Magnete wieder in die Ruhelage zurück. Diese Punkte bildeten in verschiedener Zusammenstellung 30 Zeichen, das Steinheilsche Telegraphenalphabet (siehe nebenstehende Abbildung Figur 4). Steinheil hatte zur Erprobung seiner Erfindung drei Stationen mittelst doppelter Drahtleitungen in Verbindung gesetzt: die Akademie in München, die fast 5 Kilometer entfernte Sternwarte bei Bogenhausen und seine Privatwohnung in der Lerchenstraße. Alle Drahtenden liefen in der Drehscheibe (K auf Figur 2) zusammen. Die Versuche gelangen vortrefflich.

Trotzdem war es nicht der Steinheilsche, sondern der Morfesche Schreibtelegraph, der sich die Welt eroberte. Der Amerikaner Samuel Morse (geb. 1791 in Charlestown, Massachusetts, gest. 1872) trat zuerst im September 1837 mit seinem Schreibtelegraphen hervor. Die erste Depesche in Bildzuckschrift gibt unsre Figur 5 wieder. Zur Telegraphie-
 rung der Zahlen benötigte Morse eigens gegoffener Typen für die Stromschlüsse und zur Entzifferung derselben eines telegraphischen Wörterbuchs. So lautete die erste Depesche: 214 (Gefungener) 36 (Versuch) 2 (mit) 58 (Telegraph) 112 (September) 04 (vier) 01837 (1837).

Weit glänzender als diese Erfindung Steinheils war jedoch sein gelungener Versuch, die Erde als einen Theil der Leitung zu benutzen. Die Entdeckung wurde sofort bei den eben beschriebenen Apparaten angewandt, und bald konnte man zwischen der Kgl. Akademie und der Sternwarte in München ebensogut, wie mit hin- und zurückkehrendem Drahte

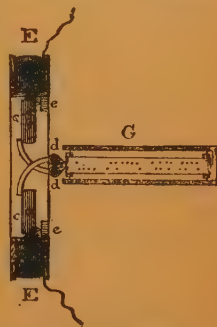


Fig. 3 Zeichengeber.



Fig. 4. Steinheils Alphabet vom Juli 1837.

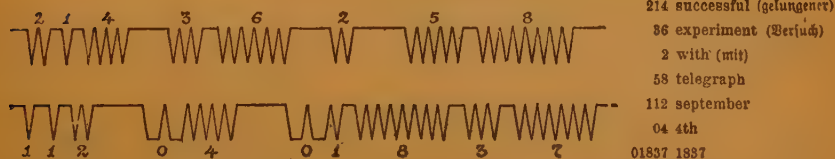


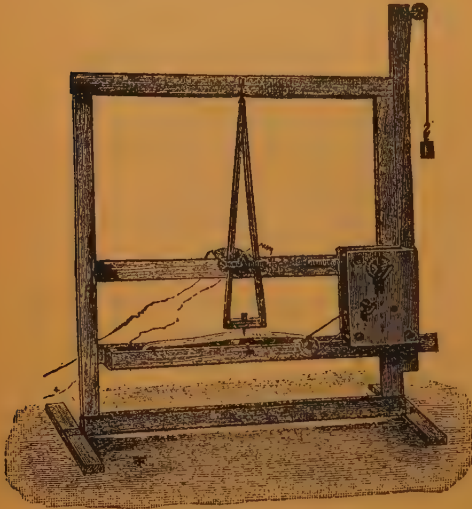
Fig. 5. Erste Morse-Depesche vom 4. September 1837.



Fig. 6. Jetziges Morse Alphabet.

telegraphieren, nachdem derjenige Draht, in dem Stromerzeuger und Zeichenempfänger eingeschaltet waren, an den beiden Stationsenden mit in das Erdreich eingegrabenen Kupferblechen versehen worden war. Hier bestand die eine Hälfte der Schließungskette aus Eisendraht von 939 Meter Länge, die andere Hälfte war durch die Erde ersetzt. Diese Entdeckung Steinheils, die Erde als Leitung für den elektrischen Strom anzuwenden, gehört zu den epochemachendsten und werthvollsten Erfindungen auf dem Gebiete der elektrischen Telegraphie und bedeutet einen Fortschritt, der, neben der Erfindung des Morfeschen Schreibtelegraphen, zur Anlegung großer elektrischer Telegraphenlinien am meisten beigetragen hat.

Neben diesen epochemachenden Entdeckungen erfuhr aber auch ein anderes Gebiet der Physik, die Wärmelehre, seit der Mitte der zwanziger Jahre eifrige Bearbeitung. Begonnen wurden die Arbeiten von dem Franzosen Sadi Carnot, der bereits den wichtigen physikalischen Begriff des mechanischen Aequivalentes der Wärme feststellte. Gefrönt aber wurden sie durch die Entdeckung des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft durch den Schwaben Julius Robert Mayer (1814—1878), einer Entdeckung, die anfangs weniger beachtet wurde, heute aber von vielen als die wichtigste That des Jahrhunderts bezeichnet wird und seinem Urheber leider



Der erste Morse-Apparat vom Jahre 1837.

zu seinen Lebzeiten vielfach streitig gemacht worden ist. Interessant ist es, wie Mayer das Gesetz auffand. Er war Arzt; aus Gesundheitsrücksichten ließ er sich als Schiffsarzt anwerben. Eine seiner Reisen führte ihn nach Batavia; dort verbreitete sich unter dem Schiffsbold eine Affektion der Lungen; bei den häufigen Aderlässen machte Mayer nun die Beobachtung, daß das Blut aus den Armvenen eine hellrothe Färbung zeigte, so daß er zunächst fürchtete, Arterien getroffen zu haben. Als ihn aber seine deutschen Kollegen in Batavia darauf aufmerksam machten, daß das Venenblut in den Tropen heller sei, als in der gemäßigten Zone, forschte er der Ursache dieser merkwürdigen

gen Erscheinung nach und seine Meditationen über die Erzeugung animalischer Wärme durch den Respirationprozeß wurden durch die Auffindung des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft getrönt. Er selbst schrieb über den Gedankengang, der dazu führte: „Von der Theorie Lavoisiers ausgehend, nach der die animalische Wärme das Resultat eines Verbrennungsprozesses ist, betrachtete ich die doppelte Farbenänderung, die das Blut in den Haargefäßen des kleinen und großen Kreislaufes erleidet, als ein sinnlich wahrnehmbares Zeichen, als den sichtbaren Reflex einer mit dem Blute vor sich gehenden Oxydation. Zur Erhaltung einer gleichförmigen Temperatur des menschlichen Körpers muß die Wärmeentwicklung in demselben mit einem Wärmeverluste, also auch mit der Temperatur des umgebenden Mediums nothwendig in einer Größenbeziehung stehen und es muß daher sowohl die Wärmeproduktion und der Oxydationsprozeß, als auch der Farbenunterschied beider Blutarten im ganzen in der heißen Zone geringer sein, als in kälteren Gegenden.“ In weiterer Verfolgung der Beziehungen zwischen dem Aufwand von

organiertem Material und der entwickelten Wärme, kam er zu der Ansicht, daß zwischen Wärme und der von derselben hervorgebrachten mechanischen Arbeit eine bestimmte Beziehung, eine Aequivalenz bestehen müsse. Ein wichtiges Naturgesetz that sich plötzlich seinem Auge auf und um dasselbe mit genauen wissenschaftlichen Hilfsmitteln erforschen zu können, brach er seinen auf mehrere Jahre berechneten Aufenthalt in den Tropen ab und kehrte so schnell als möglich in seine Vaterstadt zurück. Am 16. Juni 1841 faßte er die Resultate seiner Forschungen in einer kleinen Abhandlung „Ueber quantitative und qualitative Bestimmung der Kräfte“ zusammen und sandte dieselbe an die Poggendorffschen „Annalen der Physik und Chemie“, wo sie aber nie abgedruckt wurde, da der Redakteur die Aufnahme einer so „unwissenschaftlichen“ Arbeit verweigerte. Mayer schrieb nun die Abhandlung um und übermittelte sie Liebig, in dessen „Annalen der Chemie und Pharmacie“ sie im Mai 1842 unter dem Titel „Bemerkungen über die Kräfte der unbelebten Natur“ erschien. In dieser Schrift ist das Prinzip der Erhaltung der Energie vollkommen klar ausgesprochen, welches Prinzip denn auch von Joule und Helmholtz bestätigt wurde. Wie wichtig dasselbe ist, geht aus folgender Darlegung A. Neuburger's hervor: „Durch das Gesetz von der Erhaltung der Kraft wurde klar ausgesprochen, daß zwischen Wärme und Arbeit engste Beziehungen obwalten, daß sich aus Wärme Arbeit und aus Arbeit Wärme erzeugen läßt, und daß beide in einem bestimmten Verhältniß stehen (Aequivalenz von Wärme und Arbeit), so daß man stets berechnen kann, wie viel Arbeit man aus einer bestimmten Wärmemenge und wie viel Wärme man durch eine bestimmte Arbeitsmenge erhalten kann. Da Wärme nie spurlos verschwindet, sondern stets bei ihrem scheinbaren Verschwinden Arbeit leistet, sich somit in Energie umsetzt, so geht sie also auch nie verloren, sondern sie erscheint uns in anderer Form, in Form von Arbeit, Kraft oder Energie. Umgekehrt geht Kraft da nie verloren, wo sie plötzlich aufzuhören scheint; wenn z. B. ein fallender Stein plötzlich auf eine Unterlage aufschlägt, so findet in Wirklichkeit nur eine Umwandlung in Wärme statt; die Kraft des fallenden Steines (Fallkraft) wird in Wärme umgewandelt, und in der That ist ein Stein, dessen Bewegung plötzlich gehemmt wird, wärmer, als während des Falles; eine in eine Wand einschlagende Flintenkugel erhitzt sich u. s. w. Die diesen Körpern innewohnende Kraft geht also nie verloren, sie bleibt erhalten in Form von Wärme, und wir wissen genau,



Julius Robert Mayer.

wie viel Wärme einer bestimmten Kraft entspricht und umgekehrt. Robert Mayers Entdeckung war von größter Tragweite: Was zunächst die Wissenschaft selbst anbetrifft, so sucht heute eine Fülle physikalischer Berechnungen auf diesem Gesetze. Elektricität und Magnetismus sind Kräfte, erzeugbar durch Wärme; wie viel Elektricität und wie viel Magnetismus sich aus einer bestimmten Wärmemenge erzeugen lassen, berechnen wir aus der Aequivalenz der Wärme. In den galvanischen Elementen und Akkumulatoren wird die Wärme durch chemische Umsetzungen hervorgebracht; die rationellste Zusammensetzung der Chemikalien und die erzielbare Elektricitätsmenge läßt sich nach obigem Gesetze berechnen; die Mechanik, die eigentliche Lehre von den Kräften, bedient sich seiner in ausgedehntestem Maße — auf der angewandten Mechanik aber beruht die gesammte Technik. Ein Problem, das Jahrhunderte lang die Erfinder und Forscher beschäftigte, das Perpetuum mobile, ist durch das Gesetz von der Erhaltung der Kraft für u n lösbar erklärt worden, denn bei jeder Maschine wird ein Theil der sie bewegenden Kraft durch die Reibung verbraucht, in Wärme verwandelt, die nicht mehr für die Bewegung der Maschine verwendet werden kann, d. h. es giebt keine Maschine, die mehr Arbeit liefert, als sie verbraucht. Der Berechnung aller Maschinen, seien sie nun Dampfmaschinen, Lokomotiven oder Maschinen für andere Zwecke, der Berechnung aller Kessel, aller Feuerungsanlagen für Maschinenbetrieb liegt obiges Gesetz zu Grunde. Den Heizwerth einer Kohle berechnet man nach demselben Prinzip. Bei der Vereinigung chemischer Körper tritt Wärme auf; die Wärmeentwicklung sowohl, wie die zur Erzeugung eines bestimmten Effektes nöthige Menge von Chemikalien ergibt sich uns aus der Mayerschen Gesetzmäßigkeit. Chemische Prozesse sind auch die Prozesse der Athmung, der Ernährung, des Stoffwechsels und von unendlicher Bedeutung sind deshalb die Konsequenzen jenes Gesetzes für die Medizin. Von jedem Nahrungsmittel läßt sich berechnen, welche Quantität Muskelkraft es zu liefern im Stande ist, und die Psychologie insbesondere wurde in neue Bahnen gelenkt, deren Verfolgung durch Voit und Pettentsofer in Bezug auf unsere Ansichten über Ernährung, Bekleidung u. s. w. von einschneidender Bedeutung war. Der Biograph Mayers, Prof. Wehrauch, hatte also vollkommen recht, wenn er von der Entdeckung des Gesetzes der Erhaltung der Kraft schrieb: „Wir sehen das Hauptverdienst Robert Mayers darin, daß er das von ihm allein in der reinen Mechanik als gültig erkannte Gesetz der Gleichheit von Ursache und Wirkung als Arbeitsäquivalenten auf die ganze belebte und unbelebte Natur ausdehnte. Es war das ein Wurf ähnlich dem *Newton's*, als er Galilei's Fallgesetze auf die Beziehungen der Weltkörper übertrug und damit zum Entdecker der allgemeinen Gravitation, des Gesetzes der Schwere, wurde.“

Die durch dieses Mayer'sche Gesetz geschaffene Erkenntniß machte ihre Folgen in den vierziger und fünfziger Jahren auf vielen Gebieten der Physik geltend. So auch auf dem der *Mechanik*. 1851 bewies Jean Bernard Leon *Foucault* (1819—68) mit Hilfe der Schwingungen eines langen, gewichtigen Pendels die *Achsendrehung der Erde*. Da ein Pendel seine Schwingungsebene stets unverändert beibehält, so muß, wenn die Erde sich von West nach Ost dreht, die Schwingungsebene eines Pendels scheinbar von Ost nach West abweichen. Foucault stellte seinen Versuch im Panthéon zu Paris

an; das verwendete Pendel bestand aus einem Stahldraht von siebenundsechzig Meter Länge; an demselben war eine achtundzwanzig Kilogramm schwere



Foucault's Pendelversuch im Pantheon zu Paris.

Kugel befestigt, die unten eine Spitze trug, vermittelst deren sich die Schwingungsbahn auf dem mit feinem Sande bestreuten Boden markierte. Schon

nach einer halben Stunde zeigte sich eine deutliche (scheinbare) Abweichung der Schwingungsbahn. Diese Abweichung läßt sich für jeden Ort der Erde berechnen und da Foucaults Versuch mathematisch genau mit der Rechnung übereinstimmte, so läßt sich das Aufsehen ermesen, das der letztere erregte. Foucault wiederholte seine Versuche im Meridiansaale der Sternwarte zu Paris mit einem elf Meter langen Pendel, das noch genauere Resultate gab. In einer Abhandlung sprach er dann das Gesetz aus, daß die scheinbare Abweichung der Schwingungsebene für 24 Stunden gleich dem Produkte des Sinus der Breite des Ortes mit 360° ist. Der Foucaultsche Versuch wurde im Kölner Dom von Garthe (1852) und im Dome von Speyer von Schwerd wiederholt. Ueberhaupt erregte um jene Zeit die Achsendrehung der Erde das besondere Interesse der Physiker; zahlreiche Versuche wurden an hohen Thürmen oder in Bergwerkschächten angestellt, um die Abweichungen genau zu studieren, die fallende Körper in Folge der Achsendrehung von der Lotlinie erlitten. So stellte F. Reich in einem der tiefsten Schächte der Erde, dem Dreibrüderschachte zu Freiberg in Sachsen, ungemein zahlreiche Fallversuche an, als deren Resultat sich ergab, daß bei einer Fallhöhe von 158,5407 Meter die Abweichung gegen Osten 28,396 Millimeter betrug. Wir führen diese Zahlen mit allen Dezimalstellen an, um die Sorgfalt, mit der Reich vorging, vor Augen zu führen. Auch diese Versuche bilden die Grundlage wichtiger Berechnungen über die Achsendrehung der Erde.

* * *

Nun zur Entwicklung der Chemie! Wir haben bereits oben bei der Darlegung ihres Standes am Anfang des Jahrhunderts darauf hingewiesen, daß die Chemie einen Aufschwung nahm, der in der Geschichte aller Wissenschaften ohne Beispiel dasteht und dessen Einfluß auf die Technik, die Industrie, die Heilkunde und auf die Entwicklung der Menschheit überhaupt sich jetzt noch kaum absehen läßt. Diesen Aufschwung verdankt sie den unermüdblichen Arbeiten einer Reihe von Gelehrten. Der geistige Vater derselben war der große schwedische Chemiker Jöns Jakob Berzelius (1779—1848). Er wies u. a. nach, daß die elektrische Energie einer Volta'schen Säule ein Produkt chemischer Umsetzungen sein müsse, — eine Theorie, welche die Grundlage aller heutigen Kenntnisse über Elemente, Akkumulatoren und viele elektrochemische Prozesse bildet. Er gab neue Methoden zur Mineralanalyse an, lieferte geradezu klassische Arbeiten über die seltenen Metalle Cer, Selen, Silicium u. s. w., förderte das Grenzgebiet zwischen Chemie und Medizin, bildete überhaupt die hochwichtige Atomtheorie aus. Ihm folgten die beiden großen deutschen Chemiker Liebig und Wöhler. Als Justus Liebig (1803—1873), der Sohn eines Darmstädter Farbwarenhändler, die Universitäten Bonn und Erlangen besuchte, fand die chemische Wissenschaft, der er sich trotz des Spottes seiner Kommilitonen widmen wollte, wenig Pflege; man stand noch zu viel unter dem Einfluß der empirisch-philosophischen Schulen. So ging er denn nach Paris, wo die Naturerkenntniß sich auf Grund exakter Forschungen frei und ungehindert entfaltete. Hier erkannte Humboldt des jungen Liebig Begabung und empfahl ihn dem ersten Chemiker Frank-

reichs, dem bereits oben erwähnten Gay-Lussac, der ihn in sein Privatlaboratorium aufnahm, und dort vollendete dieser Liebig seine erste größere chemische Arbeit, die bereits weit über das Niveau der Mittelmäßigkeit sich erhob und die auch heute noch für die Technik der Explosivstoffe von weittragendster Bedeutung ist. Es war dies die Arbeit über die Knallsäure. Liebig stellte damals zuerst knallsaures Quecksilber dar, das zur Füllung der Zündhütchen jetzt noch verwendet wird; ebenso bereitete er zuerst das knallsaure Silber, das seiner großen Explosionsfähigkeit wegen nicht zur Füllung der Zündhütchen benutzt werden kann und darum nur zur Herstellung von Knallerbsen, Knallsidibussen, Knallbonbons u. s. w. dient; beide Stoffe gehören zu den explosibelsten, welche die Chemie überhaupt kennt. Bei ihrer Herstellung und beim Studium ihrer Eigenschaften, wobei der Experimentator in steter Lebensgefahr schwebte, bewies Liebig zum ersten Male jene bewundernswerthe Unererschrockenheit, die ihn bei seinen späteren Versuchen noch so oft auszeichnete.

Diese Arbeiten machten weite Kreise auf den jungen Gelehrten aufmerksam; nach Ueberwindung vielfacher Schwierigkeiten, wobei ihm wieder A. v. Humboldt mit seinem Einflusse zur Seite stand, wurde Liebig im Alter von 21 Jahren als außerordentlicher Professor an die Universität zu Gießen berufen (1824), der er 28 Jahre lang, von 1826 an als ordentlicher Professor, angehörte. Dort erwarb er sich sein größtes Verdienst um die Förderung der Chemie, das nicht in Untersuchungen und Forschungen, sondern darin bestand, daß er das erste Muster-

(Laboratorium*) gründete, das für alle späteren derartigen Institute als Vorbild diente, und daß er den ersten systematischen chemischen Unterricht schuf. Durch diese beiden Thaten wurde die Chemie erst auf die Stufe gehoben, auf der sie jetzt steht — daß auch heutigen Tages noch die deutschen Chemiker denen aller anderen Länder überlegen sind, daß auch heute noch die deutschen Laboratorien Anziehungspunkte für das ganze Ausland sind, ist einzig und allein das Verdienst Liebig's und der von ihm herangebildeten Schule, aus der die ersten Namen der Folgezeit — von vielen seien nur A. W. Hofmann, Fresenius, Kopp, Will, Fehling, Warrentrapp, Muspratt, Würz, Frankland, Volhard erwähnt — hervorgegangen sind. Als bahnbrechender Reformator der chemischen Wissenschaft schuf er eine verbesserte Elementaranalyse, dieses mächtige Hilfsmittel der organischen Chemie, die in den Wundern der Steinkohlentheer-Chemie ihre höchsten technischen Triumphe feiert; denn sie zaubert jetzt die herrlichsten Farben aus den, durch sie werthvoll gewordenen Abfällen der Gasfabriken, und sie stellt die neuen wichtigen Arzneimittel dar,



Berzelius.

*) Das erste Laboratorium richtete er in einer Waschküche ein, und so hieß sein großes Laboratorium noch immer Waschküche, als es die Zahl der Studierenden kaum fassen konnte.

wie das für die Chirurgie so wichtige Chloroform, das Antiphrin, die Salicylsäure und das Heer ähnlicher verwandter Stoffe, ferner Riechstoffe wie Vanillin, Heliotropin u. s. w. Liebig steht überhaupt sowohl nach der Zahl seiner Entdeckungen, die hier nicht alle angeführt werden können, wie nach deren Bedeutung als der fruchtbarste Chemiker seiner Zeit da. Neben seinen Verdiensten in der organischen wie anorganischen Chemie erwarb er sich auch solche durch Förderung der Landwirthschaft. Er war es, der zuerst den Lebensprozeß der Pflanze chemisch erforschte, der zuerst Prozesse, welche der Menschheit seit Tausenden von Jahren bekannt und vertraut waren, wie z. B. den Prozeß der Düngung in seinen einzelnen Phasen wissenschaftlich festlegte und neue Gesichtspunkte für einen rationalen Ackerbau schuf, indem er



Justus v. Liebig.

die künstliche Düngung mittelst auf chemischem Wege bereiteten Dünger einführte. Durch seine pflanzen-physiologischen Forschungen war er zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Pflanze ihre Nährstoffe zum Theil der Luft, zum Theil dem Boden entnimmt. Dadurch mußte, so folgte er richtig weiter, der Boden immer ärmer an Pflanzennährstoffen werden, und es ist daher Zweck der Düngung einzig und allein, die dem Boden durch die Pflanze entzogenen Stoffe wieder zuzuführen — alles Thatsachen, die heute zwar jedermann geläufig sind, die damals aber noch vollkommen unbekannt waren. Liebig untersuchte genau, welche Stoffe dem Boden durch die Pflanze entführt wurden, und fand, daß dies die sogenannten Mineral-

oder Aschenbestandtheile waren. War diese Ansicht richtig, so mußten sich diese Bestandtheile nicht nur durch animalischen Dünger, sondern auch durch auf chemischem Wege hergestellte, entsprechend zusammengesetzte Verbindungen — also künstliche Dünger — wieder dem Boden zurückgeben lassen. Es galt nun, die Richtigkeit dieser Theorie auch durch praktische Versuche zu erhärten. Am Saume des sogenannten Philosophenwaldes bei Gießen dehnte sich eine kahle, unfruchtbare Sandwüste aus. Dort war es, wo Liebig seine ersten, für die ganze Menschheit so bedeutungsvollen Versuche anstellte. Es gelang ihm innerhalb weniger Sommer durch ausschließliche Anwendung seiner künstlichen Dünger, diese Sandwüste in einen blühenden Garten zu verwandeln (jetzt, ihm zu Ehren, Liebighöhe genannt). Diese Versuche waren es, durch welche die Landwirthschaft, bisher lediglich ein Erfahrungsgewerbe, in die Reihe der Wissenschaften gehoben und durch die eine neue chemische Industrie, die Industrie der Kunstdünger, geschaffen wurde.

Ähnlich wie die Vorgänge bei der Ernährung der Pflanzen, erforschte Liebig auch die bei der Ernährung des Thier-

für per se stattfindenden chemischen Umsetzungen, und es bedurfte jahrelanger, mühseliger Arbeit, um diese komplizierten Vorgänge klarzulegen — eine Arbeit, deren Schwierigkeit man wird ermessen können, wenn man bedenkt, daß die ganzen Kenntnisse damaliger Zeit von der Ernährung lediglich auf Vermuthungen gegründet waren, auf Vermuthungen so primitiver Natur, daß wir uns heute kaum mehr in den Gedankengang dieses Zeitalters zurückzuersehen vermögen. Man vermuthete zwar, daß das Thier die wesentlichen Bestandtheile seines Leibes in der Pflanze fertig vorfinde und sie mit dieser aufnehme, aber Bestimmtes wußte man darüber nicht. Liebig erhob diese Vermuthungen durch seine Untersuchungen zur Gewißheit und wies gleichzeitig nach, daß ein von Lavoisier bereits geahnter Kreislauf wirklich bestehe, indem die von der Pflanze aus der Luft entnommenen Bestandtheile vom Thiere durch die Athmung der Luft wieder zurückgegeben werden; die Substanzen aber, welche die Pflanze aus dem Boden aufnimmt, kehren mit den Ausscheidungen des Thieres wieder in den Boden zurück. Allein nicht nur diese großen allgemeinen Gesichtspunkte stellte Liebig fest, er drang auch in die einzelnen Details der Ernährungsvorgänge im Thierkörper ein, und so erschienen seine epochemachenden und grundlegenden Arbeiten über Fleisch- und Fettbildung, über thierische Wärme, über den Zusammenhang der Ernährung mit Fleisch- und Fettbildung, die er zusammengefaßt in seinem klassischen Werke: „Die Thierchemie oder organische Chemie in ihrer Anwendung auf Phtysiologie und Pathologie“ (1842) veröffentlichte. Er unterschied darin zum ersten Male zwischen plastischen Nahrungsmitteln, also solchen, die den Thierkörper aufbauen, und respiratorischen oder solchen, die den Lebensprozeß und die Wärme in ihm unterhalten. Bei seinen Untersuchungen über die Fleischbildung ermittelte er genau die Zusammensetzung des Fleisches und faßte dabei den genialen Gedanken, den Fleischreichtum der südamerikanischen Prairien, deren zahllose Rinderherden bis dahin lediglich der Häute wegen dem Tode geweiht wurden, für Europa auszunutzen. Er arbeitete (gemeinsam mit Pettentofser) eine für den Großbetrieb eingerichtete Methode aus, um dem Fleisch die werthvollen Stoffe zu entziehen, so daß das bis dahin nur in ganz geringen Quantitäten in Apotheken angefertigte Fleisch-Extrakt zu einem ganz wesentlich geringeren Preis in großen Mengen hergestellt und damit der Menschheit erst wirklich zugänglich gemacht werden konnte. Dem Hamburger Ingenieur Siebert gebührt das Verdienst, Liebig's Gedanken ins Praktische übertragen zu haben. In Fraiburgo (Uruguay) wurde eine Fleisch-Extrakt-Fabrik errichtet, die unter dem Namen „Liebig's Extract of Meat Company“ noch heute nach den ihr von Liebig überlassenen Vorschriften ein Fleisch-Extrakt herstellt, das einen Weltruf erlangt hat. Dort wird aus je 35—40 Pfund knochen- und fettfreiem Ochsenfleisch ein Pfund Extrakt gewonnen, so daß also jedes Pfund Extrakt alle wasserlöslichen Bestandtheile von 35—40 Pfund Muskelfleisch (oder 45—50 Pfund Fleisch, wie es von der Fleischbank geliefert wird), enthält. Jene Untersuchungen führten Liebig auch dazu, einen nach wissenschaftlichen Prinzipien zusammengesetzten Ersatz für Muttermilch anzugeben, die „Liebig'sche Rindernahrung“.

Im Jahre 1852 wurde Liebig nach München berufen, wo er, trotz aller Erfolge, Anerkennungen und Ehren bis an sein Lebensende ein bescheidener

Gelehrter und unermüdlicher Lehrer bleibend, am 18. April 1873 starb. Er wird wohl immer und für alle Zeiten der bekannteste und populärste Chemiker bleiben, weil er in vollstem Sinne des Wortes ein Wohltäter der Menschheit war. Mit vollem Recht durfte A. W. Hofmann von ihm sagen: „Wenn man die Summe dessen ins Auge faßt, was Liebig für das Wohlergehen des Menschen auf dem Gebiete der Industrie oder des Ackerbaues oder der Pflege der Gesundheit geleistet hat, so darf man kühn behaupten, daß kein anderer Gelehrter in seinem Dahinschreiten durch die Jahrhunderte der Menschheit ein größeres Vermächtniß hinterlassen hat.“

Von dem Namen Liebig's unzertrennlich ist der seines großen Freundes Friedrich Wöhler (geb. 1800 bei Frankfurt a. M., gest. 1882 zu Göttingen).



Friedrich Wöhler.

Seine hauptsächlichsten Erfolge lagen auf dem Gebiete der anorganischen Chemie, obschon er auch auf dem der organischen Großes leistete. Wir erwähnen auf letztem vor Allem seine berühmte Synthese des Harnstoffes. Bis dahin galt nämlich der Satz, daß nur die anorganischen Körper auf künstlichem Wege sich darstellen lassen, die organischen dagegen nur allein durch die Natur selbst geschaffen werden können, und zwar durch eine geheimnißvolle, der letztern innewohnende Kraft, die man Lebenskraft, vis vivendi, benannte, und die sich je nach der Natur des zu schaffenden Körpers als pflanzliche oder als thierische Lebenskraft äußern sollte. Nun trat der erst 28jährige Wöhler mit der Erklärung auf, er habe eine organische Substanz, ein Produkt

des thierischen Organismus, nämlich den Harnstoff, aus dessen Bestandtheilen, Kohlenstoff, Sauerstoff, Stickstoff und Wasserstoff künstlich dargestellt, und daß sich dieses Kunstprodukt durch nichts von dem aus den thierischen Organen ausgeschiedenen Harnstoffe unterschiede. Damit sich jedermann von dieser unglaublich erscheinenden Thatsache überzeugen könne, beschrieb Wöhler seine Darstellungsmethode ganz genau. Wie eine Bombe platzte diese Veröffentlichung unter die Anhänger der Lebenskrafttheorie — und das waren damals fast alle Chemiker — und sie zündete wie eine solche. Jeder wollte nun, gleich Wöhler, auch organische Körper künstlich herstellen. Während man bisher hauptsächlich die anorganische Chemie gepflegt und auf deren Gebiete gearbeitet hatte, wandte man sich von nun an dem Ausbau der organischen Chemie zu.

Auf dem Gebiete der anorganischen Chemie entdeckte Wöhler namentlich das Aluminium, dann den Siliciumwasserstoff, ein sehr merkwürdiges selbstentzündliches Gas, ferner das krystallisierte Bor, welches in Folge seines Lichtbrechungsvermögens, seiner Härte und seines Glanzes dem Diamanten an werthvollen Eigenschaften nicht nachsteht; u. s. w. — Aus der Anzahl und der Mannigfaltigkeit der in vorstehenden Zeilen angeführten Arbeiten des Drei-

gestirns Berzelius-Liebig-Wöhler kann man ermessen, welche Förderung die Chemie in allen ihren Zweigen diesen Forschern zu verdanken hat. Diese Blütheperiode hatte für die Industrie und Technik die segensreichsten Folgen, und so sehen wir von der Mitte des Jahrhunderts an die Entwicklung der chemischen Großindustrie beginnen. Wenn die letztere heute in unerreichter Höhe dasteht und noch fortwährend neue Gebiete in ihren Kreis zieht, so wurden die Grundlagen zu diesem Emporblühen im weitaus größten Theile von den drei Forschern Berzelius, Liebig und Wöhler geschaffen. Die deutschen Universitäten, an denen, wie wir gesehen haben, am Anfange des Jahrhunderts die Pflege der Chemie derart daniederlag, daß der deutsche Chemiker sich ins Ausland wenden mußte, wurden durch die Musterlaboratorien und Lehrmethoden Liebig's und Wöhler's die ersten Pflegestätten der chemischen Wissenschaft. Aus allen Welttheilen strömten und strömen ihnen Jünger zu; der gute Ruf aber, dessen sich die deutschen Chemiker auch in der Jetztzeit noch im Auslande erfreuen und der ihnen im internationalen Konkurrenzkampfe eine beherrschende Stellung verschafft, wurde ebenfalls in den Laboratorien Liebig's und Wöhler's begründet.

Schließlich sind noch eine Reihe anderer chemischer Entdeckungen zu nennen, die von großem Werthe sind. Da ist das von Souberain und Dumas zuerst dargestellte Chloroform; dann der von dem Chemiker Unverdorben im Jahre 1826 durch Destillation von Indigo dargestellte Farbstoff Anilin, welcher von Runge dann noch billiger aus Steinkohlentheer hergestellt wurde; ferner das von Mitscherlich dargestellte Nitrobenzol, ebenfalls wichtig in der Anilinindustrie; endlich das von Runge 1834 entdeckte Phenol, oder gewöhnlich Karbolsäure genannt, welche eines der wichtigsten Desinfektionsmittel geworden ist.

In nicht geringerem Grade als für die anorganische und organische Chemie ist die Zeit der dreißiger Jahre unseres Jahrhundert für ein damals noch sehr junges, kaum in einzelnen Grundzügen erforschtes Gebiet fruchtbringend gewesen, für die angewandte Elektrochemie. Im Jahre 1839 konstruirte Daniell sein konstantes Element zur Erzeugung des elektrischen Stromes. Für die angewandte Elektrochemie war diese Erfindung darum von größter Bedeutung, weil die Ströme dieses Elementes von einer so großen Gleichmäßigkeit waren, wie man sie bis dahin nicht gekannt hatte, wodurch die Ausführung längere Zeit beanspruchender Elektrolysen ganz wesentlich erleichtert wurde. Als erste Früchte der mit Hilfe des neuen Elementes angestellten Untersuchungen veröffentlichte Daniell in den Jahren 1839 und 1840 mehrere Arbeiten über die Einwirkung eines galvanischen Stromes auf wässrige Lösungen sauerstoffhaltiger Salze. Eine noch viel wichtigere Folge der Erfindung der Daniell'schen Kette war das im Jahre 1837 von dem deutschen Physiker Jakob in St. Petersburg erfundene, jedoch erst am 4. Mai 1839 veröffentlichte Verfahren der Galvanoplastik, heute ein ausgedehnter Industriezweig. Jakob hatte beim Auseinandernehmen eines im Gebrauch gewesenen Daniell'schen Elementes bemerkt, daß sich auf dessen negativem Pole ein Kupferniederschlag gebildet hatte, der jedes Detail der Oberfläche dieses Poles auf das genaueste wiedergab. Murrah versuchte 1840 aus dieser Beobachtung auch für Nichtleiter der Elektrizität eine praktische Nutzenwendung zu ziehen und benutzte als

negativen Pol den Wachsabdruck einer Münze, den er, um ihn für den Strom leitend zu machen, mit Graphit eingerieben hatte. Der entstandene Kupferniederschlag gab genau das Bild der Originalmünze wieder. Dasselbe Verfahren entdeckte fast gleichzeitig mit Jacobi der englische Chemiker *Spencer* und es begann nun bald die fabrikmäßige Herstellung galvanoplastischer Erzeugnisse. Das galvanoplastische Verfahren kommt u. a. in Anwendung beim Ueberziehen unedler Metalle mit edleren wie Kupfer, Silber, Gold.

Im Jahre 1845 wurden zwei Entdeckungen gemacht, welche für die ganze *Zündwarenindustrie* und die Technik der *Explosivstoffe* geradezu epochemachend wirkten. Bis zu diesem Jahre kannte man nur eine



Christ. Fr. Schönbein.

Modifikation des *Phosphors*, nämlich den gelben oder krystallinischen Phosphor, den am leichtesten entzündlichen Körper, den wir kennen; schon die Wärme der Hand genügt, um ihn zum Entflammen zu bringen, er muß ständig unter Wasser aufbewahrt werden und außerdem ist er noch eines der gefährlichsten Gifte; bei derartigen angenehmen Eigenschaften kann es nicht wunder nehmen, daß niemand gern mit dem gefährlichen Stoff hantierte. Im Jahre 1845 machte nun *E. Kopp* in Zabern die Beobachtung, daß der gelbe Phosphor unter der Einwirkung des Lichtes eine rothe Farbe annahm. Daß der rothe Körper nichts anderes sei, als eine Mo-

difikation des Phosphors selbst, wurde von *Berzelius* vermuthet, von *Schrötter* im Jahre 1848 nachgewiesen. Dieser sogenannte rothe oder amorphe Phosphor hat höchst werthvolle Eigenschaften: Er ist zunächst nicht giftig, ruft keine Phosphornekrose hervor, so daß er ohne Gefahr für die Gesundheit der Arbeiter in Fabriken verarbeitet werden kann, er verdampft nicht bei gewöhnlicher Temperatur und ist bei weitem nicht so leicht entzündlich, wie der gelbe Phosphor, so daß er beim Transport ungefährlich ist. In Folge aller dieser Umstände stellt man jetzt den rothen Phosphor in großen Mengen nach der von *U. Albright* in Birmingham empfohlenen Methode fabrikmäßig her, indem man gewöhnlichen Phosphor bei Abschluß von Luft und Wasser auf etwa 250° erhitzt. Der rothe Phosphor findet vielfache Anwendung in der Technik, in erster Linie in der Zündwarenfabrikation zur Herstellung der sogenannten *schwedischen Zündhölzer*, welche die früher gebräuchlichen giftigen sogenannten Phosphorzündhölzer schon fast ganz verdrängt haben.

Die zweite nicht minder wichtige Entdeckung, die das Jahr 1845 brachte, war die der *Schießbaumwolle* durch den Baseler Professor *Christian Friedrich Schönbein* (1799—1868), die Folge einer anderen von Schönbein gemachten Entdeckung, derjenigen des *Ozons* im Jahre 1840. Bereits im Jahre 1785 hatte van *Marum* darauf hingewiesen, daß durch den elektrischen Funken der Sauerstoff der Luft eine merkwürdige Ver-

änderung erleiden müsse. Man schrieb jedoch den beim Ausströmen der Elektrizität aus Spitzen (beim Entladen elektrischer Batterien u. s. w.) zu beobachtenden „elektrischen Geruch“ lange Zeit einer unmittelbaren Einwirkung der Elektrizität auf die Geruchsorgane zu, bis im Jahre 1839 Schönbein entdeckte, daß dieser Geruch einer eigenthümlichen Gasart entspringt, die er nach dem griechischen Wort für riechend „Ozon“ benannte. Dieses Ozon wird in der Technik vielfach angewandt. Nun hatte Heinrich Rose kurz zuvor die Monohydrate der Salpetersäure und Schwefelsäure entdeckt. Schönbein knüpfte daran an und glaubte, daß zwischen diesen Körpern und dem Ozon eigenthümliche chemische Beziehungen obwalten müßten, da sie beide stark oxydierend wirkten. Er studierte die Wirkungen näher und fand dabei, daß Baumwolle, die er in das Gemisch jener Körper tauchte, ohne ihr äußeres Aussehen irgendwie zu verändern, in einen Körper verwandelt wurde, der beim Entzünden eine pulverähnliche Explosion hervorrief. Schönbein nannte sein Produkt, das er am 11. März 1847 der Naturforschenden Gesellschaft zu Basel vorlegte, „Schießbaumwolle“. Kurz nach ihm traten auch die Professoren Otto in Braunschweig und Wöttger in Frankfurt a. M. mit derselben Erfindung hervor; im gleichen Jahre 1846 gab W. Knop in Leipzig die Methode an, nach der man auch heute noch die Schießbaumwolle fabrikmäßig herstellt, und die der Hauptsache nach darin besteht, daß von aller Fettsubstanz befreite Baumwolle in ein Gemisch von gleichen Theilen Schwefelsäure und rauchender Salpetersäure eingetaucht, sodann in kaltem Wasser ausgewaschen und getrocknet wird. Die Schießbaumwolle ist eines der wichtigsten Sprengmittel; sie bildet den Hauptbestandtheil des in neuerer Zeit in allen Staaten eingeführten „rauchlosen“ Pulvers. Schönbein fand 1846 noch, daß die Schießbaumwolle sich leicht in Aether löst. Diese Lösung führt den Namen Kollodium, ihre Anwendung zu chirurgischen Zwecken wurde ebenfalls von Schönbein empfohlen. In der Technik dient die Schießbaumwolle auch zur Herstellung des sogenannten Celluloids, eines Gemenges von Kampher und Kollodiumwolle, das als Ersatz von Hartgummi und, in Verbindung mit Zinkoxyd, zur Imitation von Elfenbein Verwendung findet. In neuester Zeit hat man auch künstliche Seide aus Kollodiumwolle hergestelt.

* * *

Während so Physik und Chemie in der ersten Hälfte des Jahrhunderts ganz gewaltigen Aufschwung nahmen und sich die genialsten Männer ihrer Pflege widmeten, brachten in der Zoologie und Botanik erst die vierziger Jahre den entschiedenen Anfang einer neuen Blüthezeit. Beinahe allmächtig herrschte bis dahin in dem Wissen von den lebenden Wesen, den Thieren sowohl wie den Pflanzen das sogenannte künstliche System des großen Schweden Linné. Der Erste, der demselben mit einem natürlichen System Abbruch zu thun begann, war der Franzose George Cuvier (1769—1832). In dem französischen Städtchen Montbéliard (Nömbelgard) geboren, das damals zu Württemberg gehörte, besuchte er die Karlschule in Stuttgart und ging dann nach Frankreich, wo er 1795 Professor der Naturwissenschaft und Gehilfe Mertruds, Lehrers der vergleichenden Anatomie am Jardin des Plantes in Paris wurde. Als solcher legte er eine ana-

tomische Sammlung an, welche später die größte Europas wurde. Die Staatsumwälzungen in Frankreich hemmten die glänzende Laufbahn des bedeutenden Mannes nicht im geringsten, unbeirrt davon verfolgte er seine Studien, obschon seine bedeutende Arbeitskraft ihm auch noch Zeit genug ließ, um als Staatsbeamter im öffentlichen Unterrichtswesen reformatorisch zu wirken. Seine größten Dienste leistete er der Naturwissenschaft. Er brach mit dem Linne'schen System und gab der Zoologie eine ganz neue Richtung, indem er nachwies, daß das Thierreich aus einer bestimmten Anzahl von Typen bestehe, deren jeder seine besondere, von den andern unabhängige Ausbildung zeige: Wirbelthiere, Mollusken, Gliederthiere, Strahlthiere. Die vergleichende Anatomie erhob er zu einer Wissenschaft. Er war es ferner, welcher durch geognostische Unter-



George Cuvier.

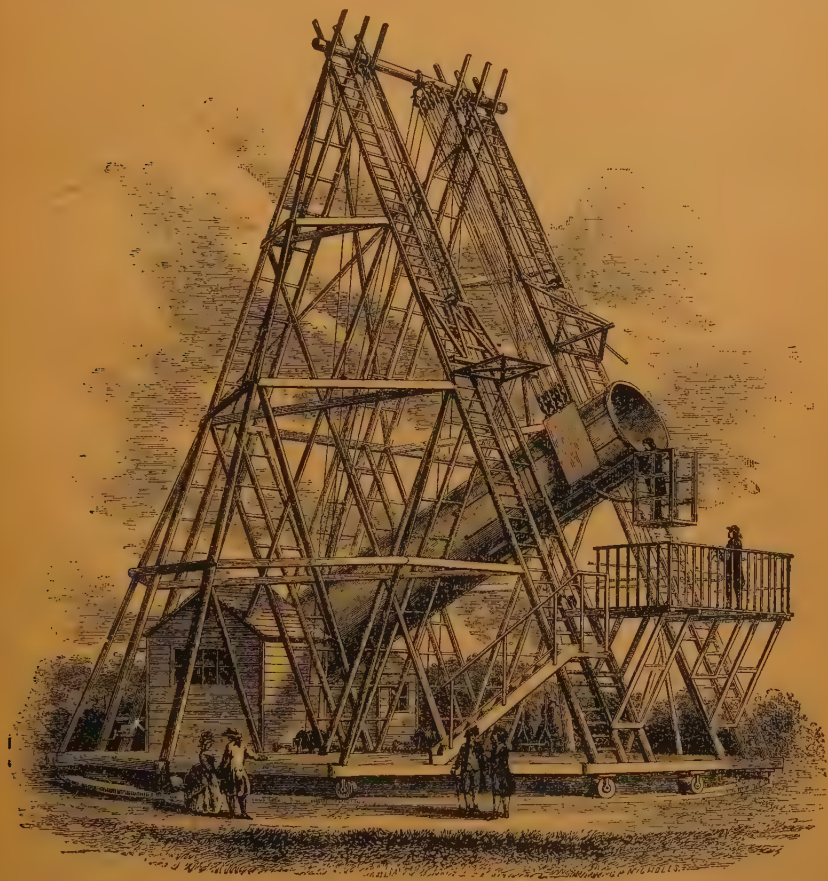
suchungen des Pariser Beckens zuerst die Ansicht aussprach, daß die Veränderungen unserer Erdoberfläche zum großen Theil durch abwechselnde Ueberfluthungen von Süßwasser und vom Meere herbeigeführt worden seien. Durch Anwendung der Osteologie auf die vorweltlichen Wirbelthiere eröffnete er endlich die Bahn für die moderne Entwickelungs- und Abstammungslehre. Man fing, durch Cuvier's Wirken angeregt, nämlich in den zwanziger Jahren an, mehr das Werden der Gesteine zu betrachten und zu studieren, als sich nach Linne's Vorgang bei der Feststellung ihrer fertigen Kennzeichen aufzuhalten. Kein Geringerer als Göthe sprach in der „Metamorphose der Pflanze“ den Gedanken aus, daß die Arten nicht feststehend, sondern

durch allmähliche Umbildung aus früheren Formen hervorgegangen seien. Werthvolle Beiträge zu Cuvier's Lehre lieferte Louis Agassiz (1807—1873), der als Professor der Geologie und Zoologie erst in Neuenburg, Schweiz, dann in Cambridge bei Boston sich namentlich mit der Natur der Fische, Seeigel und Gletscher beschäftigte. 1839 stellte Schwann und 1845 Schleiden die Lehre auf, daß der Körper der Thiere und Pflanzen aus Zellen aufgebaut sei. Die Zelle wurde als Einheitselement der Lebewesen der Grundstein der biologischen Wissenschaften. Alle diese neuen Anschauungen und Erklärungsversuche übertraf aber 1859 der große englische Naturforscher Charles Darwin, welcher in seinem weltberühmten Buche „über die Entstehung der Arten“ eine ganz neue Epoche der Wissenschaft eröffnete, deren Besprechung indeß dem 2. Bande unsres Wertes vorbehalten bleiben muß.

* * *

Auf dem Gebiete der Astronomie oder Himmelskunde hatte das 18. Jahrhundert hauptsächlich der mathematischen und rechnerischen Durchbildung

und Verwerthung der großen neuen Lehren gedient, welche in den beiden vorangegangenen Jahrhunderten aus der glänzenden Lebensarbeit eines Kopernikus, Tycho Brahe, Kepler, Galilei, Huyghens und Newton emporgewachsen und durch die großen mathematischen Denker d'Alembert, Euler, Lagrange und Laplace ausgebildet worden waren. Den ersten Anstoß zu der glänzenden



Herschel's Riesenteleskop.

Entwicklung, welche die Astronomie im 19. Jahrhundert aufzuweisen hat, gab im letzten Viertel des 18. Jahrhundert der berühmte Optiker und zugleich größte Astronom seiner Zeit Friedrich Wilhelm Herschel (1738—1822) durch den Bau seines Riesen-Spiegelteleskop, mittelst welchem er die Wissenschaft mit einer Fülle von Entdeckungen hinsichtlich der Gestaltungen auf den Oberflächen des Mondes, der Sonne und der Pla-

neten und im Gebiete der über den Grenzen unsres Sonnensystems hinaus liegenden Sternsysteme, Nebelflecke u. s. w. bereicherte. Dieses Riesenteleskop, welches Herschel (der als bescheidener Militärmusiker von Hannover nach London gekommen war) im Jahre 1789 vollendete, hatte ein Rohr von 12 Meter Länge, der Durchmesser betrug 1,5 Meter und das Gesamtgewicht 2,500 Kilogramm. Der polierte Hohlspiegel oder Reflektor wog mehr als 1,000 Kilogramm, gab dafür aber auch eine 6,400fache Vergrößerung. Das Gerüst, welches das Riesenteleskop trug, bewegte sich auf Rädern; das Teleskop selbst war so eingerichtet, daß Herschel von einer Galerie aus in das Rohr, d. h. gegen



Friedr. Wilh. Bessel.

den Spiegel hinsah, also den Gegenständen am Himmel den Rücken kehrte. Mittelfst dieses Instrumentes entdeckte er u. a. zwei neue Trabanten des Saturn und bestimmte die Umdrehungszeit dieses Planeten. Leider blieb das Rieseninstrument nicht lange in Gebrauch; in einer einzigen feuchten Nacht verlor der große Spiegel seine wunderbare Politur, und es war nicht möglich, sie fehlerfrei zu erneuern. Lord Rosse hat später dies Herschelsche Instrument durch ein noch größeres überboten, auch den leicht rostenden Metallspiegel durch Anwendung auf der Vorderseite chemisch versilberter Glaspiegel verbessert. Dollond erfand dann die achromatischen Linsen, welche durch den oben erwähnten

Fraunhofer derart verbessert wurden, daß sie die Spiegelteleskope vollständig verdrängt haben.

Die glänzenden Erfolge Herschels trieben eine Reihe Astronomen zu neuer Thätigkeit an. Gleich in der ersten Nacht des 19. Jahrhundert fand der Italiener Piazzi in einer den Astronomen längst auffällig gemessenen Rücke zwischen Mars und Jupiter den ersten der Planetoiden, die Ceres; den zweiten, die Pallas, entdeckte Olbers, und seither ist die Zahl dieser aufgefundenen Wandelsternchen bis auf über 400 gewachsen. Den Kometen schenkten besonders J. F. Encke und W. v. Biela ihre Aufmerksamkeit. Die größte Bereicherung aber erfuhr die Astronomie in der ersten Hälfte des Jahrhunderts durch die Lebensarbeit des Mannes, welcher der eigentliche Begründer der modernen astronomischen Beobachtungskunst geworden ist, — Friedrich Wilhelm Bessel. Am 22. Juli 1784 zu Minden in Westfalen geboren, kam er als Lehrling in ein Bremer Handlungshaus, eignete sich mathematische Kenntnisse an und warf sich dann mit leidenschaftlichem Eifer auf die Himmelskunde, was ihm die Theil-

nahme und Empfehlung des Astronomen Olbers verschaffte. Nach Königsberg als Professor berufen, baute er von 1812—1813 die dortige Sternwarte, die anfangs mit englischen Instrumenten ausgerüstet, 1819 mit Fraunhoferschen von höchster Vollkommenheit versehen wurde. Bessel starb am 17. März 1846. Seine Arbeiten umfassen das ganze Gebiet der Astronomie. Er war es, der die astronomische Meßkunst auf die volle Höhe ihrer jetzigen Leistung emporhob, er war es, der im Jahre 1838 an einem in besonders schneller fortschreitender Bewegung begriffenen Sternpaar im Schwan die jährliche periodische Schwankung wirklich zum ersten Male nachwies, welche das Abbild der Bewegung der Erde um die Sonne darstellt, wie es Herschel vergeblich gesucht hatte; er war es, der theils durch unvergleichlich ausdauernde und feine eigene Messungen, theils durch die scharfsinnigste und erschöpfendste Bearbeitung der Messungen vorangegangener und mitlebender Astronomen diejenige Kenntniß von Sternorten und Sternbewegungen begründete und ausbaute, die den festen Boden für eine große Anzahl der wichtigsten Untersuchungen und Entdeckungen auf diesem Forschungsgebiete lieferte, u. a. für die Bestätigung und Weiterführung von Herschels Untersuchung über die fortschreitende Bewegung unseres Planetensystems im Weltraume. Er war es endlich, der dafür sorgte, daß auf Grund seiner 12jährigen Zonenbeobachtungen und aller sonst vorhandenen Ortsbestimmungen von Fixsternen möglichst zuverlässige und vollständige Sternkarten hergestellt wurden. Wie wichtig letzterer Umstand war, geht daraus hervor, daß mittelst dieser Karten erst es möglich wurde, den von unsrer Sonne entferntesten Planeten Neptun aufzufinden, welche Entdeckung den Schlußstein der astronomischen Forschungsarbeit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts und zugleich einen der glänzendsten Triumphe der Astronomie bildet. Die Beobachtungen des 1781 von Herschel entdeckten Planeten Uranus waren nämlich auf die Dauer nicht mit der berechneten Bahn desselben in Einklang zu bringen. Schon 1823 sprach Bessel daher die Ansicht aus, daß dies wahrscheinlich von Störungen herrühre, die ein noch jenseits der Uranusbahn befindlicher unbekannter Planet auf Uranus ausübe. Zur Auffindung desselben mußte aus den vorhandenen Abweichungen zwischen Rechnung und Beobachtung die Bahn und der Ort des unbekannten störenden Planeten hergeleitet werden. An die Lösung dieser Aufgabe gingen fast gleichzeitig, aber völlig voneinander unabhängig, Adams zu Cambridge in England und Le Verrier zu Paris. Ersterer theilte schon im September 1845 dem Professor Challis zu Cambridge sowie im Oktober dem Astronomen Airy zu Greenwich die Resultate seiner Rechnungen mit, ohne jedoch etwas darüber zu veröffentlichen. Challis suchte auch an der von Adams angegebenen Stelle des Himmels nach dem Planeten, indem er alle Sterne in jener Gegend ihrer Lage nach bestimmte, um den Planeten durch seine Bewegung unter den Sternen aufzufinden. Tatsächlich hat er auch am 4. und 12. August 1846 denselben beobachtet; da er aber seine Beobachtungen nicht gleich berechnete, erkannte er den Planeten nicht als solchen. Wenig später (31. August 1846) veröffentlichte Le Verrier die Resultate seiner Rechnung. Zugleich ersuchte er den Astronomen Galle in Berlin, an der von ihm bezeichneten Stelle den Himmel nach dem gesuchten Planeten zu durchsuchen, und wirklich fand Galle am 23. September den neuen Planeten, den Neptun, nahe am bezeichneten Orte auf. Die mittlere Entfernung des Neptun

von der Sonne beträgt 4,470 Millionen Kilometer, und wegen dieser großen Entfernung erscheint er von der Erde aus nur als Scheibchen von 2" Durchmesser.

Zuletzt ist noch zu erwähnen, daß um die Mitte des Jahrhunderts durch das Erscheinen der zur Vorausbestimmung der *Mondbewegungen* dienenden *Mondtafeln* von Hansen in Gotha, welche auf Kosten der englischen Admiralität hergestellt und in französischer Sprache veröffentlicht wurden, auch dieses praktisch so wichtige und so schwierige Problem der Himmelsmechanik und der Vorauzberechnung einen gewissen Abschluß fand, welches auch für die künftige Erforschung der Bewegung unseres Begleiters in weiteren Fernen der Vergangenheit und Zukunft eine solide Grundlage geschaffen hat.

* * *



J. M. Daguerre.

Eine werthvolle Gehilfin endlich für fast alle Gebiete der Naturwissenschaft und Technik hat in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ihren Ursprung, — die *Photographie*. Noch im Jahre 1839 war sie nichts als eine chemische Technik, welche nur wenig erhoffen ließ. Zwar waren lange vorher Versuche gemacht worden, die Lichtempfindlichkeit einiger Stoffe wie der Silbersalze (entdeckt 1727 durch den deutschen Arzt Dr. Schulze) dazu zu benutzen, um Bilder darauf zu erzeugen, aber erst dem französischen Maler *Jacques Mandé Daguerre*, geboren 1789 zu Corbeilles in der Normandie, gelang dies unter Beihilfe eines reichen Privat-

mannes Namens *Joseph Nicéphore Niépce*. Letzterer starb 1833, Daguerre experimentierte weiter, und das Resultat seiner Bemühungen wurde 1839 durch *Arago* bekannt gemacht. Die Lichtbildkunst oder *Daguerreotypie* war der Anfang der Photographie, nach unseren Begriffen noch höchst schwerfällig, unvollkommen und mangelhaft, und sie schritt auch anfangs kaum fort. Der Erfinder starb am 12. Juli 1851 in *Petit-Brie* bei Paris, und seine Nachfolger brachten es in der ersten Zeit nach seinem Tode nicht viel weiter wie er. Zwanzig Jahre lang begnügte man sich damit, durch ein sehr umständliches Verfahren Bilder auf Metall und später auf Papier aufzunehmen; erst in den sechziger Jahren kam man, wie wir im 2. Band sehen werden, dahin, das Kollodium als Träger des lichtempfangenden Körpers anzuwenden, indem man Glasplatten damit überzog. Nun erst konnten die Bilder auch vervielfältigt werden, und von da an beginnt die eigentliche, mit staunenswerther Schnelligkeit vor sich gegangene Entwicklung der modernen Photographie.

3. Heilkunde.

Die Medizin zu Anfang des Jahrhunderts. — Aufschwung und Vorherrschaft derselben in Frankreich. — Begründer der chirurgischen Schule ist Desault. — Bahnbrechendes Wirken von Bichat, Pinel, Corvisart in der inneren Medizin. — Versall der Heilkunde in Deutschland. — Gang zum Theoretisiren. — Phantastereien. — Der Brownianismus. — Der Mesmerismus oder thierische Magnetismus. — Die Hall'sche Schädellehre. — Begründung der Homöopathie durch Hahnemann. — Fortschritte auf dem Gebiete der Physiologie. — Johannes Müller und seine Schule. — In der Pathologie zeichnen sich aus Hufeland, Heim, Gutenrieth, Schönlein und Rokitsansky. — Begründung der Wasserheilkunde durch Prießnitz. — Entdeckung der chirurgischen Anästhesie durch den Bostoner Arzt Charles Jackson. — Erste Anwendung des Aethers bei einer Operation in Boston. — Der Zahnarzt Morton. — Unerquicklicher Streit. — Ersetzung des Aethers durch Chloroform.

Mit gerechtem Stolz kann auch die medizinische Wissenschaft auf das letzte Jahrhundert zurückblicken. Das 19. Jahrhundert, dem die Errungenschaften der Naturwissenschaften und der Technik sein Gepräge gaben, hat die Medizin, die sich zum guten Theil auf diese Errungenschaften stützen konnte, einer Höhe zugeführt, die den Standpunkt früherer Jahrhunderte gewaltig überragt. Ihre Fortschritte sind um so bewundernswerther, als das erste Drittel des Jahrhunderts, namentlich in Deutschland, nichts zu diesem Aufschwung beigetragen hat; vielmehr sind es erst die beiden letzten Menschenalter, denen wir den Aufschwung der Heilkunde zu danken haben, und man darf getrost sagen, in den beiden vorhergehenden Jahrhunderten ist für die Entwicklung der Medizin nicht so Bedeutendes geleistet worden als in den letzten dreißig Jahren.

Das Ende des 18. Jahrhunderts hatte manche wichtige Fortschritte in der Heilkunde gebracht, die sich vornehmlich an die Namen Albrecht v. Haller, Hoffmann, Stahl, Boerhaave, Morgagni und Auenbrugger knüpfen. Neue Anregungen empfing sie durch die chemischen Entdeckungen Lavoisiers wie die physikalischen Galvanis und Voltas. Am 14. Mai 1796 hatte C. Jenner die erste Kuhpockenimpfung vollzogen. Beim Uebergang in das neue Jahrhundert schien die Bahn geöffnet für einen glänzenden Aufschwung der medizinischen Wissenschaft, wie überhaupt für alle Fortschritte zur exakten Forschung. Dennoch sollte diese Aussicht, wenigstens für Deutschland, nicht in Erfüllung gehen; erst nach langen Jahren der Unfruchtbarkeit und Unwissenschaftlichkeit folgten Zeiten des Fortschritts und Aufschwunges, dann allerdings um so glänzendere. Zu Beginn des Jahrhunderts aber war es Frankreich, dessen Medizin Jahrzehnte lang die wissenschaftliche Führung übernahm, während die deutsche Medizin tief darniederlag.

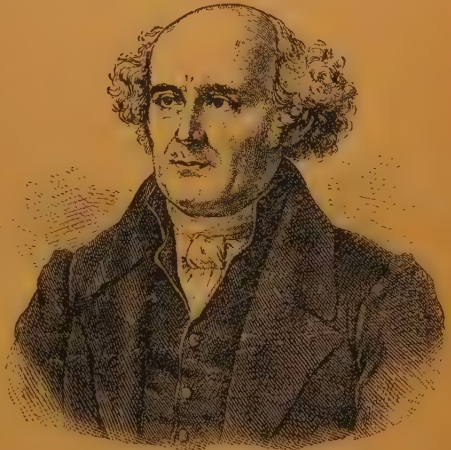
In Frankreich war für eine rasche Ausbildung der positiven Wissenschaft die Lage günstig. Eine solide Grundlage war durch die Chirurgie des achtzehnten Jahrhunderts gelegt. Die innere Medizin war so in den Hintergrund getreten, daß sie der von der Chirurgie angezeigten Richtung sich ohne Widerspruch unterwarf. Zu theoretischen Ausschweifungen, wie sie in Deutschland im Schwange waren, war wenig Neigung vorhanden; die alten Ideale waren in den Stürmen der Revolution untergegangen und der neue Machthaber Napoleon begünstigte ebensosehr den reellen Fortschritt, als er den Ideologen feindlich war. So entsprang denn die ganze Richtung der neueren französischen Medizin der chirurgischen Schule, deren Hauptbegründer Desault (gest. 1795) war. Dieser geniale Mann hat zuerst den Werth der chirurgisch-anatomischen Forschung nicht nur für die Diagnose, sondern auch für die operative Seite der Chirurgie gelehrt. Denselben Geist der gründlichen Untersuchung in die innere Medizin zu verpflanzen, war dann das Bestreben der drei berühmten Mediziner Bichat, Pinel und Corvisart. Von ihnen war der Jüngste, aber auch der Genialste, Franz Xavier Bichat (geb. 1771 in Lyon, gest. 1802 zu Paris), der größte Geist der ganzen französischen Medizin. Seine Gedanken und Forschungen haben nach allen Richtungen hin bahnbrechend und anregend auf die Geister des Fortschritts gewirkt. Er ist der Begründer der allgemeinen Anatomie (mikroskopische Anatomie, Gewebelehre); wenn Morgagni statt der unbestimmten Regionen des Körpers die Organe in den Mittelpunkt der Forschung gestellt hatte, so ging Bichat weiter, indem er die Gewebe, welche die Organe zusammensetzen, zur Grundlage der Forschung nahm, bis schließlich Virchow noch weiter ging und die Zellen, aus denen sich das Gewebe aufbaut, als Träger des Lebens und der Krankheit erkannte. Bichats ganzes Bestreben ging dahin, die Medizin auf exakter Grundlage durch Anatomie und Physiologie zu begründen. Der Geist des besonnenen Fortschritts, den Bichats Arbeiten athmen, blieb der französischen Medizin zu ihrem Heile noch lange Jahre getreu. Pinel forderte und erlangte für die Geisteskranken Befreiung von den Fesseln und menschlichere Behandlung und wurde so der Reformator der Irrenheilkunde. Jean Corvisart, Leibarzt Napoleons, dem einst die Uebernahme eines Hospitals versagt worden, weil er keine Perücke tragen wollte, richtete seine Forschungen hauptsächlich auf die Krankheiten der Brusthöhle und des Herzens, und ihm verdankt die Methode der Auskultation (Behorchen) und der Perkussion (Beklopfen) der Brusthöhle ihre Ausbildung. Andere namhafte Vertreter der Pariser Schule waren Laënnec, Magandie, Brown-Sequard, Andral und Dupuytren, und ihre Blüthezeit dauerte bis gegen Ende des vierten Jahrzehnts. Dann erst begann der Glanz der Schule zu erblassen, und endlich die deutsche Forschung auch in der Medizin der französischen ebenbürtig zu werden.

Während in Deutschland am Anfang des Jahrhunderts mitten aus der nationalen Erniedrigung und Demüthigung der großartigste geistige Aufschwung stattfand, gelang es der Medizin nicht, diesen ruhmvollen Aufschwung der Literatur und der Philosophie zu begleiten. Beeinflusst von der Philosophie, namentlich der Schelling'schen Naturphilosophie, welcher die höchste Vervollkommenung der Naturwissenschaft in der vollkommenen Beingesetzigung aller Naturgesetze sah, verlor sich die Medizin in der scheinbar

unausrottbaren Neigung, einzelne Beobachtungen zu verallgemeinern, zu thesaurisiren, statt Thatsachen zu untersuchen. Phantastereien aller Art beherrschten die medizinische Welt.*)

Neben der Naturphilosophie war es namentlich auch der *Brownianismus*, der in Deutschland zahlreiche Anhänger (Girtanner, Köschlaus) fand. Der Schotte John Brown behauptete, alle Krankheiten entstünden entweder durch übermäßig starke Reize oder durch mangelhafte Reize, und kurierte darum alle möglichen Fälle mit Beefsteak, Brantwein, Punch und Opium oder mit Aderlassen**) und Abführmitteln.

Die völlige Verflüchtigung aller tatsächlichen Grundlage, wie sie in der naturphilosophischen Schule sich zeigte, hat besonders drei Richtungen Vorschub geleistet, die bei ihrem dormaligen Aufkommen viel Anklang bei manchen Aerzten und noch mehr bei dem Laienpublikum fanden. Es sind dies die Richtungen des „*thierischen Magnetismus*“ oder „*Mesmerismus*“, der *Schädellehre* (Kranioskopie) des Wiener Arztes Joseph Gall und der *Homöopathie*, wie sie *Hahnemann* begründete. Friedrich Anton *Mesmer* (1730—1815) war ein Mystiker, indem er allen Ernstes astralische (Stern-) Einflüsse auf den menschlichen Organismus annahm. In Verfolg dieser Ansicht kam er später auf den Gedanken, daß diese astralische Macht der Ausfluß einer Art von *magnetischer Kraft* sein müsse, die mehr oder weniger in jedem thierischen Wesen vertreten sei, unter Umständen in solchem Grade, daß sie auf andere, ähnlich wie beim Eisenmagnet, übertragbar sei und sogar Heilwirkungen hervorufen könne. Mesmer experimentierte, indem er — nach Art früherer, aus dem Mittelalter her bekannter Wunderthäter — Kranke mit den Händen in methodischer Weise bestrich; dabei sollten dann in dem „*Magneti-*



Samuel Chr. Fr. Hahnemann.

*) Wie vermorren und phantastisch die Anschauungen mancher Aerzte waren, davon nur ein Beispiel: Horn schreibt in der Darstellung des Schleimfiebers: „Vergleichen wir nun die vollkommenste bewegte Welle der höheren Thiere, die Blutzelle, mit der Erde, so ergibt sich die Aehnlichkeit auffallend. Sodann ist die Erde rund und an den Polen abgeplattet. Die Blutzelle des Menschen ist rund und an den Seiten abgeplattet. Die Erde hat einen Kern (sie selbst) und eine kontrahierte Hülle (den Dunstkreis). Die Blutzelle hat einen Kern und eine kontrahierte Hülle. Die Erde dreht sich um ihre Achse. Die Blutzelle dreht sich um ihre Ase (bei höheren Thieren). Die Erde wird durch die Sonne geheizt und höher potenzirt. Die Blutzelle wird dies durch das Nervensystem u. s. w. Wenn wir denn nun eine so große Aehnlichkeit zwischen beiden sehen, so dürfen wir wohl auch den Schluß wagen, daß alle Eigenschaften, die der Blutzelle zukommen, so auch der Erde zutheilen müssen.“

**) Die Blutentziehung wurde so allgemein, daß z. B. in einer Krankenabtheilung des Pariser Arztes Prouvais allein im Jahre 1819 etwa 100,000 Blutegel zur Verwendung kamen. Bei jeder geringen, akut eintretenden Affektion schritt man zum Aderlaß, und es sind vielleicht in jener Periode mehr Menschen der Schulmedizin zum Opfer gefallen, als in einem nicht allzu blutig verlaufenden Feldzuge.

fierten“, wie er sein Object nannte, eigenthümliche Gefühls-erregungen stattfinden, die in eine Erregung der Nerven- und Sinnesempfindung ausliefen und damit eine günstige Wirkung auf den kranken Organismus hervorbrächten. In einzelnen Fällen sollte sich diese Erregung bis zu vollständiger Aufhebung der Sinnes-thätigkeit steigern und so ein schlafähnlicher Zustand entstehen, den er mit „Somnambulismus“ oder „Clairvoyance“ bezeichnete. In der Folgezeit arbeitete Mesmer seine Entdeckung noch weiter aus, gestaltete sie zu einer Art von scheinbar wissenschaftlich begründetem System, in dem Begriffe wie „magnetisches Fluidum“, „Rapport“ zwischen Magnetiseur und Magnetisiertem u. s. w. eine große Rolle spielten, und ging auch dazu über, magnetische Kuren in großem Maßstabe vorzunehmen. Die Mesmer'sche Neuerung erregte das größte Aufsehen und fand bei einer großen Anzahl von Ärzten enthusiastische Aufnahme. Die Hauptführer der neuen Richtung wurden zwei sonst durch wissenschaftliche Leistungen ausgezeichnete Jeneser Universitätslehrer, Reßler (1784—1830) und Kieser (1779—1862). Man sprach von: „geistiger Begattung“ zwischen Magnetiseur und Magnetisiertem, eine ganze, große Literatur entstand, die nur den Mesmerismus zum Gegenstand hatte, zu dessen Ausbreitung der Berliner Ordinarius Wolffart, der Tübinger Professor Eschermayer und namentlich der Weinsberger Dichter Justinus Kerner, der Verfasser der „Seherin von Prevorst“, außerordentlich viel beitrugen. Kerner ging soweit, daß er Beziehungen zwischen Geisterwelt und Somnambulismus annahm und in allem Ernst die schmachvolle Dämonen- und Hexenlehre aus der Kumpellammer der Geschichte wieder hervorzuholen bemüht war, ein Bestreben, in dem er zeitweise von dem Naturphilosophen Jacob Joseph Görres (1776—1848) in Coblenz unterstützt wurde. Mesmer selbst machte schließlich trotz alledem mit seinen Kuren Fiasko. Er starb nach wechselnden Schicksalen in Paris; seine Lehre wäre heute vielleicht vergessen, wenn sie nicht durch James Braid in Manchester, den Entdecker des Hypnotismus, ferner durch Burq in Paris, den Urheber der sogenannten Metallotherapie, endlich durch die Magnetisierungsversuche Karl Hansens, zu neuem Leben in allerdings sehr erheblich veränderter Gestalt erweckt worden wäre.

Der Phrenologe Franz Joseph Gall (1758—1828) beschäftigte sich schon als Student in Wien, wie auch in der ersten Zeit seiner ärztlichen Laufbahn, mit der Anatomie des Hirns, 1796 trat er zum erstenmal in einer öffentlichen Vorlesung in Wien mit der Ansicht hervor, daß in den einzelnen Theilen des Gehirns, d. h. des Organs der gesammten geistigen Funktionen, auch die verschiedenen Arten der Verstandes- und Gemüthsthatigkeit örtlich verschieden vertheilt seien. Es sollte also jede einzelne Rundgebung der Geistes-thätigkeit, die guten und bösen Triebe, die Laster und Vorzüge, Charaktereigenschaften, Sinne u. s. w. anatomisch an eine besondere Part hie des Hirns gebunden sein, die dann eine dementsprechend stärkere Ausbildung erlange. Nach Gall sollte sich dieses prononzierte Hervortreten eines Gehirnthelmes auch am Schädeldach selbst bemerkbar machen und so die Möglichkeit gegeben sein, durch Abtasten des Schädels die Haupteigenschaften des betreffenden Individuums kennen zu lernen. Gall und sein Hauptapostel Spurzheim, ein tüchtiger Anatom, stellten ein ganz kompliziertes System solcher Sinne und Triebe auf, die alle durch entsprechende Erhöhungen oder Vertiefungen am

Schädel erkennbar sein sollten. Auch diese Lehre, die übrigens eine gewisse Verwandtschaft mit der modernen Lokalisationstheorie der Hirnthätigkeit nicht verkennen läßt, beschäftigte zahlreiche Aerzte und Laien, namentlich in England und Nordamerika, wo Schädel, auf denen die Sitze der einzelnen Sinnesgraphisch markiert waren, in großen Massen feil geboten wurden.

Von viel größerer Bedeutung für die Heilkunde ist aber die dritte Richtung, die homöopathische Lehre geworden, deren Begründer Samuel Christian Friedrich Hahnemann am 10. April 1775 zu Meissen in Sachsen geboren wurde. Nach Beendigung seiner medizinischen Studien praktizierte er an verschiedenen Orten und stellte Untersuchungen an, aus denen für ihn hervorging, daß eine Menge der damals noch angewendeten angeblichen Heilmittel durchaus wirkungslos seien, sowie, daß man das Wesen der Krankheiten noch durchaus nicht erforscht habe. Von 1811 bis 1821 war er unter großem Zulauf in Leipzig thätig, von 1821 bis 1830 in Röthen, wo ihn der Herzog Ferdinand zum Hofrath und Leibarzt ernannte. 1835 übersiedelte er nach Paris, wo er am 2. Juli 1843 starb. In einer Anmerkung zu seiner Uebersetzung von Cullens „Materia medica“ oder „Arzneimittellehre“ hat Hahnemann zuerst die Behauptung aufgestellt, daß eine starke Dosis Chinin ebensogut Wechselfieber zu erregen, wie solches zu heilen vermöge. Auf diese von ihm verfochtene Thatsache baute er dann das Prinzip jener neuen Heillehre auf, die er Homöopathie nannte, weil sie eine Krankheit heilen will durch Hervorrufen eines dem Krankheitszustande möglichst ähnlichen (homoios), nicht gleichen Zustandes, wobei dann jene natürliche Krankheit sich sofort in dieser künstlichen, ihr ähnlichen auflöse (Similia similibus). Ein fernerer Hauptsatz ist, daß ein Arzneimittel um so wirksamer, je dünner, das heißt „potenzierter“ die Lösung sei, zu deren Herstellung Hahnemann eine besondere Bereitungsart lehrte. Es werden nämlich die Potenzen oder Verdünnungen so hergestellt, daß man von einem möglichst kräftigen spirituösen Extrakt, der sogenannten Urtinktur des betreffenden Mittels, zwei Tropfen mit 98 Tropfen Spiritus verdünnt, von dieser Lösung wieder 1 Tropfen mit 99 Tropfen Spiritus verdünnt und zwar unter kräftigem Schütteln, u. s. f. im Ganzen 30mal; ähnlich bei trockenen Substanzen. Die neue Lehre wurde nicht nur von hervorragenden Aerzten, sondern namentlich auch von den gebildeten Laien mit Enthusiasmus begrüßt, weil diese sich nun in die Lage versetzt sahen, sehr schnell sich mit der Heilkunde — im Hahnemann'schen Sinn natürlich — vertraut zu machen und die Rolle des Arztes bei jeder Gelegenheit selbst zu übernehmen. Bald gingen die Jünger noch über ihren Meister hinaus und ließen an Stelle der Homöopathie eine Isopathie treten, d. h. die Möglichkeit, nicht nur Aehnliches durch Aehnliches, sondern Gleiches durch Gleiches zu heilen, womit allerdings die ganze alte „Dreikapothek“ wieder ihren Einzug in die Medizin hielt. Jetzt wurden nach dem Vorgang des Leipziger Thierarztes Lux und des Deutsch-Amerikaners Hering in Philadelphia die allerwiderlichsten Dinge, Extremamente, Menschenoth („Humanin“), Blasensteine, Fußschweiß, epileptischer Speichel, Eiter u. dgl., auf homöopathische Weise verdünnt, als Universalmittel gegen die betreffenden Krankheiten empfohlen. Die modernen homöopathischen Aerzte haben von Hahnemanns Lehren Vieles fallen gelassen, so daß von seiner Homöopathie im Grunde nicht viel mehr besteht als der Name.

Neben der Mehrheit der Aerzte, die auf den Irrwegen der Naturphilosophie und anderer Irrlehren sich bewegte, gab es aber doch noch eine Anzahl ernstlicher Aerzte, die sich an die Thatsachen hielten und exakt arbeiteten. Tüchtige Anatomen, wie *Sömmerring* in Frankfurt (1755—1830), *Wrisberg* in Göttingen, *Meczel* in Halle, Physiologen, wie *Rudolphi* (Berlin), Praktiker, wie *Joh. Peter Frank* (1745—1822), *Stieglitz* in Hannover, ferner *Horn* und *Hecker* in Berlin und die Chirurgen *Kern* (Wien), *Rust* und *Gräfe* (Berlin), *Langenbeck* (Göttingen), und der Schöpfer der neueren Geburtshilfe *Boër* (Wien) u. a. hielten tapfer den Versuchungen jener Irrlehren Stand und förderten die einzelnen Zweige der Medizin.



Johannes Müller.

Besondere Fortschritte sind in den zwanziger und dreißiger Jahren zu verzeichnen in der Physiologie. Hier wandten sich Forscher wie *Karl Ernst von Baer*, *Rudolf Wagner* u. a. dem Studium der Zeugung und Entwicklungsgeschichte zu. Vor allem aber wurde epochemachend das Wirken des Berliner Biologen *Johannes Müller* (1801—1858), eines ebenso genialen Forschers, wie anregenden Lehrers, der das Haupt einer großen und weitverbreiteten Schule wurde, zu der mit wenigen Ausnahmen fast alle nachfolgenden Physiologen und Pathologen gehörten. Müller war ein außerordentlich geschickter Experimentator, ein glänzender Beobachter und scharfer Denker, der trotz seines vitalistischen Standpunktes niemals der eigentlichen Forschung spekulative Tendenzen zu Grunde legte

und die Wissenschaft durch eine fast erdrückende Fülle von Einzelmaterial bereicherte. Seine Arbeiten kamen der Anatomie, normalen Gewebelehre, Zoologie, vergleichenden Anatomie und vor allem der Physiologie zugute, für die er ein klassisches, noch heute mustergültiges Lehrbuch lieferte. Auch der pathologischen Gewebelehre bahnte er bereits einen Weg durch seine werthvolle Abhandlung: „Ueber den feineren Bau und die Formen der krankhaften Geschwülste“ (1838).

Auf dem Gebiete der Pathologie oder Krankheitslehre hielten zwar die physikalischen, exakten Untersuchungsmethoden erst in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts in die Kliniken ihren Einzug und wurden Gemeingut der Aerzte und deren unentbehrliches Handwerkzeug. Aber es gab doch schon vorher einzelne treffliche Kliniker, so vor Allen die markige Gestalt des Professors der Medizin *Christoph Wilhelm Hufeland* (1762—1836), der es geschickt verstand, in der geradezu systemwüthigen Zeit, wo ein nicht an eine bestimmte Theorie glaubender Arzt schlimmer wie ein Atheist verfolgt wurde, die Fahne der rationellen Erfahrung hochzuhalten und durch seine populären

Schriften („Matrobiotik“ oder „die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern“) viel zur Aufklärung beitrug. Gleiche Popularität als Arzt wie Gufeland erlangte auch der bekannte Berliner „Grobian“, „der alte Heim“, Ernst Ludwig Heim (1747—1834), der schriftstellerisch nicht hervortrat, aber zu den beliebtesten und angesehensten Praktikern der Hauptstadt Preußens zählte. Von klinischen Vertretern anderer Hochschulen aus dieser Zeit seien die Wiener Hiltenbrand, Hartmann und Feuchtersleben hervorgehoben — letzterer besonders bekannt durch seine anmuthige, gemüthvolle „Diätetik der Seele“ — endlich als einer der bedeutendsten und einflußreichsten der Tübinger Kliniker Ferdinand von Autenrieth (1772—1835), ein durch seine vielseitige Bildung und umfassende schriftstellerische Thätigkeit hervorragender Arzt, dessen Hauptwerk „Handbuch der speziellen Nosologie und Therapie“ 1831—36 erschien. Der Erste, der in Deutschland die naturwissenschaftlichen Methoden am Krankenbett voll und ganz zu Ehren brachte, war Johann Lukas Schönlein (1793—1864), seit 1800 in Berlin. In Wien wirkte bahnbrechend Karl v. Roskowsky (1804—1878) und wurde der Begründer der pathologisch = anatomischen ärztlichen Schule.



Gufeland.



Ernst L. Heim.

Einen höchst wichtigen Fortschritt in der Behandlung innerer Krankheiten, besonders der akuten Infektionskrankheiten und chronischer auf Störung des Stoffwechsels beruhender Leiden, wurde ferner im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts durch Vincenz Priëznitz, den Begründer der Wasserheilkunde, eingeführt. Geboren wurde Priëznitz am 5. Oktober 1799 zu Gräfenberg in Oesterreichisch = Schlessien als Sohn einfacher Bauersleute. Im Alter von siebzehn Jahren gerieth er unter seinen schwerbeladenen Wagen und verletzte sich dertartig, daß der herbeigerufene Arzt ihn als Todeskandidaten erklärte. Da brachte sich Priëznitz selbst die zerbrochenen Rippen in nothdürftig geordnete Lage und heilte sich durch kalte Wasserumschläge. Fortan hatte der mit seltenem Scharfblick und natürlichem Verstandniß für physiologische Vorgänge begabte junge Mann seinen wahren Beruf entdeckt: er wurde der Arzt der ganzen Umgegend und gewann bald solchen Zulauf, daß er von

seiten der eifersüchtigen Mediziner in der heftigsten Weise angefeindet wurde. Das Gräfenberger Wasser und der Schwamm, womit er die Kranken wusch, wurde vor Gericht chemisch untersucht. Obgleich man darin nichts Verdächtiges fand, wurde es Priekznitz doch verboten, fernerhin noch mit dem Schwamm zu kurieren. Er bediente sich deshalb fortan der bloßen Hand. Da ihm die wiederholt nachgesuchte Aufstellung von zwei Badewannen verweigert worden war, so bediente er sich nach den Schwippackungen der Kranken des eigenen Badtrogas als Badegesäß. Nach jahrelangen Verfolgungen entsandte endlich 1832 die österreichische Regierung den Hofrath Doktor Freiherrn v. Türrheim nach Gräfenberg, um die dortigen Verhältnisse genau zu prüfen. Türrheim reichte eine so begeisterte Denkschrift ein, daß Priekznitz das Kurieren in vollem Umfange erlaubt, und Gräfenberg zur öffentlichen Kuranstalt erhoben wurde.



Vincenz Priekznitz.

Nun kamen Kranke aus allen fünf Erdtheilen, und Priekznitz konnte nicht genug Häuser bauen zur Aufnahme für die vielen Kurgäste. Eine wahre Fluth von Büchern wurde für und gegen ihn geschrieben, und in aller Welt entstanden Wasserheilanstalten nach Priekznitz'schem System. Durch dauernde Ueberarbeitung und durch verschiedene Unglücksfälle trat sein altes Uebel, der Rippenbruch, wieder hervor und führte eine Desorganisirung der inneren Organe (Leber, Nieren) herbei, so daß Priekznitz bereits am 28. November 1851 starb. Obwohl sein Verfahren von Fehlern und einseitigen Uebertreibungen nicht frei war, haben sich doch die Grundlagen desselben als

richtig erwiesen, und die von ihm begründete Wasserheilkunde hat sich als einer der wichtigsten Heilfaktoren in der modernen Krankenbehandlung die Welt erobert.

Endlich ist noch zu erwähnen die Einführung der chirurgischen *Narkose*, einer der größten und segensreichsten Entdeckungen, die je für das menschliche Leben gemacht wurden. Das Bestreben, Patienten vor und während der Operation in den Zustand der Betäubung zu versetzen, bezw. darin zu erhalten, fand zwar bereits im Mittelalter eine, wenn auch sehr unvollkommene und primitive Art der Verwirklichung. Man tränkte Schwämme mit betäubenden Flüssigkeiten, ließ die Schwämme an der Sonne trocknen und hielt sie dann, vor der Operation wieder angefeuchtet, den Patienten vor Mund und Nase. Indessen wurde später dieses Verfahren seiner völligen Nutzlosigkeit wegen wieder aufgegeben. Die Folge davon war, daß den chirurgischen Operationen der Charakter grausamer Prozeduren anhaftete, der Chirurg und die Chirurgie gegenüber der inneren Medizin als im Range niedriger stehend galten, und die Operation nur als äußerstes Hilfsmittel der ärztlichen Kunst angesehen wurde, dem man mit Angst und Bangen entgegensah, sobald man meist den natürlichen



Eine Cholera-Quarantäneanstalt.

Tod dem blutigen Eingriff vorzog. Das änderte sich in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts durch die Einführung der Narkose, welche in Amerika ihre Heimat hat und dem Bostoner Arzt Charles Jackson (1805—1880) zu verdanken ist. Geboren zu Plymouth, hatte er sich 1833 als Arzt in Boston niedergelassen. Bei chemischen Versuchen zerbrach er im Winter 1841 einen mit Chlor gefüllten Behälter. Das Erstickungsgefühl, das ihn bei der Einathmung dieses Gases überkam, suchte er durch Aetherdampf mit Erfolg zu bekämpfen. Er nahm dabei eine Lähmung der Empfindung wahr, die ihn auf den Gedanken brachte, daß sich Aether-Einathmungen möglicherweise auch als Mittel gegen den Schmerz auch bei chirurgischen Operationen bewähren würden. Aber erst einige Jahre später hoben Zufall, Strebsamkeit und Geschäftssinn den Schatz, der in Jackson's Laboratorium ziemlich unbeachtet lag. Im September 1846 machte der Bostoner Zahnarzt William Morton bei einer Zahnoperation von Jackson's Fund auf dessen Anrathen Gebrauch von Schwefeläther als Betäubungsmittel, indem er einer älteren Dame schmerzlos einen Zahnstumpf herausnahm. Am 17. October 1846 wandte dann, gleichfalls auf Jackson's Empfehlung, der Bostoner Hospitalchirurg John Collins Warren (1778—1856) den Aether zuerst bei der Operation einer Halsgeschwulst an und ließ von den günstigen Wirkungen der Pariser Akademie eine Mittheilung zugehen.

Ueber das Eigenthumsrecht an der segensreichen Entdeckung entspann sich bald ein unerquicklicher Streit zwischen Jackson und Morton und noch einem dritten Präventenden, dem Zahnarzt Horace Wells aus Hartford in Connecticut. Diesen kannte Morton von seinem früheren Wohnort her; Wells hatte dort gelegentlich bereits Zahnausziehungen unter Lachgas-Narkose versucht, ohne damit Erfolge zu erzielen; Jackson hatte einigen dieser Versuche beigewohnt. Wells' Ansprüche wurden von der Pariser Akademie, an die er sich gewandt hatte, kurz abgewiesen. Horace Wells starb im Glend. In New York, wohin er übergesiedelt war, suchte er umsonst die öffentliche Meinung für sich zu interessieren. Vom Unglück verfolgt, versiel er in Wahnsinn. Um sich an der menschlichen Gesellschaft zu rächen, die ihren Wohlthäter so undankbar behandelte, schlich er Abends in den Straßen von New York umher und begoß die Kleider der Frauen mit Schwefelsäure. Darüber wurde er ergriffen und unter Anklage gestellt. Er entfloh der Verurtheilung, indem er sich am 24. Januar 1848 im Bade die Pulsader öffnete und dann, um sein Sterben weniger hart zu machen, Aether einathmete.

Zwischen Jackson und Morton theilte die Pariser Akademie nach genauer Untersuchung den Monthyon-Preis 1850 und gab jedem 2500 Francs, dem einen für die Entdeckung der tief einschläfernden Kraft des Aethers, dem anderen für deren Anwendung. Jackson ertrug es nur schwer und widerwillig, daß Morton ihm gleichgestellt wurde. Noch siebenmal wandte er sich in dieser Angelegenheit an die Pariser Akademie, Morton viermal. Aber auch über ihnen beiden schwebte der Unstern, der dem unglückseligen Wells ein so grausames Geschick bereitete. Morton ruinierte sich im Streit mit seinem Nebenbuhler, er verließ seinen Beruf, der ihn nicht mehr ernährte, betrieb Landwirthschaft und starb 1868 in New York in einer dem Glend nahen Armuth. Bald nachher ließ ihm Thomas Lee in dem öffentlichen Park von Boston ein stattliches Denkmal

errichten, eine merkwürdige Illustration zu der Noth von Morton's Dasein. Jackson endlich wurde nach all' den Aufregungen jenes Streites 1873 geisteskrank und starb 1880 in einer Pflegeanstalt. So zahlten alle drei Männer mit ihrem tragischen Geschick die Wohlthat, die sie der leidenden Menschheit gebracht hatten.

Die chirurgische Narkose aber trat gleich nach ihrem ersten Bekanntwerden im Jahre 1846 ihren Siegeszug durch die moderne Chirurgie an, der sie seitdem als dauernde Bereicherung, als unentbehrliches Hilfsmittel angehört. Der Aether wurde schon ein Jahr nach dieser Bekanntmachung von dem berühmten englischen Frauenarzt Sir James Young Simpson (1811—70) in Edinburgh durch das, 1831 von Souberain entdeckte, 1832 von Justus v. Liebig (s. oben S. 321) dargestellte Chloroform ersetzt. So sehen wir gerade auf der Reize der ersten Hälfte des Jahrhunderts die Chirurgie um ein Hilfsmittel bereichert, das ihr den Weg zum Siege in der Medizin anbahnen half.

4. Musik.

Weltherrschaft der deutschen Tonkunst. — Joseph Haydn, der Vater der deutschen Instrumentalmusik. — Schöpfer der Sonatenform. — W. A. Mozart, der universelle Großmeister der Musik. — Sein Leben und sein Wirken. — Virtuosität der Sänger und der Instrumentalisten. — Nicolo Paganini, der größte Geiger aller Zeiten. — Entwicklung der Oper in Frankreich. — Cherubini, Mehul, Spontini. — Der Bahnbrecher Auber. — Gioachino Rossini, der erfolgreichste italienische Opernkomponist. — Bellini und Donizetti. — Höchste Vollendung der Tonkunst durch Ludwig van Beethoven. — Sein Leben und Wirken. — Den Uebergang vom Klassicismus zur Romantik in der Musik bildet Franz Schubert. — Der größte Meister des deutschen Liedes. — Schöpfer der deutschen Oper wird C. M. von Weber. — Seine Nachfolger: Marschner, Lachner, Kreutzer. — Konzert- und Hausmusik. — Mendelssohn und Rob. Schumann. — Entwicklung des Klavierspiels durch Chopin. — Der Operntext-Produzent Scribe. — Die historische Ausstattungsober. — Meyerbeer. — Bürgerlich-komische Oper. — Ferkling, Flotow, Nicolai. — Operette: Offenbach, Strauß. — Die Sängerrinnen: Wilhelmine Schröder-Devrient. — Jenny Lind. — Die Bühne in Frankreich. — Rachel.

Während in der Heilkunde Deutschland während der ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts weit hinter den andern Kulturländern zurückstand, hatte es in der Tonkunst die Führerschaft übernommen. Denn schon das 18. Jahrhundert war das goldene Zeitalter der Musik: es brachte die Klassiker der Tonkunst hervor und begründete durch Mozart und Beethoven die Weltherrschaft der deutschen Tonkunst. Diese klassische Epoche umfaßt ein volles Jahrhundert — von 1718, als Johann Sebastian Bach in seinen sechs Sonaten für Violine und Klavier erstmals seine volle Meisterschaft erwieß, bis 1827, da Beethoven aus dem Kreise der Lebenden schied. Während dieser Zeit ihrer höchsten Blüthe hat die deutsche Musik wieder eine vollständige Entwicklung durchgemacht, und läßt selbst wieder die Theilung in eine strenge Periode (Bach), in eine schöne (Mozart) und in eine reiche Periode (Beethoven) zu. In Beethovens letzten Kompositionen scheint sich der Kreislauf dieser Entwicklung zu schließen. Unverkennbar lebt in ihnen die Weise des alten Bach in ganz wunderbarer Art wieder auf. Freilich aber mit jener Färbung, die sie bei ihrem Durchgange durch die folgenden Zeiten, insbesondere durch die Zeit Mozarts, annehmen mußte. Diese Zeit Mozart's ist es, die man als die Blüthezeit, die idealste, die wahrhaft klassische Zeit der deutschen Musik anzusehen pflegt. Zu ihr gehört auch noch Beethoven bis zu den Werken etwa, deren Reihe die siebente Symphonie eröffnet. Diese

Periode der klassischen Vollenbung der deutschen Tonkunst einzuleiten, unser heutiges Orchester und die moderne Instrumentierung zu begründen und auf dem Gebiete der Instrumentalmusik, wie zuvor Gluck im Fache der Oper, die Vorstufe für Mozart zu bilden, war der Beruf Haydn's. Ihm folgte dann Mozart, das erste universale Genie der Tonkunst, universal sowohl hinsichtlich seiner Schöpfungen vom Lied bis zur Oper, vom Quartett bis zur Symphonie, wie hinsichtlich der Wirkung und des Erfolgs seiner Werke. In Beethoven erstand endlich der erste deutsche Ton-Dichter im Sinne der neuzeitlichen Entwicklung, von dem aus die Wege zu Schubert und Brahms, zu Berlioz, Liszt und Wagner führen.

Joseph Haydn, am 31. März 1732 in dem niederösterreichischen Dorfe Rohrau als Sohn eines Wagenmeisters geboren, kam 1740 als Chorknabe der Stephanskirche nach Wien, wo er nebenbei auch Unterricht auf verschiedenen Instrumenten erhielt. Als er jedoch in Folge des Stimmwechsels seine Stelle verlor, war er der größten Dürftigkeit preisgegeben. Erst 1759 erhielt er als Dirigent der Musikkapelle des Grafen Morzin eine Stellung, die seiner würdig war. Zwei Jahre später trat er als Kapellmeister in den Dienst des kunstliebenden Fürsten Esterhazy, bei dem er bis zu dessen Tode (1790) blieb. Ein zweimaliger Aufenthalt in London (1790—1792, und 1794—1795) führte Haydn in die große Welt hinaus; in England fand er eine begeisterte Aufnahme und wurde mit Ehren überhäuft, wodurch sein Schaffensdrang eine mächtige Anregung erfuhr. Er komponierte in jener Zeit neben Streichquartetten, Märschen u. s. w. seine reifsten Orchesterwerke, die zwölf englischen (Londoner) Symphonien. Der äußere Ertrag des Londoner Aufenthalts gestattete ihm, sich in Wien anzutauften und ganz der Ausführung jener beiden Werke zu leben, durch die er seinen Haupttriumph erlangte: „Die Schöpfung“ (1798) und „Die Jahreszeiten“ (1801). Am 31. Mai 1809 starb er. Haydn ist, wie schon bemerkt, sozusagen der Vater der deutschen Instrumentalmusik, der eigentliche Schöpfer der Sonatenform und der damit zusammenhängenden Formen der Symphonie, des Quartetts, Trios u. s. w. Indem er zusammenfaßte und erweiterte, was ihm von seinen Vorläufern überkommen war, und namentlich die symphonische Komposition nach Form und Inhalt ausbaute, wirkte er zugleich mit der Kraft des Genies veredelnd und vertiefend auf diese Gattung seiner Kunst. Er gab dem Volke herrliche Werke der Hausmusik, unter deren Einfluß die Beschäftigung mit der Tonkunst in immer weitere Schichten der Bevölkerung drang und damit ihren ausschließlich aristokratischen Charakter allmählich in einen demokra-



Haydn.

tischen verwandelte. Die Instrumentalmusik hatte damals in der Hauptsache noch die Aufgabe heiterer und anregender Unterhaltung. Erst Beethoven führte sie höheren Aufgaben zu, indem er in ihr den ganzen Ernst des Lebens und die tiefsten Weltprobleme darstellte. Als sein Wegbereiter führte Haydn die Instrumentalmusik einer bis dahin unerreichten Stufe der Verinnerlichung im Gefühlsausdruck und der Mannigfaltigkeit in der Tonsprache zu. Seine Kunst hat jenen einfach herzlichen und allgemeinverständlich *v o l k s t h ü m l i c h e n* Charakter, der auch heute noch neben den raffinierten Werken moderner Orchesterkomponisten mit ungetrübter, herzerquickender Frische wirkt.

In seiner letzten Zeit stand Haydn unter dem Einfluß des universellsten unter den Großmeistern der Musik, des um 24 Jahre jüngeren *W o l f g a n g A m a d e u s M o z a r t*, den er fast zwei Jahrzehnte überlebte. „Ein kurzes Dasein von 35 Jahren (1756—1791), und welche Fülle herrlicher Meisterwerke! In früher Kindheit offenbarte sich in Mozart der musikalische Genius schon in bewundernswerther Klarheit; der hochentwickelte Musiksinn des Knaben und des Jünglings, seine pianistische Virtuosität, seine Kompositionen verletzten die Welt in staunende Bewunderung. Kunstreisen durch Deutschland, England, Frankreich und Italien füllten die Jugend des Salzburger Musikersohnes aus, früh schon wirkte das Leben mit mannigfach wechselnden



Mozart.

Eindrücken, mit Leid und Freud, mit Erfolgen und Enttäuschungen auf seine Seele ein. Er war schon im Jünglingsalter eine europäische Berühmtheit, während Haydns Name erst im Alter, nach seinen englischen Triumpfen, sich Geltung erringen konnte. In jungen Jahren war er bereits eine geschlossene Künstlerindividualität, während Haydn und auch Gluck erst im letzten Drittel ihres Lebens dazu gelangten. David Strauß sagt einmal: ob Goethe einem Homer, Sophokles, Shakespeare gleich stehe, darüber läßt sich streiten, daß aber Mozart in aller Welt nicht seinesgleichen hat, unterliegt wohl keinem Zweifel. Am treffendsten ist jedenfalls der Vergleich mit Raffael, der bei Mozart sehr nahe liegt und oft gezogen wurde. An Wohlklang der Melodie, Schönheit, Form, Tiefe der Empfindung, Harmonie der Seele stellt Mozart das Ideal klassischen Stils da. Deutsche Wärme mit italienischer Grazie, deutscher Ernst mit italienischem Temperament gepaart ließen seine Werke entstehen. Er gehört zu jenen großen Genies, deren Werke sich auch ohne den Kommentar des Verstandes genießen lassen und zu dem einfachsten, naivsten Empfinden mit ebenso unmittelbarer Frische sprechen, wie sie dem gereiften Hörer, dem feingebildeten Kenner immer neues Entzücken, immer tiefere Ein-

blicke in einen wunderbaren Künstlerorganismus gewähren, in eine weite Tonwelt von unerschöpflichem Reichthum der Bilder und Ideen. Das Schaffen dieses herrlichen, erhabenen und uns doch so menschlich nahe stehenden Meisters umfaßte alle Gebiete der Tonkunst vom Lied bis zur Oper und zum Oratorium, vom einfachen Klavierstück bis zur Symphonie; sein Bestes gab er uns jedoch in den Opern. Bach, Händel und Gluck haben auf ihn eingewirkt, vom französischen Singspiel hat er gelernt und das Werthvolle, weiteren Ausbaus Fähige von diesem wie von der italienischen Buffo-Oper in sich aufgenommen. In seiner Jugend schrieb er italienische Prunkopern nach der Mode der Zeit; noch sein „Domeneo“ knüpfte an die italienische opera seria an, so sehr sich darin auch Glucks Geist kundgab, und sein in der letzten Lebenszeit entstandener „Titus“ gehörte wenigstens textlich noch auf dieses Gebiet, während er in musikalischer Beziehung durchaus mozartisch-individuelles Gepräge trug. Auf dem Gipfelpunkt seines Könnens schuf er die deutsche Lustspieloper in den einzig dastehenden Werken: „Die Entführung aus dem Serail“, „Figaros Hochzeit“ und „Cosi fan tutte“. Der „Don Juan“ schloß sich an, jene unsterbliche Schöpfung, die mit unvergleichlicher Größe, mit einer an Shakespeare erinnernden Gestaltungsraft erschütternde Tragik mit lustigem Humor vereinigt, und schließlich „Die Zauberflöte“, in der ebenfalls tiefer Ernst mit harmloser Komik sich verbindet, eine der Lieblingsopern des deutschen Volkes und neben dem „Freischütz“, neben „Lohengrin“ und „Tannhäuser“ die populärste Schöpfung der deutschen Opernliteratur. Auch der niedrigste Stoff gewann unter Mozarts Händen Bedeutung, Leben und Farbe. Kann es dafür ein besseres Beispiel geben, als „Cosi fan tutte“? Die verschwommene Symbolik der „Zauberflöte“ mit ihrer freimaurerischen Geheimnißkrämerei wuchs durch seine Musik zu imponierender Größe und Weiße empor, die sittlich angefaulte Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts, wie sie Beaumarchais in seinem satirischen Lustspiel an den Pranger stellt, wurde in „Figaros Hochzeit“ durch die Musik berebelt und gehoben.

In Bezug auf die Behandlung des Orchesters hat Mozart viel von Gluck gelernt, und Wagner hat ihre Prinzipien in seinem Geiste weiter ausgebaut. Wenige Künstler spiegeln so deutlich den Charakter einer Epoche wieder wie Mozart und Haydn. Aber während sie so ihrer Gegenwart gerecht wurden und uns unvergänglich schöne Bilder ihrer Zeit mit Abstreifung alles Verzopften, mit Vermeidung alles Alltäglichen hinterlassen haben, während sie an die Vergangenheit, an ihre Vorläufer anknüpften, wiesen sie zugleich in die Zukunft, arbeiteten sie für die ferne Nachwelt. Mozart und Haydn haben schon bei ihrer Mitwelt volles Verständniß gefunden, Glucks Bedeutung dagegen ist trotz aller Ehrungen durch die Zeitgenossen erst seit Wagners Erscheinen in vollem Lichte offenbar geworden.

„Die „Entführung“ begründete Mozarts Berühmtheit in Wien, wohin er sich nach seinen Wanderjahren und nach der Salzburger Leidenszeit gewandt hatte und welche Stadt der Brennpunkt musikalischen Schaffens war. Auch hier war er nie auf Rosen gebettet, aber trotz mancher Bedrängniß und Sorge fühlte er sich glücklich in der Residenzstadt seines guten Kaisers, den er auch dann nicht verlassen wollte, als ihn der Preußenkönig Friedrich Wilhelm II. mit der Aussicht auf glänzende Bezahlung nach Berlin berief; und doch hat der

Kaiser nicht eben viel für den darbenden Genius gethan. Mozart genoß das Glück, eine treue, besorgte Gattin zu besitzen, während Haydns Ehe tiefunglücklich war, und Beethoven niemals seine Sehnsucht nach einer gleichgestimmten Lebensgefährtin zu stillen vermochte. Mozart war der Sänger der Liebe; die Liebe in jeder Form hat er in seinen Werken besungen, von den knabenhaften Regungen des Pagen Cherubin bis zu der dämonischen Leidenschaft des unersättlichen Wüßlings Don Juan.

„Im Andante und Adagio entfaltet er den Zauber seiner herrlichen Melodien am schönsten, hier ist sein ureigenstes Gebiet, wie sich uns Haydn am Charakteristischsten in seinen Menuettsätzen und Beethoven am größten in seinen



Niccolò Paganini.

gewaltigen Allegros zu erkennen giebt. Auf dem Gebiet der Symphonie und der Kammermusik, auf dem wir ihm eine Reihe unverwundlich schöner Werke verdanken, stellt er den Uebergang von Haydn zu Beethoven dar. Auf seinen Schultern erhob sich hier der Größere, der nach ihm kommen sollte, dem er die Wege ebnete. Auf dem Gebiet der Oper dagegen war er es, der diese Kunstform zu einer für seine Zeit als vollendet geltenden Höhe emporführte, zu einer Höhe, auf die ihm bezüglich des feinen musikalischen Lustspiels, wie er es im „Figaro“ schuf, noch keiner hat nachfolgen können. In Deutschland fand Mozart wohl viele Nachahmer, aber keine Nachfolger, die sich mit

ihren Schöpfungen auch nur im entferntesten an seine Größe hätten anreihen können. Der ungeheure Erfolg seiner „Zaubersflöte“, der weitaus denjenigen überstieg, den z. B. in unseren Tagen Mascagni mit seiner „Cavalleria rusticana“ errang, hatte eine derartige Ueberproduktion auf dem Gebiet der heroisch-komischen Zauberoper zur Folge, daß die Zauberzithern, Zauberharfen, Zaubersagotts, Zaubertrommeln u. s. w. wie Pilze aus der Erde schossen. Namentlich in Wien hatten Tamino und Papageno, Sarastro und die Königin der Nacht ungezählte Nachfolger.“

Mit dieser großartigen Entwicklung der Tonkunst ging auch die der Virtuosität Hand in Hand, zuerst die der Sänger und dann auch die der Instrumentalisten. Man nennt bekanntlich jeden ausübenden Tonkünstler einen Virtuosen, der eine außergewöhnliche Fertigkeit als Sänger oder auf irgend einem Instrument aufweist. In erster Linie hat man dabei die rein technische Seite der Ausführung im Auge, doch erfordert wahre Virtuosität vor allem auch den im Geiste des Werkes und des Tondichters erfolgenden Vortrag. Eine Virtuosität, die es vorwiegend auf Ueberwindung ausgesuchter Schwierigkeiten

anlegt, vermag zu blenden und zu verblüffen, besitz aber nur wenig künstlerischen Werth und ist im Grunde nichts als ein verfeinertes Gauflerthum. Wo



Paganini's erste Triumph.

sie sich aber in den Dienst der echten Kunst stellt und die höchste Meisterschaft in der Ueberwindung aller technischen Schwierigkeiten nur deshalb anstrebt, um

die Tondichtungen in desto vollendeterer Gestalt zu Gehör bringen zu können, da bezeichnet sie den Gipfel der ausübenden Kunst und erreicht in ihren hervorragendsten Vertretern sogar den Rang der selbstschöpferischen. Die großen Fortschritte in der Technik des Spieles, wie die Menge von bedeutenden und dankbaren Kompositionen für die verschiedenen Instrumente, hatten im Verlaufe des Jahrhunderts ein Virtuosenenthum hervorgerufen, bei dem aber noch bis in das 19. Jahrhundert hinein die äußere Fertigkeit hinter der Achtung vor dem Geisteswert zurücktrat. Dann trat jedoch eine Verflachung ein, die das Technische in den Vordergrund rückte und über Neußerlichkeiten aller Inspiration entbehren zu können glaubte. Da war es zuerst der italienische Geiger Nicolo



Spontini.

Paganini (1784—1840), der das geistige Element wieder zur Herrschaft brachte. Er eröffnet die Reihe der modernen Virtuosen, lenkte das Violinspiel in gänzlich neue Bahnen, und man darf wohl behaupten, daß wie vor ihm, so auch nach ihm kein größerer Geiger dagewesen ist. Seine Jugend war sehr hart, da sein Vater, der in der Nähe des Hafens von Genua einen kleinen Kramladen besaß, den Knaben, dessen wunderbare Begabung sich ungemein früh offenbarte, aus Habsucht mit den härtesten Strafen zu unablässigem Studium zwang. Er begleitete ihn auch auf seinen ersten Konzertreisen, bis es endlich seinem ersten Lehrer, dem Domkapellmeister Giacomo Costa in Genua, gelang, den Jüngling von der niederdrückenden Beaufsichtigung des Vaters zu befreien. Im Gefühl der goldenen Freiheit waren Paganini diese ersten Triumphe nun doppelt beseligend. Sein Ruf durchzog ganz Italien und weiterhin ganz Europa.

Es konnte selbstverständlich nicht ausbleiben, daß die Anregung eines Haydn und Mozart auch in den übrigen Kulturländern ungemein tiefgehend war. In Frankreich wurde in Folge dessen namentlich die Oper weiter entwickelt; zunächst waren es zwar vorwiegend Ausländer, in der Schule der verschiedenen Nationen gebildet, die diese Ausbildung vermittelten, aber Paris, das nach Wien die musikalische Hauptstadt Europas wurde, bot ihnen den geeignetsten Boden für ihre Wirksamkeit. Zwei Richtungen treten besonders hervor: die große heroische Oper, und die komische romantische Oper, und auf beide Gattungen haben deutsche Meister Einfluß ausgeübt. Gewissermaßen als Vorläufer sind zu nennen: Cherubini (1760—1842), Méhul (1763—1817) und Spontini (1784—1851). Der glänzendste Vertreter der französischen komischen Oper ist der von Mozart wie von dem später zu erwähnenden Weber beeinflusste Boieldieu (1775—1834), dessen Meisterwerk „Die weiße Dame“ noch heute nichts von ihrer Frische ein-

geblüht hat. Seine Nachfolger waren *Hérald* (1791—1833) und *Auber*. *D. F. C. Auber* (1782—1870), dessen Stil dem französischen Geist und Wesen am entsprechendsten ist, pflegte vorwiegend die komische Oper („*Maurer und Schlosser*“, „*Fra Diavolo*“, „*Der schwarze Domino*“), betrat aber in seiner „*Stummen von Portici*“ (1828), in der er vorahnend die Julirevolution schilderte, auch erfolgreich und bahnbrechend das Gebiet der großen Oper. Paris sollte auch die zweite Heimath des erfolgreichsten italienischen Komponisten der ersten Jahrzehnte des Jahrhunderts werden. *Gioacchino Rossini*, geboren am 29. Februar 1792 zu Pesaro, gestorben am 13. November 1868 zu Paris, der sich in seiner Jugend eifrig mit Haydn und Mozart beschäftigt hatte, wurde durch seine Oper „*Tancred*“ (1813) ein Tondichter von europäischem Ruf. Er ließ dann im nächsten Jahrzehnt noch etwa 30 weitere Opern folgen, die alle nur nach melodiosen Wohlklang und sinnlicher Klangschönheit streben und heute längst vergessen sind, bis auf den durch köstlichen Humor, hinreißende Anmuth und seine Charakteristik ausgezeichneten „*Barbier von Sevilla*“ (1816), das Muster einer nationalen „*Opera buffa*“. 1824 nach Paris übergesiedelt, schuf er („*der Schwan von Pesaro*“) unter dem Einflusse Cherubinis, Spontinis und Aubers sein genialstes, von seiner früheren Kompositionsweise abweichendes Werk, den „*Wilhelm Tell*“ (1830) und hörte dann auf zu komponieren. Von ihm beeinflusst waren namentlich seine Landsleute *Bellini* (1801—1835) und *Donizetti* (1797—1848).



Boilebieu.



D. F. C. Auber.

Der Jubel, mit dem diese französisch-italienischen Modekomponisten im ersten Drittel des Jahrhunderts in ganz Europa aufgenommen wurden, zog die Aufmerksamkeit der musikalischen Welt ab von dem großen Genius, der seit einigen Jahrzehnten im Stillen wirkte, der das von seinen Vorgängern auf dem Gebiete der Instrumentalmusik Begonnene bis zur höchsten Vollendung steigerte und zugleich der Grundstein wurde für alle neueren Bestrebungen, *Ludwig van Beethoven*. Er wurde am 16. Dezember 1770 zu Bonn geboren, wo sein Vater Tenorist in der Kapelle des Kurfürsten von Köln war, und verlebte eine ziemlich freudlose Jugend. 1792 siedelte er für immer nach Wien über, wo er zuerst Haydn's und dann Albrechtsbergers Unterricht genoß. Um die Wende des Jahrhunderts machte sich schon hin und wieder eine Schwerhörigkeit bemerkbar, die später in vollständige Taubheit ausarten sollte; damit begann aber auch sein

fruchtbarstes und großartigstes Schaffen. Vorher war bei seinen Kompositionen noch deutlich der Einfluß Haydns und Mozarts wahrzunehmen gewesen, während sie fortan nur noch die Offenbarungen seines eigenen gewaltigen Geistes wurden, der sich gedrungen fühlte, „das Höchste und Heiligste, das Un-



Paganini.

ausprechliche zu offenbaren, den Menschen im Mittelpunkt seines Wesens zu treffen und über das kleinliche Glend der Erde emporzuheben“; — weshalb auch seinen Schöpfungen eine so bedeutende sittliche Macht innewohnt. Nach schweren körperlichen wie seelischen Leiden, die bei dem Mangel an häuslichem Glück oft in verzweifelter Schmerzensausbrüchen zum Ausdruck kamen, starb er am 26. März 1827. Beethovens Werke sind erlebt; die Seelenzustände, die er schildert, sind seine eigenen; seine ganze Künstlerpersönlichkeit ist darin. Sein Schaffen war universal wie dasjenige Mozarts; weltliche und kirchliche Musik umspannte es, Vokal- und Instrumentalmusik, Lied, Chor, Oper, Oratorium und Messe, Sonate, Trio, Quartett und Symphonie; die Instrumentalmusik stand dabei im Vordergrund. Seine Klaviersonaten, seine Streichquartette und seine Symphonien, vornehmlich die aus seiner letzten Periode, zeigten ihn auf der unerreichten Höhe seiner Kunst. Wir erinnern bloß an das wunderbare Adagio seiner Sonate pathétique oder an seinen „Fidelio“, dieses Hohelied der Gattenliebe und Gattentreue! Die Symphonie erweiterte sich bei ihm ebenso wie die Sonate und das Quartett zum großangelegten instrumentalen Drama. Die instrumentale Ton- sprache erreichte durch ihn eine bis dahin ungekannte Mannigfaltigkeit, eine bis dahin ungeahnte Ausdrucksfähigkeit und Tiefe. Von seinen neun Symphonien gehört die dritte, die sogenannte „Eroica“ (1804), die er Napoleon widmen wollte, die fünfte in E-moll (1806) und die übermenschlich große neunte mit dem weltumfassenden Freudenchor zu den erhabensten Schöpfungen, die jemals dem Menschengeniale gelungen sind. „Ueberirdisches Feuer durchlodert sie und seine Flammen verzehrten den letzten Rest der musikalischen Ideen des achtzehnten Jahrhunderts. Der Geist des neunzehnten Jahrhunderts trat seine Herrschaft an. Die neunte Symphonie hat Richard Wagner als den höchsten, nicht mehr zu übersteigenden Gipfelpunkt symphonischer Kunst bezeichnet. Uebertroffen oder nur erreicht wurde sie bis auf den heutigen Tag nicht, aber sie wurde der Ausgangspunkt neuer Bahnen der symphonischen



Beethoven.

Musik. Noch Haydn war nicht über den alten Standpunkt hinausgekommen: Musik um der Musik willen, Musik als anmuthiges Tonspiel, liebenswürdig unterhaltend, herzerfreuend und herzerhebend. Beethoven war mehr als der reine Musiker. Mit Prometheuscher Kraft, erfüllt von Faustischem Erkenntnißdrang ging er in seinen Werken zurück auf den Ursprung menschlichen Sehnsens und menschlichen Strebens, den Blick auf das Ewig-Göttliche gerichtet. Er erfaßte es als Dichter zugleich und als Philosoph und stellte es dar in seiner Muttersprache, der Musik. In seinen Werken vermählte sich die Poesie mit der Musik, und aus ihrer Vermählung entstand das allgemein menschliche Kunstwerk. Darin ist der fortwirkende Einfluß Beethovens auf die Musik unseres Jahrhunderts und die Bedeutung seiner kulturgeschichtlichen Mission begründet."

Der nächste geistige Nachfolger Beethovens, der ihn nur um ein Jahr überlebte und der den Uebergang vom Klassizismus zu den Romantikern bildet, war der Wiener Franz Schubert. Obwohl er nur 31 Jahre alt wurde, schuf er doch auf den meisten Gebieten der Tonkunst, in der Symphonie, im Quartett, in seinen Klavierwerken ganz hervorragendes und errang sich vor allem als der größte Meister des deutschen Liebes Unsterblichkeit. Sein Vater war an der Pfarrschule in der Wiener Vorstadt Lichtenthal als Lehrer angestellt, und ertheilte auch seinem am 31. Januar 1797 geborenen „Franz“ den ersten Musikunterricht. Mit elf Jahren wurde dieser unter die Knaben der Hofkapelle und in das k. k.



Schubert.

Konvikt aufgenommen und erhielt dort Unterricht im Violinspiel und in der Kompositionslehre durch den Dirigenten Ruzizka und den Kapellmeister Sallerie. 1814 wurde er auf drei Jahre der Schulgehilfe seines Vaters, ohne seine musikalische Thätigkeit zu unterbrechen, in der Haydn, Mozart und Beethoven seine Leitsterne waren. In jener Zeit schuf er bereits manche seiner besten Kompositionen („Erlkönig“, „Wanderer“, „Gretchen am Spinnrad“), trotzdem aber schlug ihm eine Bewerbung um die Musikdirektorstelle in Laibach und um eine solche am Wiener Kärntnerthortheater fehl. Es war dem bescheidenen und anspruchslosen Manne überhaupt beschieden, seine Tage in stetem Kampfe mit der kleinlichen Noth und Sorge des Daseins zu verbringen. Nur in engerem Kreise wußte man den Genius des Meisters, dessen musikalische Phantasie geradezu unerschöpflich war, zu würdigen. Treue Freunde sammelten sich um ihn, zu denen unter anderen die Maler Moriz v. Schwind und Schnorr v. Carolsfeld, der Dichter Mayrhofer, der nachmalige bayerische Hofkapellmeister Franz Lachner, der Freiherr v. Feuchtersleben und der Sänger Vogl gehörten. Häufig kam man bei dem Wiener Kunstfreunde Ritter v. Spaun zusammen, wo dann die neuesten Schöpfungen des Tondichters vorgeführt wurden. Eine Unterbrechung in Schuberts stillem, einförmigem Leben bewirkte — von einigen Konzertreisen nach Oberösterreich, Salzburg u. s. w. abgesehen — nur seine

Thätigkeit als Sing- und Klaviermeister in der Familie des Grafen Johann Esterhazy, mit der er auch mehrmals auf dem Gute Telesz in Ungarn weilte. An die jüngste der beiden von ihm unterrichteten Töchter des Grafen, Komtesse Karoline, verlor der Tonbildner sein Herz. Auf ihre Frage, weshalb er ihr noch keine seiner Kompositionen gewidmet habe, erwiderte er: „Wozu denn? Ihnen ist ja ohnehin alles gewidmet!“ Diese Antwort enthüllte seine tiefe Neigung, die jedoch nur oberhin erwidert wurde und zudem bei den Standesvorurtheilen der damaligen Zeit gänzlich aussichtslos war. Er starb bereits am 19. November 1828 und wurde auf dem Währinger Friedhof in der Nähe von Beethovens Grab bestattet. Geradezu erstaunlich ist die Menge von Kompositionen der verschiedensten Gattungen, die Schubert in seinem leider so kurzen Leben geschaffen hat. Er wurde vor allem der Schöpfer des modernen Liebes mit Klavierbegleitung; etwa 700 Lieder hat er hinterlassen, darunter die allbekannten Cyklen „Die schöne Müllerin“, „Winterreise“ und „Schwanengesang“. Dann aber hat er auch der Entwicklung der Instrumentalmusik (C dur-Symphonie und die unvollendete in H moll) und der übrigen Vokalformen eine neue Richtung gegeben. Von seinen zahlreichen Bühnenwerken hat keines festen Fuß zu fassen vermocht, manche haben überhaupt niemals das Lampenlicht erblickt. Daran trug nicht nur die Minderwerthigkeit der Libretti schuld, sondern auch die ihm, dem Lyriker, mangelnde Begabung für die großen Formen des dramatischen Aufbaues und für die kraftvollen Züge theatralischer Ausgestaltung. Fast wie ein



Carl Maria v. Weber.

Verhängniß lag es über seinem Schaffen: von Jugend auf zog es ihn zum Theater, immer wieder versuchte er seine Kraft an Opern, noch auf dem Todtenbett beschäftigte ihn der Gedanke an ein neues Bühnenwerk.

Was Schubert nie erreichte, das gelang seinem Zeitgenossen Karl Maria von Weber, der hauptsächlich seiner dramatischen Werke wegen den ersten Meistern der Tonkunst beizuzählen ist. Webers ganzer Lebenslauf wies auf das Theater hin: Sein Vater Franz Anton, der Vatersbruder von Mozarts Gattin Konstanze, wurde aus einem Offizier und Beamten zum wandernden Schauspieldirektor und schließlich sogar zum Gutiner Stadtmusikanten. Karl Maria, geboren am 18. Dezember 1786 zu Eutin, genoss erst in Wien und dann in Darmstadt den Unterricht des Abts Vogler. 1813 übernahm er die Leitung der Oper zu Prag und 1816 die der deutschen Oper in Dresden. Trotz der Anstrengungen der Gegenpartei von der italienischen Oper löste er seine Aufgabe, der deutschen Oper Eingang zu verschaffen, aufs Beste, ohne jedoch anfangs besondere Würdigung zu finden. Auch seine Kompositionen hatten erst nicht sonderlich eingeschlagen, mit seiner Ankunft in Dresden aber begann eine reiche und glänzende Periode des Schaffens. 1818 wurde die Jubelouvertüre zum ersten Male zu Gehör gebracht, 1821 in Mainz

die „Preziosa“ und am 18. Juni in Berlin „Der Freischütz“ aufgeführt. Letzterer war ein Probe- und Meisterschuß zugleich. Weber mußte sehr genau, daß er mit dem Freischützstoff das innerste Empfinden seiner Zeit, das Herz seines Volkes treffen würde. Deutsche Sitte und deutsche Sage, schwärmerische deutsche Liebe, die Schönheiten und die Schauer des deutschen Waldes, lustiger Hörnerschall und die geheimnißvollen Klänge einer dämonisch-phantastischen Geisterwelt — wie fand sich das alles in Wort und Ton vereinigt, wie wirkte das alles auf das empfindsame deutsche Volksgemüth! Was Weber von der deutschen Oper verlangte, sie sollte sein „ein in sich abgeschlossenes Kunstwerk, wo alle Theile und Beiträge der verwandten und benutzten Künste ineinanderschmelzend verschwinden und auf gewisse Weise untergehend eine neue Welt bilden“, diese auch von Wagner zum Prinzip erhobene Forderung vom vereinigten Zusammenwirken aller Schwesterkünste im Drama, versuchte er in seiner „Euryanthe“ musikalisch zu verwirklichen. Die „Euryanthe“ ist musikalisch viel bedeutender als der „Freischütz“; sie bedeutete ein kühnes Fortschreiten auf der Bahn, die schließlich zu Wagner hinüber leitete — ohne „Euryanthe“ kein „Lohengrin“. Der unglückselige Text Helmines v. Chezh, der an die Ritterschwärmereien der Romantiker anknüpfte, trug in erster Linie schuld daran, daß „Euryanthe“ niemals zu einer eigentlich populären Oper wurde wie der „Freischütz“, der allerdings schon seiner ganzen Anlage nach ebenso sehr eine Volksoper ist, wie die glänzendere „Euryanthe“ eine Kunstoper.



Ludwig Spohr.

Volkssage, Ritterthum und orientalisches Märchenland, darin lagen die Hauptquellen romantischer Dichtung. So ließ denn Weber am Abend seines Lebens dem „Freischütz“ und der „Euryanthe“ seinen „Oberon“ folgen, mit dem er den Ritt ins phantastische Zauberland hunder orientalischer Märchenpoesie unternahm, der jedoch trotz vieler genialer Partien keinen Fortschritt bedeutete. Unter seinen übrigen Werken seien endlich seine von vaterländischer Begeisterung erfüllten Männerchöre und lieblichen Lieder sowie seine zahlreichen Klavier- = Kompositionen hervorgehoben, die in ihrer vorwiegend brillanten Einkleidung auf neue Errungenschaften der Technik hinweisen und mit denen der Uebergang von den Klassikern und von Muzio Clementi, Hummel, Cramer u. a. zu Chopin und Mendelssohn erfolgte. So gefeiert auch Webers Name schon zu Lebzeiten des Meisters war, so sehr stießen

doch seine Neuerungen auf Widerspruch und — was man in der Kunstgeschichte aller Zeiten kühnen Bahnbrechern und Pfadfindern gegenüber immer wieder beobachten kann — auf Unverständnis. Seine Freischützouvertüre — ebenso wie die zur „Cunrath“ und zum „Oberon“, ein Meisterwerk ihrer Gattung, in ihrer Anlage mit Beethovenschen und Wagnerschen Ouvertüren vergleichbar — wurde als „sachregisterhaft“ getadelt. Ein Mann wie Tietz nannte den „Freischütz“ „das unmusikalischste Getöse, das je über die Bühne tobte“, und unter den vielen anderen, die Webers Schöpfungen in ähnlicher Weise abfällig beurteilten, befand sich merkwürdigerweise auch Louis Spohr (1784—1856), der doch so manche verwandte Züge mit der Weberschen Komposition gemein hatte. Er war auch ein Meister auf der Violine und hat die Violinliteratur um viele, heute noch hochgeschätzte Kompositionen bereichert.



Heinr. A. Marschner.

Unter den Nachfolgern der Weber'schen Richtung sind zu nennen Heinrich Marschner (1796—1861), der Komponist des „Hans Heiling“, einem echten Kinde der Romantik; ferner die Brüder Franz, Ignaz und Vincenz Lachner, die von ihren einflussreichen Kapellmeisterposten aus eine große Macht über das musikalische Leben Deutschlands ausübten und als fanatische Wagnerfeinde die Führer der Reaktion wurden; endlich Konrad Kreuzer, der Komponist der Oper „Das Nachtlager von Granada“.

In den dreißiger und vierziger Jahren herrschten indeß trotz der Erfolge der genannten deutschen Meister auf der Opernbühne die Schöpfungen französischer und italienischer Komponisten; und die deutschen Meister, die in dieser Zeit an der Spitze der deutschen Musikkunst standen, Felix Mendelssohn und Robert Schumann, konnten trotz vielfacher Bemühungen diese Vorherrschaft nicht brechen. Dazu war ein Größerer berufen als sie. Ihr schöpferisches Wirken konzentrierte sich hauptsächlich in der Konzertmusik und Hausmusik. Auf diesen Gebieten nahm die deutsche Musik unter ihrer Führung einen neuen Aufschwung. Wenn in den dreißiger Jahren wiederum eine deutsche Stadt, Leipzig, der Mittelpunkt des musikalischen Lebens wurde und zahlreiche Tonkünstler fremder Nationen dorthin kamen, um zu studieren oder ihre Werke vorzuführen, so war das in erster Linie das Verdienst von Felix Mendelssohn-Bartholdy. Er wurde am 3. Februar 1809 geboren als Sohn eines Hamburger Bankiers, der aber bald nach Berlin übersiedelte, und als Enkel des berühmten Philosophen Moses Mendelssohn. Er war nicht nur ein unübertrefflicher Klavier- und Orgelvirtuose, ein geistvoller und feinsinniger Dondichter, sondern auch ein meisterhafter Dirigent. Mendelssohns erste musikalische That war die Aufführung von Bachs beinahe völlig vergessener Matthäuspassion (1829). Dann ging er nach London, wo seine Ouvertüre zum „Sommernachts Traum“ begeisterten Beifall fand. 1830 bereiste er Italien, 1833 wurde er als städtischer Musikdirektor nach Düsseldorf berufen

und siedelte 1835 als Leiter der Gewandhauskonzerte nach Leipzig über. Von 1841 bis 1844 war er in Berlin, kehrte dann aber nach Leipzig zurück, wo er am 4. November 1847 starb. Aus der reichen Fülle seiner Werke seien nur die Oratorien „Paulus“ und „Elias“, die schottische (A-moll) und die italienische (A-dur) Symphonie, die „Erste Walpurgisnacht“, die beiden Klavierkonzerte und das Violinkonzert, seine Lieder und die Klavierkompositionen (darunter am populärsten die „Lieder ohne Worte“) hervorgehoben. Mendelssohn war der Komponist der Gebildeten, der vornehmen Gesellschaft; und das drückte all seinen Kompositionen einen unverkennbaren Stempel auf: er schrieb vornehm und auch wo er leidenschaftlich wurde, blieb er maßvoll; er liebte die elegante Schreibart.



Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Ebensowenig wie Mendelssohn war Robert Schumann ein dramatischer Komponist. Geboren am 8. Juni 1810 zu Zwickau in Sachsen, bildete er sich zunächst zum Klavierspieler aus, zog sich aber in Folge übermäßigen Uebens eine Lähmung des dritten Fingers der rechten Hand zu, die ihm die Virtuosenlaufbahn verschloß, und widmete sich nun mit um so größerem Eifer ganz der Komposition und der Musikschriftstellerei. Obschon er Mendelssohn an Gedantentiefe überragte, hat er es wie gesagt ebensowenig wie dieser zu einem Bühnenerfolg bringen können. Von seinen Opern ist nur „Genoveva“ zwanzig Jahre nach seinem Tode aufgeführt worden, selbst seine für den Konzertsaal bestimmten großen Chorwerke „Das Paradies und die Peri“, „Der Rose Pilgerfahrt“, „Szenen aus Goethes Faust“ entbehren der dramatischen Wirksamkeit. Mit völliger Freiheit bewegt er sich auf dem Boden des Liedes und der Instrumentalmusik, und seine Hervorbringungen auf diesem Gebiete



Robert Schumann.

gehören zu den kostbarsten Schätzen der deutschen Musik. Er starb am 29. Juli 1856. — Schumanns Wirken hatte zwar nichts Revolutionäres, aber doch das Verdienst, im Kampf gegen das Ueberlebte und gegen das Neuerliche

Bahn gebrochen zu haben. Während Mendelssohn noch halb in der Vergangenheit wurzelte, ist Schumann bereits entschieden modern. Auch darin,



Chopin.

daß er mit seiner musikalischen Begabung den feinen Sinn des Poeten und die Febergewandtheit des Literaten verband. Er trug viel zur Hebung einer sachverständigen musikalischen Kritik bei, und lenkte in seinen Aufsätzen das Augenmerk der musikalischen Kreise auf neu auftauchende Sterne am musikalischen Himmel, namentlich Friedrich Chopin.

Friedrich Franz Chopin wurde geboren am 1. März 1809 zu Zelazowa Wola bei Warschau von französisch-polnischen Eltern. In ihm findet sich die Vereinigung des Kunstgeistes verschiedener Nationalitäten besonders deutlich ausgeprägt. Der ritterliche Sinn und historische Schmerz

des Polen, die leichte Anmuth des Franzosen und der romantische Tiefsinn deutscher Meister, denen er seine musikalische Ausbildung verdankte, vereinigten sich bei ihm zu einem Ganzen von solcher Originalität, daß seine Kompositionen, obwohl nur für das Klavier bestimmt, doch über das Gebiet dieses Instrumentes hinaus befruchtend wirkten. Er starb bereits am 17. Oktober 1849. Die populärsten seiner Werke sind die „Nottornos“. In der musikalischen Literatur aller Völker findet sich nichts, was diesen tiefpoetischen Schöpfungen voll anmuthsvoller Grazie, süßer Melancholie und wehmüthiger Leidenschaft ebenbürtig zur Seite treten könnte. Durch die Fülle neuer technischer Effekte, bisher unbekannter Klangwirkungen und durch die glanzvolle Behandlung des musikalischen Ornaments wurden seine Schöpfungen noch weit mehr als die Klavierwerke Webers, Mendelssohns und Schumanns epochemachend für die Entwicklung des Klavierspiels und des Klaviers selbst, in dessen Bau sich Hand in Hand mit den neuen Anforderungen der Technik große Umwälzungen und Verbesserungen vollzogen.

Auf dem Gebiete der Oper folgte auf Rossini und Auber Giacomo Meyerbeer (1791—1864, eigentlich Jakob Meyer Beer).

Er war bei den Italienern, den Deutschen und den Franzosen in die Schule gegangen und hatte sich das Beste von ihnen angeeignet. Nachdem er sich eine Zeitlang mit Opern im italienischen Geschmack ohne besonderes Glück versucht hatte, gewann er die Unterstützung des Opernproduzenten Scribe. Au-



Meyerbeer.

gustin Eugene Scribe lieferte fast ein halbes Jahrhundert lang die Texte für Opern und ist der eigentliche Vater der großen historischen Ausstattungsoper, deren Blüthezeit mit Auber's „Stummen“ anbrechend, über ein Menschenalter währte. Er wußte die Stoffe routiniert und bühnenwirksam aufzubauen, sie zu effectvollen Situationen auszubenten und ihnen meist auf der Grundlage großer welthistorischer Vorgänge, die er freilich oft sehr willkürlich behandelte, gewisse zeitgemäße Tendenzen beizumengen. So schrieb er denn auch den Text zu „Robert der Teufel“, welche Oper 1831 Meyerbeer mit einem Schlage berühmt machte. Meyerbeer hatte den Boden gewonnen, auf dem er nun Triumph über Triumph errang. In den „Hugenotten“ und im „Prophet“ schritt er fort auf der mit glänzendem Erfolg betretenen Bahn; er beherrschte die theatralischen Effekte wie keiner vor ihm. In Deutschland hatte er während seiner Glanzzeit keinen Rivalen neben sich. Als Wagners Stern aufging, war der Meyerbeers schon im Erbleichen, obwohl das Publikum an ihm festhielt, ja heute noch zäh an ihm fest hält. Er kannte den Geschmack der großen Menge, die im Theater aufgeregt und unterhalten, gerührt und gebendet sein, die in der Oper nicht nur Musik hören, sondern auch prächtige Decorationen, glanzvolle Aufzüge, schöne Ballets sehen will. Aber nicht nur die große Menge ist es, die an seinen Opern, von denen noch „Die Afrikanerin“ und „Dinorah“ Erwähnung verdienen, festhält, sondern auch die Sänger und Sängerinnen, die kaum dankbarere Effectpartien auf ihrem Repertoire haben, als die ihnen von Meyerbeer bescheerten. Von den Franzosen, die zu jener Zeit, da Meyerbeer berühmt zu werden anfang, die große Oper mit Erfolg kultivierten, sei noch Halévy genannt, dessen im Meyerbeerstil geschriebene „Jüdin“ heute noch eine beliebte Repertoireoper ist.



Eugen Scribe.

Neben dem auf die Spitze getriebenen musikalischen und decorativen Raffinement der großen Ausstattungsoper bedurften Bühne und Publikum auch der Ruhepunkte, die denn auch in der Gestalt des leichten heiteren Singspiels und der bürgerlichen komischen Oper geboten wurden und heute noch geboten werden müssen. Für dieses Bedürfnis des Repertoires fand sich nun in Deutschland ein Komponist, dessen Werken bis auf unsere Tage die ungeschmälerte Gunst des Publikums treu geblieben ist: Albert Lortzing (1803—1851). Man hat ihn gelegentlich mit dem Dramatiker Roderich Benedix verglichen, mit dem er in der That manche verwandte Züge theilt: jenes ursprüngliche und ohne festere technische Grundlage frisch und sicher produzierende Talent, jenen behaglichen, zuweilen zum Spießbürgerlichen neigenden Humor und jenes ehrliche naive Kunstschaffen, das nichts Gesuchtes,

Erborgtes und mühsam Reflektiertes an sich trägt. Neben dem volkstümlichen Geiste, der seine Werke durchzieht, verdankte er seine Erfolge hauptsächlich dem humoristisch-gemüthvollen Element, das in seinen Liedern zum Ausdruck kam. „Czar und Zimmermann“, der „Waffenschmied“, „Undine“ und der „Wildschütz“ sind seine populärsten Werke, und die Lieder aus diesen Opern sind in den weitesten Kreisen des Volkes bekannt und heimisch geworden. Ähnliches lieferte auch Friedrich von Flotow (1812—1883) in „Alessandro Stradella“ (1844) und „Martha“ (1847); und Otto Nicolai (1810—1849) in „Die lustigen Weiber von Windsor.“



Albert Lortzing.

Zu gleicher Zeit feierte die Operette ihre Auferstehung durch Jacques Offenbach (1819—1880), einen Kölner von Geburt, aber Pariser durch seine Entwicklung. Die parodistische Tendenz, die tiefen Fribolitäten und der burleske Witz, der sich mit prickelnder Musit verbindet, machten seinen „Orpheus in der Unterwelt“, seine „Schöne Helena“ u. s. w. zu Helden des Tages. Die deutsche Operette erwuch aus einem anderen Boden, dem des Wiener Walzers, und knüpft sich an die Namen von Johann Strauß Vater (1804—1849) und Johann Strauß Sohn (1825—1899).

Während all dieser Triumphe der italienisch-französischen Richtung bereitete sich eine neue deutsche Glanzzeit der Musit vor, deren Vorläufer Hector Berlioz wurde und die in Liszt und namentlich Wagner ihre Höhe erreichte. Ihre Darstellung muß indeß dem zweiten Bande unsres Werkes vorbehalten bleiben. Es erübrigt uns nur noch, die hervorragenden Leistungen auf dem Gebiete des Bühnengesanges zu erwähnen. Ganze Schaaren vielbewunderter Gesangsterne und Talente tauchten in dieser Zeit auf und fanden in den Opern und Offenbach'schen Operetten dankbare Rollen.

Unter den weiblichen Künstlerinnen haben besonders die Schröder-Devrient und die Lind als Sterne erster Größe allgemeine Begeisterung erregt. Wilhelmine Schröder ist am 6. Oktober 1804 in Hamburg geboren, betrat als Schauspielerkind schon von frühester Jugend an die Bühne und debütierte als dramatische Sängerin 1821 in der Rolle der „Pamina“. 1823 verheirathete sie sich mit Karl Devrient, mit dem sie gemeinschaftlich am Dresdener Hoftheater engagierte



Flotow.

wurde. Diesem Kunstinstitut gehörte sie bis 1847 als Mitglied an, machte aber häufige Gastspielreisen nach Paris und London, wo sie ebenso wie in Deutschland glänzende Triumphe feierte. Ihre eigentliche Größe lag im dramatischen Gesang, doch leistete sie auch im Konzertsaal Vorzügliches.

Jenny Lind, geboren 1821 zu Stockholm, betrat mit 16 Jahren die Bühne als „Agathe“ im „Freischütz“, bildete sich dann in Paris weiter und kehrte nach Stockholm zurück, wo sie als Meisterin in Darstellung und Gesang mit Begeisterung aufgenommen wurde. 1844 trat sie in Berlin auf und besuchte in den folgenden Jahren fast alle größeren Städte Deutschlands und Englands, von 1850 an auch die der Vereinigten Staaten. „Die schwedische Nachtigall“ war eine der größten und vielseitigsten Sängerinnen des 19. Jahrhunderts. Ihre größten Erfolge errang sie im lyrischen Genre, sowohl auf der Bühne wie im Konzertsaal. Sie starb am 2. November 1887, nachdem sie schon seit 1870 gänzlich aus der Öffentlichkeit zurückgetreten war.



Schröder-Devrient.



Jenny Lind.

In diesem Zusammenhang sei noch ein Blick auf die Bühne Frankreichs geworfen. Dort hatte nämlich der große Tragöde Francois Joseph Talma (1763—1826) durch die Natürlichkeit des Spieles und die durch ihn eingeführte Treue des geschichtlichen Kostüms um die Wende des Jahrhunderts eine neue Epoche in der dramatischen Kunst begründet. Als die erste Schauspielerin Frankreichs galt lange Zeit die Mars (1779—1847), deren Spiel in komischen wie in Heldenrollen gleich vollendet war; das Höchste leistete sie in Molièreschen Stücken. Raum minder bedeutend war Marguerite Josephine Wehmar, genannt „Mademoiselle Georges“ (1786—1867), die in ihrer ersten Glanzperiode die Königinnen der alten klassischen Tragödie und später die Heldinnen der romantischen Schule mit großem Glanz und Beifall wiedergab. Der hervorragendste theatralische Vertreter des romantischen Dramas aber war der geniale Frédéric

Desmaitre (1800—1876) während seiner Blütezeit, die nicht weit über die Jahrhundertmitte hinausreichte. Durch die maßlosen Uebertreibungen der Romantiker und ihre Vorliebe für das Groteske und Gräßliche erlahmte

jedoch sehr bald das Interesse des Publikums für ihre Bühnendichtungen. Als dann gleichzeitig gewissermaßen über Nacht (in Folge eines auf ihre Bedeutung hinweisenden Feuilletons J. Janins) in der Rachel Félix eine vorzügliche Darstellerin klassischer Rollen auf die Bühne trat, begeisterte man sich allgemein wieder für Corneille, Racine und die neuklassischen Tragödien eines Ponsard. Elisa Rachel, genannt Félix, war am 28. Februar 1820 als Tochter eines armen israelitischen Hausierers im Schweizerkanton Aargau geboren. Sie ernährte sich seit 1830 mit ihrer älteren Schwester Sarah durch Singen in Pariser Kaffeehäusern und kam sodann ins Konversatorium, wo sie erst musikalische Studien trieb, jedoch bald zum Schauspiel überging. Ihr Auftreten im Sommer 1838 als Camilla in den „Horatiern“ auf dem Théâtre français machte sie mit einem Schlage berühmt. 1840 gastierte sie in England; 1855 verließ sie die Comédie française, der sie bis dahin angehörte, um nach Amerika zu gehen, wo sie jedoch nicht den erhofften Erfolg hatte. Leidend zurückgekehrt, erlag diese geborene Vertreterin der Tragödie am 3. Januar 1858 auf ihrem Landgut bei Cannes einem Brustübel.

5. Baukunst, Malerei und Bildhauerkunst.

Reaktion gegen den Rokoko-Stil in der Baukunst. — Studium der Antike. — Der Empire-Stil in Frankreich. — Percier und Fontaine. — Die Nüchlichkeitsbauten Napoleons I. — Ausstattung der Innen-Räume. — In Deutschland wirken im Sinne der Antike Karl Friedrich Schinkel in Berlin und Leo v. Klenze in München. — Ihre Hauptwerke. — Wiederbelebung der Gothik durch Heideloff. — Klassizismus in der Malerei. — Jacques Louis David, der Begründer der neueren französischen Malerschule. — Die romantische Richtung von Eugene Delacroix. — Ingres und Horace Vernet. — Der Historienmaler Paul Delaroche. — Die deutschen „Nazarenen“. — Sie wollen die Kunst durch tiefe Frömmigkeit befeelen. — Hauptvertreter: Peter von Cornelius. — Wilhelm von Schadow. — Die Düsseldorfer Schule, gegründet durch Schadow. — Klassizismus in der Bildhauerkunst. — Antonio Canova. — Der große nordische Meister Bertel Thorvaldsen. — Sein Leben und Schaffen. — Der deutsche Meister Christian Rauch. — Seine Nachfolger: Friedrich Drake, Ernst Biejschel.

Nachdem im 18. Jahrhundert die üppige Prachtentfaltung Ludwigs XV. von Frankreich dem graziösen Rokoko-Stil zum Sieg über alle andern Stilformen in der Architektur verholfen, standen nicht nur in Frankreich, sondern auch in Deutschland die meisten Architekten unter seinem Bann. Allein schon um die Mitte des 18. Jahrhunderts begann in Paris gegen den alle Kunstgebiete beherrschenden, phantastischen Stil eine Reaktion sich geltend zu machen, deren Anlaß die ersten Ausgrabungen in Pompeji und Herculaneum, zugleich aber auch die gründlichere Durchforschung und gewissenhaftere Darstellung der althellenischen Bauten waren. Durch Stuart und Revett wurden die Gelehrten und Künstler gerade damals mit dem edelsten aller Stile vertraut gemacht, und dem Studium der Antike wandte sich von nun an viel mehr, als es bis dahin der Fall gewesen war, die wissenschaftliche und künstlerische Welt Deutschlands und Frankreichs zu. Archäologen und Architekten begannen Italien und Griechenland zu bereisen und maßen und zeichneten in Rom, Pästum und Athen. Ein Beispiel dafür, wie rasch das Studium der Antike Früchte trug, bietet der Bau der Kirche der heiligen Genoseva zu Paris, die, im Jahre 1757 von Soufflot begonnen und in der Revolutionszeit beendet, heute den stolzen Namen eines französischen „Pantheon“ trägt. Napoleon, der sich ganz als römischer Triumphator fühlte, begünstigte das Wiedererwachen der alten Formensprache: römisch sollte jede Aeußerung der Kunst sein, römisch die Architektur der öffentlichen Gebäude und der Stil der Denkmäler, römisch das Kostüm und das Hausgeräth; Paris sollte in seinem Aeußern ein zweites Rom werden. So entstand der sog. „Empire-Stil.“

Seine charakteristischsten Vertreter waren die Architekten Percier und Fontaine. Charles Percier, als Sohn eines Pförtners der Tuileries

im Jahre 1764 geboren, trat, da früh eine starke Begabung für die bildenden Künste sich zeigte, in das Atelier des Malers Lagrénée, das er jedoch bald mit dem des Architekten Peyre jeune vertauschte. 1786 mit dem ersten Preis für Architektur gekrönt, ging er nach Rom, um sich ganz dem Studium der Antike hinzugeben. Dort schloß er mit Fontaine, der gleich ihm der französischen Akademie die Mittel zu seiner Studienreise verdankte, Freundschaft und Arbeitsgemeinschaft auf Lebenszeit. Als die von nun an Unzerrennlichen nach Paris zurückkehrten, fanden sie eine neue Staats- und Gesellschaftsform vor, die mit anderen Problemen beschäftigt war, als denen der Wiedererweckung der Kunst des Alterthums. Die jungen Freunde trösteten sich mit der Aussicht auf bessere Zeiten, mieteten ein kleines Dachstübchen und arbeiteten, während die Revolution durch die Straßen der Hauptstadt tobte, still und geschäftig an den Entwürfen zu großen und kleinen Bauwerken, die ein Dritter kaum einmal besah, geschweige denn an die Ausführung dachte. Das Kunstgewerbe sollte die Quelle ihrer Erfolge werden: ein Möbeltischler der Nachbarschaft bestellte bei ihnen einige Skizzen zu Stühlen und Möbeln und dieser erste Versuch glückte so vollkommen, daß bald ein Auftrag dem anderen folgte. Während sie nun Teppiche, Papiertapeten, Bronzen, Goldschmiedearbeiten, Theaterdekorationen u. s. w. entwarfen, gelang es ihnen, die Aufmerksamkeit der Regierung zu erregen, die sie damit beauftragte, ein Projekt für den Sitzungssaal des Konvents in den Tuileries aufzustellen. Ihre Freude war groß, noch größer aber die Enttäuschung, als der rasche Wechsel der politischen Gewalten die Ausführung des ehrenvollen Bauauftrages verhinderte. Erst das Kaiserreich sollte ihre Talente zu vollster Entfaltung bringen. Napoleon berief sie an seinen Hof, ernannte sie zu Architekten des Louvre und der Tuileries und gab ihnen dadurch die längst ersehnte Gelegenheit, die Träume ihrer römischen Studientage zu verwirklichen. Sie erhielten den Auftrag, die Tuileries zu restaurieren, den Louvre zu vollenden, den Triumphbogen auf der Place du Carrousel zu errichten, die Schlösser von Fontainebleau, Compiègne und St. Cloud auszugestalten; welche Bauten alle das eingehende Studium der Antike hervortreten lassen. Auch die übrigen großen Bauwerke, welche Napoleon anordnete, wie die Vendôme-Säule, die Madeleine-Kirche u. s. w., sind ganz im Antike-Stil gehalten.

Neben diesen Monumentalbauten gingen aber auch die verschiedensten Nützlichkeitshbauten in der Hauptstadt und auch in den größeren Städten Frankreichs einher: Öffentliche Hallen für den Marktverkehr wurden errichtet, 1810 fünf große Schlachthäuser in Angriff genommen, drei auf dem rechten, zwei auf dem linken Seine-Ufer. Im Jahre 1802 begann der Bau prächtiger Seine-Brücken, Hand in Hand damit ging die Neuanlage der Seine-Quais. 1802 waren die Arbeiten an dem über hundert Kilometer langen Canal de l'Ourcq begonnen worden, der die Fluthen dieses Nebenflusses der Marne der Hauptstadt als Trinkwasser zuführt; schon 1805 war das wichtige Werk bis zum Bassin von La Villette vollendet. Auch die öffentliche Gesundheitspflege wurde nicht vernachlässigt, die Kirchhöfe in die Außenbezirke verlegt und vier große Kirchhöfe neu errichtet. Rings um die neu aufblühende Weltstadt wurden Straßen und Chaussees gebaut und schattenspendende Alleen angepflanzt.

Aber auch außerhalb Frankreichs legen zahlreiche Arbeiten Zeugniß dafür ab, welch umfassende Aufgaben das erste Kaiserreich der Baukunst stellte. In Mailand, Venedig, Turin, Florenz, Rom, Tivoli, Neapel, Amsterdam und Antwerpen erinnern zahllose Neubauten oder Rekonstruktionen an den gewaltigen Einfluß des Kaisers auf alle Gebiete menschlicher Thätigkeit. Es ist nicht möglich, in diesem engen Rahmen alle Einzelheiten, ja nur den kleinsten Theil der Arbeiten der Jahre 1800—14 aufzuführen. Nur einer großen That des Kaisers wollen wir noch gedenken, des Baues der großartigen *Alpenstraße über den Simplon* von Brieg nach Domo d'Ossola 1800 bis 1806. Wem einmal das Glück zu theil wird, über die Brücke von Brieg zu wandern, an dem ein in Stein gemeißeltes N verkündet, welcher Riesengeist hier der Natur den Fuß auf den Nacken setzte, der begreift dort und auf der Weiterwanderung an den Schutzhäusern und Schutzgalerien gegen die Lawinen, am Hospiz vorüber und durch die Tunnel-Anlage der Galerie von Gondo mit der Inschrift "Aera Italo 1805 Nap. Imp." schreitend, daß Napoleon es wagen durfte, sein Kaiserreich mit dem römischen Imperium in Parallele zu setzen, und der versteht zugleich, warum der Stil seiner Regierungszeit in der Wiedererweckung des Alterthums wurzelte.

Mit dem Sturze des Kaiserreichs sank auch die Architektur von der Höhe herab, auf die der Kaiser die „königliche Kunst“ geführt hatte. Die Folgezeit stellte geringe Aufgaben, schaffte wenig Neues und führte nur die angefangenen Bauten zu Ende. Was die Innen-Architektur, d. h. die Ausstattung der Innen-Räume anbetrifft, so kam auch hier der Empire-Stil zur vollen Herrschaft. Wand- und Decken-Decorationen wurden denen Pompeji's nachgebildet, und die Möbel wurden ganz der Antike entsprechend hergestellt und mit Dreifuß, Fackeln, geflügelten Löwen- oder Sphinx-Köpfen u. s. w. ausgeschmückt. Das Kunstgewerbe stand in hoher Blüthe und Gegenstände wie die Wiege des „Königs von Rom“, der Juwelenschrant der Kaiserin Marie Louise, das Bett Napoleons in Fontainebleau sind Meisterwerke ersten Ranges.

Aber auch in Deutschland kehrte man in der Baukunst von dem Schnörkelwesen der früheren Zeit zu den rein klassischen Formen zurück, und als nach den Befreiungskriegen der Weltfriede wieder hergestellt war, erwachte neues Leben in der Baukunst. Zwei Männer sind vor allem zu nennen, die auf ihre Zeitgenossen den nachhaltigsten Einfluß im Sinne der Antike ausübten. *Karl Friedrich Schinkel* (1781—1841) in Berlin machte recht eigentlich die Antike zur Lehrmeisterin der Baukunst des 19. Jahrhunderts. Er führte jene herrlichen Bauten im griechisch-perikleischen Stil auf, die heute noch mit Recht bewundert werden: das Schauspielhaus, das Alte Museum (1824—28) die Nicolai-Kirche zu Potsdam (1830—1837). Außer diesen drei Meisterwerken errichtete Schinkel noch eine Reihe anderer Monumentalbauten, so die Bauakademie, die Wache, die Kriegsakademie, das Redern'sche Palais, das Potsdamer Thor, alle in Berlin, ferner die Wache in Dresden, Schloß Charlottenhof bei Potsdam, das Kasino und die verschiedenen Landhäuser der dortigen Umgebung, die alle auch ein liebevolles Eingehen auf den Charakter der Landschaft zeigen.

Während Schinkel unter vielen Schwierigkeiten arbeitete, indem sein König nur karge Mittel und ein geringes Verständniß für künstlerische Be-

strebungen hatte, stand seinem genialen Schüler-Kollegen Leo von Klenze (1784—1864) in München ein kunstsiniger Monarch zur Seite in der Person des Königs Ludwig I. von Bayern, der den schönen Künsten nach allen Richtungen hin große Ziele steckte. Es begann damals überhaupt eine Entwicklung des Münchner-Kunstlebens, die in Deutschland nicht ihres gleichen gehabt hat. Klenze erhielt im Jahre 1816 seinen ersten Auftrag, den Bau der Glyptothek in München und wählte dafür den jonischen Stil. Sein bedeutendstes Werk ist die Walhalla auf der Höhe von Donaustauf bei Regensburg, jenes dem Andenken deutscher Größe und deutschen Heldenthums gewidmetes Riesendenkmal, das am 18. Oktober 1830



Karl Friedrich Schinkel.

begonnen und am 18. Oktober 1842 eröffnet wurde. Es ist ein griechischer Tempel aus Tiroler und Untersberger Marmor. Er wird von 52 kanellierten dorischen Säulen von je 9 Meter Höhe und 1,7 Meter unterem Durchmesser getragen. An beiden Frontseiten sind die Giebelfelder mit kolossalen Bildwerken von Schwanthaler geschmückt. Der einzige 49 Meter lange, 19 Meter breite Innenraum, die Cella, ist zur Aufnahme der Büsten oder Namens tafeln der „Walhallagenossen“, die von Hermann dem Cherusker bis zu Bismarck reichen, bestimmt. Dieser alldeutschen Walhalla tritt als bayerische Walhalla die von Klenze in München errichtete Ruhmeshalle an die Seite, eine offene, von dorischen Säulen getragene Tempelhalle, in der nur Büsten berühmter Bayern oder solcher Deutscher, deren

Wirken für Bayern von besonderer Bedeutung war, Aufstellung finden. Es ist ein der Walhalla bei Regensburg ebenbürtiges Meisterwerk. Davor steht die 19 Meter hohe, von Schwanthaler modellierte, von Miller in Erz gegossene Kolossalstatue der Bavaria. Die Propyläen endlich, Klenze's letztes Werk, sind ein Prachtthor mit außen dorischen, innen jonischen Säulen, die Reliefs stellen Szenen aus dem griechischen Befreiungskampfe und der Regierung König Ottos I. dar.

Neben Klenze waren in München noch thätig Friedrich v. Gärtner, Jos. Dan. Ohlmüller. Für die Wiederbelebung der Gothik in Deutschland wirkte bahnbrechend der Nürnberger Architekt Karl Alex. Heideloff. In Karlsruhe entfalteten H. Hübsch und sein Mitschüler Eisenlohr eine reiche Thätigkeit und die Stadt verdankt ihnen manch schönen Bau. In Stuttgart wirkte vornehmlich als Lehrer der Baukunst J. M. Mauch. Ganz besonders aber sollte Dresden ein Mittelpunkt der Architektur werden durch den genialen Gottfried Semper. Sein Wirken

erstreckt sich indeß vom Anfang der vierziger bis in die siebziger Jahre, weshalb wir ihn erst im 2. Bande eingehend besprechen werden.

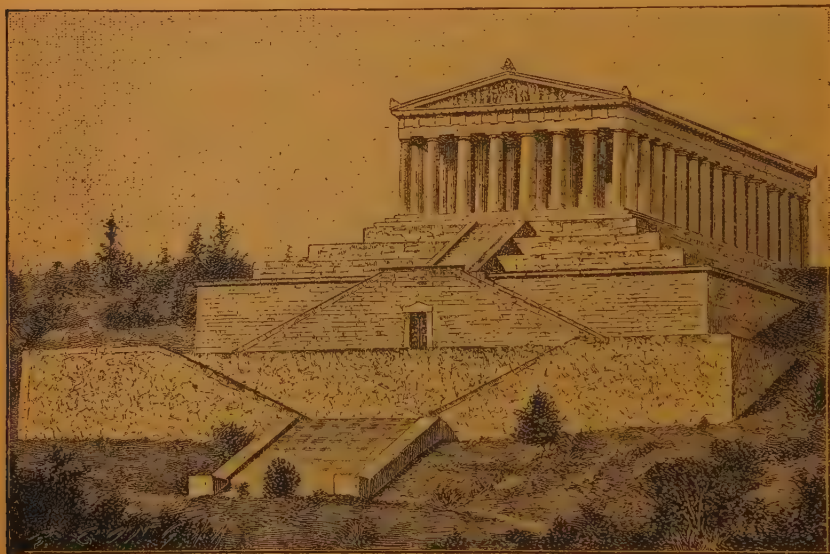
Wenden wir uns nun zur Malerei und Bildhauerkunst! Die Malerei war in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in die Epoche des Klassizismus getreten, zu der Winkelmann's und Lessing's kunstgeschichtliche und ästhetische Schriften die Anregung gegeben hatten. Den Uebergang zu dieser, sich auch noch durch Jahrzehnte ins 19. Jahrhundert hineinerstreckenden Richtung bezeichnen in Deutschland Anton Rafael Mengs (1728—1779) und Angelika Kauffmann (1741—1807), in Frank-



Charlottenhof bei Sanssouci (erbaut von Schinkel 1826).

reich Frau Vigée-Lebrun (1755—1842). In letztem Lande hatte sich die Begeisterung für das klassische Alterthum schon vor der Revolution geltend gemacht, doch erhielt der Klassizismus durch diese Künstlerin erst seine herrschende Stellung. Die französischen Republikaner wollten in der römischen Republik das Ideal sehen, und so betamen Kunst und Literatur die Aufgabe zugewiesen, die republikanischen Tugenden zu verherrlichen. Am entschiedensten und erfolgreichsten vertrat aber in Frankreich diesen Klassizismus der Maler Jacques Louis David, geboren den 30. August 1748 zu Paris, in dem wir zugleich den Begründer der neueren französischen Malerschule zu erblicken haben. Er hatte bereits 1784 in Rom den „Schwur der Horatier“ und 1789 „Brutus vor seinen Söhnen“ gemalt, die schon ganz den Geist der Revolution athmeten und deshalb trotz ihres unwahren Pathos und der trockenen

Färbung ungemeinen Beifall fanden. Mit großer Begeisterung schloß sich David dann der Revolution an und übte als eifriger Jakobiner und Freund Robespierres im Konvent und Wohlfahrtsausschuß großen Einfluß, trug aber kein Bedenken, nachher unter der Herrschaft Napoleons I. die Thaten und Feste des Kaiserthums durch seinen Pinsel zu verherrlichen. Unter der Restauration verbannt, starb er am 29. Dezember 1825 in Brüssel. David hat über 400 Schüler ausgebildet und einen langdauernden Einfluß auf die moderne französische Malerei geübt, nicht zum wenigsten dadurch, daß er den Grund zu der gediegenen technischen Schulung der französischen Künstler legte. Von seinen Schülern sind zu nennen Prud'hon (†1823), Gros (†1835), Gérard. Na-



Walhalla bei Regensburg.

mentlich bei den zwei zuletzt genannten merkt man aber, an den Konzeptionen, die sie der Wirklichkeit machen, daß sie mit der starren Grenzlinie des Klassizismus gebrochen haben und einer feurigen romantischen Richtung huldigen. Statt nach plastischer Schönheit, begann man nach einem kühnen malerischen Ausdruck zu suchen. Der eigentliche Kolorist und Hauptvertreter dieser romantischen Schule in der Malerei war Eugen Delacroix (1798—1863). Er wurde geboren am 26. April 1799 zu Charenton St. Maurice bei Paris; sein „Dante und Virgil in der Unterwelt“ (1822) und das „Gemetzel auf Chios“ (1824) erregten ungeheures Aufsehen. Er entfaltete eine fast an Rubens erinnernde Fruchtbarkeit und eine überraschende Vielseitigkeit; alle seine Bilder zeigen neben hoher koloristischer Begabung einen lebendigen Ausdruck und wirkungsvolle Komposition und Darstellung. Nach seinem Aufenthalt in Marokko schuf er auch farbenprächtige Genrebilder aus dem

Orient. Delacroir starb am 13. August 1863. Neben diesen Künstlern von starker Phantasie und geistiger Regsamkeit, zu denen auch noch Davids Schüler *J n g r e s s* (1781—1867) gehört, gab es aber auch eine ganze Menge kleinerer



Die Propyläen in München.

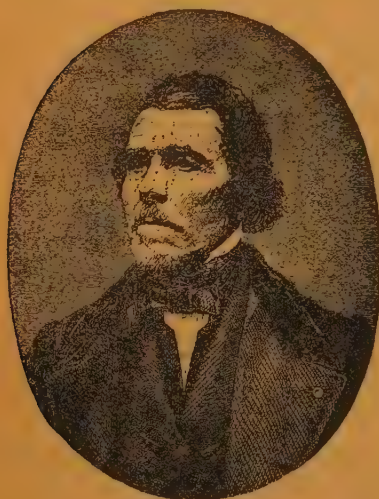
Meister, Landschaften- und Figurenmaler. Die Einen, welche der Begeisterung für die französische Armee entsprachen, waren, wie *Horace Bernet* und *Charlet*, ausgezeichnete Militärmaler; aber da sie es liebten, den einzelnen Soldaten im Feldlager, auf dem Exercierplatz oder sonstwo aus der Truppe herauszugreifen und gewöhnlich in heroischer Weise vorzuführen, steckten sie oft unbewußt noch mit einem Fuße im klassizistischen Programm. Das gilt übrigens auch für den Begründer des „italienischen Genres“, *Leopold Robert*, der scheinbar wirkliche Landleute bei ihren Volksfesten, Gruppen von Schnittern nach der Feldarbeit u. s. w. malte, aber dabei nur plastisch schöne Gestalten und Stellungen wählte, und die Gruppen nach geometrischem Gesichtspunkte aufbaute. Der Orientalmaler *Decamps* war in formaler Hinsicht ungleich freier; seine Szenen aus Kleinasien, Arabien und der Türkei durchweht oft ein kräftiger Humor, aber in der idealen Farbengebung verräth sich der Romantiker.

Ein Maler nach dem Herzen aller Geschichtsfreunde war aber *Paul Delaroche* (1797—1856). Zwar kein so echter Rolorist



J. L. David.

wie Delacroix, verstand er es doch durch Vorführung gefühlvoller Historien wie „Tod der Königin Elisabeth“, „Hinrichtung der Jane Grex“, „Cromwell am Sarge Karl I.“ die Phantasie nachhaltig zu beschäftigen. Seine vielseitige Geschicklichkeit zeigt sich auch in seinen Schilderungen der jüngsten Epochen der Revolution und Napoleons; denn er wählte nicht die Siegesthaten, sondern, gemäß seiner Natur, rührsame Ereignisse, die des Eindruckes auf die große Menge sicher sind. In dieser Richtung folgten ihm R. Robert-Fleury mit Reformationsbildern und Religionsverfolgungen, Léon Cogniet mit seinem „Bethlehemitischen Kindermord“, und der besonders als Lehrer hochstehende Thomas Couture, dessen Tableau „Römer der Versallzeit“ den Zeitgenossen als eine mit technischer Bravour geschaffene Anspielung auf die Sittenverberbniß ihrer Gegenwart vor Augen trat.



Eugene Delacroix.

In Belgien begrub die Revolution von 1830 die Richtung der Klassizisten und belebte den Sinn für nationale Geschichte. Antoine Wierix aber zeigt schon in seinen Bildern „Die letzte Kanone“, „Visionen eines Enthaupteten“ den kritischen Geist des kommenden Realismus.

In Deutschland standen zunächst noch ganz unter dem Einfluß der hellenischen Werke die Maler Jakob Carstens (†1798), den ein gewaltiger künstlerischer Ernst auszeichnete, dann der Landschaftsmaler Joseph Anton Koch aus Tirol (†1839), und Bonaventura Genelli. Erst seit 1810 kam eine neue Richtung, die gegen das Antikisieren Front machte. Sie ging aus von einer Gruppe junger Künstler, Overbeck aus Lübeck, Peter Cornelius aus Düsseldorf, W. Schadow und Veit aus Berlin, Schnorr von Carolsfeld aus Leipzig, Führich aus Böhmen und Steinle aus Wien, die nach und nach mit gleichgesinnten Genossen nach der Liberstadt pilgerten, nicht nach dem heidnischen, sondern nach dem christlichen Rom. Ihr Gedanke war, die



Horace Vernet.

Kunst von Neuem durch tiefe Frömmigkeit zu befeelen und darin den Meistern des Mittelalters seit Giotto und Fra Angelico zu folgen. Spöttisch nannte man sie deshalb „Nazarener“. Ihr Hauptvertreter war Peter von Cornelius, geboren am 23. September 1783 zu Düsseldorf. König Ludwig I. von Bayern, der ihn als Kronprinz in Rom kennen gelernt hatte, berief ihn 1825 an die Spitze der Münchener Akademie. Für seine Fresken in der Glyptothek entnahm der Meister zwar noch seine Stoffe der griechischen Götter- und Heldensage; in den Loggien der Alten Pinakothek schilderte er aber die Geschichte der christlichen Kunst, während er die Ludwigskirche mit Darstellungen der Schöpfung, der Geburt und Kreuzigung Christi und des Weltgerichts schmückte. 1841 folgte der Künstler einem Rufe Friedrich Wilhelms IV. nach Berlin, vornehmlich um die geplante Begräbnißstätte der königlichen Familie (Campo santo) mit Malereien zu schmücken. Er vollendete jedoch nur die Kartons zu den Fresken, die zu dem Großartigsten gehören, was die deutsche Kunst geschaffen. Cornelius starb am 6. März 1867 in Berlin.



Paul Delaroche. (Selbstbildniß.)

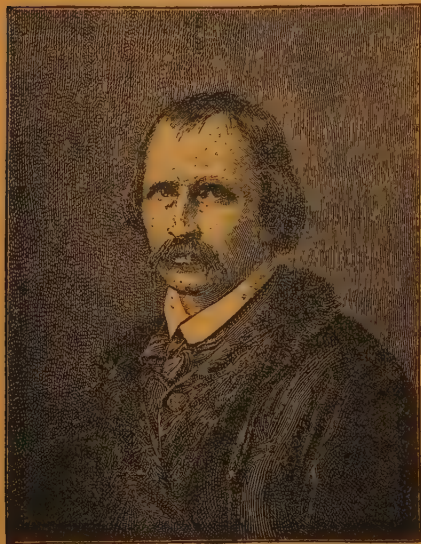


Peter von Cornelius.

Der hervorragendste Schüler Cornelius' war Wilhelm von Raulbach (1804—1874), dessen umfangreichstes Werk die sechs berühmten, die Hauptepoche der menschlichen Kultur darstellenden Wandgemälde des Berliner Museums: „Babelthurm“, „Blüthe Griechenlands“, „Hunnenschlacht“, „Kreuzzüge“ und „Reformation“, sind. Seine satirische Neigung zeigt sich am schärfsten in seinen Illustrationen zu Goethe's „Reineke Fuchs“. Ferner gehört hieher der Münchener Akademiedirektor Karl Piloty, dessen Schule in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts sich glänzend bewährte.

Neben München erwuchs eine zweite Pflanzstätte deutscher Malerei in Düsseldorf, namentlich durch Wilhelm Schadow (1789—1862), Karl Begas, Aug. v. Klöber, Ed. v. Bendemann, Karl Friedr. Lessing. Hier

sowohl wie in München und Wien bereittete sich der Einzug des modernen Realismus vor, der die zweite Hälfte des Jahrhunderts beherrschen sollte.



Wdh. von Kaulbach.

In der Bildhauerkunst (Plastik) sollte sich der Klassizismus noch viel länger halten als in der Malerei, ja das erste Drittel des 19. Jahrhunderts sah erst seine Vollendung. Von Antonio Canova (1757—1822), dem großen Bildhauer Venedigs, angeregt, vertraten die Rückkehr zur Antike und zu klassischer Auffassung, die gegenüber den vorangegangenen Ausartungen des Barock- und Rokoko-Stils allerdings auch die reinere war, in Frankreich Chaudet (1763—1810), in England Flaxman (1755—1826) und in Deutschland Johann Heinrich Dännecker (1758—1841). Noch weit tiefer als die Vorgenannten drang indessen der Däne Bertel Thorwaldsen in den Geist der hellenischen Kunst ein, dem sein innerstes Wesen verwandt war. Er wurde am

19. November 1770 auf dem Meere zwischen Island und Kopenhagen geboren, wohin sein Vater, ein armer Isländer, sich begab, um sich seinen Lebensunterhalt durch Schnitzen von Figuren für Schiffsbordvertheile zu erwerben. Als Knabe war Bertel in demselben Berufe thätig, durfte aber vom elften Jahre an die Kopenhagener Kunstakademie besuchen, wo seine hervorragenden Leistungen ihm ein Reisestipendium nach Rom, das ihm zur zweiten Heimath werden sollte, verschafften. Im März 1797 traf er in der Siebenhügelstadt ein, wo damals Canova und der Historienmaler Adam Jakob Carstens lebten. Ganz besonders die Arbeiten des letzteren wiesen Thorwaldsen auf die ideale Schönheit der antiken Plastik hin. Als sein Studienaufenthalt in Rom zu Ende ging, gedachte der Künstler vor der Rückkehr in die Heimath durch eine Figur des Jason einen Beweis seiner Fortschritte und seines Könnens abzulegen. Diese in überlebensgroßen Abmessungen hergestellte Statue erregte im Jahre 1803 auch allgemeine Bewunderung. Trotzdem aber wäre



B. W. Schadow.

Thorwaldsen, dessen Geldmittel erschöpft waren, in sein Vaterland zurückgekehrt, wenn nicht vor dem durch Zufall um einen Tag verspäteten Antritt der Heimreise der reiche Engländer Th. Hope in seine Werkstatt gekommen wäre. Dieser sah dort den Jason und bestellte sofort die Ausführung dieses Werkes in Marmor. Damit war des Künstlers Glück gemacht; sein Name wurde überall bekannt und die Aufträge flossen ihm bald in reicher Fülle zu. Mit Canova, der seine Verdienste und Vorzüge neidlos anerkannte, blieb Thorwaldsen fortgesetzt in freundschaftlichem Verhältniß. 1819 kehrte er nach Kopenhagen zurück, verließ aber bereits im August 1820 die dänische Hauptstadt wieder, um sich über Deutschland, Polen und Oesterreich abermals nach Italien zu begeben. Zum Zweitenmal kehrte der berühmte Meister im Jahre 1838



Thorwaldsen.

nach Kopenhagen zurück, wo er am 24. März 1844 ganz plötzlich während einer Vorstellung im Theater verschied. Seine Ruhestätte fand er inmitten seiner Schöpfungen im Hofe des Thorwaldsen-Museums zu Kopenhagen. Das Hauptgebiet des großen nordischen Meisters war die Darstellung idealer, mythologischer Gestalten, und in dieser Richtung hat er die Kunst des 19. Jahrhunderts lange Zeit hindurch beeinflusst. Sein oben erwähnter „Jason“, die „Venus mit dem Apfel“, der wiederholt von ihm ausgeführte „Alexanderzug“, die schönen Reliefs „Nacht und Morgen“ und zahlreiche andere Werke beweisen, daß er kein bloßer Nachahmer der Antike war, sondern sie gewissermaßen in sich neu erschuf. Der Neu-

bau der Frauengirke in Kopenhagen, für die er den bildnerischen Schmuck zu liefern hatte, wies ihn dann auf den christlichen Gedanken- und Gestaltenkreis hin. Meisterwerke dieser Richtung sind vor allem zwei große Reliefs, den Einzug Christi in Jerusalem und den Zug des Heilands nach Golgatha darstellend, und die Gestalt des verklärten Christus, der den Mühseligen und Beladenen die Arme liebevoll entgegenstreckt. Im Ganzen hat Thorwaldsen gegen 200 Basreliefs, gegen 100 Büsten, 15 Portraitstatuen, etwa 60 Statuen aus dem griechischen Mythos und der christlichen Offenbarung und etwa 10 Grabmäler geschaffen. Zu erwähnen sind besonders auch sein „Schiller“ in Stuttgart, sein „Sterbender Löwe“ in Luzern, sein „Gutenberg“ in Mainz u. s. w.

Zu gleicher Zeit wirkte in Berlin Gottfried Schadow (1764—1850), dem indeß der hochideale Schwung Thorwaldsens fehlte. Viel größer war aber der deutsche Meister Christian Rauch, der die preußische Hauptstadt zum Vorort der deutschen Skulptur machte. Er war geboren am 2. Januar 1777 zu Arolsen und gestorben am 3. Dezember 1857 auf einer Reise



Der segnende Christus
von Thormalsen.

in Dresden. Er lernte in seiner Heimath als Bildhauer, mußte dann aber wegen seiner Mittellosigkeit eine Stelle als Kammerdiener am preussischen Hofe annehmen. Nachdem man hier auf seine Begabung aufmerksam geworden war, wurde er 1804 zur Ausführung einer Büste der Königin Luise in Marmor nach Rom geschickt, wo er an Wilhelm v. Humboldt einen Gönner fand. Das 1815 vollendete Grabdenkmal der Königin Luise für das Mausoleum in Charlottenburg wies ihm einen Platz unter den ersten Bildhauern seiner Zeit an. Dann verherrlichte er die Helden der Befreiungskriege und andere hervorragende Männer durch Statuen. Sein Meisterwerk ist das berühmte Denkmal Friedrichs des Großen in Berlin. Rauch ist gleich groß in Idealdarstellungen wie in Portraitdarstellungen, er vereinigte in bewunderungswürdiger Weise poetische Auffassung mit großer Naturtreue.



Christian Rauch.

Die antike Formenstrenge Thorwaldsens und Rauchs machte sich auch bei allen ihren Nachfolgern in den dreißiger und vierziger Jahren geltend. Wir nennen hier Friedrich Drake, den Dresdener Ernst Rietschel (Lessingdenkmal, Doppeldenkmal Goethes und Schillers) und seinen Schüler Donndorf (Lutherdenkmal in Worms).

6. Forschungsreisen.

Gründung der „African Association“. — Die Niger-Erforschung durch Mungo Park und Hornemann. — Rich. Lander's Verdienst. — Major Laing erreicht Timbuktu, wird aber bei Arauan ermordet. — Die Erforschung des Nil. — Pichon's Erforschung von Süd-Afrika. — Auszug der Buren nach dem Transvaal. — Humboldt's Reise in Süd- und Central-Amerika. — Gründung von geographischen Gesellschaften. — Karl Ritter begründet die vergleichende Erdkunde. — Forschungsreisen in den Ver. Staaten durch Audubon, Clarke und Lewis. — Schoolcraft entdeckt die Quellen des Mississippi. — Fremont's kühne Reisen. — Reisen in Südamerika. — Ed. Pöppig. — Forschungsreisen in Vorderasien. — Russische Erdumsegelungen. — Australien: Flinders und der verschollene Ludwig Leichhardt. — Die beiden Polarregionen der Erde. — Südpolarforschung von 1819–1843. — James Clark Ross auf der Suche nach dem magnetischen Pol. — Seine großen Verdienste. — Das nördliche Polarmeer. — Suche nach der nordwestlichen Durchfahrt für den Handel. — Die Expeditionen von John Ross und W. E. Parry. — Die große Expedition von John Franklin. — Unglücklicher Ausgang. — Die Nachforschungen nach Franklin. — MacClure entdeckt 1853 die nordwestliche Durchfahrt. — Beginn der rein wissenschaftlichen Forschung.

Während in früheren Jahrhunderten Erforschungs- und Entdeckungsreisen nur aus materiellen und fanatischen Motiven unternommen wurden, gaben im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts die Großthaten des englischen Weltumseglers James Cook den ersten Anstoß zu einer wissenschaftlichen geographischen Forschung, welche im 19. Jahrhundert so glänzend sich gestaltet hat, daß neue große Entdeckungen für die Zukunft ausgeschlossen sind. Im Jahre 1788 wurde zu London auf Betreiben eines Gefährten Cook's, Sir Joseph Banks, die „African Association“, die älteste geographische Gesellschaft der Welt, gegründet. Wie schon ihr Name andeutet, machte sie sich die systematische Erforschung des „dunklen Erdtheiles“ zur Aufgabe. Die Kenntniß Afrikas vor dem Jahre 1788 beschränkte sich auf die schmale Küstenzone; nur am Nordrand, am Sambesi und an der Südspitze, in Senegambien und im Nordosten des Welttheils war man etwas tiefer eingedrungen; die Karte des Innern dagegen war eine weite, weiße Fläche, auf welcher der Geograph mit zögernder Hand einige Namen von unerforschten Flüssen und ungewissen Völkern verzeichnete. Das Suchen nach den Quellen des Nil und dem Laufe des sagenhaften Niger hatte seit Alters her die gelehrte Welt beschäftigt. Die afrikanische Gesellschaft stellte es sich als Aufgabe, dieses Räthsel der Flüsse Afrikas zu lösen. Die bedeutendsten Forscher jener Zeit, welche sie ins Innere Afrikas sandte, waren der schottische Wundarzt Mungo Park, der vom

Gambia aus eindringend, als erster Europäer, unter namenlosen Beschwerden und Gefahren den oberen Niger im Reiche Bambarra erreichte, aber vergeblich bis Timbuktu vorzubringen suchte. Dann der Deutsche Friedrich Hornemann, ein Hildesheimer Pastorensohn, der als erster Europäer 1797 den ganzen Norden der östlichen Sahara-Wüste durchzog, in der Oase Siwah das Heiligthum des Sonnengottes wiederfand, aber an den Ufern des so heißerstrehten Stromes Niger dem Klima erlag. Endlich der Schweizer Burkhardt, der von 1814—1817 die Wüsten am mittleren Nil bereiste, dann aber starb, als er von Fezzan aus ins Innere von Nordafrika vorzubringen Willens war. Auch die zweite Reise Mungo Parks im Jahre 1805 löste das Nigerproblem noch nicht; er fand nahe am Ziel bei Bussa auf der Flucht vor erbarmungslosen Feinden durch Ertrinken sein Ende.

Im Jahre 1817 zogen Ritchie, Lyon und Belfort gegen Fezzan; allein die Expedition löste sich nach dem in Mursit erfolgten Tode Ritchies auf.

Erfolgreicher waren in den Jahren 1822 bis 1824 die Engländer Denham, Clapperton und Dudeney. Sie sahen zuerst den Tsad-See und drangen bis nach Bornu und in die Haussastaaten vor. Aber erst auf einer zweiten Reise erreichte Clapperton, begleitet von seinem treuen Diener Lander, 1825 den Niger und zwar eine beträchtliche Strecke. Zwar sah auch er sich durch den Sultan Bello von Sokoto am weiteren Vordringen verhindert und zur Umkehr genöthigt, wobei er am 13. April 1827 zu Tschangary bei Sokoto starb, aber seine Arbeit war nicht vergeblich, denn Richard Lander, der Clapperton's Papiere glücklich nach Europa gebracht hatte, voll-



Mungo Park.

dete das Werk seines Herrn, indem er 1830 den Niger stromabwärts bis zu seiner Mündung besuchte.



James Cook.

Nach ihm versuchten dann verschiedene Expeditionen die Wasserstraße des Niger festzustellen, allein ohne großen Erfolg. Eins aber war klar geworden: die wahre Eingangspforte in den Westlichen Sudan, der Weg nach Timbuktu, lag im Westen, in dem von den Franzosen besetzten Senegambien. Ein Franzose war es denn auch, René Caillié, der als Augenzeuge die erste zuverlässige Kunde von Timbuktu brachte, und Franzosen haben später, im Januar 1894, die Tritolore als Zeichen dauernder Besiznahme auf der Citabelle dieses alten Handelsemporium aufgepflanzt. Zwar hat auch ein Engländer, der Major Vaing im Jahre 1826 mit der Tripolistarawane, über Insalah, Timbuktu erreicht, allein er wurde von den Eingeborenen ermordet. Er hatte in Timbuktu bei einem dortigen Scheich gastliche Aufnahme gefunden. Bald nachher erschienen aber große Scharen der kriegerischen Fulbe und verlangten gebieterisch seine Auslieferung, um ihn zu tödten und dadurch, wie sie sagten, die christlichen Nationen zu verhindern, vermöge der durch Vaing bei seiner Rückkehr erhaltenen Nachrichten eines Tages in diese entfernten Län-



Haus in Arauan.

der zur Unterjochung ihrer Völker vorzudringen. Darauf ließ ihn der Scheich nächstlicherweile unter Begleitung einiger vermeintlich treuen Diener entfliehen. Es befand sich jedoch unter diesen ein Verräther, Namens Rehsal, der die Flucht verrieth. Er war es auch, der dem Major Vaing, nachdem die Fulbe ihn eingeholt hatten, den Todesstoß versetzte. Die Ermordung fand in der Nähe der Stadt Arauan statt, und noch heute sollen sich seine Reiseeffekten im Besitze des Scheichs der Berabisch befinden. Arauan ist der wasserreichste Ort der westlichen Sahara, allein trotzdem kann die Ortschaft keine Oase genannt werden, weil man unter einer solchen eine Stätte mit Vegetation versteht. Dort kommt aber ungeachtet des Wasserreichtums kein Grashalm fort, nicht einmal die anspruchslosen Kamelträuter. Straßen giebt es in Arauan nicht; die großen, viereckigen Häuser aus lichtblauem sandigem Thon, den man beim Brunnen graben findet, stehen unregelmäßig zwischen den Sandbergen. Höchst seltsam nehmen sich ihre Zieraten, die in Spitzen und Zacken von getrocknetem Thon bestehen, aus. Alle Häuser sind nur ebenerdig, und man gelangt vom Hofe aus in ihre dunklen Wohnräume. Fenster giebt es nämlich nicht; alles muß luftdicht abgeschlossen werden, damit die Sandwinde nicht eindringen, die alles mit einer dichten Sandschicht bedecken, und um die Milliarden von Fliegen

möglichst fernzuhalten. — Caillie's Reise glich, trotz unglaublicher Mühseligkeiten, einem wahren Triumphzug. Sie führte ihn von Meer zu Meer, von Katsenon in Sierra Leone über Bambarra an den oberen Niger, dann diesen hinab nach Timbuktú, das er am 28. April 1828 erreichte; von da durchzog er mit der Marottotaramane die ganze Wüste, überstieg den hohen Atlas und kam bei Tanger wieder an die Küste. Seine Berichte über die Reise gelangten jedoch zuerst durch den deutschen Forscher Heinrich Barth, der 1853 und 1854 sieben Monate in jener altberühmten Handelsstadt des jetzigen französischen Sudan zubrachte, zur rechten Geltung. Bis zum Ablaufe des ersten Drittels unseres Jahrhunderts waren somit zwei geographische Räthsel gelöst: Timbuktú erreicht und der Lauf des Niger festgelegt worden.

Was das dritte Räthsel, die Ermittlung der Quellen des Nils, anbetrifft, so begann die moderne Erforschung des Nilgebiets mit dem romantischen Zuge Napoleons nach Aegypten im Jahre 1798, indem der in seinem Gefolge befindliche gewaltige Stab von Forschern und Gelehrten höchst werthvolle Arbeiten lieferte. Freilich auch sie hielten noch an der altüberlieferten irrigen Vorstellung fest, daß der Nil zwei Seen entströme, deren Zuflüsse vom Mondgebirge kommen sollten, und daß man im Blauen Strom den eigentlichen Nil zu sehen habe. Der Schleier wurde erst Eingangs der zwanziger Jahre ein wenig gelüftet, als mit der Armee Ismaels, des Feldherrn Mehemet Ali und siegreichen Eroberers von Rubien, die beiden schon durch ihre großartige Reise entlang der libyschen Oasentette ruhmbedeckten Forscher Caillaud und Lortzefgen Süden zum Sennaar zogen; damals, 1821, wurde der nubische Nil seiner ganzen Länge nach bekannt. Zum ersten Male seit Kaiser Neros Zeit stand ein Europäer am Zusammenfluß der beiden großen Nilarme. Zwar war nun der Vorrang des Weißen Nil durch Augenzeugen unzweideutig befundet, aber dennoch begann die eigentlich moderne Nilforschung erst mit dem Jahre 1827, als der von der African Association abgeschickte Linnant de Bellefonds den Weißen Nil ein beträchtliches Stück flusßaufwärts verfolgte. Mit diesem ersten und einzigen Erfolge hatte es aber dann sein Bewenden; über 13° nördl. Breite kam in den nächsten dreizehn Jahren Niemand hinaus. Der energische Versuch, das Räthsel zu lösen, beginnt erst mit dem Jahre 1840, wo Mehemet Ali selbst eingriff und nicht weniger als vier Expeditionen nilaufwärts sandte. Es sollte freilich noch nahezu 25 Jahre dauern, ehe Capt. Speke das stolze Wort: "The Nile is settled!" ausrufen konnte. Unser 2. Band wird darüber nähere Auskunft geben.

Der äquatoriale Theil Afrikas blieb vorderhand unerforscht, dagegen wurden die Länder am untern Nil (Aegypten, Rubien, Aethiopien) von einer großen Zahl Reisender während der dreißiger und vierziger Jahre durchforscht, so von Minutoli, Hemprich, Ehrenberg, Rüppell, welsch letzterer als erster Europäer das sagenhafte, von Mehemet Ali eben eroberte Kordofan, besuchte, dann die beiden Brüder d'Abbadie, die von 1837 an nicht weniger als 12 Jahre der Erforschung Aethopiens widmeten.

Nicht so zahlreich, und in ihren Resultaten auch nicht sehr erfolgreich, waren die Reisenden im Süden des Erdtheils. Zwar hatte Hinrich Lichtenstein schon von 1803—1806, im Dienste Hollands, einen großen Theil des Innern von Südafrika bereist und auch die erste genaue Karte

— in den älteren Karten wurde das Südende Afrikas als in eine scharfe Spitze auslaufend dargestellt — entworfen. Aber erst vom Jahre 1807 an, als die



Heinrich Völkner.

seit 1737 im Lande thätigen Missionen weiter ins Innere verlegt wurden, drang auch die Forschung mehr und mehr nach Norden vor, so daß wenigstens der Westen und das Centrum Südafrikas allmählich erschlossen wurden. Für die schwer zugänglichen Länder des Südens beginnt dagegen die Zeit der Erschließung erst mit den dreißiger Jahren, gefördert einerseits durch die 1834 erfolgte Gründung der „Kap-Gesellschaft zur Erforschung von Central-Afrika“, die unter anderen den Reisenden Smith zum oberen Limpopo entsandte, andererseits durch den mit dem Jahre 1835 beginnenden Auszug der Buren aus dem Kapland. Die Besiedelung der ausgedehnten Länderstrecken zwischen den Drakenbergen und der Wüste mit diesem kräftigen Stamm ward nicht nur für die Gestaltung der politischen Verhältnisse

Südafrikas höchst bedeutungsvoll, sondern hat auch den Gang der geographischen Erschließung in hohem Grade beeinflusst.

Neben Afrika waren aber um die Jahrhundertwende auch die andern Welttheile das Ziel von großen wissenschaftlichen Forschungsreisen. Berühmt ist da in erster Linie die fünfjährige Reise Alexander von Humboldt's in Süd- und Central-Amerika. Zwar hat dieser glänzende Forscher in der ganzen langen Zeit zwischen dem 16. Juli 1799, wo er den Boden Südamerikas in Cumana betrat, und dem 9. Juli 1804, wo er sich in Philadelphia nach der Heimath einschiffte, weder in Venezuela noch am Orinoko, weder in Westindien noch auf den Höhen der Cordilleren, weder in Mexiko noch in Nordamerika Landstriche besucht, die nicht schon im wesentlichen vor ihm bekannt gewesen wären; aber er hat unsre Kenntniß dieser Landstriche durch Vergleich vertieft und wurde dadurch der Begründer der Klimatologie und plastischen Geographie, der Physik des Meeres und der Pflanzengeographie, und Geologie und Astronomie sowie die Kenntniß der Abstammung, Sprachen und Kulturzustände der alten Mexikaner und Peruaner wurden durch ihn wie nie zuvor bereichert. In Begleitung des Botanikers Aimé Bonpland schiffte er sich am 5. Juni 1799 zu Corunna in Spanien ein und betrat, nachdem er den Pic von Tehuacan auf



Alexander v. Humboldt.



Humboldt und Bonpland am Orinoko.

Teneriffa bestiegen, am 16. Juli 1799 in Cumana den Boden Südamerikas. Im Februar 1800 finden wir die beiden Forscher am inselreichen Tacarigua-See; dann wieder an der Küste, von der im März die denkwürdige Wanderung über die venezolanischen Planos begann. Am 4. April war der Orinoto erreicht, der zu Berg bis zur Höhe von San Fernando am Atabapo befahren wurde, bis die Schiffbarkeit auch der Zuflüsse ihr Ende erreichte. In die ersten Tage des Mai fiel dann die Befahrung der berühmten Bifurcation (Gabeltheilung) des Casiquiare, der Verbindung zwischen den Riesenstromsystemen des Orinoto und des Amazonas; in das Ende des Monats die Thalfahrt auf dem



Cotopaxi, der höchste thätige Vulkan der Erde.

(Nach einer Skizze von Humboldt's.)

Orinoto bis Angostura. Am 24. November verließen die beiden Forscher das Festland, um sich Westindien, speciell Cuba, zuzuwenden; doch schon am 30. März des folgenden Jahres finden wir sie wieder in ihr altes Forschungsgebiet Südamerika zurückgekehrt, wo sie den gewaltigen Magdalena-Strom nach Santa Fé de Bogotá aufwärts gingen, um von dort aus am 6. Januar 1802 nach Quito zu gelangen. Ueber ein Jahr lang blieben die beiden Reisenden im Gebiet der Cordilleren; bald sehen wir Humboldt, den am „höchsten gestiegenen Sterblichen“, hoch am Gipfel des Chimborazo, bald in den Chinawäldern tief am Fuß der Anden; bald an den heißen Quellen von Caxamalca, bald an den Gestaden des Stillen Ozeans. In Guayaquil nahm er endlich um die

Mitte des Februar 1803 für immer Abschied vom Boden Südamerikas, betrat Ende März, nach beschwerlicher Fahrt, bei Acapulco die Küste Mexikos und schon im April die Hauptstadt. In schneller Folge bereiste er den Nordwesten des Landes bis zu den berühmten Bergwerken von Guanajuato, besuchte das heiße Michoacan, den Vulkan Jorullo und kehrte dann über das Hochland von Toluca nach Mexico zurück, wo er im Jahre 1804 die Höhenmessungen des Popocatepetl und des Tziacchuatl beendete und am Cosre de Perote vorüber nach dem paradiesischen Jalapa und tiefer in den heißen Küstenstrich von Veracruz hinabstieg. Zwei Monate weilte er noch in Habana; dann trieb es ihn der Heimath zu. Ueber Philadelphia und Washington ging die Heimreise des Forscherpaares, das am 3. August 1804, nach mehr als fünfjähriger Abwesenheit, in Bordeaux zuerst wieder den Fuß auf europäischen Boden setzte. Humboldt

beforgte dann von 1808 an die Herausgabe seiner Werke in Paris, um erst 1827 für immer nach Berlin zurückzukehren. Hier hielt er dann vom 3. Nov. 1827 bis 26. April 1828 seine berühmten 61 Vorlesungen über physische Weltbeschreibung, welche u. a. auch den Anstoß zur Gründung von geographischen Gesellschaften in den verschiedenen Städten und Ländern gaben.

Hatte Humboldt es als Erster versucht, den inneren Zusammenhang der physischen Zustände und Vorgänge auf der Erdoberfläche zu erfassen und ihren Einfluß auf die Lebensbedingungen der Völker und die gesammte geschichtliche Entwicklung zu verstehen, so machte dieß Karl Ritter (1779—1859), der größte Geograph der Neuzeit, zur Grundlage seiner Forschungen und führte es systematisch durch. Er erhob die Geographie oder



Karl Ritter.

vergleichende Erdkunde zum Rang einer Wissenschaft und drückte derselben seinen Stempel auf.

Außer Humboldt's großer Reise haben wir in Amerika und zwar im jetzigen Gebiet unsrer Ver. Staaten die vieljährigen Kreuz- und Querzüge zu nennen, welche der treffliche Ornithologe Audubon durch die Wälder des Innern von 1810 an unternahm, ferner die Forschungsreisen eines Long, Baltrami, des Indianermalers Catlin; dann die von Clarke und Lewis unternommene Erforschung der Gegenden am Missouri- und Columbia-Fluß; ferner die Entdeckung der Mississippi-Quellen 1832 durch Schoolectaft. Ganz besonders aber ist hier zu nennen John Frémont, der größte Pionier des Westens und eigentliche „Pfadfinder“. Unter dem Präsidenten Tyler erhielt er 1842 von der Bundesregierung den Auftrag, Erfor-

sungsreisen nach dem großen Westen der Union zu machen. Seinen ersten Ausgang nahm er von der Mündung des Kansas-Flusses und durchforschte zuerst das Gebiet der Wind River Gebirge. Er erstieg mit vier Genossen die höchste Spitze derselben, welche seitdem den Namen Fremont's Peak trägt, und trat dann seinen Rückzug an. Er entwarf sofort eine hochinteressante und begehrte Schilderung der erforschten Gegenden und seiner Züge, welche Schilderung im Kongreß gewaltiges Aufsehen machte und sicherlich viel dazu beigetragen hat, den Ausbruch des mexikanischen Krieges zu beschleunigen. Die leitenden Männer, namentlich die des Westens, erkannten jetzt eben zum ersten Mal, welchen Werth und Entwickelungsfähigkeit die westlichen Gebiete hatten. Sogar in Europa erregte Fremont's Bericht Aufsehen, und Alexander von Humboldt spendete dem kühnen Erforscher hohes Lob. Fremont ruhte nicht; sein Ehrgeiz war, das ganze noch unbekannte Gebiet im Westen zu erforschen, und darin wurde er nicht nur von seinem Schwiegervater



Audubon.

Benton, sondern beinahe noch mehr von seiner muthigen jungen Frau unterstützt, welche ihn auf all seinen gefährvollen Zügen begleitete und ihn stets ermunterte, pflegte und ihm half. Mit 39 kühnen Leuten und Rit Karson, dem "rover of the plains", als Wegweiser, brach er zu seiner zweiten großen Expedition auf, welche 14 Monate dauerte und in welcher er 1700 Meilen zurücklegte. Er erreichte als erster Weißer den unbekannten Salzsee und drang nach den Quellgegenden des Columbia-Flusses vor, wobei er die wichtigsten geographischen Entdeckungen machte und zum ersten Mal eine korrekte Beschreibung des gewaltigen Gebietes lieferte. Die Gefahren, welche die kühne Schaar überall umgaben, waren enorm; trotzdem durchzog sie mitten im Winter, unter den unfähigsten Leiden und Entbehrungen, welche beinahe ihren Hungertod herbeiführten, die Colorado-Region; und als selbst keiner der



John Frémont.

freundlichen Indianer den Muth mehr hatte, weiter als Führer zu dienen, drang er ohne Führer vorwärts und erreichte, sich bloß auf seine astronomischen Beobachtungen verlassend, endlich das Fort, welches der große deutsche Pionier Kaliforniens, Gen. Johann August Sutter, sechs Jahre zuvor am Sacramento-



Fluß errichtet hatte. Beinahe die Hälfte seiner Pferde waren auf dem Zug zu Grunde gegangen. Es ist diese Expedition, so glänzend durchgeführt, welche ihn zum Helden seiner Zeit und ihn, den erst 30jährigen Mann, zum Abgott der jungen Leute machte. Er kehrte dann nach Kansas zurück und wurde 1845 zum Kapitän befördert.

Seine nächste Expedition hatte zum Ziel die Erforschung der Sierra Nevada-Gebirge, wo ihm abermals die Kälte des Winters hart zusetzte. Da Kalifornien damals zu Mexiko gehörte und die Hauptstadt Monterey war, so begab er sich dahin, um von den mexikanischen Behörden die Erlaubniß zur Erforschung



San Francisco im Jahre 1848.

jener Gegenden zu erhalten. Er erhielt dieselbe auch erst; allein mißtrauisch wie die Mexikaner sind, zogen sie die Erlaubniß bald wieder zurück und befahlen Fremont, das Gebiet sofort zu verlassen. Er war aber nicht der Mann, sich also abschrecken zu lassen; er erbaute etwa 30 Meilen von Monterey auf einem Berge ein Fort, zog die Ver. Staaten Fahne auf und notifizirte die Behörden in Monterey davon; „wir haben“, hieß es in seinem Schreiben, „durchaus dem Volk von Mexiko oder seiner Regierung kein Unrecht gethan, und wenn wir in unserm Vorhaben gehindert oder angegriffen werden, so werden wir, Mann für Mann, unter der Flagge unseres Landes fallen.“ Mexikanische Truppen zogen trotzdem gegen ihn aus, sahen aber schon nach vier Tagen ein, daß sie nichts ausrichten konnten, und ließen Fremont dann ungehindert nach Oregon abziehen. Er kam indeß wieder, verjagte die Mexikaner aus Kalifornien und wurde Gouverneur. Wegen eines Streites mit General Carney wurde er aber nach Washington beordert, der Insubordination schuldig befunden und zur Entlassung aus der Armee verurtheilt; Präsident Polk bestätigte das Urtheil indeß nicht. Fremont aber war zu stolz, um diese Demüthigung zu ertragen; er nahm freiwillig seinen Abschied,

Auf eigene Faust unternahm er dann, mit 33 Mann und 130 Mauleseln, eine neue Forschungsreise und zwar vom Rio Grande aus nach Santa Fe und weiter westlich, dabei beinahe dieselbe Route verfolgend, welche heute die Texas Pacific Bahn nimmt, deren Präsident er übrigens später war. Er erreichte 1849 Kalifornien und ließ sich auf der Mariposa Besitzung nieder, welche er angekauft hatte. Seine Gegner verfolgten ihn indeß und es nahm volle sechs Jahre in Anspruch, ehe er einen klaren Besitztitel erlangen konnte. Nach Schluß des mexicanischen Krieges ernannte ihn Präsident Tyler zum Kommissär, um die neue Grenzlinie zwischen den Ver. Staaten und Mexiko festzustellen. Er ging dann für zwei Jahre nach Europa und bei seinem Besuch in Berlin verlieh ihm der König von Preußen die große goldene Medaille für seine wissenschaftlichen Verdienste.

In S ü d a m e r i k a folgten Humboldt eine ganze Reihe deutscher Männer. Von 1810 an durchstreifte Wilhelm v. Eschwege einen großen Theil Brasiliens; in den Jahren 1815—17 folgte ihm Prinz Max von W i e d, der namentlich Beobachtungen über eins der merkwürdigsten Naturvölker der Erde, der Botokuden, anstellte; dann die Reisenden S p i x, M a r t i u s und N a t t e r e r, die vom König Max Joseph I. von Bayern 1817 ausgesandt, drei Jahre lang das Gebiet des Amazonas und des Rio Negro bereisten; endlich auch der für künstlerische Naturschilderung hochbegabte E d. F r i e d r. B ö p p i g, welcher 6 Jahre lang die mittleren und südlichen Theile von Chile bereiste, unter den Indianern hauste und als Erster den Huallaga und Amazonas besuhr.

Gehen wir zu A s i e n über, so waren am Anfang des Jahrhunderts, nach den Reisen Cooks und Lapérouse's zwar die K ü s t e n l i n i e n allenthalben bekannt, aber die Erforschung des Innern vollzog sich erst im Laufe der letzten hundert Jahre, und die Aufhellung des Innersten begann erst um die Mitte des Jahrhunderts. In der ersten Hälfte sehen wir lauter Reisen in die Randlandschaften Vorderasiens. Von diesen Reisen seien erwähnt: diejenige H u m b o l d t s vom Ural bis zum Altai 1829, M i d d e n d o r f s in dem nördlichen und östlichen Sibirien 1842 bis 1845, B u r k h a r d t s 1808—'15 in Vorderasien und Arabien, auf denen er bekanntlich in Verkleidung nach Mekka hineingelangte, und S e e k e n ' s 1802—1810; dann die von P r o k e s c h - O s t e n, P a r t e r v. S c h u b e r t und R o t h, sowie die des trefflichen Schilderers von Land und Leuten in Kurdistan, Hellmuth von M o l t k e. — Im russischen Asien, Sibirien, begann die Erforschung und die erste russische Erdumsegelung unter Krusenstern (1803—6), welcher die Küsten des östlichen Sibirien aufnahm; dann bereiste in den Jahren 1820—25 W r a n g e l l die Nordküsten und Kamtschatka, A n j o u 1821—23 das nordwestliche Sibirien und den Unterlauf der Lena; der Deutsche E r m a n machte 1828—29 seine große Reise um die Erde, auf der ihn hauptsächlich Sibirien und Kamtschatka aufhielten, und M u r a w i e w entdeckte 1819 bei der Expedition gegen Chirwa das alte Bett des Drus. —

In diesen ersten Dezennien wurden ferner die M a l a i i s c h e n Inseln durch J u n g h u n 1835—1849 erforscht, und endlich auch das Inselreich J a p a n durch den in holländischen Diensten stehenden Deutschen v. S i e h o l d, der sich sechs Jahre lang dort aufhielt, wissenschaftlich durchforscht;

China dagegen blieb noch immer verschlossen und unbekannt wie zuvor, obwohl in den zwanziger Jahren etliche russische Reisende über Land nach Peking gelangt waren.

Wie in Amerika, so waren auch im Gebiet der pazifischen Inseln dem neunzehnten Jahrhundert keine epochemachenden Entdeckungen mehr vorbehalten; die rege Thätigkeit, die besonders Engländer, Franzosen und Deutsche in russischen Diensten entfalteten, galt nur dem Ausbau des Bekannten. So untersuchten *Rozhnev*, *Chamisso* und *Eschholz* auf ihrer berühmten Weltumsegelung 1816 die Ratakgruppe der Marshall-Inseln, der Franzose *Frechinet* besuchte 1818 Neu-Guinea, die Ladrone und Hawaii, der durch seine Südpolarfahrt bekannte Deutschrusse v. *Bellingshausen* machte die erste genaue Aufnahme vom Paumotu-Archipel und *Dumont d'Urville* untersuchte 1825 Neu-Seeland, Neu-Britannien, Neu-Guinea und die Ladrone; endlich durchforschte eine russische Expedition unter *Lütke* in wahrhaft mustergültiger Weise die Karolinen. Zu nennen ist hier auch die denkwürdige Erdumsegelung



A. Fr. von Rozhnev.

des Kapitäns *Fizron* (1831—36), die durch die Theilnahme *Charles Darwin's* zu einem für die gesammten Naturwissenschaften so folgenreichen Unternehmen sich gestaltet hat.

In Australien wurde die Erforschung des Innern in unserm Zeitabschnitt ebenfalls begonnen, und zwar vorwiegend von Osten nach Westen. Der Erste, der hier zu nennen ist, war der Deutsche *Flinders*, welcher 1802 am Spencergolf das letzte noch unbekannte Stück der Küstenlinie festlegte und damit bewies, daß Neu-Holland ein ungetheiltes Festland ist. Bis 1813 blieben aber die blauen Berge, ähnlich wie bei uns die Alleghanies die Grenze für den Gesichtskreis der europäischen Kolonisten der Ostküste. Dann erst drangen einzelne Pioniere über die Gebirgsketten zu den inneren Hochflächen vor. Das Bedürfniß neuer Weidegründe für die stets wachsenden Schafheerden und Goldfunde führten allmählich zur Enthüllung der östlichen Theile des Kontinents. Die erste Durchkreuzung des Landes von Osten nach Westen versuchte der verdiente deutsche Australienforscher *Ludwig Leichhardt* im Jahre 1848. Er blieb aber verschollen im Innern des Erdtheils, und trotz verschiedener Auffindungsexpeditionen, trotz mannigfacher phantastischer Gerüchte über Spuren von ihm hat man niemals Klarheit über sein tragisches



Ludw. Leichhardt.

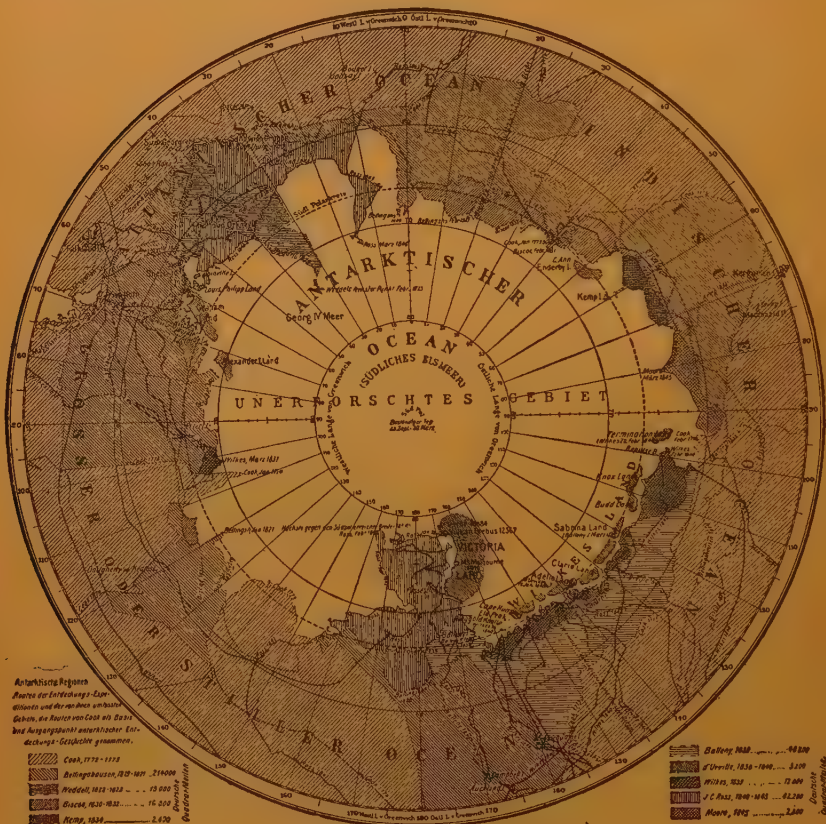
Schicksal gewonnen. Erst 1862 gelang es dem Engländer Stuart, auf einer Linie von Süden nach Norden ganz Australien zu durchwandern.

Ein hochinteressantes Kapitel bilden endlich die Erforschungen der beiden Polarregionen der Erde. Mit dem Jahre 1819 begann die Südpolarforschung, welche ununterbrochen bis 1843 andauerte und dann plötzlich und unermuthet eingestellt wurde. In welchem Maße man in diesen 25 Jahren dem Südpol näher rückte, zeigt unsre beigegebene Karte, ebenso auch den Antheil und die Wege der einzelnen Forscher. Heben wir nun wenigstens die Hauptmomente aus dieser so fruchtbaren Forschungsperiode hervor! Durch Zufall hatte im Febr. 1819 der englische Handelskapitän William Smith weit im Süden von Kap Horn die Süd-Shetland Inseln gefunden; ihm folgten dann bald zahlreiche Walfischfänger und Robbenschläger, vor allen der treffliche englische Seemann James Weddell, der um 3 Breitengrade weiter südlich vordrang, als Cook. In den dreißiger Jahren sandte die britische Regierung den erfahrensten Polarfahrer seiner Zeit, den ausgezeichneten Geophysiker James Clark Ross nach jenen Regionen, um wenn möglich den magnetischen Südpol der Erde, auf dessen Bedeutung Humboldt unermüdlich hinwies, zu entdecken. Ross traf Ende 1839 mit den beiden Schiffen Erebus und Terror in Tasmanien ein und erfuhr hier, daß zwei andere große Expeditionen ihm zuborgekommen waren und gerade den Raum der Südsee durchsucht hatten, wo der große Göttinger Mathematiker Gauß nach theoretischen Berechnungen den südlichen Magnetpol vermuthete. Diese beiden Expeditionen waren die des Franzosen Dumont d'Urville und jene des Amerikaners Wilkes. Der erstere mit seinen beiden Schiffen Astrolabe und Zélée auf seiner letzten großen Reise um die Welt begriffen, hatte schon im Jahre 1838 einen Vorstoß gegen Süden gemacht, der aber resultatlos verlaufen war. Die nächsten beiden Jahre hatte er dann mit wichtigen Forschungen im Stillen Ozean verbracht, bei denen wir ihm schon begegnet sind. Jetzt hörte er von der Aufgabe James Ross' und, gedrängt von nationaler Eifersucht, versuchte er dem großen Briten in der Erreichung des Magnetpols zuvorzukommen. d'Urville hat aber das Ziel ebensowenig erreicht wie Wilkes, der am 31. Dezember 1839 von Sidney aus ebenfalls zur Aufsuchung des magnetischen Pols gen Süden gesegelt war. Dafür aber hat sowohl der Franzose, wie der Amerikaner an verschiedenen Stellen Land entdeckt, d'Urville Clarie- und Adélieland, Wilkes das nach ihm benannte Wilkesland, in dem der Entdecker den großen antarktischen Kontinent sah. Auf der Suche nach dem magnetischen Pol ist J. C. Ross nicht glücklicher gewesen als seine bei-



James Clark Ross.

den Nebenhüher. Er ist zweimal hinausgefahren, ihn zu suchen, aber auch er hat ihn nicht erreicht, sondern ist der berechneten Stelle nur auf etwa 250 Kilometer nahe gekommen. Dennoch aber bezeichnen seine drei Reisen—Roß drang 1843 auf Wedell's Pfaden noch einmal nach Süden vor — unbestritten den Höhepunkt der antarktischen Forschung, wie sie überhaupt zu den ruhmvollsten und glänzendsten Entdeckungen aller Zeiten gehören. Roß hat auf seiner ersten und zweiten Reise mit $78^{\circ} 4'$ und $78^{\circ} 10'$ Breiten erreicht, wie sie im



Süden vor und nach ihm kein anderer gesehen; er hat außerdem Victorialand mit den beiden Vulkanen Erebus und Terror und damit wahrscheinlich einen großen antarktischen Kontinent entdeckt. Was aber seinen Reisen eine so unvergleichlich hohe Stellung sichert, das ist der wissenschaftliche Werth seiner Beobachtungen. Roß hat kaum einen Zweig der physischen Erdkunde vernachlässigt; und wie seine erdmagnetischen Untersuchungen einerseits die Berechnung der

Lage des Poles mit großer Sicherheit ermöglichen, so haben sie auch andererseits ein Material ergeben, das noch heute den Grundstock unserer Kenntniß der magnetischen Verhältnisse höherer südlicher Breiten darstellt. Auch seine meteorologischen Beobachtungen haben heute noch den größten Werth, ebenso wie seine Tiefenmessungen noch in der Gegenwart das einzige Material bilden, aus denen Schlüsse auf die Gestaltung des dortigen Meeresbodens gezogen werden können. Er hat die biologischen Wissenschaften wesentlich erweitert, hat namentlich durch seine Schleppnetzfisherei zum erstenmal den ganz überraschenden, damals fast unglaublichen Beweis erbracht, daß im höchsten Süden, in den Tiefen des Eismeeres, lebende Korallen existieren, und er hat schließlich mit seinen Beobachtungen über die Eisverhältnisse sich Verdienste erworben, die heute noch für die Erdkunde unschätzbar sind.“



Nordlicht, am 19. September 1803 von Langsdorff an der norwegischen Küste beobachtet.

Was der Nefse im Süden vollendete, hat der Oheim, Kapit. John Ross, im Norden begonnen. Die Geschichte der Forschungen im nördlichen Polarmeer ist bis in die Neuzeit hinein eine Geschichte der Suche nach Durchfahrten gewesen. Bereits seit Anfang des 16. Jahrhunderts bemühten sich die seefahrenden Mächte, einen Seeweg um die Nordküste Amerikas nach dem Stillen Ozean, und damit eine bessere und kürzere Verbindung mit Ostasien zu finden, als es die um das Kap der Guten Hoffnung und um die Südspitze von Südamerika war. Den ersten derartigen Versuch machte auf Befehl Heinrich VIII. von England Sebastian Cabot, der dabei die Hudsonstraße entdeckte. 1576 segelte Forbisher von England mit drei Schiffen aus, um Cabot's Entdeckung weiter zu verfolgen und fand die nach ihm benannte Bai und das Meta incognita benannte Land im Norden der Hudsonstraße. Da man in einem Stück Gestein, das er mitgebracht hatte, Gold entdeckt zu haben

glaubte, wurde Forbisher im folgenden Jahre abermals mit drei Schiffen, und 1578 mit fünfzehn Fahrzeugen voll Handwerkern und Abenteurern ausgesandt, und es hatte den Anschein, als werde sich ein Strom von Goldsuchern in die arktischen Regionen ergießen, wie wir es in unseren Tagen bei den Alastagoldfunden erlebten. Doch erwies sich das vermeintliche Golberz als werthloses Gestein. Durch dieses Unternehmen war der eigentliche Zweck jener Fahrten, die Auffuchung der „nordwestlichen Durchfahrt“, etwas in den Hintergrund gedrängt worden, aber 1585 erreichten Davis und Briton neues Land unter dem 66. Grad nördlicher Breite und 1587 drang Davis gar bis zum 72. Grad vor. Dann ruhete die Unternehmungslust nach dieser Richtung hin etwas. 1602—1607 bemühten sich Engländer und Dänen um die Wette, die Durchfahrt zu entdecken, die man trotz der bisherigen Fehlschläge als sicher vorhanden voraussetzte. In den Jahren 1609 und 1610 entdeckte Hudson die nach ihm benannte Bai, und die Engländer Button und Ingerman umfuhren sie 1612 fast ganz; 1615 begannen Bylot und Baffin ihre erfolgreichen Fahrten,



entdeckten die zahlreichen Inseln der Hudsonstraße, drangen in der Baffinsbai bis Kap Digeß vor und in den Lancasterfund ein, was sie der Lösung ihrer Aufgabe viel näher führte, als sie selbst ahnten. Aber trotz aller Bemühungen, und obschon das englische Parlament im Jahre 1743 dem glücklichen Entdecker einen Preis von 20,000 Pfund Sterling versprach, gelang bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts die Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt nicht. Erst in der ersten Hälfte desselben wurden unsre amerikanischen Polarländer gründlich erforscht und die gestellte Aufgabe gelöst. Begonnen wurde die Lösung durch Sir John Ross, der am 18. April 1818 mit William Edward Parry von der Davisstraße aus am Nordrande Amerika's entlang einen westlichen Weg zu suchen unternahm. Er kehrte freilich ohne besonderen Erfolg sehr bald zurück. Schon im nächsten Jahre aber wurde, da man Grund hatte, mit John Ross unzufrieden zu sein, Parry mit der Führung einer neuen Expedition betraut,

die epochemachende Resultate erzielte. Sie erschloß nämlich den Lancasterfjord und das südwärts sich öffnende Prince Regent Inlet, durchfuhr die Barrowstraße und den Wellingtonkanal und ging bis zur Melville-Insel vor; auch Banksland sah sie schon fern im Westen. Damit war jener mächtige Archipel erschlossen, der nach Parry seinen Namen erhalten hat. Nach einer glücklichen Ueberwinterung kehrte die Expedition 1820 zurück. Noch zweimal war Parry auf diesem Forschungsgebiete thätig, von 1821—23 und 1824—25; in den Jahren 1818—25 hat er nicht weniger als vier Winter jenseits des Polarkreises verbracht, und wenn er auch auf der dritten und vierten Reise nicht so vom Glück begünstigt worden ist wie auf der zweiten, so hat er die Lösung des Problems doch erheblich gefördert. Die Zahl der Forscher dieser Zeit in den eisumstarrten Gebieten nördlich von Amerika ist zu groß, als daß wir allen



Sir John Roß.



Gigantischer Eisberg. (Gesehen und gezeichnet von John Roß.)

hier zu folgen, ihre Verdienste nach Gebühr zu würdigen vermöchten. Auch der ältere Roß hat zur Wiederherstellung seines Rufes als Polarfahrer in dieser

Periode (1829—33) die Stätte seines ersten zweifelhaften Erfolges noch einmal betreten und nicht weniger als vier Winter im arktischen Eise zugebracht. Auf seiner Expedition tritt zum erstenmal der Dampf in den Dienst der Polarforschung; außerdem entdeckte James Clark Ross, der schon dreimal mit Parry im Norden gewesen war und jetzt den Oheim begleitete, am 2. Juni 1831 den damaligen nördlichen Magnetpol. Auch damals gab, wie so oft in der Geschichte der Entdeckungen, das lange Ausbleiben der Expedition den Anlaß zu neuen Unternehmungen. Um Ross zu suchen, über dessen Schicksal man sich in England sehr beunruhigte, zog 1833 George Back aus, er fand indessen den Gesuchten nicht, der inzwischen, wie durch ein Wunder gerettet, wohlbehalten wieder in England angekommen war; dafür entdeckte er den Großen Fischfluß und entschleierte durch dessen Befahrung dasjenige Gebiet der amerikanischen Arktis, das in früheren Jahrhunderten der Auffindung der Nordwestpassage den größten Widerstand entgegengesetzt hatte.



Sir John Franklin.

Das Hauptverdienst in der Entschleierung der Festlandküste Nordamerikas gebührt einer Reihe von Männern, die es allesammt vorzogen, den Norden auf dem Landwege zu erreichen. 1771 hatte Samuel Hearne den Kupferminenfluß, 1789 Alexander Macenzie den nach ihm benannten Strom entdeckt. Jetzt, nach der Wiederaufnahme der Polarforschung, benutzte man mit großer Vorliebe diese natürlichen Wasserstraßen zur Erreichung des unwirthlichen Nordens; 1820 fuhren Franklin, Richardson, Back und Hood, 1838 Dease und Simpson den Kupferminenfluß

hinab, während 1826 bezw. 1837 ebendieselben kühnen Forscher den Macenzie bis zum Delta befuhren. Von den Mündungen dieser Ströme aus haben sie dann, ihre Forschungen in sehr glücklicher Weise gegenseitig ergänzend, die Nordküste von der Mündung des großen Fischflusses bis zur Barrowspitze, dem von der Beringstraße aus erreichten östlichsten Punkt, festgelegt, Dease und Simpson außerdem noch 1838 das Victorialand entdeckt.

Da die verschiedenen Expeditionen zu Wasser, zur Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt gescheitert, hatte Anfangs der 40'er Jahre die englische Regierung die oben erwähnte Belohnung zurückgezogen, und eine allgemeine Entmuthigung war eingetreten. Trotzdem gelang es dem Sekretär der Admiralität, dem bereits 80jährigen Sir John Barrow, die englische Regierung zur Wiederaufnahme der arktischen Fahrten zu gewinnen. Die bei der Südpolarfahrt James Clark Ross's bewährten Schiffe „Erebus“ und „Terror“ wurden auf's Neue in Dienst gestellt und für drei Jahre ausgerüstet. Das Kommando übernahm Sir John Franklin, jener unglückliche Mann, dessen Schicksal der gesammten Kulturwelt länger als ein Jahrzehnt hindurch eine Theilnahme eingeflößt hat, wie sie, Emin Pascha vielleicht ausgenommen, wohl niemals einem Forscher zutheil geworden ist. Am 19. Mai 1845 segelte die

Expedition, 158 Köpfe stark, von London ab. Sie überwinterte 1845—1846 im Nordwesten des Lancasterfundes auf der Beecheyinsel und wurde im September 1846 an der Nordwestküste von König Wilhelmsland vom Eis eingeschlossen, dem leider kein einziger Teilnehmer der Expedition lebend wieder enttrinnen sollte. Franklin starb am 11. Juni 1847, seine Leute erlagen sämtlich dem Hunger und der Kälte, wie später aufgeklärt wurde. Denn als bis Ende 1847 keine Nachricht von Franklin kam, setzte die englische Regierung 20,000 Pfund Sterling für Den aus, der ihm Hilfe, die Hälfte für Den, der Kunde von ihm bringen werde. Dieser Summe fügte Lady Franklin 2,000



„Erebus“ und „Terror“, die Schiffe der Franklin-Expedition.

Pfund hinzu. Nicht weniger als drei Expeditionen gingen im Jahre 1848 ab zur Auffindung des Forschers, von denen eine Sir Roß führte. Sie fanden indeß keine Spur der Verschollenen. Im Jahre 1850 aber gingen gar 14 Schiffe auf die Suche aus; auch Sir Roß segelte nach der Barrowstraße, kam aber 1851 unverrichteter Sache heim und starb am 30. August 1856. Die Nachforschungen nach Franklin wurden trotzdem rastlos fortgesetzt. Unter den zahlreichen Schiffsführern dieser Franklinsucher befand sich auch Robert John Le Mesurier MacClure, der zwar Franklin nicht fand, aber endlich 1853 die so lange gesuchte nordwestliche Durchfahrt entdeckte. Erst die im Frühjahr 1859 von MacClintock und Hobson unternommenen Schlittenreisen nach König Wilhelmsland entschleierten das Geheimniß der Franklin-

Expedition. Man fand Gräber, Ueberreste und Schriftstücke, welche über das unglückliche Schicksal der Expedition keinen Zweifel ließen. Aus denselben ergab sich, daß die beiden Schiffe nach der Ueberwinterung auf Beechey Island im Wellington Kanal bis zum 77° nördlicher Breite vorgebrungen, den Rückweg längs der Westküste von Cornwallis genommen und dann, den Peel-Sund und die Franklinstraße durchsegelnd, an der Nordwestküste von King



Die Schiffe des Kapitäns Roß vom Eise bedroht.

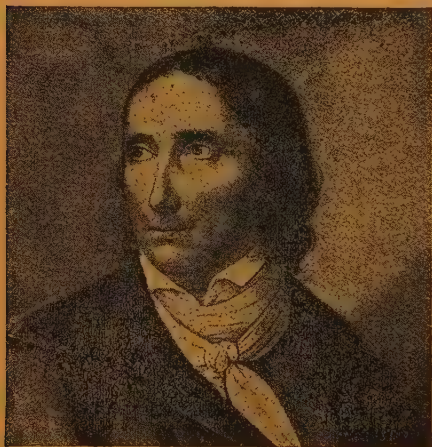
Williamsland am 12. September 1846 eingeschlossen waren. Am 22. April 1848 hatten die Ueberlebenden, 105 an der Zahl, unter Croziers Kommando die Schiffe verlassen, um womöglich Backs Fischfluß zu erreichen, waren aber unterwegs dem Klima und den Strapazen erlegen. Mit dem Abschluß der Franklinsuche endete ein für die Polarforschung bedeutsamer Zeitabschnitt; denn da sich die mit so großen Opfern erkaufte Auffindung der nordwestlichen Durchfahrt für die Schifffahrt als nutzlos erwies, trat in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts die rein wissenschaftliche Forschung in ihr Recht mit ihrem Hauptziel, der Erreichung des Nordpols.

7. Öffentliches, häusliches, gesellschaftliches und religiöses Leben.

Rechtspflege und Gesetzgebung. — Code Napoleon. — Savigny setzt an Stelle des Naturrechts das römische und deutsche Recht. — Strafgesetzgebung. — Reform des Strafsystems. — Zellengefängnisse. — Volkswirtschaft: Arnoldi, der Vater des deutschen Versicherungswesens. — Feuer- und Lebensversicherung. — Das häusliche Leben. — Das Bürgerthum übernimmt die führende Rolle. — Wohnung und Haushalt am Anfang des Jahrhunderts. — Sehr einfach. — Wirthschaftliche Umwälzung. — Das Haus auf dem Land. — Innere Ausstattung der Wohnung. — Beleuchtungsweisen. — Licht- und Feueranzünden. — Nahrungsweise. — Getränke. — Das Rauchen. — Kleidung und Moden. — Die männliche und die weibliche Tracht. — Das Leben in der Familie. — Die Hausfrau der Mittelpunkt. — Große Arbeitsleistungen derselben. — Ehrerbietung der Kinder. — Regelmäßigkeit. — Frömmigkeit und Aberglauben. — Von der Lektüre. — Ueberschwängliches Gefühlsleben. — Schreibseligkeit. — Erzählen und Aufzählen im Hause. — Familienfeste. — Größere Ausübung der Gastfreundschaft. — Das gesellschaftliche Leben. — Scharfe Trennung der Stände. — Emancipation der Juden. — Bildung und Geld spielen eine große Rolle. — Umgangsformen. — Spielwuth. — Tanz. — Die Casinos und Vereinigungen zur Erholung und Geselligkeit. — Aufkommen des Wirthshauslebens. — Das religiöse Leben. — Die Noth lehrt beten. — Gründung von Bibelgesellschaften. — Äußere und Innere Mission. — Gesamtüberblick. — Wühler, Kiedner, Lüge. — Die katholische Kirche. — H. von Wessenberg. — Friedrich Wilhelm IV. und seine Friedenspläne.

Das in der Ueberschrift genannte Gebiet ist ein so großes und weitgehendes, daß wir, bei dem uns zugemessenen Raume, nur kurze Andeutungen machen können und uns vielfach auf einzelne Hauptpunkte beschränken müssen. Bei dem Kapitel „öffentliches Leben“ ist es vor Allem die *Rechtspflege* und die *Gesetzgebung*, die wir ins Auge fassen wollen. Beide erlebten in dem verflossenen Jahrhundert ganz gewaltige Umwälzung. Die *Rechtswissenschaft* des 18. Jahrhunderts stand bekanntlich vollständig unter dem Einfluß der damals herrschenden Philosophen und Männer wie Hugo Grotius, Wolff, Locke, Montesquieu, Rousseau, Kant und Fichte versuchten, aus der Vernunft heraus ein Rechtssystem zu konstruieren, das ein für alle Zeiten giltiges „*Naturrecht*“ darstellen sollte. Auf Grund dieses Naturrechts wurde 1794 das preußische Landrecht geschaffen und eingeführt, das erste Gesetzbuch, das in moderner Ausdrucksweise abgefaßt war und theilweise auch bereits modernen Anschauungen entsprach. Das erste Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts brachte dann in *Frankreich* ein mit den neuen Anschauungen im Einklang stehendes gigantisches Gesetzbuch, den „*Code Napoleon*“, welcher nebst den vier anderen der „*Cinq Codes*“ auch in verschiedenen Ländern eingeführt wurde und heute noch in großen Theilen Deutschlands gilt, so in Rheinbaben, Rheinhesen, Luxemburg, Belgien, Holland, Italien, mehreren schweizerischen Kantonen u. s. w. Dieser „*Code Napoleon*“ wurde von dem

damaligen Konsul Bonaparte eifrigst betrieben und von Trouchet, Portalis, Bigot de Préameneu und Maleville ausgearbeitet. Seine Sprache ist knapp und klar, sein System durchsichtlich, und er führt die Gleichheit Aller vor dem bürgerlichen Recht ohne Ansehen des Standes und des Bekenntnisses streng durch. Im Jahre 1811 erschien das „Allgemeine bürgerliche Gesetzbuch“ für Oesterreich. Diese drei großen gesetzgeberischen Werke Preußens, Frankreichs und Oesterreichs schienen bestimmt zu sein, die Grundpfeiler für die Weiterentwicklung des bürgerlichen Rechts in Mitteleuropa während des 19. Jahrhunderts abzugeben. Allein es trat ein Rückschlag ein. Das Wiedererwachen des nationalen Bewußtseins im deutschen Befreiungskriege machte nach dem



Friedrich Karl von Savigny.

Frieden allgemein den Wunsch nach einem einheitlichen bürgerlichen Gesetzbuch für ganz Deutschland rege. In bereedter Weise gab diesem Wunsche, in dessen Erfüllung viele ein Mittel zur Herbeiführung auch der politischen Einheit erblicken mochten, die 1814 erschienene Schrift des Heidelberger Rechtslehrers Thibaut Ausdruck: „Ueber die Nothwendigkeit eines allgemeinen bürgerlichen Rechts in Deutschland.“ Dagegen wandte sich nun Friedrich Karl v. Savigny (1779 bis 1861) in seiner berühmten Schrift: „Vom Beruf unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft“, welche die damalige Zeit für noch nicht reif zur Abfassung eines

deutschen Nationalgesetzbuchs erklärte und die Unvollkommenheiten der vorhandenen Gesetzbücher Frankreichs, Oesterreichs und Preußens beleuchtete, die deshalb zu allgemeiner Einführung ungeeignet seien. Er verlangte, daß man vor Allem wieder das gemeine römische und deutsche Recht studiere und zur Geltung bringen solle, und wurde so das Haupt der historischen Rechtsschule (gegenüber der philosophischen oder naturrechtlichen), welche auf dem Gebiete des bürgerlichen Rechts das ganze 19. Jahrhundert beherrscht. Berühmt ist auch sein klassisches Werk „Das Recht des Besitzers“, welches den Ausgangspunkt aller neueren Untersuchungen über das Besitzrecht bildete.

Was speziell die Strafgesetzgebung betrifft, so war das einzige Strafgesetzbuch, welches dem, auf dem Boden der starren Abschreckungstheorie stehenden napoleonischen „Code pénal“ entgegentrat, das bayerische; dasselbe tritt mehr für den psychologischen Zwang ein. Hand in Hand mit der Reform des Strafrechts ging seit der Mitte des 18. Jahrhunderts eine Reform des Straffsystems. Nachdem man erkannt hatte, daß als vornehmstes Strafmittel doch schließlich die Freiheitsstrafe in Betracht käme, begann man die Strafanstalten den modernen Anschauungen gemäß einzurichten. Die alten

Zuchthäuser waren polizeiliche Anstalten, die zur Verwahrung von Verbrechern und Armen, Landstreichern und Wahnsinnigen, Dirnen und Waisenkindern in buntem, bedenklichem Gemisch dienten. Eine rühmliche Ausnahme von diesen chaotischen Zuständen machten nur die Niederlande, wo systematisch eingerichtete, mit Arbeitszwang verbundene Korrekthöuser zu finden waren. Gegen die erschreckenden Mißstände im europäischen Gefängnißwesen wandte sich im Jahre 1774 zuerst der Engländer John Howard; zur selben Zeit aber hatte sich hier in Nordamerika unter dem Einfluß der Quäker eine Bewegung geltend gemacht, die 1790 zum Bau eines Zellengefängnisses zu Philadelphia führte, in dem die Einzelhaft streng durchgeführt und mit Arbeitszwang verbunden wurde. Das gleichfalls auf der Grundlage des Einzelhaft-Systems gebaute Gefängniß in Pittsburg wurde vorbildlich für den Bau und die Einrichtung der meisten modernen Zellengefängnisse, deren System nach der Heimath des Vorbildes „pennsylvanisches“ genannt wird und die heute noch maßgebend sind.

Die Veränderung der Zustände im Jahre 1848 führte in Preußen umfassende Aenderungen auf dem Gebiete des Privatrechts herbei, die jedoch nur von lokaler Bedeutung waren. Dagegen kam es 1848 zu einer „allgemeinen deutschen Wechselordnung“ und zu einem „allgemeinen deutschen Handelsgesetzbuch“, welche beide noch heute in Geltung sind. Erst das neue deutsche Reich konnte aber das Sehnen nach einem einheitlichen Civil- und Strafgesetzbuch erfüllen.



E. W. Arnoldi.

* * *

Auf dem Gebiete der Volkswirtschaft der modernen Kulturvölker spielt bekanntlich das Versicherungswesen eine ganz bedeutende Rolle. Bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts war dasselbe äußerst unvollkommen und steckte, obwohl seine Anfänge bis ins Mittelalter zurückreichen (1435 wurde in Barcelona in Spanien die erste See-Affekuranz gegründet) noch in den Kinderschuhen. Es gab zwar eine Feuerversicherung, aber sie war staatlich und erstreckte sich nur auf Gebäude. Die Lebensversicherung aber hatte bisher nur in England und Nordamerika einige Bedeutung erlangt, war dagegen in Deutschland so unpopulär, daß die 1806 in Hamburg durch Beneke gegründete Lebensversicherungsanstalt alsbald wieder einging, und der im Jahre 1822 gemachte Versuch, mit der Elberfelder Feuerversicherungsgesellschaft zugleich eine Lebensversicherung zu verbinden, gar nicht bis zur Ausführung gedieh. So standen in dieser Hinsicht die Dinge, als die Thatkraft und das Geschick eines die Bedürfnisse der Zeit erkennenden und die künftige Entwicklung voraussehenden Mannes aus dem Bürgerstande völligen

Wandel schafte. Es war Ernst Wilhelm Arnoldi. Geboren am 21. Mai 1778 zu Gotha als Sohn eines Kaufmannes, erhielt er nur eine dürftige Bildung, doch erweiterte er seine Kenntnisse als Lehrling in Hamburg. Seit 1803 war er Theilhaber seines väterlichen Geschäftes. Dann gründete er eine Farbensabrik in Gotha und die Elgersburger Steingutfabrik in Ilmenau, und wandte sich eifrig gemeinnützigen Bestrebungen zu, rief in seiner Vaterstadt das kaufmännische Institut der Innungshalle und eine damit verbundene Lehranstalt ins Leben und gehörte zu den Pionieren des Zollvereins, wie auch die Einführung der Zuckerkonfektion aus Runkelrüben in Norddeutschland wesentlich sein Verdienst ist. Seine Hauptschöpfung, die von großartigster und weitesttragender Bedeutung wurde, war die *Gothaische Feuerversicherungsbank* (gegründet 1821), deren Direktor er bis an sein Lebensende (27. Mai 1841) war, und die *Lebensversicherungsbank* (gegründet 1829), beide auf dem Grundsatz der Gegenseitigkeit beruhend. Durch diese wurde das Versicherungswesen unter zum Theil neuen Formen und Grundlagen in Deutschland eingebürgert, und Arnoldi verdient den Ehrennamen des „Vaters des deutschen Versicherungswesens.“ Seine Schöpfung wurde in den meisten Ländern nachgeahmt.

* * *

Wenden wir uns zum häuslichen und gesellschaftlichen Leben, so begann sich auch hier in der ersten Hälfte des Jahrhunderts ein Wandel zu vollziehen. „Die ersten drei Jahrzehnte zeigen allerdings noch alle Züge des 18. Jahrhunderts; man huldigte einem unpraktischen Idealismus und ausschließlich literarischen Interessen, das öffentliche Leben liegt den Interessen des Einzelnen fern; viel Tüchtiges findet man im Kleinen, viel Mühe und Arbeit in Einzelheiten, aber wenig Sinn für das Große; naive Anspruchslosigkeit und Genügsamkeit, dafür überall fröhliche Behaglichkeit, Gemüthlichkeit im Genuß; in den untern Volksschichten noch viel Unbildung und Rohheit. Langsam vollzog sich aber doch die Wandlung. Die geistreiche und etwas leichtfertige Geselligkeit verschwand, namentlich in deutschen Landen, vor dem Ernst der Zeit, und in den dreißiger Jahren erweckten politische Ziele neues Leben; das Zeitalter praktischer Arbeit begann. Um 1840 ist das Bewußtsein überall wach geworden, daß eine neue Zeit beginne. Statt des früheren geistreich-ästhetischen begann ein aufgeregtes politisches Treiben. Nicht mehr um einen neuen Roman, um ein neues Theaterstück drehte sich die gesellschaftliche Unterhaltung, sondern um Kammerdebatten, um Minister und Abgeordnete. Die Theaterschwärmerei hörte auf. Mächtig interessierten vor allem die Zeitungen mit ihrem reicheren Inhalte: zweimal täglich begannen sie zu erscheinen. Und weiter beherrschten die Fortschritte der Technik und Industrie mehr und mehr die Menschen; es begann eine ganz andere Auffassung der praktischen Arbeit sich zu verbreiten, nachdem man ihre ungeahnten Erfolge eintreten sah. Durch seine politische Emanzipation und seine wirthschaftlichen Großthaten gewann das *Bürgerthum* die führende Rolle: es beherrschte das gesellschaftliche Leben, bald auch die ganze Lebenshaltung. Seine Anschauungen besserten die öffentliche Moral und wandelten die laien sittlichen Prinzipien, die bis dahin in der Gesellschaft vorgeherrscht hatten; es brachte nüchternen Verstand und klaren Blick zu Ehren vor der Gefühls- und Red-

seligkeit der Vergangenheit. Charakteristisch ist eine starke Abneigung gegen Metaphysik, überhaupt gegen philosophische Spekulation. Thatsachensinn, keine Phantasterei, das war die Forderung. Man wollte nicht mehr der träumerische Gefühlsmensch sein, man suchte die Achseln über die schönen Seelen, man wollte der Wirklichkeit leben. Die Achtung vor den bisherigen Bildungsselementen begann leise erschüttert zu werden. Das klassische Alterthum verlor mehr und mehr seinen Glanz, die Naturwissenschaften traten in den Mittelpunkt des wissenschaftlichen Strebens. Die Ueberhebung des classisch Gebildeten über den Techniker, den Kaufmann wurde immer weniger geduldet, wenn auch z. B. noch heute, in Deutschland wenigstens, dieser wichtige Theil moderner Civilisation in dem Bewußtsein der Gebildeten sich als solcher noch nicht genügend festgesetzt hat. Anders freilich in England und Amerika. In der Entwicklung, die um die Mitte des Jahrhunderts einsetzte, stehen wir noch heute. Rasch und rascher wurde das Tempo, und von diesem Tempo wird der heutige Mensch beeinflusst. Er lebt schneller als seine Vorfahren, er arbeitet rastloser als sie, aber er genießt auch begieriger, und seiner Genußsucht öffnen sich immer neue Welten. Genußsucht und Erwerbstrieb, das scheinen die wesentlichsten Triebfedern des heutigen Lebens zu sein: und doch beeinflussen ideale Kräfte gerade das häusliche Leben der Gegenwart stärker als das der Vergangenheit. Der moderne Mensch der Großstadt, in vieler Beziehung der Typus der Gegenwart, ist trotz Nervosität und Genußsucht ein frischerer und weniger blasierter Mensch als der von 1820. Er lebt in einem gährenden, aber großen und vorwärtstreibenden Zeitalter, das auch an die geistigen und sittlichen Kräfte ganz andere Anforderungen stellt als die Vergangenheit. Zugutegeben ist aber, daß die steigende Werthschätzung des Aeußerlichen eine immer bedenklichere Charakter- und Gesinnungslosigkeit gerade der gebildeten Kreise großzieht. Eine Mißachtung persönlichen Verdienstes, ein gemeines Streberthum, ein Vorwärtzukunftensuchen um jeden Preis ist vielfach in der jüngeren Generation bemerkbar, die nur einen Gott kennt — den äußeren Erfolg.“

Angesichts dieser Wandlung ist es begreiflich, daß das häusliche und gesellschaftliche Leben ebenfalls sich änderte. Vermlichie Einfachheit, anspruchslose Genügsamkeit, aufrichtige Freude über nach unseren Begriffen kümmerliche Genüsse: das sind im allgemeinen die charakteristischen Züge des äußeren Zuschnitts von Wohnung und Haushalt der ersten Generation unseres Jahrhunderts in Deutschland und der Schweiz, während es in Wien, Prag, Frankreich und England etwas besser ausfiel. Die Einfachheit der Zeit erklärt sich in erster Linie aus ihrer wirthschaftlichen Lage. Reiche Leute in unserm Sinne gab es nicht oder höchst spärlich. Die Einnahmen der Kaufleute und Gewerbetreibenden waren bescheiden, „äußerst knapp“ die Gehälter der Beamten, erbärmlich vielfach die Lage des niederen Volkes. Ueberall beschränkte Mittel, überall daher größte Einfachheit des häuslichen Lebens. Daß gerade diese Frugalität die Behaglichkeit nicht aufhob, ist erklärlich: genügsamer Sinn ergiebt immer Fröhlichkeit. Aber wie war man auf Sparsamkeit bedacht! Die Hausfrau knappte an der täglichen Nahrung der Familie, wo sie konnte; wie lange dauerten die Röcke der Männer und Knaben; wie ängstlich schonte man die Möbel! Alle solche Gewohnheiten hatten die Deutschen und zum Theil

auch andere Völker in einer langen Schule der Entbehrung gelernt. Für Deutschland war ein allgemeiner wirthschaftlicher Rückgang bereits seit dem 16. Jahrhundert eingetreten, dann kam die materielle Zerstörung durch den 30jährigen Krieg und dann die lange Periode der Auszehrung aller wirthschaftlichen Kräfte durch die schamlos verschwenderische Hofgesellschaft. Dazu kam, daß durch die zahllosen hohen Zollabgaben Handel und Wandel gelähmt waren. In den einzelnen Staaten und Städtchen Deutschlands, die sich wirthschaftlich wie kriegsführende Mächte gegenüberstanden, wurden dem Verkehr überall Hindernisse bereitet. Die Kriege gegen Napoleon und die Kontinentalsperre zerstörten allen Wohlstand. Die Straßenbettelei trat „mit größter Heftigkeit“ auf. Ein wohlhabender Bürgerstand existierte nicht mehr. Dazu kam eine ungeheure, durch die Mißernte des nassen Sommers 1816 hervorgerufene Theuerung und Hungersnoth, namentlich auch in der Schweiz, welche Theuerung man damals um so mehr empfand, weil von einer Unterstützung bei der Mangelhaftigkeit der Verkehrsverhältnisse und der schon betonten Abschließung durch Zollschranken kaum die Rede sein konnte.

Diese Zustände dauerten äußerlich fast bis zur Mitte des Jahrhunderts. Trotzdem begann in den dreißiger Jahren eine Zeit des Vorwärtstrebens auch auf wirthschaftlichem Gebiet. In England und Frankreich, sowie in Belgien entstanden große Centren der Industrie, oft durch tüchtige, von unten heraufgekommene Einzelne wie aus dem Boden gestampft. Langsam beginnt das Zeitalter des Dampfes und der Maschine. Schon besuchten Dampfschiffe den Rhein; in den dreißiger Jahren tauchten in Deutschland die ersten Eisenbahnen auf: mit ihnen beginnt ein neuer Abschnitt des Verkehrslebens. Der einsetzende wirthschaftliche Aufschwung ließ die Thorheit des gegenseitigen Umbringens durch Zollschranken grell erkennen. Einzelne Kleinstaaten suchten Steuervereine zu gründen, aber erst Preußen, das schon 1818 seine Binnenzölle aufgehoben hatte, gelang es, durch die Gründung des Zollvereins Handel und Gewerbe aus den drückendsten Fesseln zu befreien. Weiter begann ein zum Theil durch die Fortschritte der Naturwissenschaften bedingter Aufschwung der Landwirthschaft, die sich zum Theil ganz neuer Gebiete, wie des Runkelrübenbaus zur Gewinnung des Zuckers, bemächtigte.

Mit diesen eben neu beginnenden wirthschaftlichen Umwälzungen ging naturgemäß eine rasche Erwerbung von Wohlstand, oft von Reichtum, Hand in Hand. Der wachsende Preis der Leistungen fachte den Spekulationsgeist an. Die politische Emanzipation des Bürgerthums, die Hebung seines Selbstbewußtseins, der Fall aller Privilegien erleichterten den Wettbewerb. Nach 1848, um hier kurz schon einen Blick auf die zweite Hälfte des Jahrhunderts zu werfen, nahm die Entwicklung zum Reichtum einen allgemeineren Charakter an. Die Arbeit als Mittel zum Reichtum erschien in wunderbarem Licht. Man hörte von Maschinenarbeitern, von Schlossern, die zu großen Fabrikherren geworden waren und große Reichthümer aufgehäuft hatten, von reich gewordenen Wollwirthern, von millionenbesitzenden Schneidern u. s. w. Gleichzeitig gewann das Geldgeschäft als solches eine ganz andere Bedeutung. Reiche Banquiers wurden immer zahlreicher. Diese ganze Entwicklung führte naturgemäß auch zu einer Steigerung der Lebensverhältnisse.

In den fünfziger und sechziger Jahren zeigt sich bereits ein völliger *Ge =*
gen = *s =* *a =* *b =* der gesamten Lebenshaltung zu der im Anfang des Jahrhunderts:
 es ist die Zeit des zweiten französischen Kaiserreichs, die uns die neuen Verhält =
 nisse in typischer Weise zeigt, die auch die Schattenseiten derselben, den über =
 triebenen Luxus und die Jagd nach Geld aufs schärfste hervortreten läßt. Für
 den Luxus dieser Zeit ist z. B. das Erstehen einer ausgedehnten Luxusindustrie
 charakteristisch. Alle Welt fast bereicherte sich, spekulierte, spielte. Die in =
 dustriellen Unternehmungen, die unter Louis Philippe zu blühen begonnen
 hatten, steigerten ihre Erträge immer mehr. Aktiengesellschaften entstanden
 überall, oft schon zum Schaden, zur Ausbeutung des kleinen Kapitalisten. Dazu
 ein genussüchtiges, leichtsinniges Leben voll Glanz und Gefälligkeit. Der
 Höhepunkt des ganzen Treibens und zugleich ein Bild des in den letzten De =
 zennien in Europa und Amerika Erreichten war die Weltausstellung von 1867.
 Aber die Entwicklung ging rastlos weiter. Nach dem Kriege von 1870, der
 der wachsenden Genußsucht den schweren Ernst des Lebens gezeigt hatte, feier =
 ten die Jagd nach Geld und die Jagd nach Genuß wahre Orgien. Es kam die
 Zeit der Gründungen und mit ihr allerdings ein plötzlicher Zusammenbruch,
 der große Krach. Die schwersten Anklagen wurden damals nicht nur gegen
 Finanziers, sondern auch gegen Mitglieder der hohen Gesellschaft erhoben. Von
 dem Durst nach Gold, sagte Basker mit Recht, waren alle Gesellschaftskreise
 ergriffen. Die Sucht nach Gewinn, der jedem über Nacht in den Schoß zu fallen
 schien, hatte zu maßlosem Schwindel geführt, der sich nun bitter rächte. Aber
 diese Zeit des Schreckens ging vorüber; die Krise, die sie heraufbeschworen hatte,
 wurde überwunden, und in der alten Richtung ging es weiter. Immer neue
 Triumphe in Technik und Chemie, immer neue Anreizungen zu Unternehmungen,
 immer dieselbe Jagd nach Geld, das alles, das das Glück bedeutet. Am
 schärfsten ist dieser moderne Geist in dem Amerikaner ausgeprägt, der in rast =
 loser Arbeit, in unermüdlichem Jagen nach Reichtum aufgeht, der diese Rast =
 losigkeit dem ganzen amerikanischen Leben aufgeprägt hat. —

Die *W o h n u n g e n*, nach deren Beschaffenheit sich in erster Linie auf
 die Behaglichkeit des Daseins schließen läßt, waren vor hundert Jahren, na =
 mentlich was das Kleinbürgerthum anbelangt, einfach, enge, finstere Zimmer
 und finstere Treppen. Nummerierung der Häuser war vielfach erst die Folge
 der französischen Cinquartierung. Von *ä u ß e r m S c h m u c k* des Hauses
 war keine Rede. Man war froh mit den vier Wänden an sich, um unterge =
 bracht zu sein. So baute man fast ausschließlich aus Holzfachwerk einstöckig oder
 zweistöckig; zu ebener Erde vielleicht ein Laden mit äußerst bescheidenen kleinen
 Schaufenstern und der nöthigen Auslage; hinter dem eigentlichen Kaufladen das
 gemüthliche Ladenstübchen, für den Abschluß intimer Geschäfte sowohl als für
 den Aufenthalt der Familie bestimmt. In den übrigen Stockwerken Privat =
 wohnungen; das Aeußere des Hauses mit gelblich-grauer Farbe beworfen, das
 Dach spitzgieblig; bald ist die Langseite, bald der Giebel der Straße zugewandt.
 Darum sehen auch die alten Straßen so unordentlich und doch wieder an =
 spruchslos = gleichförmig aus. Auch wenn die Stadt oder der Staat baute,
 Postgebäude, Kanzleien, Bibliotheken, Schulen, geschah es in dem nämlichen
 Stil oder vielmehr mit Verleugnung jeglichen nur denkbaren
 Stils. Jene kasernenartigen Gebäude entstanden, welche heute zumeist

gefalligeren Bauten haben weichen müssen oder uns noch erzählen von der Sparsamkeit und Genügsamkeit unserer Vorfahren. Ein Glück ist es, daß Kirchen und Schlösser schon vorhanden waren, herrührend aus den Zeiten größerer Verschwendung, edleren Geschmacks und vollendeter Leichtlebigkeit; neu zu errichtende Gotteshäuser oder Herrenbauten möchten wohl eine eigenthümliche Gestalt angenommen haben.

Das Haus auf dem Lande, in den Dörfern, auf den Einöden und Höfen, blieb sich gleich, wie es in seiner Form aus der Vorzeit überliefert war. In Oberbahern, im Allgäu, auch im Schwarzwald jene niedrigen Holzbauten mit ziemlich flachem, weit vorspringendem Dache; ringsum auf zwei oder gar auf drei Seiten des Hauses balkonartiger Vorbau, die Lauben genannt, ein wackerer Spruch auf der Frontseite über der Thür. Im mittleren Deutschland, in Niederschwaben, Franken, in Thüringen, in der Pfalz, am Rhein, in Hessen, war der Stil im ländlichen Hausbau verloren gegangen; nur hie und da noch ein Anklang daran; dann fehlte auch der Spruch nicht. Der vollständig hölzerne Bau hört hier auf, Holzfachwerk tritt an die Stelle, das Dach wesentlich spitziger, keine Holzschindeln auf dem Dache, sondern Ziegel, Schiefer oder Stroh. Je weiter nach Norden, desto mehr Charakter kommt wieder in den ländlichen Hausbau. Holz und Backsteine bilden das Material zum Bau der Wände, Stroh für das Dach. Dieses selbst wird noch spitzer als in Mitteldeutschland, thürmt sich mächtig auf und reicht tief gegen den Erdboden herab. Solche tüchtige Bauernhäuser, zumeist auch mit frommen Sprüchen geziert, finden sich in Westfalen, Niedersachsen, im unteren Elbland, in Pommern, Mecklenburg, Schleswig-Holstein, an der Küste, bis hinüber auf die Inseln und Halligen.

Das behagliche und zugleich vornehme alte Bauernhaus der Niedersachsen, in manchen Gegenden Westfalens und der Marschen mit seinen alten Bäumen, seiner Einbegung und seinem Wassergraben, einer Bauernburg nicht unähnlich, wich je weiter dem Osten zu, desto mehr einem kümmerlichen Unterschlupf, den sich der kleine Bauer und Tagelöhner aus Lehm und Holz herstellte. Es bedurfte oft eines zerstörenden Ereignisses, um den alten Schmutz und die eingelebte Unbequemlichkeit zu beseitigen. Armselige Behausungen aus Dorf und Lehm hatten die 900 Bewohner der Insel Hiddensäde bei Rügen beherbergt, bis die Sturmfluth des Jahres 1872 die Hütten wegnahm und Platz schaffte für saubere, theilweise massive Wohnhäuser.

Durch die Thätigkeit der Feuerversicherungsgesellschaften begann mehr und mehr das Strohdach und Schindeldach dem Ziegeldach, im Westen des Reiches dem Schieferdach zu weichen. Es waren bescheidene Anfänge auf dem Land und in den Städten, aber man erkannte doch allmählich, wie die Lebensbehaftigkeit, bisher nur ein Privilegium der oberen Klassen, zum Gemeingut des ganzen arbeitenden Volkes bestimmt sei. Die Versicherungswerthe und der Preis von Grund und Boden steigerten sich.

In Beziehung auf die Einrichtung der Wohnungen ergab sich keine allzugroße Verschiedenheit: die armen Leute auf dem Lande und in den Städten beschränkten sich auf das Allernothwendigste, die wohlhabenderen Bürger und Beamten begnügten sich mit knapper, meist mehr solider als glänzender Einrichtung. Die Stubenböden waren durchaus von Tannenholz, meist



Die Petrikirche zu Hamburg in Flammen.

(Am 5., 6. und 7. Mai 1842 brannte fast der dritte Theil Hamburgs nieder.)

Das XIX. Jahrhundert.

über Kreuz von eichenen Rahmen durchzogen. Die letzteren wurden des Samstags geölt und glänzend gemacht, der Tannenboden selbst tüchtig geschauert und oft übermäßig naß gesetzt. Ihn recht weiß zu erhalten, war der Stolz der Putzenden. Zur Erhöhung des Weißseins hat auch das leichte Bestreuen mit Stubensand gedient. Steintreppen befanden sich bloß in bevorzugten öffentlichen Gebäuden. Fast ausschließlich war Tannenholz zu den Treppen verwendet; Parkett sah man nur selten.

Die Fenster erschienen allmählich lichter und größer. In Blei gefaßte runde Scheiben sah man nur noch selten. Die Bleifassung blieb in einfacheren Häusern, aber die Scheiben, noch klein, wurden viereckig. Da und dort behielt man noch den alten Schieber, Doppelfenster waren selten; so gefroren die Fenster leicht in der Zeit des Frostes, die Zimmerwärme thaute auf, und es ergab sich manche Unbequemlichkeit. Ein sinnreich angebrachtes Tropfwerk mit Rinne und Sammelbecher sollte dem Uebelstand abhelfen. Alles wie auch der Lambris mit weißer Oelfarbe angestrichen. Der Plafond geweißt und in den geringeren Stuben auch die Wände. Zeigten die Wände Ausbuchtungen, Buckel und Rinnen, so war das ein Zeichen für eine Stube niederen Ranges. Bessere Stuben in guten Bürgerhäusern pflegte man auch gelb und blau anzustreichen oder durch den Maler mit allerlei Figuren versehen zu lassen. Das Zeichen der wirklichen guten Stube aber bestand darin, daß sie tapeziert war, zu meist mit freundlichen, blumenbesäeten Stücken, hellfarbig. Licht und hell waren auch die Vorhänge, die künstliche Verdunkelung der Stuben liebte man noch nicht. Die meisten Oefen waren von Eisen, je nach dem Landesbrauch geformt, gleichzeitig zum Kochen und Wärmen eingerichtet. Zuweilen fand man auch Thonöfen, Porzellanöfen genannt, von weißer oder bunter Farbe. Gebrannt wurde weitaus am häufigsten Holz; denn Steinkohle war nur in der Nähe der Bergwerke billig; mit der Entfernung von diesen wuchs der Preis mit unheimlicher Progession. Als im Jahre 1835 der dirigierende englische Lokomotivführer in Nürnberg Steinkohlen zur Heizung seiner Maschine verlangte, bezog man Ruhrkohlen, auf den Frachtwagen in Kisten verpackt, den Zentner zu beinahe drei Gulden; Saarbrücker kamen etwas billiger.

Die Möblierung der Zimmer zwar nüchtern, aber bequem. Man liebte Hochbeinigkeit, ein Erbstück aus der Geschmacksrichtung des Empire, und war eingenommen für hellfarbig röthlich oder gelb polierte Hölzer. So stand das Holz des Kirsch- und Birnbaums, der Pflaume, helles Nußbaumholz obenan. Die Stühle, deren Lehnen öfter geschnitzt waren, waren nicht selten mit grünem Tuche überzogen. Grün war auch die bevorzugte Farbe bei Vorhängen vor den Betten — Himmelbetten waren noch vielfach im Gebrauch —, bei der Tischdecke und wohl auch bei den Fenstervorhängen. Wollene Vorhänge waren freilich noch ein Luxusgegenstand und kommen erst später stärker vor. Allgemeiner waren die Vorhänge aus einfachem, weißem Mull. Ein Kupfer in der Zeitung für die elegante Welt von 1805 zeigt Vorhänge „im neuesten Geschmack“, d. h. Draperie aus dunklem Stoff, aber nur oben. Die Rouleaux („shades“) waren höchst primitiv: man kann kleine häßliche im Arbeitszimmer Goethes in Weimar noch heute sehen. Jalousien („blinds“) waren in Deutschland, nicht aber in Oesterreich und im Süden, wo sie ja auch nothwendiger waren, ein Gegenstand des Luxus. Vorhänge waren übrigens ebenso

wie die Spiegel an den Wänden auch erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts üblich geworden. Die Spiegel waren, da man Glas in großen Platten noch nicht kannte, klein oder aus einzelnen Stücken zusammengesetzt. Kostbare Teppiche gab es sehr wenig und nur in vornehmen Häusern; selbst unsere kleinen Teppiche und Vorlagen hoben den fahlen Charakter des Zimmers nur selten auf. Höchstens vor dem Nähtisch der Hausfrau lag in der Regel eine kleine Vorlage. Ein kleiner Teppich und ein hochbeiniges Sopha kündigten die gute Stube an, wo die besten Stücke des Hausraths, oft aus verschiedenen Zeiten stammend, vereinigt waren. Sie wurde meist nur zu den höchsten Familienfesten geöffnet.



Der Platz der alten Börse in Hamburg nach dem großen Brande.

Dort hing auch ein sogenannter großer Spiegel mit Holzrahme. Goldrahmen traf man überhaupt selten; der Bilderschmuck der Wände, noch nicht sehr zahlreich, aber mit Pietät betrachtet und bewahrt, fand sich fast ausschließlich von eßigem, poliertem Holz umrahmt. In der guten Stube durfte auch die Standuhr nicht fehlen, meist im Rokokogeschmack aus früherer Zeit ererbt und nicht recht passend in diese steife, hochbeinige Rechtwinkligkeit. Auch Krystall- und andere Vasen fanden hier ihren Platz und der Glaskasten, die Etagere mit ihren Wundern.

Heute hat die Küche und der Herd alles Geheimnißvolle verloren, aber in den zwanziger Jahren noch konnte die Küche als das eigentliche Heiligtum des Hauses gelten, der Herd als der Sitz des Feuers für das ganze Haus. Ursprünglich war der Herd nichts anderes als eine Unterlage von

Steinen für das Feuer. In der Niederung, in der steinlosen Marsch, versah ein Sandhaufen die Stelle des Steinunterbaus. Mehr oder weniger zweckmäßig aufgerichtet fand sich in einfachen Häusern diese ursprüngliche Form des Herdes noch vor. Um das offene Feuer auf dem Herde standen die Töpfe. Einen Schritt aber war man weiter gekommen durch Einführung des „Kunstherdes“ in den besseren Häusern. Das Wort verspricht mehr, als es hält. Das Kunststück war nicht so gewaltig groß; man darf dabei nicht an unsere heutigen geschlossenen Herde denken. Die Tugend des Kunstherdes bestand einfach darin, daß das Feuer nicht offen brannte neben den Töpfen, sondern in eingemauerter Feuerung, in welche die Töpfe durch die Oeffnungen einer eisernen Herdplatte herabhingen. In einer Ecke des Herdes aber bestand immer noch eine Vorrichtung zu einem offenen Feuer mit einer sinnreichen Art von eisernem Galgen zum Ueberhängen eines Gefäßes oder zum Braten am Rost, zu raschem Anfeuern u. s. f. Als Decke hoch über dem Gewölbe hing der Kaminsoß wie eine umgestülpte Tüte, mit weiter Wölbung den Rauch auffangend und in das breite Kamin führend. So befand man sich in der Küche zu einem Theil im Freien; war das Kamin senkrecht geführt, so konnte man vom Herde aus an den freien Himmel blicken. Dazu waren die Kamine weit, um den Essentkehrer durchkriechen zu lassen, um Schinken, Würste und Speckseiten, Zungen und andere leckere Fleischstücke zum Räuchern aufzunehmen. Drängte der Wind von oben herab durch den weiten Schlauch des Kamins, so war das Feuer schwer zu unterhalten, das ganze Haus wurde voll Rauch; im günstigsten Falle aber blieb die Küche ein ungemüthlicher, kalter, windiger Aufenthalt für die Dienstboten. Um den unteren Rand des weit ausladenden Kaminschoßes zog sich schanzenartig ein Brett, auf dem Küchengeräthe Platz fanden. Das Küchengeschirr selbst war einfach und aus Thon oder rohem Gußeisen gefertigt. Beim Reinigen auf dem Wasserstein spielte der Sand eine Hauptrolle.

Nicht nur auf dem Lande, auch in Städten durfte in der Küche die Wasserbank nicht fehlen. Hölzerne Rufen, mancherlei Kübel, kupferne Gölten bargen den Vorrath an Wasser, der morgens und abends vom Brunnen herbeigetragen werden mußte. Denn Wasserleitungen in die Häuser bestanden noch nicht. Und das Wassertragen gab des Abends die Plauderstunde für die Hausmädchen und Köchinnen ab; dabei war man stolz auf schönes Geschirr, auf die Geschicklichkeit und Grazie im Tragen des Wassergefäßes, namentlich in den Gegenden, wo es nach Unterlegung eines weichen Bausches auf dem Kopfe der Mädchen balanciert werden mußte. Diese Art des Tragens, wie es auf dem Lande heute noch geschieht, ist gewöhnlich in Schwaben, Franken, in der Pfalz; andernorts zog man vor, den Kübel in die Hüfte zu stemmen oder das Wasser mittels der Bütte auf dem Rücken zu tragen. Es leuchtet ein, daß, um alle diese Apparate aufnehmen zu können, die Küche mit ihrem backsteingepflasterten Boden ziemlich geräumig sein mußte. Erst die heutigen Verbesserungen haben die Küche zu einer Art von Zimmer gemacht, wohnlich für die Dienstboten, und zugleich ist dadurch gestattet worden, den Raum zu beschränken. Weitläufig liebte man auch die Speisekammer, denn oftmals sah man sich genöthigt, bei stoßendem Verkehr größere Vorräthe unterzubringen.

In verschwenderischer Weise war in der Regel der Raum zugewiesen dem Vorplatz oder Deyrn, dem Bügelzimmer, den Holzställen u. s. f. Für eine fast

unerhörte Neuerung aber galt es, als in späteren Jahrzehnten die B a d e = z i m m e r aufkamen. Man war dem Wasser gegenüber höchst ängstlich. Oeffentliche Badeanstalten gab es nur selten, und man dachte nicht daran, ein Stück des überflüssigen Raumes im Hause auf eine Badeeinrichtung zu verwenden.

Die ü b r i g e n Z i m m e r waren recht einfach eingerichtet, vielfach mit sehr alten Möbeln, Familienstücken. Im großen Wohnzimmer, das immer auch zugleich Eßzimmer war, stand der große Tisch, der Schreibsekretär der Hausfrau, ein Kanapee und in der Regel auch das Klavier. In jede Stube gehörte übrigens ein Spudnapf. An der Wand des Wohnzimmers hing regelmäßig die Fliegenklatsche, die erst in ganz neuerer Zeit seltener geworden ist. Neben der Thür der Klingelzug, ein gestrichter Zeugstreifen mit schwerem Glas- oder Messinggriff. Das Zimmer des Hausherrn war höchst bescheiden eingerichtet — man erinnere sich nur des Arbeitszimmers Goethes, wie es heute noch den Besuchern des Goethehauses in Weimar vor Augen tritt und ihnen Rufe des Staunens über die Einfachheit jener Zeit abnöthigt. Noch einfacher waren die Kinderzimmer, soweit sie existierten — denn der Hauptspielplatz war der große Flur — und die Schlafzimmer. Die Betten selbst, deren Gestelle recht schmal waren, waren, wie heute noch auf dem Lande, fast regelmäßig Federbetten, im Sommer leichtere Decken. Die Franzosen machten sich übrigens über das deutsche Bettzeug lustig. Ein Bonmot lautet: „Betttücher wie Servietten und Servietten wie Betttücher.“ Der Himmel der, wie erwähnt, noch häufigen Himmelbetten bestand meist aus gewürfeltem Rattun. An Wäsche, Bettzeug, Tischzeug u. s. w. besaß man ziemlichen Ueberfluß in großen Vorrathsschränken; ebenso liebte man große Mengen Küchengeschirr. Alle diese Verhältnisse haben sich aber in der ersten Hälfte, namentlich aber in der zweiten des Jahrhunderts mit der Steigerung des allgemeinen Wohlstandes geändert.

Nichts zeigt ferner den Umschwung der Lebensverhältnisse in dem Jahrhundert deutlicher als der Wandel auf dem Gebiete des B e l e u c h t u n g s = w e s e n s. Die Beleuchtung der Zimmer bewirkten in den ersten Jahrzehnten Oellampen, und in vornehmeren Kreisen Kerzen, in den Kinderzimmern u. s. w. Talglichter, deren Herrschaft sich aber bei dem theuren Preise der Wachskerzen in der Regel auch auf die Wohnzimmer erstreckte. Diese Talglichter — meist stand nur eins auf dem Tisch — erforderten eine fortwährende Puh-Thätigkeit, da sie nach einiger Zeit sich regelmäßig verdusterten. Die Lichtpuhcheere war daher ein stehendes Inventarstück. Uebrigens durfte das Licht wegen des häßlichen Geruchs nicht ausgeblasen, sondern mußte mit einem Klümpchen Talg erstickt werden. Die damaligen Oellampen würden uns heute auch nicht behagen; da man keine Cylinder kannte, brannte die Flamme offen. Die primitivste Lampe mit dünnem Docht erleuchtete die Küche. Oft war es eine Art roher Ampel, die man an einer Kette am Gesims des Rauchfangs oder sonstwo aufhing. Für Gesellschaften aber hatte man schon künstlicher eingerichtete Lampen; dann waren auch die Kronleuchter mit Kerzen üblich. Es gab auch schon gegen die Mitte des Jahrhunderts solche, in die man „Gasspiritus“ goß. „Aus den durchlöcherten Scheiben am Ende der Arme drang der Aether und bildete entzündet einen Kranz von Flammen.“ Dann kam Anfang der fünf-

ziger Jahre das Petroleum und brachte einen vollständigen Umschwung in der Herstellung und Verwendung der Lampen hervor.

Auch das Licht- und Feueranzünden war sehr primitiv. Abgesehen von der primitivsten, aber häufig angewandten Art, an der glühenden Kohle des Herdes den Schwefelfaden oder das Schwefelholz zu entzünden, konnte man vor Erfindung der Streichhölzer nur auf eine sehr umständliche und oft langwierige Art Feuer anmachen. Das einfachste und gewöhnlichste Feuerzeug bestand in Stahl, Stein und Zunder. Man schlug mit dem Stahl den Stein so lange, bis der darauf gelegte Zunder — allgemein war der bequeme und billige Feuerschwamm in Gebrauch, der freilich auch nicht immer zündete — Feuer fing. Dazu kam nun der Schwefelfaden, den man an den Zunder hielt, wodurch man dann eine helle Flamme zum Anzünden gewann. Diese in geschmolzenen Schwefel getauchten Fäden wurden in Päckchen zu 3 Pfennig verkauft: eine sparsame Hausfrau soll fast ein Jahr mit einem Päckchen auskommen sein. Da das Auslöschten der Fäden unbequem war, hatte man schon um 1800 Schwefelhölzer, in Schwefel getauchte Stäbchen, oder Schwefelfidibusse. Den Stahl trug man übrigens in sogenannten Feuertaschen, in die der Stahl so eingenäht war, daß man ihn sofort bereit hatte, und die häufig, von weiblicher Hand verarbeitet, zu Geschenken dienten. Ferner waren seit dem vorigen Jahrhundert Zunderbüchsen in Gebrauch, die man um 1840 noch mehrfach fand. Um 1825 kamen die Lintenfeuerzeuge auf, die immer verbessert und immer billiger, in den fünfziger Jahren sehr verbreitet waren. Das Streben, das Feueranzünden noch bequemer zu machen, führte weiter zu immer neuen Feuerzeugen. Da fand man wohl in dem Wohnzimmer des Hausherrn oder im Gesellschaftszimmer ein Mahagonitäschchen stehen. Darin war ein Instrument, bei dem es nur eines Druckes an einer Messinghandhabe bedurfte, um an einem dadurch glühend gewordenen Platinschwamm den Fidibus zu entzünden. Das war das Döbereinersche Feuerzeug. Die Entzündung wurde durch Entwickelung von Wasserstoffgas hervorgerufen. Diese Feuerzeuge, deren äußere Hülle Blech, Glas oder Porzellan war, wurden in sehr gefälligen Formen hergestellt. Es gab auch solche, die man in Spazierstöcken oder in der Westentasche tragen konnte. Auf der Entdeckung Berthollets, daß chloresäures Kali durch Schwefelsäure sich entzündet, beruhten die Vitriol-, gewöhnlich, wie Detlev von Biedermann berichtet, Tätschefeuerzeuge genannt. Lange und plumpe Schwefelhölzer tauchte man in Fläschchen und zog sie brennend heraus. Man trug jene in Blechbüchsen, die roth lackiert waren; doch leicht verdarb die Säure die Kleidung. Aber diese bis 1830 häufigen wie andere Feuerzeuge verschwanden vor den Streichhölzern. Als Lucifer matches tauchten sie zuerst 1829 auf, dann kamen die Phosphorhölzchen und endlich, da diese durch Unvorsichtigkeit leicht entzündeten, die schwedischen Streichhölzer. Jetzt hatte man endlich ein wirklich bequemes Feuerzeug, von dem man denn heute auch den ausgiebigsten Gebrauch macht.

Weniger als die Wohnungsverhältnisse hat sich im Laufe des Jahrhunderts die Nahrungsweise des Menschen geändert. Entsprechend den Zeitverhältnissen war sie in den ersten Jahrzehnten einfach und frugal. „Zu Mittag“, heißt es in Gustav Frehtags Erinnerungen, „nur ein Gericht, am Abend erhalten die Kinder selten ein Stück Fleisch, häufig Wasseruppe, welche

die Mutter durch Wurzeln oder einen Milchezusatz anmuthig machte. Wein wurde nur aufgesetzt, wenn ein lieber Besuch kam.“ „Solche Einfachheit“, fügt Freitag hinzu, „war allgemein“. So einfach wie die Genüsse des jungen Barnhagen in seiner Nachener Zeit, die nur in Milch, Brod und Eiern bestanden, waren die Durchschnittsspeisen freilich nicht. Sie waren von den heute üblichen nicht allzu sehr verschieden, nur daß man auf die theuren Dinge leichter verzichtete als heute, und dadurch eine geringe Abwechslung in den Speisen entstand. Von den Getränken haben Kaffee und Thee ihre Rolle im Laufe des Jahrhunderts nicht wesentlich geändert. Das Bier, von jeher deutsches Nationalgetränk, war in Norddeutschland im Allgemeinen zu Anfang des Jahrhunderts sehr mäßig, das bayerische Bier dagegen auf sein Ursprungsland beschränkt, wo man es ebenso stark trank wie heute. In der aufgeregten Zeit von 1848, wo eine Versammlung die andere jagte, wo der Mann im Wirthshaus bis in die Nacht hinein politisierte, stieg der Bierkonsum beträchtlich. Der Wein, früher übrigens auch nicht reiner als heute, war damals eigentlich nur auf die wohlhabenden und gebildeten Familien beschränkt, abgesehen von den Gegenden, die selbst Wein bauten. Hingegen gehörte ein ordentliches Weinlager mehr als heute zum Bestande eines besseren Hauses. Der Branntwein, damals wie heute vorzugsweise das Getränk der niederen Klassen, wurde früher doch zum Theil stärker von Bessergestellten genossen, woran der geringere Biergenuß die Schuld trug. Im 18. Jahrhundert hatte seine Verbreitung außerordentlich zugenommen, nachdem man seine Bereitung aus Kartoffeln kennen gelernt hatte; ebenso waren die Liköre sehr in Mode gekommen. Gleichwohl war der Branntwein bis zum Anfang des Jahrhunderts wenig in das Haus gedrungen. Dann wurde er aber mit der Ausbildung der Kornbrennereien immer mehr Volksgetränk; immer zahlreicher werden die Klagen über die Branntweinpest, die das häusliche Leben, Wohlstand und Gesundheit gefährde. Schon 1803 machte Friedrich Wilhelm III. „auf das überhandnehmende Branntweintrinken unter der gemeinen Volksklasse“ aufmerksam. Und Hufeland schrieb 1802 im Berliner Intelligenzblatt: „Kinder und Greise, Männer und Weiber, hohe und niedere Stände überlassen sich diesem verführerischen Genuße, und, ich sage es mit voller Ueberzeugung, die Menschheit litt noch nie an einer so gefährlichen und allgemeinen Krankheit, als diese Branntweinsucht ist.“ Der Gegenstoß erfolgte erst um 1840 herum: es breitete sich von England und Amerika aus eine starke Bewegung aus, die entschieden eine größere Mäßigkeit oder völlige Enthaltensamkeit vom Branntweingenuße zur Folge hatte. Die Aufbewahrung der Speisen und Speisevorräthe geschah im Keller; Eiskästen waren in der Haushaltung noch gänzlich unbekannt; nur in Konditoreien und Hotels kam Eis zur Verwendung. Das Mittagessen selbst fand, die wenigen großen Städte im deutschen Norden ausgenommen, um 12 Uhr statt. In den meisten Bürger- und Beamtenfamilien hielt man auf schwere echt silberne Löffel, gebrauchte aber zumeist noch eiserne Gabeln. Bei kleineren Leuten fand auch das Gefinde noch seinen Platz am allgemeinen Familientisch, namentlich auf dem Lande.

Die Gewohnheit des Rauchs ist im Laufe des Jahrhunderts außerordentlich viel stärker geworden, wie man überhaupt für solche Dinge heute mehr Geld übrig hat. Sie war in den ersten Jahrzehnten mehr auf das Haus

beschränkt. Namentlich der Deutsche huldigte diesem Genuß besonders stark, so daß er damals das Entsetzen der Engländer erregte. Auf den Straßen zu rauchen war verboten; um so mehr rauchte man in der Studierstube, in der Werkstatt, in den Wirthshäusern, und zwar ausschließlich aus Pfeifen. Mit den Pfeifen, deren es alle möglichen Arten gab, ist später auch der Tabak, einst in jedem Hause zu finden, mehr und mehr abgekommen. Der Tabak war billig, das Rauchen also wohlfeil. Beliebte Sorten waren Puerto Rico, Virginia, Puerto Carero, sowie der Barinas-Canaster. Weit theurer waren die Cigarren, die aber vor 1806 selten geraucht wurden. Der erste Cigarrenfabrikant in Deutschland gegen Ende des vorigen Jahrhunderts war der Hamburger Schlottmann. Sonst kamen sie über See aus Amerika. Nach Deutschland wurden sie dann stärker durch die spanischen Truppen Napoleons gebracht; und nach Aufhebung der Kontinentalsperre verbreiteten sie sich mehr und mehr. Aber die Gegnerschaft blieb stark. Wenn schon vor 1806 das Journal „Hamburg und Altona“ meinte: „Modisch und schmutzig, ekelhaft und gewissermaßen gefährlich ist die Mode unserer jungen Herren, mit brennenden Cigarren im Munde in Zimmern, auf Promenaden, kurz überall sich zu produzieren“, so hielt man sie auch später einerseits für unanständig, andererseits für gesundheitsgefährlich. Nach Klemm wurde z. B. der frühe Tod eines jungen Mannes an der Brustkrankheit der Einwirkung der Cigarren zugeschrieben. Als das Verbot des Rauchens auf der Straße 1848 fiel, eroberte die Cigarre aber rasch alle Welt. Die „Rauchfreiheit“ priesen die Berliner als die einzige Errungenschaft des tollen Jahres, die Straßen und der Thiergarten wimmelten von Rauchern, und so war es überall. Dieses Straßenrauchen förderte lediglich den Cigarrenverbrauch: die Pfeife war dazu nicht geeignet. Endlich erleichterte auch die Erfindung der schwedischen Streichhölzer dem Cigarrenraucher das Anzünden seiner Cigarre ungemein: sie hat überhaupt das Rauchen sehr gefördert. — Ist das Rauchen also außerordentlich gestiegen, so ist eine andere ähnliche Sitte dafür zurückgegangen, das Schnupfen. Es kommt heute in Gesellschaft gar nicht, im Hause wenig vor. Ältere Herren bieten nur hier und da am Stammtisch die Dose an. Früher war der Tabak als „beliebte Kost der Nasen“ noch aus dem 18. Jahrhundert her mehr geschätzt, auch noch von Damen, die ihn wohl sogar in goldenen Döschen bei sich führten. Seit 1814 verbreiteten sich die Dosen aus Birkenrinde.

Gehen wir über zur Kleidung und den Moden, so blickte die ganze vornehme, gebildete, modische wie vielfach auch die bürgerliche Welt in Europa auf Paris. Dort hatte man zur Zeit des Direktoriums und des Konsulats den Versuch gemacht, das Kostüm zu antikisiren. Beim Uebergange ins 19. Jahrhundert war daher à la Grecque (altgriechisch) die herrschende Mode, und die Damen trugen das Kleid à l'Athénienne, eine hellfarbige, seidene, ärmellose, hochgegürtete Tunika, über die oben ein kleiner Umschlag nach griechischer Art herüberfiel. In England hatte die Romantik eine gewisse Vorliebe für das Mittelalter rege gemacht, und man fügte auch der Damentracht daher gern einzelnes hinzu, das ritterlich oder mittelalterlich sein sollte. Dafür galten zum Beispiel Federschmuck im Haar, gezackte Spitzenkragen und kleine geschligte Schulterpuffen, und solche Zuthaten, die wohl auch auf den Continent herüberkamen, gaben den englischen Damen ein eigenthümliches Gepräge, wenn

sie im ganzen auch den Moden des Kaiserreichs folgten. In Deutschland kam in der männlichen Tracht um die Jahrhundertwende der runde Hut, unser heutiger Cylinder, immer mehr in Aufnahme. Puder, Puderfrisur und Zopf



Straßenszene in Paris ums Jahr 1800.

waren schon gefallen oder doch nur noch vereinzelt zu finden; man trug sein eigenes Haar in der natürlichen Farbe und kurz geschnitten. Mit dem runden Hut fanden auch überall das Beinkleid mit Stiefeln zunehmende Verbreitung, während man Kniehosen mit Strümpfen und Schuhen nur noch bei alten

Leuten ober auf dem Lande sah. Auch die deutsche Frauentwelt machte die Mode à la Grecque mit und bekleidete sich mit der „griechischen Chemise“ und der „Tunika“ unter Weglassung der Schnürbrust. Während des ersten Napoleonischen Kaiserreiches trat dann die Reaktion ein, die ja immer wieder an das Alte anknüpft. So suchte Napoleon I. die Trachten der französischen Königszeit an seinem Hofe neu zu beleben; das gelang ihm aber nur für die höfischen Kostüme, nicht für die allgemeine Mode, die den Errungenschaften der Revolutionsperiode treu blieb. Das waren Frack und Rock, lange Hose und runder Hut, breite Halsbinde und kurze Weste für die Männerwelt, wie für die Frauen das einfache Kleid mit hoher Taille, die flachen Schuhe und die gedrängten Frisuren, auf die man bald wieder Hüte und Hauben setzte, die gleichfalls aus den ersten Revolutionsjahren stammten. Gegen das Ende der Napoleonischen Kriegszeit erschienen die Berliner Modeherren im langen, schlichten Rock oder gleichem Frack mit hohem Kragen, alles ohne Falte; dazu gehörte ein steifer, schwarzer Hut mit kurzem Rande. Ihre Damen zeigten sich in der hochgegürteten Tunika, die sie so eng umschloß, daß sie kaum darin schreiten konnten, und so kurz war, daß man die Füße mit den ausgeschnittenen flachen Schuhen sah. Von dieser für beide Geschlechter durchaus un schönen Tracht haben die Moden des 19. Jahrhunderts ihren Ausgang genommen.

Im zweiten Jahrzehnt wurde die m ä n n l i c h e Tracht immer farbloser, nüchterner und einfacher. Vielsach sah man zwar noch den blauen Frack mit blanken Messingknöpfen und im Sommer die gelbe Pantinghose; auch Braun und Olivengrün waren für die gewöhnliche Tageskleidung nicht selten. Bei allen irgendwie festlichen Gelegenheiten trug man aber schon nur noch Schwarz und Weiß, während die herkömmliche tägliche Kleidung im Winter wie im Sommer vorwiegend die graue Farbe zeigte. Bei kaltem Wetter wurde in den ersten Jahrzehnten ein Oberrock, der „Redingote“, über dem Frack getragen; der Redingote wurde dann um 1828 auch ohne Frack getragen, an den Seiten der langen, die Hüften ganz umschließenden Schöße mit Taschen versehen, bald weit, bald in der Taille eng anschließend. Bezeichnend war auch der weite Kragen. Die Farbe dieses Vorläufers unseres Gehrockes schwankte zwischen grau und braun. Schon im zweiten Jahrzehnt kamen die „Vatermörder“ auf, ein untergelegter Kragen von weißer Leinwand, der mit seinen beiden Enden vorn über die Halsbinde steif in die Wangen hervorstach. Das Halstuch knüpfte man vorn in Knoten und Schleifen. In den zwanziger Jahren wurde neben den Vatermördern eine mit Fischbein oder Schweinsborsten gesteiifte breite Unterbinde beliebt, die den Kopf zu einer steifen Haltung zwang. Als Kopfbedeckung war für die höheren Stände der Cylinder in seinen vielfach wechselnden Formen fast ausschließlich in Geltung. An Stelle der Schuhe kamen die Stiefel wieder auf; erst kurzschäftige, später höhere mit steifem Schaft.

Die Veränderungen in der F r a u e n k l e i d u n g traten während des ganzen Jahrhunderts weitaus bedeutsamer hervor als die des männlichen Kostüms. Die französischen Moden blieben auch in Deutschland allein maßgebend. Gegen die antike Tracht der vorangegangenen Jahrzehnte war die der Restaurationszeit künstlerisch ein großer Rückschritt. Wie gesucht und kleinlich der Geschmack war, zeigte sich am auffallendsten beim Kopfpuz. In den zwanziger und dreißiger Jahren baute man aus Bandwerk, Federn und Haar die

absonderlichsten Kunstwerke auf den Frauentöpfen auf. Der Nacken blieb kahl, indem das Haar nach oben gestrichen wurde; die Schläfenlocken machte man



Chicago im Jahre 1831.

mit Hilfe falschen Haars immer größer und zahlreicher. Die Hüte umfaßten 1830 das Gesicht auch seitlich; um seitwärts zu sehen, mußten ihre Trägerinnen

den Kopf völlig herumwenden. Seit 1820 kamen die Schnürleiber wieder in Gebrauch. Die Taille wurde wieder tiefer gedrückt und stark eingeschnürt, der fußfrei gehaltene Rock nach unten hin erweitert und durch einen gesteiften Unterrock (Crinoline) in seiner Trichterform gehalten, am Oberarm aber mit stark anschwellenden Federtiffen oder korbartigen Gestellen unterpufft. Die schmalen Schuhchen wurden durch Bänder festgehalten.*)

Was das Leben in der Familie anbetrifft, so war es in der ersten Zeit des Jahrhunderts namentlich in England ein gesundes. Von dort machte sich ein wohlthätiger Einfluß in Deutschland geltend, und in den stillen Kreisen, im kleinen Bürgerthum, bei den Beamten, erstand ein treffliches Familienleben, während in den Kreisen, welche damals die Träger der Geisteskultur waren, ein ziemlich leichtfertiges Leben herrschte. Und zwar letzteres nicht bloß in Frankreich, sondern auch in Deutschland; wir erinnern bloß an die Liebesabenteuer der Romantiker. In großen Schichten der Bevölkerung herrschten aber unzweifelhaft gesunde Familienverhältnisse, und England war auch damals ein Musterland des Familienlebens. In Deutschland war in der ersten Hälfte des Jahrhunderts die Hausfrau noch recht eigentlich der Angelpunkt des ganzen Haushaltes, sie war die unermüdlich thätige Frau, wie sie viele in Madam Kühlern bei Reuter bewundert haben werden. Der ganze Haushalt beruhte auf der Arbeit der Hausfrau, und wo Töchter waren, der Töchter, sowie des weiblichen Gesindes. Damals wurde, was ja auch heute vorkommt, nicht bloß zu Festlichkeiten, sondern regelmäßig von der Hausfrau gebaden, wenigstens das Brod eingemacht, damals von ihr Seife gekocht und Lichte gezogen, damals alljährlich geschlachtet und Wurst gemacht. Ebenso wurde die weibliche Kleidung von den weiblichen Familienmitgliedern gefertigt; für die der männlichen nahm man Schneider vom Lande, oft wenig erfreuliche Gestalten, alte Trinker zuweilen, in's Haus. Die weibliche Handarbeit war kein Luxus und Zeitvertreib wie heute, sondern eine nothwendige Arbeit. Denn wenn heute in Folge der wirthschaftlichen und technischen Umwandlungen alle derartigen Dinge die Maschine besser und billiger besorgt, so gab es diese damals nicht. Und alles mußte, wenn man nicht als Verschwender gelten wollte, selbst gemacht werden. Wer spinnt heute noch in der Stadt? Und wie häufig war das Spinnen damals? „Friedchen!“ schreibt 1807 Karoline von Linstow nach Hause, „spinnst Du mein Stück Garn auch wohl? Ein Acker Flachs liegt in unserer Stube in einem kleinen Korbe und das fertige Stück Garn hängt am Nagel an der Thür. Was ist nun aus meinem Spinnen geworden, und ich bin gewiß, daß ich etwas beschickt hätte diesen ruhigen Winter.“ Insbesondere wurde das weibliche Gesinde dazu angehalten. Dann kam, nachdem die Leinwand vom Weinemeyer zurückgekehrt war, das Nähen; Nähmaschinen gab es nicht. Was für Arbeit machte z. B. die Aussteuer! Der Leinwandschrank einer Familie war in der That „eine Art Familienarchiv, das aber nicht nach Staub und Moder, sondern nach Lavendel roch.“ Dazu kam das Häkeln und Sticken. Man häfelte Börsten und Tabaksbeutel, also wichtige Gebrauchsgegenstände. Außerordentliche Mühe verwandte man auf das Sticken und schuf höchst feine und sorgfältige Gebilde. Die Wäsche begann schon mitten in der Nacht, meist unter großer Inanspruchnahme der Hausfrau. Die Reinigungsarbeiten im

*) s. „Französische und deutsche Trachten 1800—1848“ am Schluß unseres Buches.

Hause waren bei den nicht gestrichenen Dielen, bei den vielfach hölzernen Geräthen und Einern viel umfassendere als heute. Bei allen diesen Arbeiten war die Hausfrau die Thätigste. Das Zeichen ihrer Gewalt war der Schlüsselbund, der an einem Haken am Gürtel hing. „Der Schlüsselhaken“ schreibt Bähr, „war oft mit einer Leier geziert. Galante Männer schenkten wohl ihren Frauen einen solchen von Silber.“ Einen Typus der Hausfrau schildert uns Freitag in seiner Mutter, „welche sich und anderen das Leben angenehm zu machen verstand, einer ausgezeichneten Wirthin, dabei von einer gewissen künstlerischen Begabung, erfindungsreich und anschlänglich. Sie hatte nie zeichnen gelernt, aber sie verfertigte sich selbst die Muster zu den Teppichen, die sie unternahm, sie hatte auch in der Landwirthschaft des Vaters schwerlich viel Zeit gehabt, mit den feinen Handarbeiten der Frauen umzugehen, aber sie versuchte bis in ihr hohes Alter alles Neue, was in dieser Art gerade wieder aufkam: Kreuzstich, Plattstich, Filet, Häkeln, alles was man nur stricken, nähen und sticken kann. Und was Bäckerei betrifft, Einsieben von Früchten und dergleichen, so war ihr Niemand überlegen. Allerdings mit einer Beschränkung. Man kochte damals noch bei lustiger Herdflamme, die Maschine und Steinkohle lagen im Schoße der Zukunft, und ihr war deshalb das ganze Leben lang ein Kummer, daß die Torten, welche sie in immer neuen Stoffmischungen zu schaffen bemüht war, gern wasserftriemig wurden.“

Die große Arbeitsleistung der Hausfrau war zum Theil die Folge des Geldmangels jener Zeit, der allgemeinen Einschränkung: das ergab nun wieder eine Haupteigenschaft der damaligen Hausfrau, eine übertriebene Sparsamkeit. Das Abknapsen am Wirtschaftsgeld auf Kosten der täglichen Nahrung war sehr beliebt, das so gewonnene Kleingeld (Schwenzelpfennige) bildete die Privatkasse der Hausfrau, aus der dann wieder allerlei unregelmäßige oder Luxusausgaben bestritten wurden. Auch in der Bewirthung äußerte sich dieser Sinn. Was Henriette Herz aus einer früheren Zeit von der Gattin Moses Mendelssohns erzählt, daß diese die Rosinen und Mandeln, damals ein Naschwerk der rigueur, in einem bestimmten Verhältniß je nach der Zahl der Gäste in die Präsentierteller hineinzählte, das mochte auch später in ähnlicher Form vorkommen. Diese Form der Hausfrau ist im Großen und Ganzen in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts unmöglich geworden. Die Frauen produzieren nicht mehr, sie konsumieren, was ihnen die heutige Industrie und Technik billig und bequem bietet. Dafür haben sie nun mehr Zeit zur Pflege ihrer Bildungsinteressen und des geselligen Lebens, wie wir im 2. Band ausführlicher darlegen werden.

Die Ehrerbietung der Kinder gegenüber den Eltern war in den ersten Jahrzehnten durchweg viel größer wie heute. Damals trat dieser Respekt auch äußerlich hervor: die Eltern wurden von den Kindern mit der allgemeinen Anrede für Respektspersonen, mit „Sie“ angeredet; auf dem Lande mit „Ihr“ (zum Theil noch heute), auch, z. B. in Schleswig-Holstein, mit „he“ (er) und „se“ (sie). Auch die Gattenanrede war in feineren Kreisen oft „Sie“. Ueberhaupt zeigte der Umgang im Hause noch manches Förmliche, ein Nachklang des zeremoniellen Verkehrs früherer Zeit, namentlich auch des französischen Einflusses. Trotz desselben ist es übrigens merkwürdig, daß damals die Anrede „Vater“ und „Mutter“ und nicht „Papa“ und „Mama“ wie heute allgemein

war. Uebrigens kehrt man neuerdings wieder zu der früheren Gewohnheit zurück. Herrschte damals im Hause noch strengere Zucht, so zeigte auch der tägliche Gang des häuslichen Lebens eine festere Regelmäßigkeit als heute. Es gab weniger Zerstreuung und Genüsse als heute: alles war einfacher und deshalb geregelter. Am meisten Regelmäßigkeit zeigte damals wie heute das Landleben. Die Tage und Abende verliefen ruhig und still; nichts Aufregendes ergab sich aus dem Gang des eigenen Volkslebens heraus. Man gewöhnte sich daran, von den Franzosen, Engländern und Russen, von Türken, Griechen und Polen zu sprechen, und da man ohne Zweifel überall einem harmlosen, braven Liberalismus huldigte, so wandte man seine Sympathien den nach ihrer Freiheit ringenden Völkern der Griechen und Polen zu. Bei Zeiten Abends gingen die Familienväter nach Hause durch die matten erleuchteten Straßen des heimathlichen Wohnplatzes. Zwischen zwei Stangen an den Rändern der Straße hingen an Flaschenzügen die wenigen trüben Laterne auf die Mitte der Straße herab. Bald trat vollständige Nacht Ruhe ein; spätes Wagengerassel kannte man nur in den wenigen eigentlichen Großstädten. Mit Blasen und Singen kündigte sich der Nachtwächter an, der sich eben dadurch bei dem gesammten Publikum als wachsam legitimierte. Die aus Gesellschaften, aus dem Theater nach Hause Gehenden versahen sich mit kleinen Handlaterne, und verspätet in die Gesellschaft Kommende vermochten schon an der Form und Farbe der auf dem Vorplatz aufgestellten Laternen abzunehmen, welche von den Bekannten sich eingefunden hatten. Da und dort war auch polizeilich festgestellt, von welchem Grade der Dunkelheit an, die auf der Straße verkehrenden Personen mit Laternen versehen sein mußten.

Frachtwagen, Müllerwagen läuten mit dem anbrechenden Tage herein; es ist Wochenmarkt im Städtchen. Die Bauern aus der Gegend bringen ihre Erzeugnisse und holen für sich die nöthigen Waaren. Die Hausfrauen mit dem Marktkorb am Arme kaufen ein. Um die Mittagszeit füllen sich die Schenken; es wird die ländliche Komödie besucht, der Schnellläufer, der Seilkänzer bewundert, das Kamel mit dem Bären und Affen. Am Nachmittag geht es zu allen Thoren wieder hinaus, Frachtwagen, Botenfarren, Bauernwägelchen, Postkutschen. Gegen Abend machen die ruhigen Bürger einen Spaziergang rings um die Stadt auf den alten Wällen oder nach den bescheidenen Anlagen, die den Stadtgarten vertreten und vor kurzem noch die Turngerüste getragen haben, wo die Frauen und Kindsmägde längst versammelt sind, um das heranwachsende Geschlecht in der guten Luft sich ergötzen zu lassen oder die ganz Kleinen herumzutragen; denn Kinderwagen, welche in elegantester Ausführung heute zu den ersten Anschaffungen jeder Arbeiterfamilie gezählt werden, waren damals ein Vorrecht weniger. In festlichen Tagen oder des Sonntagnachmittags zog wohl auch die Familie, mit anderen zur Karawane zusammengeschart, auf eines der umliegenden oder fernerer Dörfer hinaus; eine gewisse Ausdauer in Fußmärschen gehörte auch beim weiblichen Geschlecht zu den selbstverständlichen Eigenschaften.

Ein Blick auf die häusliche Tagesordnung jener Zeit zeigt auch, wie sehr damals im Hause noch auf Frömmigkeit gehalten wurde. Eine kurze Hausandacht war des Morgens in vielen Familien Regel, Caroline Hegewisch

laß mit ihren Kindern z. B. 1832 morgens die Evangelien. Tischgebete sind ja auch heute noch nicht abgekommen, u. a. beim Landadel stehend, aber beim Bürgerthum nicht mehr allgemein. Man darf übrigens nicht meinen, daß die frommen Formen im Hause für eine starke Frömmigkeit jener Zeit überhaupt sprechen. Der Zeitgeist war aufklärerisch und Spötereien über die Religion unter den Gebildeten sehr beliebt. Menzel erzählt einmal von seiner frommen Muhme Friesen, die von den Gästen der väterlichen Weinstube „wegen ihrer Frömmigkeit“ aufgezogen wurde, freilich aber durch treffende Antworten oft siegreich blieb. Aber wenn sich so der aufgeklärte Rath oder Kaufmann gern als Freigeist gebärdete, so änderte er an der häuslichen Frömmigkeit doch nichts; es vollzog sich die Zerstörung dieser Formen erst langsam durch die Einflüsse der modernen Bildung. Und ebenso wenig konnte der aufgeklärte Hausherr an einer anderen Erscheinung des geistigen Lebens im Hause etwas ändern, am h ä u s l i c h e n A b e r g l a u b e n. Dieser war gerade in der Familie überaus stark erhalten. An Gespenster und Spukgestalten glaubten damals noch weite Kreise, auch in den Städten. Aus Cassel erzählt Bähr, daß von manchen Häusern die Rede ging, es „wandere“ darin und daß man am Morgen des ersten Mai an vielen Thüren drei Kreidekreuze sah, die als sicheres Mittel gegen die Hexen galten. Auch aus Hamburg berichtet Nathansen dasselbe. Dort soll es heute noch geschehen, allerdings nur von Kindern. In Hamburg wurde auch z. B. das Schlafzimmer der Neuvermählten mit Möschentränzen zum Schutz gegen Hexen geschmückt. Damals glaubte man auch noch an die Verwandlung von Hexen in Raken und Spinnen. Aus den Magistratsberichten des Städtchens Nauen ergibt sich z. B., daß 1822 dort ein Aderbürger, dem Vieh krepirt war, einen Hexenbeschwörer hatte kommen lassen. In allen diesen Dingen hat unser Jahrhundert große Fortschritte gemacht: durch die Bekämpfung des Aberglaubens oder vielmehr durch das Schwinden desselben sind aber auch viele andere Bräuche und Sitten mit verschwunden. Immerhin lebt doch gerade im Hause — ganz abgesehen von dem Lande, wo noch viel Aberglauben herrscht — manch abergläubischer Brauch auch heute noch. Das Bleigießen in der Neujahrsnacht wird noch fleißig geübt; der Dreizehnte bei Tisch ist noch heute fürchterlich; noch viele Hausfrauen machen vor dem Anschneiden des Brotes drei Kreuze mit dem Messer und was dergleichen Dinge mehr sind.

Was sodann das g e i s t i g e Leben in der Familie anbetrifft, namentlich die L e k t ü r e, so gab es in den ersten Jahrzehnten sehr viel weniger und sehr viel dürftigere tägliche Zeitungen als heute und da es für einen großen Luxus galt, sich eine eigene Z e i t u n g zu halten, so standen meistens mehrere Familien zusammen, ließen das Blatt kreisen und theilten am Schluß des Vierteljahrs das Papier. Oeffentliche Angelegenheiten wurden während dem Dämmerleben der zwanziger Jahre in den Blättern kaum besprochen; mit Vorfällen am Hof, mit technischen Fortschritten und Entdeckungen unterhielt man das Publikum. Geschichtliche Erinnerungen wachzurufen, wurde vermieden; wo es nicht zu umgehen war, geschah es in schüchternem Tone und mit Vermeidung jedes nationalen Anklangs. Das Volk sollte so wenig als möglich an sich selbst erinnert werden und namentlich nicht daran, daß es einst in den Befreiungskriegen hinausgezogen war ins Feld, um vermeintlich sich selbst zu helfen.

Man las in Folge dessen mehr belletristische und literarische Zeitschriften. Besonders beliebt waren die schön=geistigen „Almanache“ und „Taschenbücher“; ferner die romantischen Räuber= und Ritterromane; die alten Volksbücher Genosafa u. s. w. Dieses starke literarische Interesse rief oft recht ansehnliche Hausbibliotheken hervor. Auf der andern Seite befriedigten den Lesebuth die damals in Blüthe stehenden Leihbibliotheken: in Berlin gab es ungefähr zehn. Diese Institute kannte man im Ausland nicht, wo man eben die Scheu der Deutschen vor dem Bücherkaufen nicht besaß. In Frankreich z. B. hatte jeder Bürger, auch der kleine Handwerker, schon damals seine Hausbibliothek, deren Beschaffung seit langem durch die billigen Ausgaben der französischen Erscheinungen möglich war. In dieser lesewüthigen Zeit verbreitete sich die Mode des Nachtlesens stärker, das heute ebenso üblich geblieben ist. Andererseits ging damals der Jüngling nicht selten in die Berge, in den Wald, um dort in seinem Lieblingsautor zu schwelgen. Ueblicher als heute war sodann das laute Vorlesen im Familientreise, namentlich an Winterabenden eine stehende Unterhaltung.

Dieser literarische Charakter der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hing eng mit dem aufgeregten und überschwänglichen Gefühlleben der Zeit zusammen. Der Gefühlserguß war im 18. Jahrhundert Vielen unentbehrlich. Das Document dieser Neigung war das Tagebuch, welches natürlich mit einem Schimmer des Geheimnißvollen umgeben war. Es war dem jungen Mädchen insbesondere ein Genuß, ihm in heimlicher Stille die Geheimnisse des Herzens, oft auch die Ausbrüche eines krankhaften und künstlichen Gefühllebens anzuvertrauen. Aehnlich war das heute fast ausgestorbene *Stammbuch*, in dem sich alle Freunde und Freundinnen eintragen mußten, — eine Sitte, die heute bloß noch von der Schuljugend gepflegt wird. Das Gedenken an Freunde und Verwandte in der Familie zu pflegen, hatte man früher auch noch ein heute durch die Photographie verdrängtes Mittel bildlicher Darstellung, die *Silhouetten*. Diese Silhouetten (Schattenbilder, meist im Profil, welche mit schwarzer Farbe ausgefüllt sind, während die inneren Linien bisweilen mit weißen Strichen leicht ausgepart sind) finden sich mehrfach neben den Eintragungen in Stammbüchern, sie haben schließlich, in akademischen Kreisen z. B., zum Verdrängen des Stammbuchs beigetragen.

Den Verkehr mit den abwesenden Familienmitgliedern, weit entfernt wohnenden Verwandten und Freunden zu pflegen, diente früher wie heute der *Brief*. Auch die Art des Brieffschreibens hat unter dem Rückgang der Gefühl= und Schreibseligkeit, wie ihn auch das Verschwinden des Tagebuchs bewies, zu leiden gehabt. Bis gegen 1840 finden wir die Freude an redbeligen Herzenzergießungen, die Offenbarung von Gefühlen und Stimmungen fast ebenso wie im 18. Jahrhundert. Und ebenso ist die überschwängliche und breitspurige Freundschaftsbrieffwechsel jener Zeit dahin. Dabei war das Brieffschreiben damals durchaus nicht so bequem gemacht, wie heute. Es herrschte auch hier noch die Umständlichkeit des 18. Jahrhunderts. Da feines Brieffpapier theuer war, beschnitt mancher sein Papier — zu Familienbriefen nahm man immer gewöhnliches Papier — selber; da bis 1850 Couverts fabrikmäßig nicht hergestellt wurden, mußte man die Kunst des Faltens lernen. Umschläge, die bei konventionellen Briefen erforderlich waren, lernte man in

der Schule herstellen. Weiter mußte man die Kunst des Federschneidens verstehen; denn man schrieb mit Gänsefedern. Wer sie gut verstand — das Geradespalten war das schwerste — genoß im Familienkreise großes Ansehen. Metallfedern waren übrigens längst bekannt, die Stahlfedern aber in den Schulen sogar verboten. Man schrieb damals meist sorgfältiger als heute, die schöne Frakturschrift war häufig geübt, überhaupt eine schöne Handschrift mehr gepflegt als heute. Schlecht war es damals bekanntlich um die Beförderungsverhältnisse bestellt. Vielfach herrschte noch der Gelegenheitsverkehr. Den Familienbriefverkehr zwischen nahen Orten — denn viele kleine Städte besaßen kein Postamt — besorgte die Botenfrau, die oft nebenher ihren mündlichen Auftrag hatte. Zwischen Verwandten und Freunden in Nachbarorten wanderte häufig ein und dieselbe Schachtel mit sonstigen Sendungen hin und her, deren Inhalt das Erscheinen der Botenfrau zu einem freudig begrüßten Ereigniß machte. Aber auch wo man sich der Post*) bedienen konnte, gab es viel Schwierigkeit und Umständlichkeit. Das Porto war noch sehr theuer, man mußte es am Schalter bezahlen; gab es, was häufig der Fall war, schwierige Berechnungen, so konnte man etwas von der Grobheit der Postbeamten erzählen. Briefe mußten rechtzeitig, oft zwei Stunden vorher, zu der bestimmten Post, die nach der betreffenden Richtung ging, eingeliefert werden; Briefkästen wurden erst um die Mitte des Jahrhunderts allgemeiner. Briefträger gab es schon lange, aber jeder nicht von der Post abgeholte Brief kostete Bestellgeld. Dazu die Langsamkeit der Beförderung: um 1830 wurde es in kleineren Poststädten schon als ein großer Fortschritt empfunden, daß die Briefe viermal in der Woche ankamen. So kommt es denn, daß trotz der allgemeinen Pflege des Brieffschreibens ein ankommender Brief noch als ein besonderes Ereigniß in der Familie galt. Wenn sich am Dochte des Talgluchs eine dem rothen Siegel ähnliche Schnuppe bildete, prophezeite man dem, dem sie zugewandt war, einen Brief. Unendlich ist seitdem der Briefverkehr durch die Eisenbahnen, die Herabsetzung des Portos und durch die vortreffliche Organisation des Postwesens erleichtert, aber unendlich hat er auch an Qualität eingebüßt.

Stärker gepflegt als heute wurde in der ersten Hälfte des Jahrhunderts auch das Erzählen im Familienkreise und — das Musizieren. Letzteres hat zwar gewiß heute zugenommen, aber als gemeinschaftliches Band der Familie konnte die Hausmusik früher doch in stärkerem Grade gelten. Zum Theil hängt das auch mit dem wiederholt betonten stärkeren Gefühlsleben zusammen, das sich gern Luft machte. Das gemeinschaftliche Singen z. B. im Familienkreise, sei es zur Erbauung, sei es als Ausdruck festlicher Freude oder einer gerührten oder beschaulichen Stimmung war sehr beliebt, aber ebenso das gemeinschaftliche Musizieren auf Instrumenten. Und wenn einer ein Lied allein vortrug, vom Klavier begleitet, so lautete der Kreis andächtiger als heute, und



Bismarck als Student.
(Silhouette.)

*) Vgl. auch Dritter Abschnitt, 2. Handel und Verkehr b.

gelegentlich stahl sich wohl die Thräne zumal aus weiblichem Auge. Das Tafelklavier, das wenig vollkommene Instrument des 18. Jahrhunderts, war noch zu Anfang des neuen allgemeinen, dann kam das Pianoforte auf und verdrängte die frühere Form. Das Klavier war das Instrument der Mädchen und Frauen, das der Knaben die Violine, daneben die Flöte, ein damals sehr beliebtes, heute in das Orchester verbanntes Instrument. Damals hörte man auch die Guitarre sehr viel, namentlich von Frauen spielen. Zu Ende der vierziger Jahre war aber das Klavier zum eigentlichen Hausinstrument geworden.

Am wenigsten Wandel findet man in den Familienfesten. Auch in der ersten Hälfte des Jahrhunderts wurden die Geburtstage, das Weihnachts- und Ofterfest, die Sylbester- und Neujahrsfeier festlich begangen und die dabei herrschenden Gebräuche gelten noch heute. Dagegen waren damals auch festliche Tage für die Familie die Tage des Verwandten- und Freundsbesuchs, und Gastfreundschaft wurde viel mehr geübt. Dieser Rückgang heutzutage ist auf die Abnahme der eigenen Häuser und die Enge der heutigen Miethswohnungen zurückzuführen. Das frühere Haus besaß, wie gesagt, eine Fülle von Raum. Auch waren damals bei der geringeren Bewegung der Bevölkerung die verwandtschaftlichen Bande enger. Man kam häufiger zusammen als jetzt, man kannte sich durchweg persönlich. Die entferntesten Grade der Verwandtschaft waren allen genau bekannt: in dem Familienleben spielten die Vettern und Nuhnen eine größere Rolle als heute. Ferner standen die Pathen der Kinder zur Familie in einem innigeren Verhältniß; die Gebatern waren eine Art Verwandte. Auch die Nachbarn standen zu einander in engerem Verkehr schon wegen der längeren Dauer der Nachbarschaft, und weil die hinter den Häusern aneinanderstoßenden Hausgärten einen stillen und trefflichen Platz zur Geselligkeit abgaben.

Was endlich das gesellige Leben betrifft, so herrschte in den ersten Jahrzehnten trotz der steigenden Bedeutung des Bürgerthums eine sehr scharfe Trennung der Stände. Trotz aller theoretischen Ueberzeugungen war vielfach unglaubliche Servilität, z. B. im Königreich Sachsen und in Thüringen, vorhanden. Prinzen und Prinzessinnen waren etwas unglaublich erhabenes; trotzdem der Adel verhaßt war oder verspottet wurde, behauptete er überall noch den Vorrang. In öffentlichen Anzeigen wurde noch durchaus zwischen „einem hohen Adel und verehrten Publikum“ unterschieden. Nur adligen jungen Damen gebührte das Prädikat „Fräulein“. Als dem König von Preußen 1803 die Liste der Ehrenjungfrauen beim Einzuge des Kronprinzen vorgelegt wurde, strich er bei der Tochter des Oberbürgermeisters die Bezeichnung „Fräulein“ höchst eigenhändig. „Im Norden“, sagt Weber, „giebt es adlige und gelehrte Richter und Rätthe, adlige und bürgerliche Bänke sogar in — Bädern.“ In Weimar gab es adlige und bürgerliche Balkons im Theater. In Dresden herrschte strenge Sonderung, der hannoversche Adel galt als der stolzeste Deutschlands, in Münster hielt sich der Adel für ein „Wesen besonderer Art“. Die Zeitung für die elegante Welt spricht 1805 von der dortigen „ängstlichen Abtheilung der Stände und der genauen Rücksicht auf eigensinnige Etikette“. In Wien herrschte die größte Exklusivität. Immerhin zieht Weber die deutschen Zustände noch denen in England vor, „wo der verschuldetste und lieberlichste Baronet über dem reichsten und thätigsten Kauf-



Emigranten auf den westlichen Prairien Amerikas.

mann sitze.“ Am besten gefällt es ihm noch in Hamburg, wo schon eine gewisse Gleichheit aller Gebildeten herrsche, die man in Residenzen nicht finde. In Preußen machte sich langsam eine Aenderung bemerkbar. 1818 jubelt Gubitz's Gesellschafter über die „großen Fortschritte“ der „inneren Verhältnisse in Preußen“. „In manchen Aemtern finden wir jetzt Bürgerliche, wozu sonst nur Adlige ein angeborenes Recht zu haben schienen.“ Auch die Juden, die früher allgemein unterdrückt wurden und deren Emanzipation zuerst in Frankreich sich Bahn brach, wurden jetzt in Deutschland mehr oder weniger ihren christlichen Mitbürgern gleichgestellt.

Die beiden Faktoren, welche die Emanzipation der Juden begünstigt hatten, wurden, je mehr das Jahrhundert vorschritt, für die Gestaltung der Gesellschaft überhaupt maßgebend, und haben die frühere Trennung der Stände gemildert: Bildung und Geld. Die durch die Verfassungskämpfe in der Mitte des Jahrhunderts erlangte Gleichberechtigung aller Staatsbürger, der Fall aller Privilegien haben dazu beigetragen, eine wirkliche Demokratisierung der Gesellschaft und damit eine Nivellierung derselben herbeizuführen. Die Vorherrschaft hat heute das Bürgerthum, aber nicht als Stand, sondern als die mittlere Schicht, die die obere und untere führt, weil sie die Hauptträgerin eben der modernen Entwicklungsfaktoren ist, des Geldes und der Bildung. Der Sitz dieser Mächte, die Stadt, insbesondere die Großstadt, beeinflusst das gesellschaftliche Leben einer Nation gleichmäßig: ja die Nivellierung ist so groß, daß sich immer mehr ein internationaler, kosmopolitischer Charakter des gesellschaftlichen Lebens, wenigstens der Großstädte, auch der gebildeten Kreise überhaupt herausbildet, der freilich alle nationalen Verschiedenheiten keineswegs aufgehoben hat. Auch heute sind die Unterschiede in der gesellschaftlichen Organisation groß genug, aber die heutige sog. „Gesellschaft“ umfaßt viel breitere Schichten als früher, und der Eintritt in sie ist unendlich viel leichter wie in den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts.

Die Umgangsformen waren in dem genannten Zeitraum bei der gebildeten Gesellschaft Deutschlands die französischen, und französische Konversation, französische Briefe gehörten zum guten Ton. Sehr beliebt als Gesellschaftsunterhaltung waren theatrale Aufführungen; Geisterseherei und Somnambulismus spielten vielfach eine Rolle. Doch im Allgemeinen trug die Unterhaltung, wenigstens in den ersten zwei Jahrzehnten, einen entschieden blassierten Charakter, hauptsächlich auch in Folge der Versumpfung des politischen Lebens. Mit den dreißiger Jahren setzte ein Umschwung ein. Die Ereignisse im eigenen und den andern Ländern und die neugewundenen Zeitansichten wurden wieder besprochen, und der Klatsch, diese unerfreuliche Seite des gesellschaftlichen Lebens, zeigte sich nicht mehr so entschieden wie früher. Unentbehrlich war aber während der ganzen Zeit als Unterhaltungsmittel das Kartenspiel, und die ganze vornehme Welt huldigte dem Hazardspiel. Leidenschaftlich wurde überall sowohl in Frankreich und England, wie in Oesterreich und Deutschland gespielt. Was den Tanz anbetrifft, so klagte man am Anfang des Jahrhunderts über Niedergang dieser Kunst und Hauptwürze der gesellschaftlichen Unterhaltung. Das Feierliche und Langsam-zierliche der Tänze des 18. Jahrhundert, der Menuett, der Sarabanda, der Musette war allerdings geschwunden; auch hier ist der Geist der

französischen Revolution wirksam gewesen. Auf der anderen Seite aber zeigte sich ein plötzliches Vordringen der Volkstänze: so drang der Walzer, der eigentlich deutsche Nationaltanz, der z. B. bei den Kirchweihen getanzte wurde, in die feineren Salons, ja auch in die Gesellschaft des Auslandes; ebenso der schottische Tanz. Die Pariser Tanzmeister waren entsetzt über den Einfluß dieser Tänze auf den zierlichen französischen Tanz. Der Walzer wurde aber als l'Allemande in Frankreich rasch beliebt. In Deutschland war die gesittete Welt Anfangs über ihn auch sehr empört. „Die Walzer“, heißt es in Hoches Reise in das Saterland, „oder wollüstigen Schleifer kennen die Saterländer noch nicht, aber in dem übrigen nördlichen Westfalen sind diese Würger der Moralität und Keuschheit durch die Soldaten eingeführt und finden leider viel Beifall“. Bald fand alles die früheren Tänze langweilig. Als auf dem Wiener Kongreß wieder mehr feierliche Tanzarten bevorzugt wurden, äußerte sich Kostiz: „Der Tanz ist langweilig und verändert, wie ganz Wien. Sonst schwebte Alles im Tummel des Walzers bunt durcheinander, und man erholte sich nur an Quadrillen und Ecossais; jetzt fast nichts als Polonnaisen, die von alten Damen mit den großen Herren durch die Reihen der Zimmer abgetanzt werden.“ In Wien war übrigens der Walzer, den man auch deutscher Tanz nannte, schon im 18. Jahrhundert, nach einem Urtheil in der „Reise eines Liesländers“, „der Lieblingstanz aller Stände“ gewesen. Er eroberte auch, wie gesagt, das Ausland. So spricht 1833 eine Engländerin, Mrs. Trollope, von „dem deutschen Nationaltanz, der bei uns ebenfalls anfängt einheimisch zu werden.“ Einen noch größeren Gegensatz zu der früheren Feierlichkeit boten dann die Galoppaden. Viele eiferten gegen sie wegen ihrer Gefahr für die Gesundheit. „Durch die Galoppade auf dem letzten Ball im hiesigen Kasino“, heißt es 1825 im Tilsiter Wochenblatt, „sind 6 Individuen invalid geworden. Zwölf noch, behauptet man, werden die Schwindsucht bekommen. Die Aerzte haben daher wohl recht, wider das unmäßige Tanzen zu eifern.“ Noch 1856 eifert in der Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte der Verfasser eines Aufsatzes über das Tanzen der Deutschen über die „heutigen Sturm- und Barrikaden-Galoppaden“, die „so viele junge Mädchen dem Tode in die Arme liefern (wie ich nur in einer gewissen Stadt deren fünf aus den höheren Ständen benennen könnte)“ und ruft den Schutz der Obrigkeit dagegen an. Die Beliebtheit dieses Tanzes scheint fast die politisch aufgeregte Zeit wiederzuspiegeln. Um diese Zeit waren dann auch die Polka, die Mazurka, die Slowanka aufgekommen.

Die Hauptstätten der Geselligkeit waren die Räume der zu Zwecken der geselligen Erholung überall existierenden Kasinos, Klubs u. s. w. An sich war zu Anfang des Jahrhunderts das Vereinswesen ja nicht entfernt so ausgebildet wie heute; politische Vereine namentlich gab es garnicht und gemeinnützige sehr wenig; auch gab es nicht die zahllosen Stiftungs- und ähnlichen Feste, die heute jeder Verein für unumgänglich notwendig hält. Sinegen hatten sich in jener Zeit die Vereinigungen zur Erholung und Geselligkeit stark entwickelt. Meist fanden sie sich nach verschiedenen Schichten, wie Honoratioren, Beamte und Offiziere, Kaufleute u. s. w., zusammen. Das „Kasino“ war meist die Gesellschaft der ersten Kreise. Andere beliebte Namen waren Harmonie, Concordia, Societät,

Resource. Insbesondere entstanden solche Gesellschaften, die natürlich auch ein eigenes Local hatten, in Kaufmannsstädten und in Kaufmannskreisen anderer Städte. Sie dienten in erster Linie der Männergeselligkeit, wie denn auf ihre Entstehung auch die Rauchsitte, weiter die Spielsucht einen wesentlichen Einfluß geübt haben; die meisten veranstalteten aber auch im Winter Bälle und Abendfeste, im Sommer Gartenfeste und Ausflüge. Die Gesellschaften nahmen immer zu: es gab ferner Lesegesellschaften, Spielgesellschaften, bald auch Gesang- und Musikvereine u. s. w. Auch der Besuch der *Weinhäuser* war, besonders Abends, rege und bei dem besseren Bürger Sitte, wie der der Schänken für den Kleinbürger. Ein Wirthshausleben nach Art der Gegenwart gab es Anfangs des Jahrhunderts nicht, erst mit der Verbesserung und Verbreitung des Bieres nahm es einen Aufschwung. Dagegen gab es Kaffeehäuser, und die jungen Stutzer besuchten die Konditoreien. Eine allgemeine Gewohnheit war, außerhalb der Stadt seinen Kaffee zu trinken, und man verschmähte es nicht, Kuchen und Zwieback selbst mitzubringen. Solche Kaffeegärten waren in Kassel der Hentel'sche Garten, in Berlin der Hoffjäger und die Zelte, in Dresden die Brühl'sche Terrasse, in Wien der Prater. Auf dem *Lande* spielten, wie heute und schon zu Luthers Zeit, die Kirchweihen oder Kirmsen eine große Rolle, ebenso die Erntefeste.

Gehen wir schließlich zum religiösen Leben über, so brachten die ersten Jahrzehnte im alten Vaterlande den schlagendsten Beweis, daß Noth beten lehrt. In den Tagen der napoleonischen Knechtschaft begann man, wie Pfister trefflich ausführt, sich zu fragen: soll denn diese Demüthigung der Geister, diese systematische muthwillige Vernichtung von Wohlstand und Erwerb, diese Mißachtung der persönlichen Ehre, soll denn das ewig dauern? Lebt denn der alte Gott nicht mehr? Noth lehrte das gesammte Volk beten. Das Ausblicken zu dem obersten Richter und Helfer förderte jenes Gefühl der Abhängigkeit, von dem die ersten Regungen positiven Glaubenslebens ausgehen. Hier setzte Schleiermacher (s. S. 283) mit seinen Mahnungen an die Gerechtigkeit des göttlichen Waltens ein, nachdem schon Fichte (s. S. 282) den schwülen Dunst von dem Tage von Jena her durch den frischen Luftzug seiner Reden hinweggeweht hatte. Solche Hingabe bewußter Liebe, wie sie von 1806 an in ganz Norddeutschland und namentlich in Preußen zu Tage trat bis zum Herbst des Jahres 1813, solches Vermischen der Stände, ein solches Zusammenrücken der seither Getrennten zu Vereinen menschenfreundlichen Helfens, solch brüderliches Umfassen, das kann in deutschen Gemüthern nur dann zur Herrschaft gelangen, wenn das religiöse Empfinden, das Ausblicken zu einer ausgleichenden göttlichen Gerechtigkeit in Eins zusammenfällt mit dem heißen Begehr, des Vaterlandes Noth zu endigen.

Aus dem Feldlager brachten die Zurückkehrenden vielfach eine tiefinnerlich-religiöse Richtung mit, welche sich sofort in Widerstreit zu dem, noch ziemlich unbestritten herrschenden Rationalismus setzte. Anknüpfend an den Pietismus des 18. Jahrhunderts sammelten sich strenggläubige Christen um bibelfeste Geistliche oder aufgeweckte Laien und hingen ihnen mit zäher Treue an. Einzelne Landschaften zeigten sich besonders empfänglich für die pietistische Richtung, so das Wupperthal, das Schwabenland und Holstein. Solcher Pietismus setzte sich bald mit der Orthodogie und allen offiziellen Kirchen auf gespannten

Fuß und wurde von ihnen angefeindet. Immerhin aber brachten die überzeugte Innerlichkeit des Pietismus, seine Nächstenliebe, seine Bibeltreue für weitere Kreise außerordentlich wohlthätige Folgen hervor. Schon zu Anfang des 18. Jahrhunderts finden sich in Halle die ersten Spuren eines besondern Eifers unter den Pietisten, die Verbreitung der Bibel in die Hände zu nehmen. Neuen Anstoß brachte 1804 die britische Bibelgesellschaft. Bis zum Jahre 1820 hatte sich eine Reihe von Bibelgesellschaften in Deutschland gebildet: in Dresden 1813, die preußische Hauptbibelgesellschaft in Berlin 1814, in Hamburg, Nürnberg, Bremen, Stuttgart und andern Orten.

Mit dieser Thätigkeit hängt das Missionswerk auf das innigste zusammen. Dasselbe nahm einen so gewaltigen Aufschwung, daß man mit vollem Rechte das 19. Jahrhundert das Missionsjahrhundert genannt hat. Dr. Theodor Schäfer entwirft von demselben folgendes treffliche Gesamtbild:

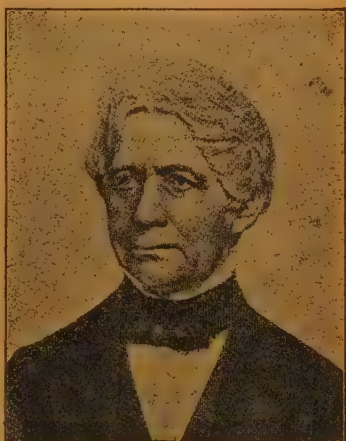
„Als sich am Ende des vorigen Jahrhunderts in Ostfriesland die erste deutsche Missionsgesellschaft bildete, da wußte sich ein theologischer Professor, Namens Gabler, einer der Wortführer des damals herrschenden Rationalismus, diese Erscheinung nur dadurch zu erklären, daß es den Geistlichen in diesem Winkel Deutschlands noch an der rechten theologischen Bildung fehle; und als die ersten Missionare nach Tahiti gesandt wurden, erklärte er dies für einen Einfall der Engländer, der 140,000 Thaler gekostet, ohne daß etwas damit ausgerichtet werde, und fügte hinzu: „Wie wunderbar, daß man noch immer an die Befehrung der Heiden denkt!“ — Und wie stand's bei den Freunden der Sache? Wie behutsam, ja übervorsichtig gingen sie hier und da vor! Noch 1828 verfaßte der Hamburger Missionsverein ein Regulativ für Missionsstunden, in dem es u. a. hieß: § 2. „Die Anzahl der Missionsfreunde, welche sich zum Besuch dieser Stunden verpflichten, darf nicht über zwölf sein.“ „Zuweilen darf man einen Freund mitbringen, die Gesamtzahl darf aber nicht über 16 steigen.“ § 4. „Frauenzimmer sind bis auf weiteres von diesen Versammlungen ausgeschlossen, doch behalten wir uns vor, über diesen Punkt späterhin vielleicht anders zu beschließen.“ § 5. „Beim Weggehen aus diesen Versammlungen wird ein jeder dringend ersucht, ruhig zu Hause zu gehen und nicht durch Unterredungen auf der Straße Aufsehen zu erregen.“ — Doch gottlob: diese Aengstlichkeit regierte nicht überall. Dem Herzog von Wellington wurde ein angesehener, eben aus Bengalen heimgekehrter Regierungskaplan vorgestellt. Das Gespräch wandte sich auf die indischen Missionen. O, meinte der geistliche Herr, dieses Missionieren sei ein ebenso thörichtes, als nutzloses und unfruchtbares Beginnen; es sei nichts anderes als die Ausgeburt sektiererischer und fanatischer Köpfe. Da runzelte der Mann des Schwertes die Stirn und sprach: „Mein Herr, die Marschordre Ihres Königs lautet: „Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Kreatur.“ Ein schlechter Soldat, der daran trittelt und mäfelt! Thut, was Euch befohlen ist, und thut es mit Eifer und Treue, das übrige überlasset Gott. Es ist Eures Königs Sache!“ Der in solchen Worten zu Tage tretende Sinn hat die Feindschaft überwunden, die Faghaftigkeit stärken, den Glauben an die Nothwendigkeit und die Siegeskraft des Missionswerks entflammen können. Das Feuer hat gebrannt bis heute mit steigender Gluth. Was ist sein Resultat? „Es giebt jetzt etwa 150 evangelische Missionsgesell-

schaften mit 55 Millionen Mark Einnahmen, 6,000 männlichen Missionaren und 4,000 unverheiratheten Frauen und $4\frac{1}{2}$ Millionen Heidenchristen (neben 200,000 katholischen). Davon kommen auf die von Deutschland und der Schweiz ausgehende Arbeit mit 17 Missionsgesellschaften, 800 Missionaren, $4\frac{1}{2}$ Millionen Mark Einnahmen etwa 330,000 Heidenchristen und 80,000 Schüler. Fast alle bekannten Länder und Völker sind von der Mission in Angriff genommen. In der öffentlichen Meinung nimmt die Mission jetzt nicht mehr eine verachtete Winkelstellung, sondern einen Ehrenplatz ein und wird als ein hervorragender Kulturträger gepriesen. Sie hat der Wissenschaft, namentlich der Linguistik (Bibeln und Bibeltheile giebt's in 406 Sprachen) und Geographie sehr bedeutende Beiträge geliefert. Ihr Erfolg im Heidenland geht weit über die statistischen Zahlen der Betehten hinaus durch Ersütterung des Heidenthums, Milberung der Sitten, Bildung des Geistes u. s. w. Es hat sich eine eigene Missionswissenschaft gebildet, in deren Pflge Deutschland allen anderen Ländern vorangeht. Professor Dr. Warnecks Name verdient hier mit den höchsten Ehren vor allen anderen genannt zu werden. Die Missionsliebe und Missionsarbeit ist ein integrierender Theil des kirchlichen Lebens geworden. Man hat gute Anfänge aufzuweisen in der Selbständigmachung heidenchristlicher Gemeinden; so tragen die 42,000 westindischen Neger der Brüdergemeinde 15,000 Mark zu den Kosten bei; man zählt im ganzen etwa 4,500 Eingeborene, die als ordinierte Pastoren, und etwa 60,000, die als Lehrer etc. thätig sind. Die Methode der Missionsgesellschaften hat noch neuerdings verheißungsvolle frische Zweige getrieben in der ärztlichen und in der Frauenmission (680 studierte Aerzte und Aerztinnen).

„Und das alles ist erwachsen in langsam steigender, gesunder Entwicklung. Von einer mächtigen Welle kulturellen, wirtschaftlichen, politischen und geistigen Fortschritts wurde die Mission emporgetragen, wie sie an ihrem Theil auch zu solchem Fortschritt beitrug. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts hatte mit Cook ein neues Zeitalter der Entdeckungen eingesetzt, das im 19. in zahlreichen und bewundernswerthen Forschungsreisen fortgesetzt wurde. Ich nenne nur den Namen Livingstones, der selbst das Verhältniß von Forschungsreise und Missionsunternehmung dahin präzisirte: „Das Ende der geographischen That ist der Anfang des Missionsunternehmens.“ Das Zeitalter der Reisen arbeitete dem Missionsjahrhundert in die Hand. Auch die Kolonialära der letzten Zeit hat das Interesse an der Mission in weite Kreise getragen. Und in das durch diese und andere Verhältnisse gegebene Strombett ergoß sich nun die Fluth einer Erneuerung des christlich-kirchlichen Lebens und die Wechselwirkung damit eines Missionsgeistes, dem nächst Gott alle die vorhin genannten Erfolge zu danken sind.

„Die eigentlichen Träger der Bewegung waren hervorragende gläubenskräftige Persönlichkeiten in großer Zahl. Ich nenne nur deutsche und unter ihnen nur hervorstechendste bereits verstorbene: Jänicke in Berlin, Spittler, Josenhans in Basel, Wallmann, Wangemann, Fabri, Graul, Gofner und Louis Harms. Wollte ich auch nur die bedeutendsten der Missionare nennen, so gäbe es wohl eine Reihe von 100 Namen. Fast durchgängig hat sich das Missionsleben in der Form der freien Missionsgesellschaften entfaltet. Unter den betreffenden deutschen sind die wichtigsten: die Mission der

Brübergemeinde (1732). Hier arbeitet die ganze Gemeinde mit. Sie zählt nur 35,000 heimische Glieder, aber 186 Missionare und 93,000 Heidenchristen — die bedeutendste Mission der Welt, wenn man auf das Verhältniß der heimischen Gemeinde zu den Erfolgen sieht; die Baseler Gesellschaft (1816) mit 182 Missionaren und 37,000 Heidenchristen; die Berliner I (1824) mit 86 Missionaren und 33,000 Heidenchristen; die Barmer (1828) mit 116 Missionaren und 70,000 Heidenchristen; die Leipziger (1836) mit 42 Missionaren und 17,000 Heidenchristen; die Berliner II, Gofßnersche (1836), mit 37 Missionaren und 40,000 Heidenchristen; die Hermannsbürger (1849) mit 58 Missionaren und 42,000 Heidenchristen. Somit hat der deutsche Zweig der Missionsarbeit schon eine reiche Haupternte aufzuweisen. Freilich wird er von dem englischen weit übertroffen. Denn während im 18. Jahrhundert die beiden einzigen Missionszentren in Deutschland lagen — Halle und Herrnhut — liegen sie jetzt in Ländern englischer Zunge. Trotz dieser großen Gesammterfolge glauben wir nicht an das schwarmgeistige Programm einiger Neuesten: Weltchristianisierung noch in dieser Generation. Denn es giebt jetzt auf der Erde 486 Millionen Christen (150 Millionen protestantische) und 1056 Millionen Juden, Heiden, Muhammedaner. Aber wir glauben mit gutem Grunde an die bereinstige Verwirklichung des Missionsbefehls Christi: daß das Evangelium allen Völkern gepredigt werden soll. Die apostolische Mission hatte am Ende des 1. Jahrhunderts etwa nur 200,000 Gemeindeglieder erzielt, u n s e r Missionsjahrhundert hat es schon auf vier Millionen gebracht. Und was das Wichtigste ist: die Zahl der Tausen unter den Heiden wird prozentualiter von Jahr zu Jahr größer als die Zahl der Geburten unter den Heiden. Schon jetzt übersteigt erstere die letztere um das Dreifache. Was uns Jahr 100 noch ein kleines Flämmchen war, hatte uns Jahr 600 die ganze damals bekannte Welt mit Licht bestrahlt; warum sollte nicht ein Gleiches in unserm Jahrhundert und in den folgenden geschehen? Die Anfänge und Anzeichen dafür sind vorhanden.

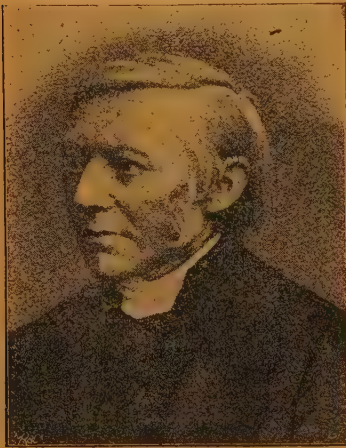


Joh. Hinr. Wichern.

„Aber freilich der Zustand, die Glaubens- und Lebenskraft der alten Christenheit wird dafür von der größten Bedeutung sein. Somit auch die Blüthe und Wirkung der inneren Mission, welche in der Heimath auf dem Wege freier Bethätigung den Nothständen abhelfen will, welche die verfallene Kirche und ihr Amt zu bekämpfen nicht in der Lage sind.

„Der Name „i n n e r e M i s s i o n“ ist von einem Manne der Wissenschaft, dem theologischen Professor Büche in Göttingen, geprägt, jedenfalls zuerst literarisch verwendet worden in einer 1843 erschienenen kleinen Schrift, gleichzeitig aber auch im Wichernschen Rauhen Haus in Gebrauch gekommen.

Man hat darunter nicht etwa christliche Armen- und Krankenpflege und andere Hilfeleistung in leiblicher Noth zu verstehen, ein heutiger Mißverstand, der dann etwa auch die Rede zur Folge hat: Innere Mission hat's gegeben, so lange die Kirche Christi existiert, es ist nur ein neuer Name für eine alte Sache. Damit wird nicht im entferntesten der Sinn Wicherns, „des Vaters der inneren Mission“, getroffen. Ihm stand vor dem Geistesauge eine Erneuerung der Kirche, eine Reformation zunächst der evangelischen Christenheit. Diese sollte sich in den Wirren und Kämpfen der Zeit als ein alles segnender Lebensquell, ein Hort und Rettungshafen erweisen sowohl durch die überzeugte und überzeugende freie Predigt des Wortes, als die damit Hand in Hand gehende That



Theob. Fliedner.

der bewahrenden und rettenden Liebe; mit anderen Worten, er wollte die Christenheit aus dem Stande der Ohnmacht, Thatenlosigkeit, Mattigkeit, in den sie mehr oder weniger versunken war, befreien, und zu dem Ende wollte er ihr evangelisatorische Wortverkündigung und diakonische Liebesarbeit organisch einfügen resp. in ihr lebendig machen.

„Freilich haben die eben genannten Elemente der inneren Mission als einzelne geistige Strömungen die ganze Entwicklungsgeschichte der Kirche durchzogen — und das ist das Stücker der Wahrheit, was jener vorhin abgewiesenen Behauptung von dem Alter der inneren Mission zu Grunde liegt — es hat der Verberbniß der Kirche gegenüber immer Reformationsversuche gegeben, deren abschließende und wiederum grundlegende die Reformation im 16. Jahr-

hundert war, es hat stets freie Wortverkündigung, stets Liebeswerke gegeben, aber diese letzteren beiden sind nie vorher so gleichsam zusammengeschweißt und dann als Hebelarm der Reform gebraucht worden, wie im 19. Jahrhundert, in der inneren Mission, in dem Lebenswert Wicherns.

„Auch für die innere Mission liegen die Wurzeln in dem Pietismus, namentlich in August Hermann Francke und in der 1780 in Basel entstandenen Christenthums-Gesellschaft. Seitdem suchen sich gleichsam die beiden grundlegenden Elemente der inneren Mission, das evangelisatorische und das diakonische. Aber gefunden haben sie sich erst in Wichern, der ihnen den reformatorischen Stempel aufdrückte. Als er am 31. Oktober 1833 die Hütte des Rauhen Hauses zu Horn bei Hamburg bezog, um sich der Erziehung verwahrloster Kinder zu widmen, da schlug die Geburtsstunde der inneren Mission. Bald stand vor Wicherns Geist statt des Rettungshauses ein Rettungsdorf und ringsumher in der evangelischen Kirche, durch Gemeinschaft der Arbeit und des Zieles verbunden, ein ganzer Kranz von Anstalten und Vereinen, welche des Volkes Bewahrung und Rettung aus geistlicher, sittlicher, leiblicher Noth erstrebten. Und was er damals geträumt, geschaut, es ist zu einem guten Theil

berwirklicht. Wie ein ins Wasser geworfener Stein immer weitere Kreise zieht, so ging's auch mit dem in die Fluth des Volkslebens versenkten Gedanken der inneren Mission. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt erweiterte sich der Arbeitskreis. Greifen wir bis zur Christenthumsgesellschaft zurück, so kann man zunächst eine Zeit der sporadischen Anfänge von 1780—1813 unterscheiden. Die genannte Gesellschaft versuchte eine Anzahl von Gesinnungsgegnossen zusammenzubringen und trieb vorerst, was wir heute Schriftenverbreitung nennen. Die Londoner Traktatgesellschaft, der „Christliche Verein im nördlichen Deutschland“ (gleichfalls für Schriftenverbreitung, 1811), entstanden in diesem Zeitraum, abgesehen von den oben genannten; Hans Nielsen Haug trieb in Norwegen Laienpredigt, der Nürnberger Kiefling Diasporapflege in Oesterreich. Daneben blühte im pädagogischen Zeitalter natürlich vieles, was sich auf die Jugend-erziehung der Anormalen bezog, der sittlich, der kirchlich, wie der leiblich Abnormen: die Kleinkinderschule, die Sonntagschule, das Rettungshaus entstand, die Erziehung der Blinden und Taubstummen begann. Die Gefängnisreform hat hier ihre Wurzeln.

„Ein zweiter Zeitraum von 1813 bis 1833 ließ überall neues Leben sprossen. Aus den sporadischen Anfängen wurde ein wohlbestelltes Feld. Neben dem intensiveren Betrieb des früher Begonnenen, namentlich neben der Verpflanzung des auswärts Begonnenen nach Deutschland (Bibelgesellschaften, Gefangenenpflege, Sonntagschule) begann man Neues: die Frauenvereine für Pflege der Verwundeten, der Armen und Kranken, die Stadtmision zunächst in England, den Kampf gegen den Branntwein, die Diasporafürsorge.

„Mit der Entstehung der inneren Mission beginnt ein dritter Zeitraum, 1833—1848. In ihm fällt, alles andere weit überragend, die bedeutsamste und folgenreichste That der inneren Mission im ganzen Jahrhundert, ohne welche es nie zu der reichen Entwicklung aller Arbeiten hätte kommen können: die Begründung von männlichen und weiblichen beruflichen Genossenschaften für den Dienst der inneren Mission, der Diakonen und Diakonissen, der Brüder und Schwestern. Die innere Mission ruft in alle Klassen und Schichten des Volkes hinein: Freiwillige vor! Aber sie bedarf in der großen Schaar dieser Hilfsstruppen eines festen Kerns von Berufscolbaten, welche jenen den Halt geben, namentlich das schwerste Stück der täglichen Arbeit thun, wozu Schulung, Erfahrung, die ganze Zeit und Kraft gehören. Und diese Berufsarbeiter sind die Diakonen und Diakonissen.

„Nach dieser eigentlich schöpferischen Zeit der inneren Mission folgte die Ausbreitung 1848 bis heute. Das Revolutionsjahr hatte das im Volksleben verborgene Verderben enthüllt. Durch den Kirchentag in Wittenberg, auf dem



Wilh. Löhe.

Wichern sein geistesmächtigstes Wort rebete, wurde das Banner der inneren Mission entrollt. Neue Diakonien- und Diakonissenanstalten wurden begründet. Die Fürsorge für die Ibioten, die Epileptischen, die Verkrüppelten kam in Fluß. Man versuchte, den Sonntag wieder zu gewinnen. Man nahm sich der Wanderer an in den Herbergen, Arbeiterkolonien und Verpflegungsstationen, der verkommenen Frauen in den Frauenheimen, der gefährdeten Jugend in den Jünglingsvereinen etc. In den Kriegen pflegte man die Verwundeten; eine Stadtmission nach der anderen that sich auf. Die soziale Noth klopfte an die Thür, und man versuchte ihr auch von hier aus Hilfe zu bringen. Die lange zu sehr zurücktretende freie Wortverkündigung schuf sich in der Evangelisationsbewegung einen Kanal ins Volksleben. Doch wer könnte auch nur andeutungsweise alles nennen? Auch lassen sich hier nicht wie in der äußeren Mission die Hauptergebnisse in einigen Zahlen zusammenfassen. Dazu ist das hier fluthende Leben viel zu bunt. Nur einige Zahlen können den Gesamtumfang ahnen lassen. Der Gustav = Adolf = Verein hat in den ersten 50 Jahren seines Bestehens (von 1832 an) 17 Millionen Mark verwendet; die englische Bibelgesellschaft bis heute 260 Millionen Mark. Es giebt jezt 18 Diakonienanstalten (meist in Deutschland) mit weit über 2,000 Brüdern; dazu 80 Diakonissenanstalten (gleichfalls meist in Deutschland) mit 14,000 Schwestern und mehr als 11 Millionen Ausgaben jährlich. — Diese Thatfachen sind Unlaß und Folge eines gegen früher gänzlich veränderten öffentlichen Urtheils. Die innere Mission ist auch tiefer in das Gemeindeleben eingewurzelt als die äußere. Man könnte sich dasselbe ohne die innere Mission gar nicht denken.

„Unter allen Trägern des Gedankens und der That der inneren Mission stehen drei voran: zuerst der geniale J o h. H i n r i c h W i c h e r n (1808 bis 1881), der mit tiefeinbringendem Geist erfaßte, was der Zeit noth that, mit feuriger Zunge zur inneren Mission in Wittenberg aufrief, in seiner „Denkschrift“ ihr Programm in großen Grundzügen entwarf. Auf seinem Grabstein steht sein Lösungswort: „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat.“ — Sodann T h e o d o r F l i e d n e r (1800—1864), der Diakonissenvater, der schlichte, herbe Mann, viel von anderen, am meisten von sich verlangend, mit der glücklichen und sicheren Hand des geborenen Praktikers die Diakonie der alten Kirche in der anstaltlichen und genossenschaftlichen Form der Gegenwart erneuernd, ein Vetter, Kollektant, Arbeiter, Reisender wie wenige. Sein Leichentext rühmt mit Recht von ihm, vielmehr von Gott: „Ich habe viel gearbeitet denn sie alle; nicht aber ich, sondern Gottes Gnade, die mit mir ist“ (1. Kor. 15, 10). Endlich W i l h e l m L ö h e , der Pfarrer in der inneren Mission, der Mann der kirchlichen Gedanken, des edlen Maßes, der schönen Form, gleich bedeutend als Katechet wie als Seelsorger, als Prediger wie als Liturg. Sein Lösungswort war: „Schlecht und recht, das behüte mich; denn ich harre Dein“ (Psalm 25, 21).“

Blicken wir schließlich auf die katholische Kirche, so hatte sie um die Wende des Jahrhunderts schlimme Zeiten über sich ergehen lassen müssen: die Verfolgung durch die Revolution, die Unterdrückung durch die napoleonische Gewaltherrschaft. In Deutschland selbst änderten sich für sie die Verhältnisse mit dem Untergang des alten Reiches fortwährend; es galt, die katholische Kirche hier von neuem auf die Füße zu stellen. Im wesentlichen gab

es nach dem Grundsatz: *ejus regio ejus religio* (wie die Herrschaft so die Religion) im vieltheiligen alten Reich ziemlich ungemischt nebeneinander stehende katholische und protestantische Länder. Für die Kleinstaaten wenigstens galt das. Jetzt vereinigten die umfangreich gewordenen Mittelstaaten in ihren Grenzen beiderlei Bekenner in größerer Anzahl. Die Lage der katholischen Kirche war offenbar günstiger geworden. Unter kluger Ausnützung der Verhältnisse konnte die Herrschermacht der Kirche und des Papstes zu neuer Geltung gebracht werden. Es kam darauf an, mit den einzelnen deutschen Staaten zu einem Abschluß zu gelangen. In Bayern war das schon durch das Konkordat erreicht. Die Niederlage der weltlichen Macht, welche für Bayern daraus hervorging, hielt aber die übrigen Staaten von ähnlichen Abmachungen ab. Auf dem Wiener Kongreß hatte die Kirche nichts zu erreichen vermocht. Auch ihr jetziges Bestreben, mit Nichtachtung der Landesgrenzen die Bisthümer im deutschen Lande nach eigenen Abgrenzungsprinzipien zu vertheilen, stieß auf lebhaften Widerstand. Unter Würtembergs Vortritt vereinigte sich ein Theil der Mittelstaaten in Frankfurt, um gemeinschaftliche Verhandlungen mit Rom zu führen. In der Folge verhandelten alle Staaten für sich und trafen in den Jahren 1821—1827 ihre gesonderten Abkommen mit Rom durch Bullen, in denen mit Wahrnehmung der Landesgrenzen die Rechte der evangelischen Staatsbürger und der Krone festgestellt waren. Demnach wurde außerhalb Oesterreichs und Bayerns die Eintheilung in 15 Bisthümer getroffen: Erzstift Köln mit Trier, Münster, Paderborn; Erzstift Posen=Gnesen mit Breslau, Ermland, Kulm; Hildesheim und Osnabrück für Hannover; Erzstift Freiburg als oberrheinische Kirchenprovinz mit Mainz, Fulda, Limburg, Rottenburg. So waren die regelmäßigen Stützen wieder geschaffen, um die kirchliche Gewalt aus ihrer Demüthigung zu heben und sie in den religiös gemischten Staaten zur Geltung zu bringen.

Das innere Leben der katholischen Kirche war aber auch durch das Zeitalter der Aufklärung und des Rationalismus beeinflusst. Eine weitgehende Duldsamkeit vermochte sich im ersten Viertel des Jahrhunderts einzubürgern. Wenn der katholische Geistliche verhindert war, so taufte z. B. in Würtemberg ganz ruhig der protestantische; zum Reformationsfest im Jahre 1830 rückten die Studierenden der katholischen Theologie in Tübingen aus, um ihren protestantischen Kommilitonen Festmusik zu machen. Man sprach sogar von Reformen, von Aufhebung der Ehelosigkeit der Geistlichen, von einer Annäherung an den Protestantismus, von einer deutschen Nationalkirche. Dem Gedanken an eine solche deutsche Kirche hatte der Generalvikar von Konstanz, Heinrich von Wessenberg, schon in Wien auf dem Kongreß Ausdruck gegeben. Doch suchte er seine deutsche Kirche weniger im Bekenntniß als in der geistlichen Regierungsform. So war er weit entfernt, einen Gegensatz zu Rom zu schaffen, suchte vielmehr eine äußerliche Abfindung, welche dem Papste höchst unbequem sein mußte und dem Deuththum nichts nützen konnte. Der weiche, edle Mann, der es nach keiner Seite hin verderben wollte, fand trotz der augenfälligen Unvollkommenheit seiner Pläne warmen Beifall in einzelnen Kreisen des Volkes und namentlich bei den süddeutschen Höfen. Zu einer tieferen Bewegung der Geister aber war die Unentschiedenheit des Gebotenen nicht fähig. Deshalb verschwand die kleine, oberflächliche Bewegung, ohne

dauernde Wirkungen zu hinterlassen. Nur ein Theil der süddeutschen Geistlichkeit fuhr fort, mit aller Verehrung zu dem bewunderten Gelehrten und Dichter aufzublicken. Allein diese ältere, mildere, duldsamere Generation von Geistlichen starb allmählich aus oder wurde, wie Wessenberg selbst, zurückgesetzt. Unter dem zunehmenden Einfluß der Jesuiten wuchs ein neues Geschlecht von jüngeren Geistlichen heran, beflissen, die römischen Satzungen in ihrer ganzen Strenge durchzuführen, und keineswegs gemeint, vor der weltlichen Macht zurückzuweichen.

Zunächst war der Widerstand, der aus dem Inneren der katholischen Kirche gegen dogmatische Verflachung, gegen den Rationalismus sich wandte, ein durchaus berechtigter und in seinem Kern ehrenhafter gewesen; erst durch die jesuitische neue Richtung und die Hitze der Hauptkämpen gewann er an Schärfe und Unversöhnlichkeit. Lange war schon in Preußen die Uebung in Sachen der gemischten Ehen und der Zivilehe, die auf dem linken Rheinufer noch zu Recht bestand, angefochten worden. Zu offenem Zwiespalt kam es, als im Jahre 1837 die preußische Regierung genöthigt war, gegen die Eigenmächtigkeiten der Erzbischöfe von Köln und Posen einzuschreiten. Der eine wurde auf die Festung gesetzt, der andere vom Amt entfernt. Solche Maßnahmen des preußischen Staates erregten unter der rheinischen und polnischen Bevölkerung eine gewaltige Gährung. Die Rheinländer waren damals noch weit entfernt, richtige Preußen geworden zu sein; so erhielt die Aufregung auch eine politische Spitze. Und das um so mehr, als Metternich die Gelegenheit ergriff, um gegen den mißliebigen Nebenbuhler gehörig heßen zu lassen. Eben hatte Metternich die österreichischen Staaten den Jesuiten geöffnet und hätte es gern gesehen, wenn Preußen, das sich seit 1819 politisch unterworfen hatte, auch auf kirchlichem Gebiet dem Vorgang Oesterreichs gefolgt wäre.

Den Frieden unter den verschiedenen Bekenntnissen zu fördern, war seit lange kein preußischer König so beflissen als Friedrich Wilhelm IV., der, was der Vater nicht durch Zwang zu Stande gebracht hatte, gewillt war, im Wege der Güte zur Ausführung zu bringen. So wurde kurz nach seiner Thronbesteigung 1840 durch weitere Nachgiebigkeit der Streit wegen der Erzbischöfe von Köln und Posen beigelegt und die extreme Richtung in der katholischen Kirche dadurch nicht wenig ermuntert. Daß eine neue Schaffenskraft auch in kirchlichen Dingen auf den Plan getreten, daß es für sie kein Ziel gebe zu hoch gesteckt, zu heftig umstritten, das gedachte der neue König dem gesammten Deutschland zu zeigen. Und sofort trat er wieder hervor mit seiner ganzen bestrickenden Romantik, der Gedanke an eine deutsche Nationalkirche. Ein erster Schritt mit dem Hinweis auf die Errichtung eines Bisthums in Jerusalem galt der Verherrlichung des Protestantismus. Ein weiterer aber war bestimmt, mit zwingender Kraft durch gemeinschaftliches Herbeischleppen von Bausteinen für Katholiken und Protestanten in Preußen, ja in ganz Deutschland ein Heiligthum erstehen zu lassen. Als ein rechtes Wahrzeichen der Stadt Köln, als einen Mahner zugleich aus alten Zeiten sah man unthätig den Kranen über den im ersten Aufwachsen steden gebliebenen Thürmen des Kölner Domes am Himmel sich abheben. Sei Jahrhunderten hatten die Arbeiter ihn nicht mehr in Bewegung gesetzt. Jetzt gestaltete sich zu einer Nationalfeier das Fest, auf welches im Anfang des Monats September 1842 der König seine

Gäste zusammenberief; zu einer Nationalfeier zwischen den südlichen und nördlichen, den katholischen und protestantischen Deutschen. Als der Kran sich wieder bewegte und den ersten Baustein auf die Höhe trug, als der König zu der riesengroßen Menge sprach: „Der Dom von Köln rage über dieser Stadt, rage über Deutschland, über Zeiten, reich an Menschenfrieden, reich an Gottesfrieden, bis an das Ende der Tage!“ — da schienen in dem Jubel der Zehntausende die Herzen ineinander zu fließen.

Aber Friedrich Wilhelm IV. so wenig wie vordem Wessenberg vermochte klar zu erkennen, daß die römische Kirche mit ihrer unerbittlichen Konsequenz ihren Befennern nur die Wahl läßt zwischen Unterwerfung und Abfall. Eine mittlere Stellung giebt es für sie nicht. Und daraus entspringen die Enttäuschungen für die kirchlichen Romantiker. Wie eine Musterung der zu versöhnlicher Religiosität geneigten Massen des deutschen Volkes mochte das Kölner Domfest bei den streng Römischen und bei den protestantischen Eiferern erscheinen. In beiden Lagern begann die schärfere Tonart, die unversöhnliche, an Einfluß zu gewinnen. Auf katholischer Seite gedachte man auch eine Kraftprobe, ein Aufgebot der wahrhaft Gläubigen zu veranstalten. Es geschah das im Jahre 1844 durch die Ausstellung des heiligen Rockes in Trier. Eine Massenwallfahrt, international und ins Unermeßliche sich steigend, wurde in Szene gesetzt. Der laute Jubel hier, im Lager der Klerikalen, rief anderwärts heftigen Widerspruch hervor. Ein suspendierter Priester, Johannes Ronge in Breslau, eiferte in zahlreichen Schriften und forderte zu einer Reform, zur Gründung einer deutschkatholischen Nationalkirche auf. Da und dort förderten Protestanten wie Katholiken mit lautem Beifall das begonnene Werk. So konnte 1845 in Breslau die erste deutschkatholische Gemeinde gegründet werden. In anderen Städten folgte man dem gegebenen Beispiel. Da und dort suchte man die Bewegung zu unterdrücken. In Leipzig entstand dadurch im August 1845 ein blutiger Tumult, und nur dem Dazwischentreten des Theaterkassiers Robert Blum war es zu danken, daß die Menge sich von großen Ausschreitungen fernhielt. Zwei Jahre später mag der Deutschkatholizismus mit 151 Gemeinden seinen Höhepunkt erreicht haben. In denselben Jahren, in welchen durch Austritt aus der römischen Kirche der Deutschkatholizismus zu einiger Blüthe gelangte, lösten sich in Preußen die freien Gemeinden von der protestantischen Landeskirche los. Solche Gemeinden der Lichtfreunde, wie sie sich nannten, erstanden in Königsberg, Halle, Magdeburg. Allein bei den deutschkatholischen wie bei den freien Gemeinden zeigte sich bald dieselbe Erscheinung: erst hatte man mit Macht an den gemeinschaftlichen dogmatischen Einrichtungen gerüttelt; nun aber nach einmal gegebenem Beispiel war des Rüttelns kein Ende mehr abzusehen. Im Laufe der Zeit gewannen die verneinenden Elemente immer größeren Anhang, immer erhöhten Einfluß; bald handelte es sich bei einzelnen darum, ob man den Christennamen nicht endgültig ablegen wolle. So kam die Sache bei den freien Gemeinden ins Wanken; und an die Wankenden suchten sich die Deutschkatholiken anzulehnen, um ihrerseits einigen Halt zu gewinnen. Beide Richtungen aber verloren im Laufe weniger Jahre ihre innere Entwicklungsfähigkeit wie ihre Anziehungskraft nach außen hin.

„Unter der glückseligen Menge auf dem Kölner Domfest befand sich einer“,

schließt Pfister seine treffliche Darstellung, „der mit kaltem Lächeln auf diesen beglückenden Herrscher, auf diese jubelnden Unterthanen blickte, — Metternich. Solche romantische Ergüsse, welchen Werth mochten sie in Wirklichkeit haben? Höchstens erschwerte ihm sein preußischer Verehrer das allgemeine Hüteramt. Und dies Hüteramt sah sich ohnehin genöthigt, mit immer wachsenden Schwierigkeiten zu rechnen. In Deutschland hatte man den Werth eines einheitlichen nationalen Wirthschaftslebens entdeckt. Einer um den andern von den überkommenen Sätzen des Absolutismus wurde hinfällig. Wie in einem alten Baue begann es in dem morschen Staatsgefüge zu knistern und zu bröckeln. Stillen Verschwörern glichen die volksfreundlichen Kreise in Italien und Deutschland. Nicht in lautem Rufen machten sie sich geltend; es war mehr ein Flüstern, das durch die Mengen lief, ein leises Wünschen. Und auch dies Wünschen lief nach den Vertikalitäten weiter auseinander, hatte noch keine bestimmte Form angenommen. So vielgestaltig das alles noch war, zwei Worte standen bald deutlich obenan: Freiheit und Einheit. Nur des Anstoßes von innen heraus oder von außen her bedurfte es, um aus dem heimlichen Flüstern und Wünschen ein ungestümes Lärmen und Pochen, den Umsturz des Bestehenden hervorgehen zu lassen. Wenige Jahre noch sind dem alten Regimente vergönnt, und man sieht einen bejahrten, hochgewachsenen Herrn, den allmächtigen Venter der seitherigen Welt, aus seinem Palast in Wien fliehen, um unerkannt einen Eisenbahnwagen zu besteigen, der ihn rasch entführen und in Sicherheit bringen soll vor dem, ungestüm nach Freiheit verlangenden Volke.“



III. Entwicklung von Technik und Industrie, Handel und Verkehr

während der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts.



1. Technik und Industrie.

Periode der Vorbereitung für die neuen Ziele der Technik. — Organisches Zusammenarbeiten von Theilarbeitern. — Die Baumwollenindustrie in England. — James Watt's Dampfmaschine. — Der Webstuhl des Franzosen Jacquard. — Die Eisenindustrie. Steinkohlenverwendung. — Der Dampfhammer. — Alfred Krupp. — Maudslays Support. — Die Drehbank. — Hydraulische Presse. — Howe's erste Nähmaschine. — Erfindung des Steindrucks durch Aloys Senefelder. — Chromolithographie. — Friedrich König baut die erste Schnell-Druckpresse. — Entwicklung der Feuerwaffen-Technik. — Krupp konstruirt die ersten Kanonen aus Gußstahl. — Umgestaltung der Handfeuerwaffen. — Das alte Heinschloß. — Erfindung des Perkussionschlosses. — Fulton's Seeminen und Angriffstorpedos. — Entwicklung der Kriegsflotten. — Das Beleuchtungswesen. — Murdoch's Erfindung der Gasbeleuchtung. — Anfänge des Ausstellungswesens. — Die erste Weltausstellung in London 1851.

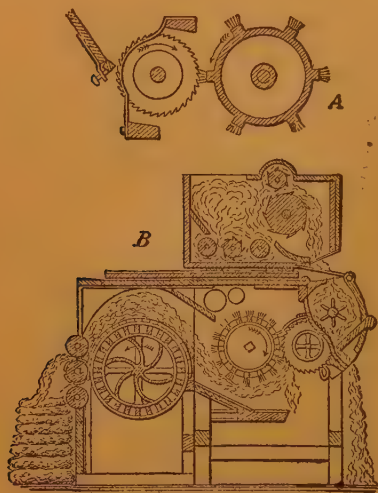
Die Entwicklung der großartigen modernen Technik, welche sozusagen keine Grenzen mehr kennt, alle Schwierigkeiten spielend überwindet und selbst vor den kühnsten Problemen nicht mehr zurückschreckt, begann erst in den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts. Die erste Hälfte des Jahrhunderts war die Periode der Vorbereitung, in welcher tastend nach Mitteln gesucht wurde, um die neuen Ziele in der Technik, die sich allseits aufdrängten, bewältigen zu können; es waren die Lehrjahre der modernen Technik, die sie durchmachen mußte, um heute mit spielender Leichtigkeit jedes Problem zu lösen, das von den wirthschaftlichen Bedürfnissen an sie gestellt wird.

Diese Vorbereitung begann schon in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Damals trat an die Stelle des handwerksmäßigen Einzelbetriebes das organische Zusammenarbeiten mehrerer oder vieler Theilarbeiter, von denen jeder nicht mehr allein eine fertige Waare, sondern nur noch einen Theil derselben und diesen natürlich mit der überlegenen Vollkommenheit herstellte, die dem schablonenhaften Arbeiten bei nur wenigen Handgriffen eigen ist. Das Aufkommen der Maschinen war indeß mit vielen Hindernissen verknüpft. Ueberall wurde es durch die staatliche Polizeigewalt als im vermeintlichen Interesse des Volkes verhindert und die Produktion durch Reglements in bestimmten Schranken gehalten. Staatliche Inspektoren zerbrachen im 18. Jahrhundert die Webstühle, verbrannten die Stoffe, diktierten Strafen aller Art, wenn sie irgend eine Veränderung in der vorgeschriebenen Herstellungsart entdeckten*);

*) In Danzig wurde der Erfinder der Maschinewebeerei (Bandmühle) heimlich erkauft.

und die Massen des Volkes verfolgten in ihrem Haß gegen die Erfindungen überall die Erfinder. Es war einfach verboten, irgend etwas besser zu machen, als es vorgeschrieben war.

Glücklicherweise gab es aber noch ein Gebiet, das von solch rechtlicher Ordnung des Gewerbes im herkömmlichen Sinn frei war, und das war die in England, dem damals fortgeschrittensten Handelsstaate, sich zu hoher Blüthe entwickelnde Baumwollenspinndustrie.*) Sie besaß noch keine gewerbliche Tradition, und so setzte in ihr der Umschwung ein. Derselbe ergriff



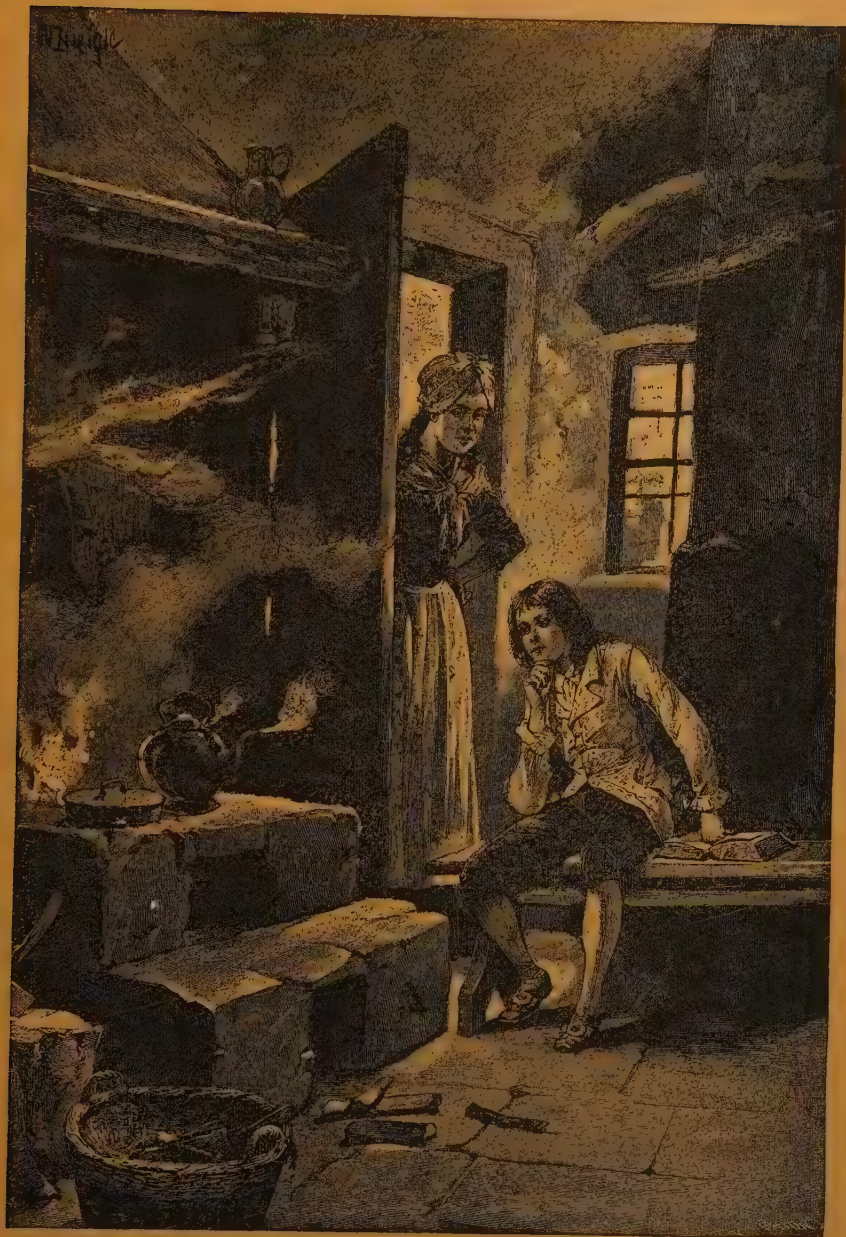
Eine "cotton gin".

A. Whitney's Original-Maschine.

B. Die verbesserte Maschine.

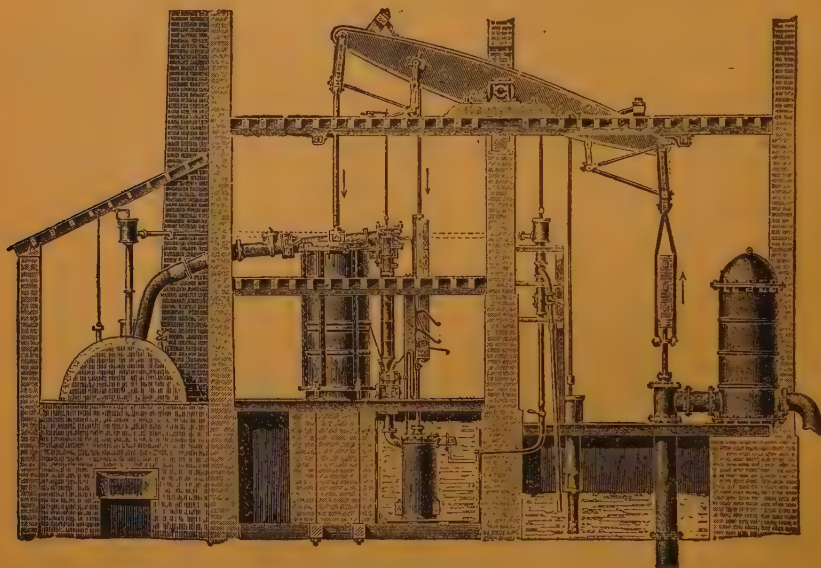
zunächst die Spinnerei. Hargreave konstruierte 1767 die sog. Fennh-Spinnmaschine, und 1785 stellte Cartwright den ersten praktisch brauchbaren Spinn-Kraftstuhl her. Es fehlte nun nur noch eine Maschine, welche den zum Betrieb der Spinnmaschine nothwendigen, vom Ort unabhängigen kraftvollen Motor lieferte, und das war die von James Watt erfundene oder genauer verbesserte Dampfmaschine. Denn schon 1698 hatte der Bergwerksbeamte Saverh in England eine Art Dampfmaschine patentieren lassen, welche er zum Heben des Wassers aus den Bergwerken benutzte und der Engländer Newman hatte sie verbessert. Allein erst dem genialen James Watt gelang es, die Maschine durch seine glänzenden Erfindungen zu einem so hohen Grade technischer Vollenbung zu bringen, daß sie als gewaltigstes Werkzeug des Menschen in der Bewältigung

*) Die Baumwolle kam hauptsächlich aus den Ver. Staaten, wo der Bau der Baumwollen-Pflanze infolge der 1792 erfolgten Erfindung der „cotton gin“ durch Eli Whitney kolossalen Aufschwung nahm. Während vor der Erfindung dieser Maschine (gin ist eine Zusammenziehung aus englisch) ein Sklave bloß 2 Pfund Baumwolle von dem ihr anhaftenden Samen in einem Tage reinigen konnte, war er im Stande, mittelst der Maschine 100 Pfund per Tag zu liefern. Die Ausfuhr der Baumwolle stieg von 192,000 Pfund im Jahre 1791 auf 6,000,000 Pfund im Jahre 1795, und im Jahre 1894 wurden nicht weniger als 427½ Millionen Pfund geerntet und theils verbraucht, theils exportiert.



James Watt beobachtet am Theekessel die Wirkungen des Dampfes.

darüber nachsann, wie dem abzuhelpen sei, fielen ihm seine Kindertage ein, die stillen Dämmerstunden, in denen er oft sinnend dageessen und den siedenden Theekessel seiner Mutter betrachtet hatte, an dessen kühleren äußeren Flächen die aus der Lülle und unter dem Dedel hervorziehenden Dämpfe sich niederschlugen und mit einem Schlage blitzte ihm die Lösung des Problems auf: es muß ein besonderer Niederschlagungsapparat für die verbrauchten Dämpfe außerhalb des Cylinders angebracht werden! Nach mühsamen Experimenten und strengem Nachdenken kam 1765 der Kondensator mit Luftpumpe zu Stande. Vier Jahre später trat Watt mit dem Kapitalisten Boulton in Verbindung, mit dem er 1774 in Soho bei Birmingham eine Maschinenfabrik gründete. Durch die weitere Erfindung des Parallelogramms (1784) und Uebertragung der



Watt-Dampfmaschine.

Kolbenkraft auf eine rotierende Welle erhielt die Dampfmaschine endlich die Gestalt, die sie im wesentlichen noch heute besitzt und die zu allen Aufgaben der Mechanik befähigte. James Watt starb reich und hochgeehrt am 19. August 1819 in Heathfield bei Birmingham. Als einer der größten Förderer der Kulturfortschritte der Menschheit wurde ihm in der Westminsterabtei zu London ein Denkmal errichtet.

Nachdem auf solche Weise die Textilindustrie den vom Ort unabhängigen Motor in der Dampfmaschine erhalten, nahm sie einen gewaltigen Aufschwung, und ihr Großbetrieb gab den Anstoß zum Bau immer vollkommenerer Maschinen, aber auch zu Umwälzungen der mannigfachen Hilfsindustrien, und zur Revolution in den Lebensgewohnheiten. Ein Staatsmann klagte im „Politischen Journal“ im Jahre 1811 über die Folgen der gewaltigen Umwälzungen,

welche die maschinenmäßige Textilindustrie auf allen Gebieten hervorrief, also: „Vor 50 Jahren noch sah man keine Bürgersfrau, noch weniger eine Bäuerin, die zu ihrer täglichen Kleidung baumwollene Zeuge getragen hätte. Die Bürger- und Kaufmannsweiber trugen wollene Zeuge, Camelotte, Bergan, Sagadiz, Nonnenzeug, bunte gedruckte Flanelle, buntgedruckte Leinwand; in Sachsen wurden sie sämmtlich selbst fabriziert und der Stoff dazu selbst im Lande erzeugt. Die Bäuerinnen trugen Friesröcke, tuchene Corchetten und tuchene Röcke. Alle Vorhänge in den Zimmern waren zu dieser Zeit von Leinwand. Die Stuhl- und Kanapee-Rappen waren von Schafwolle und leinenen Faden, die Rouleaux von Linnenzeug. Und was tragen jetzt alle unsere Frauen? Kattun und Musselin; alle Vorhänge sind von Baumwolle. Ja viele Frauen tragen jetzt ihre Hemden, Strümpfe, Hauben und Schnupftücher von Baumwolle, kurz, sie sind in Baumwolle eingewickelt. Vor 50 Jahren, als in allen Staaten noch Geld in Ueberfluß war, trug das männliche Geschlecht gar nichts von Baumwolle. Nur später, als der Kattun bekannter wurde, trug der Mittelmann Sonntags, wenn er ins Gemeindehaus ging, ein kattunenes Koller. Der Vornehmere fing nun an, seinen Schlafrock von Kattun zu tragen. Alle Hausmöbel wurden mit Kattun überzogen, auch die Betten, Bettvorhänge und Decken. Nun kam der Manchester zum Vorschein. Sein sammetartiges Ansehen, seine außerordentliche Haltbarkeit machten ihn zur herrschenden Mode, alle Beinkleider und Westen mußten von Manchester oder baumwollenem Piquet sein. Von Manchester trugen sogar die Männer einen langen Zeitraum hindurch ihre Fracks und Ober Röcke. Hierauf folgte nun der Ranting, wovon Kleider und vorzüglich Beinkleider zur herrschendsten Mode wurden und es noch sind. Wenn man nun annimmt, daß der größte Theil der Bewohner Europas, männlichen und weiblichen Geschlechts, vom Kopf bis zum Fuß in Baumwolle gekleidet ist, beständig auf baumwollenen Zeugen sitzt und schläft, und sich auch damit gegen die Sonnenstrahlen schützt, so ist die ungeheure Summe Geld fast nicht zu berechnen, die für Baumwolle nach Amerika, ins südöstliche Europa und nach Asien geht. Und schon dieser einzige Handelsartikel ist hinreichend, da er in solcher ungeheuren Summe auf dem Kontinent verbraucht wird, den Handel mit diesen Ländern passiv zu machen. Ich bin nicht erschrocken, als ich neulich in Zeitungen las, 400,000 Baumwollenarbeiter in Sachsen würden ihren Erwerb und Brot verlieren, wenn die Kattunfabrikanten den hohen Import-Zoll bezahlen sollten. Viermalhunderttausend Menschen sind beinahe der vierte Theil der ganzen Volksmasse Sachsens, die man gewöhnlich auf 2 Millionen annimmt. Der vierte und fünfte Mensch in Sachsen lebt also von der Baumwollentweberei, von einem fremden, ausländischen Produkt, wofür das Geld aus dem Lande geht. Der Finanzier mag nun berechnen, welcher Segen dem Lande durch die Kattunfabrikanten gebracht wurde!“

Eine wesentliche Verbesserung erhielt die Spinnmaschine durch die geniale Erfindung des Vhoner Seidenwebers Joseph Marie Jacquard (geb. 1752, gest. 1834), welche durch das Aufsetzen einer sinnreich erdachten Maschine auf den Webstuhl und das selbstthätige Durchlaufen ausgestanzter Papptarten — je einer für jeden Schuß, d. h. für die in der Querrichtung zur Kette laufende Fadengruppe — die mechanische Herstellung selbst der kompliziertesten Muster ohne die früher nothwendige peinliche Aufmerksamkeit des Arbeiters gestattet.

Im Jahre 1808 wurde ein solcher Webstuhl zum ersten Mal praktisch verwendbar hergestellt, und schon vier Jahre später waren, dank der Förderung durch Kaiser Napoleon, in Lyon allein 18,000 solcher Stühle in voller Thätigkeit.



Jos. M. Jacquard.

(Nach einem zu Lyon in Seide gewebten Portrait.)

Auf vielen andern Gebieten, namentlich in Deutschland, hielten die Handwerker dagegen steifnackig und kurzfristig an der hergebrachten Produktionsweise, dem Handwebstuhl, fest.

Wie die Textilindustrie auf die Maschinenindustrie ihre Einwirkung hatte, so gab sie auch einem andern, heute vielleicht wichtigsten Industriezweig einen

neuen Anstoß, und das war die Eisenindustrie. Im Jahre 1740 war in Folge der Schwierigkeit, auch nur genügend Bauholz zu erhalten, und in Folge der noch nicht gelungenen Versuche, die Holzkohle durch Steinkohle zu ersetzen, die Eisenproduktion außerordentlich gering. Im Ganzen waren kaum 60 Hochöfen in England im Betrieb, die insgesammt nur 17,350 Tonnen Ausbeute gestatteten. Watt's doppelt wirkende Dampfmaschine steigerte den Bedarf, und daraus entsprang wieder die Nothwendigkeit, die Holzkohle zu ersetzen; man lernte Cote bereiten. In Folge dessen vermehrte sich bis 1796 die Zahl der Hochöfen auf 121, die gesammte Eisenproduktion stieg auf 125,079 Tonnen. 1839 endlich betrug die Zahl der Hochöfen in England 378, ihre gesammte Produktion 1,347,790 Tonnen — in hundert Jahren war also die durchschnittliche Ausbeute aus einem Hochofen von 294 Tonnen auf 3,592 Tonnen angewachsen. Allein auch damit war noch lange nicht genug gethan. Die neuen Maschinen der Textilindustrie und vor Allem die Dampfmaschine erforderten eine Präzision der Ausführung und eine Gleichmäßigkeit des Materials, wie sie das alte Eisen-Handwerk nicht erzielen konnte. Man verstand damals, vom Stahl ganz zu schweigen, weder ein gleichmäßig ausfallendes Stück Gußeisen zu erzeugen, noch Schmiedeeisen billig und in zuverlässiger Qualität herzustellen. Wo es nur irgend anging, vermied man deshalb die Verwendung von Eisen und Stahl, und setzte an ihre Stelle das leichter zu bearbeitende und in gleichmäßigerer Qualität zu erhaltende Holz. Kein Wunder also, daß die Dampfmaschinen der ersten Zeit, von denen einige im Londoner South Kensington Museum aufbewahrt werden, einen fast grotesken Anblick gewähren. Auch die berühmte Lokomotive Stephenson's „The Rocket“ besaß noch hölzerne Triebräder mit Eisenreifen und hölzerne Pleuelstangen. Den schmiedeeisernen Platten, aus denen der Kessel gebaut ist, sieht man es an, daß sie von Handwerkern durch mühsames Hämmern erzeugt worden waren. Die Schwierigkeit, geeignetes Kesselblech zu erhalten, war noch im Jahre 1804 so groß, daß es Trevethin vorzog, den Kessel seiner Lokomotive aus dem ungleich schwereren Gußeisen anstatt aus Schmiedeeisen herzustellen.

Aber die gesteigerten Ansprüche, die an die neuen Maschinen gestellt wurden, zwangen zu einer umfassenderen Verwendung des Eisens, es mußten neue Verfahren ausfindig gemacht werden, das Metall billig und gleichmäßig herzustellen. Noch im Jahre 1816 kannte man in den englischen Maschinenfabriken weder Hobel-, noch Fräis-, noch Bohrmaschinen; die Drechselbank und der Drillbohrer waren in der Hauptsache alles, was dem damaligen Mechaniker zu Gebote stand. Nähmaschinen, die heute eine so große Rolle spielen, hätte man damals, selbst wenn Plan und Zeichnung vollständig vorgelegen hätten, gar nicht herstellen können. Alle Erfinder jener Zeit mußten die Maschinen, die sie erdachten, eigenhändig ohne maschinelle Hilfe anfertigen, wobei sie gewöhnlich zuvor erst die erforderlichen Werkzeuge erfinden und herstellen mußten. James Watt konnte seine erste Maschine nicht recht in Gang bringen, weil es an genauen Vorrichtungen zur Bearbeitung ihrer Haupttheile fehlte.

Der erste Schritt zur Hebung der Eisenindustrie war, wie bereits bemerkt, die Ersetzung der bei der Verhüttung des Eisens zur Verwendung kommenden Holzkohle durch Cote und weiterhin durch Steinkohle. Ueberall wo Eisenerze und zugleich Kohlenlager im Boden vorhanden waren, blühte nun die Eisen-

industrie auf, in all ihren Branchen.*) Der Dampfhammer wurde 1838 durch Nasmyth zur Vollendung gebracht. Während derselbe in erster Linie die Herstellung besonders großer Schmiedeeisenstücke ermöglichte, erleichterte er gleichzeitig die Herstellung des Schmiedeeisens selbst, und wirkte befruchtend auf die gesamte Maschinenindustrie. Der Vorzug des Dampfhammers vor den älteren Schwanzhämmern besteht darin, daß der Hammerblock senkrecht auffällt, während er bei dem Schwanzhammer sich in einem Kreisbogen bewegt, und daß sich bei dem Dampfhammer die Wirkung des Schlages nach Belieben verändern läßt. Man ist mit einem Dampfhammer, dessen Hammerblock viele hundert Centner schwer ist, ebenso im Stande, Nüsse aufzufnaden,



Alfred Krupp.

ohne den Kern zu verletzen, wie die mächtigsten Stahlblöcke mit einem Schlage zu zertrümmern. Das Prinzip des Dampfhammers ist außerordentlich einfach. Sein wesentlichster Bestandtheil ist der Dampfzylinder. Indem der Dampf in diesen von unten einströmt, hebt er durch seine Expansionskraft den Kolben mit dem daran befestigten Hammerblock in die Höhe. Läßt man nun durch die Bethätigung des Steuermechanismus den Dampf sofort ausströmen, so fällt der Hammer mit seiner ganzen Schwere auf den Amboss; gestattet man jedoch dem Dampf nur einen beschränkten Aus-

gang durch eine theilweise Oeffnung des Auslaßventils, so wird der Hammer in seinem Falle mehr oder weniger stark behindert und fällt nur mit einer relativ geringen Wucht auf den Amboss. In der unendlichen Reihe der Werkzeugmaschinen, die durch die Präzision ihrer Arbeit dem modernen Fabrikbetriebe ihren charakteristischen Stempel aufdrücken, bildet der Dampfhammer das erste Glied, dessen Bedeutung nicht unterschätzt werden darf. Er war es, der die moderne Eisenindustrie über das Niveau des handwerksmäßigen Kleinbetriebes heraus hob und ihr unter den modernen Großbetrieben die erste Stellung anwies.

Das größte Gußstahlwerk der Erde ist das Krupp'sche Stahlislement in Essen, dessen Entwicklung zu einem in der ganzen Welt berühmten Werke allerdings erst in die zweite Hälfte des Jahrhunderts fällt, dessen Anfänge aber in die Periode reichen, die uns hier beschäftigt. Ein kurzer Blick darauf sei hier eingeschaltet. Der „Kanonenkönig“ Alfred Krupp, geboren am 26. April 1812 zu Essen, ist ein „selbstgemachter Mann“ in des Wortes vollster Bedeutung gewesen. Sein Vater, Friedrich Krupp (geboren 1787) besaß in

*) Die Eisenindustrie umfaßt alle Erwerbszweige, die sich mit der Erzeugung und der Verarbeitung des Eisens oder des Stahls vom Erzbergbau und vom Roheisen an bis zu dem höchstwerthigen Fabrikat befassen. Entzieht man dem Roheisen Kohlenstoff, so erhält man Stahl (Roß- oder Schmiedestahl), und umgekehrt wird dieser gewonnen, wenn man den Kohlenstoff dem Stabe beziehungsweise Schmiedeeisen zuführt (Brenn- oder Cementstahl). Durch das Schmelzen in Tiegeln entsteht der Gußstahl, der in neuerer Zeit bei der Fabrication von Geschützen, Gloden, Schienen, Achsen u. s. w. eine so große Bedeutung erlangt hat.

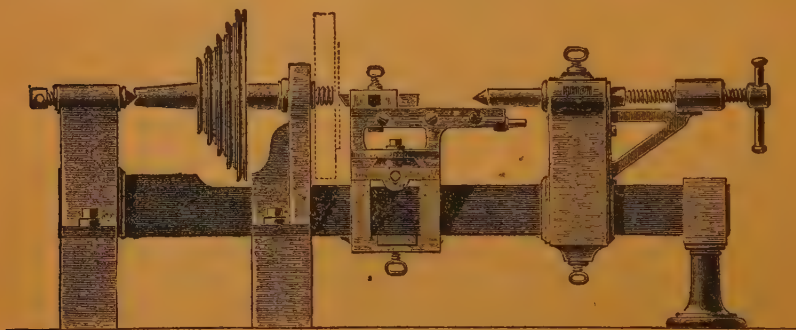
Altenessen ein durch Wasser getriebenes kleines Hammerwerk und beschäftigte sich dort seit 1810 mit Versuchen zur Herstellung des Tiegelgußstahls. 1818 errichtete er bei Essen, im Mittelpunkt des heutigen, eine Stadt für sich bildenden Gußstahlwerkes, eine kleine Fabrik, die noch pietätvoll in ihrer alten Gestalt erhalten ist. Ein zehn Jahre hindurch spielender Prozeß, den er allerdings gewann, lähmte seine Thakraft, weil er ihn mit Schulden über-



Die alte Gußstahlfabrik von Friedrich Krupp 1820.

häufte; der Verbrauch von Gußstahl war damals noch sehr gering, und in Folge dessen auch der Absatz, und als Friedrich Krupp am 8. Oktober 1826 starb, ließ er die Seinen in einer fast verzweifelten Lage zurück. Der junge Alfred übernahm, unterstützt von seiner Mutter, die Leitung der kleinen Fabrik unter den schwierigsten Verhältnissen. „Von meinem vierzehnten Jahre an“, schrieb er später selbst, „hatte ich die Sorgen eines Familienvaters und die Arbeit bei Tage, des Nachts Grübeln, wie die Schwierigkeiten zu überwinden wären. Bei schwerer Arbeit, oft Nächte hindurch, lebte ich bloß von Kartoffeln, Raffee, Butter und Brot, ohne Fleisch, mit dem Ernst eines bedrängten Familienvaters, und fünfundzwanzig Jahre habe ich ausgeharrt, bis ich endlich bei allmählich steigender Besserung der Verhältnisse eine leidliche Existenz errang.“ 1848 ging

die Fabrik in seinen alleinigen Besitz über; der Name der Firma blieb aber zu Ehren des Begründers Friedrich Krupp. Jetzt erst entwickelte sich die Fabrik sichtlich. Alfred Krupp war trotz einer keineswegs besonders kräftigen Konstitution unermüdblich thätig. Auf der ersten großen Londoner Weltausstellung fanden seine Erfindungen und Neuerungen in Anwendung des Gußstahls, seine Kanonen aus Gußstahl, die Einführung dieses Materials für Maschinentheile, Räder, Achsen u. s. w. für Eisenbahnen und Dampfschiffe große Bewunderung und Anerkennung, und nun ging es schnell aufwärts. Der rührige Fabrikherr benutzte alle neueren Fabrikationsmethoden sowie alle Fortschritte der Technik. Anfangs fanden seine Gußstahlgeschütze wegen ihrer Kostspieligkeit keine Abnehmer in Deutschland, der Vizekönig von Aegypten war der erste, der welche kaufte. Dann folgte Rußland und Preußen, Oesterreich und Holland, Belgien und Bayern, endlich sogar Japan. Seinen Weltruf begründete Alfred Krupp

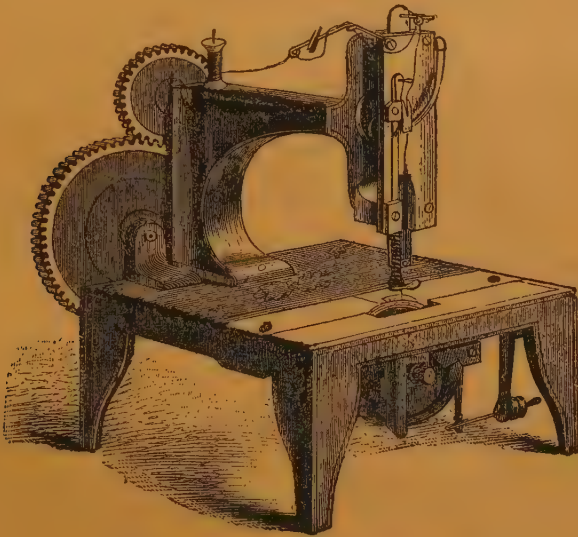


Maudsley's Drehbank mit Support.

durch das von ihm in Paris 1867 ausgestellte Riesengeschütz, das 50,000 Kilogramm wog. Seitdem war er der „Kanonenkönig“ und hat noch viel größere Geschütze geliefert, so auf der Düsseldorfer Ausstellung und der Weltausstellung in Chicago. Nicht minder bedeutend sind die Leistungen seiner Fabrik auf friedlichem Gebiete. Die Radeisen aus Bessemer Stahl, die Achsen und Schiffszurbelwellen haben Weltruf. Als Alfred Krupp am 14. Juli 1887 starb, waren auf seinem Werke, das im Jahre 1832 nur 10 Arbeiter gehabt hatte, schon 20,769 Arbeiter beschäftigt, die mit ihren Angehörigen eine Bevölkerung von 73,769 Seelen darstellten. Gegenwärtig beschäftigt die Fabrik, mit der neuerdings auch noch das Grusonwerk bei Magdeburg vereinigt wurde, über 25,000 Arbeiter.

Beinahe ebenso wichtig wie der Dampfhammer war aber eine weitere Erfindung jener Zeit, ein Präzisionswerkzeug, das den einzelnen Maschinentheilen die erforderlichen streng geometrischen Formen ertheilt, wie sie die menschliche Hand selbst bei größter Geschicklichkeit nicht zu leisten vermag. Es ist der sog. Support des Engländers Henry Maudslay. Derselbe ersetzt die menschliche Hand selbst, welche eine bestimmte Form hervorbringt durch Anpassen, Vorhalten und Richtung der Schärfe von Schneideinstrumenten u. s. w. gegen oder über das Arbeitsmaterial. Seit Erfindung des Supports ist die

Drehbank zur unentbehrlichsten Werkzeugmaschine für den Maschinenbau geworden, denn sie ermöglicht es nicht nur cylindrische Rundungen abzdrehen, Cylinder auszubohren u. s. w., sondern sie gestattet auch, mit äußerster Präzision die Endflächen von Werkstücken absolut eben abzdrehen. Aus der Drehbank entwickelten sich dann ihre verschiedenen Abarten, die Fräsmaschine, heute wohl die wichtigste Werkzeugmaschine überhaupt, die Schraubendrehbänke, Revolverdrehbänke u. s. w., die alle mehr oder weniger zur Herstellung von Massenartikeln dienen. Durch die Verbindung mit dem Support ist die Drehbank zugleich aber auch der Ausgang für die Metallhobelmaschine geworden, bei der entweder das in den Support festgeklemmte Werkzeug, oder das zu bearbeitende Werkstück eine hin- und hergehende Bewegung anstatt der rotierenden Bewegung bei der Drehbank erhält.



Sewer's Nähmaschine aus dem Jahre 1850.

Aus der Erkenntniß der Vortheile der maschinenmäßigen Fabrication gingen auch die hydraulische Presse, die 1817 von Bramah erfunden wurde, und die Loch- und Stanzmaschinen aus dem ersten Drittel dieses Jahrhunderts hervor. Der gleiche Gedanke kam aber auch bei allen Maschinen zum Ausdruck, die durch Kombination verschiedener und verschiedenartiger Werkzeuge nicht bloß als Wiedergeburt der primitiven Werkzeuge erscheinen, sondern, wie die Maschinen zur mechanischen Herstellung von Nägeln (1809), Nadeln, Schrauben (1818), Stahlfedern (1823), wie ein belebter Organismus funktionieren, der dem Menschen jeder Arbeit bis auf die Beaufsichtigung, den Zuschub neuen Rohmaterials und die Entfernung der fertigen Waare abnimmt. Aus dem früher Gesagten ist leicht zu ersehen, weshalb — nachdem im 18. Jahrhundert

die Textilmaschinen die Groß-Industrie aus der Taufe gehoben hatten — im ersten Drittel unseres Jahrhunderts und darüber hinaus die Metallindustrie und die Maschinen zur Metallbearbeitung in den Vordergrund der Technik treten mußten: die Gracilität und Leichtigkeit der Eisenbearbeitung war Anfang und Ende jedes weiteren industriellen Fortschrittes! Fast alle bedeutenderen technischen Erfindungen aus dieser Zeit — abgesehen von Roberts Selfactor, der höchsten Verbollkommnung, der die Spinnmaschine noch fähig war — bewegten sich auf dem Gebiete der Maschinenindustrie und Metallverarbeitung.

In allen übrigen Gewerbebetrieben blieb zunächst die handwerksmäßige Produktionsmethode von der Maschine unbeeinflusst. Doch auch in diesen Gewerbebezügen bereitete sich die entscheidende Revolution bereits vor durch die Erfindung der Nähmaschine, die in den zahlreichen Zweigen der Bekleidungsindustrie, der Schneiderei, Näherei, Schusterei, Hutmacherei, Putzmacherei u. s. w. eine ähnliche Rolle, wie die mechanische Spinnmaschine spielen sollte. Die Geschichte der Nähmaschine geht ebenfalls in das vorige Jahrhundert zurück und knüpft sich an die Namen Thomas Saint (1790), Madesberger (1807—1839), Thimonier (1830). Obwohl in den dreißiger und vierziger Jahren in England und Amerika schon gegen 30 Patente erteilt worden waren, begann die Zeit der leistungsfähigen Nähmaschinen doch erst mit Elias Howe (1846). Die Nähmaschine von Greenough (1832), bei der ein zweispitzige Nadel mit dem Dehr in der Mitte abwechselnd von der einen Seite des Stoffes nach der andern von zwei gegenüberliegenden Greifern durchzogen wurde, war noch eine bloße Kuriosität, während bei der ersten Maschine von Howe das Webschiffchen bereits mit einer öhrspitzigen Nadel in genialer Weise kombiniert war.

Zeigten diese unbeholfenen Maschinen schon, bis zu welchem hohem Grade sich die mechanischen Fertigkeiten und die Leistungsfähigkeit in der ersten Hälfte des Jahrhunderts weiter entwickelt hatten, so tritt dieß, wie wir im folgenden Abschnitt („Handel und Verkehr“) sehen werden, mit noch greifbarer Deutlichkeit auf dem Gebiet der Maschinenindustrie in die Erscheinung, das unserer Periode den charakteristischen Stempel aufgedrückt hat: die Erfindung der Dampflokomotive und des Dampfschiffes.

* * *

Wenn, wie wir gesehen haben, die Textilindustrie den Hauptanstoß zur Entwicklung der Maschinenindustrie in all ihren Branchen gegeben hat, so war es die stille Arbeit unsrer großen Dichter, Denker und Künstler, welche für die allgemeine Verbreitung der gewaltigen Kulturfortschritte des Jahrhunderts neue Wege verlangte und damit das Druckgewerbe zur höchsten Blüthe veranlaßte. Zwei Erfindungen waren es vorab, welche diese Blüthe ermöglichten, die Lithographie und die Schnellpresse. Unter Lithographie oder Steindruck versteht man die Kunst, auf einer Steinplatte eine Zeichnung mittelst chemischer Kreide und der Feder oder auch durch Grabieren so zu entwerfen, daß sie, mit Farbstoff bedeckt, abgedruckt werden kann. Diese, zwischen dem Kupferstich und dem Holzschnitt in der Mitte stehende graphische Technik erfand Alois Senefelder. Geboren am 6. November 1771 zu Prag als Sohn eines Schauspielers, wurde er durch den Wunsch, die Druck-

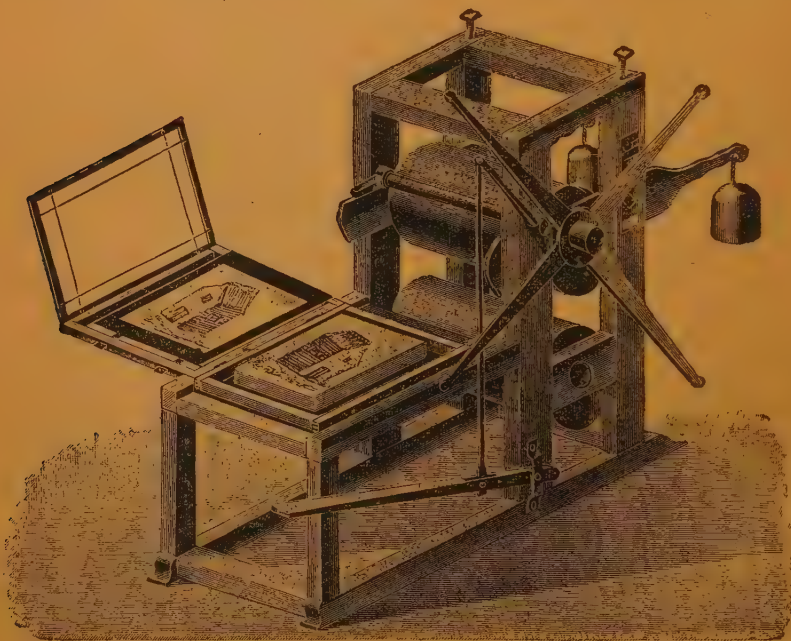
kosten der Stücke, die er schrieb, zu ersparen, veranlaßt, ein möglichst einfaches und billiges Verfahren zur Vervielfältigung von Schriftstücken zu ersinnen. Die ersten Versuche erstreckten sich auf die Uebung im Verkehrtschreiben und das Einrizen solcher Schriftzeichen in die glatte Oberfläche harter Körper. Holz, Kupfer, Zinn und hundert andere von dem Unverzagten erprobte Stoffe erwiesen sich als untauglich, endlich aber fand er in einer Sorte Kalkstein — der aus Solnhofen in Bayern stammende ist bis auf den heutigen Tag der beste und tauglichste geblieben — das richtige Material. Senefelder erkannte zu seiner namenlosen Freude, daß in diesen Stein sich fast mühelos Schriftzeichen einrizen und dabon ziemlich saubere Abdrücke erzielen ließen. Auch die Versuche, den Steinen die erforderliche Glätte zu verleihen, gelangen vollkommen. Zunächst wurde die Platte mit Vitriol und Wasser geebnet und geglättet, die ganze Fläche mit Wachs überzogen und in dieses die Schrift verkehrt eingeritzt; dann wurde durch Uebergießen mit Scheidewasser die Schrift eingätzt und die vom Wachs befreite Platte in der vom Kupferdruck her wohl bekannten Manier abgedruckt. Damit war indessen nur der sogenannte vertiefte Steinruck erfunden, der den praktischen Bedürfnissen nicht genügen konnte. Der Zufall, der Verbündete so vieler großen Erfinder alter und neuer Zeit, half auch Senefelder ein neues Verfahren zu finden, das mit dem Buchdruck erfolgreich in Wettbewerb treten konnte. Eines Tages im Monat Juli des Jahres 1796, so wird erzählt, bat die Mutter ihren Sohn, einen Wäschezettel zu schreiben. Da im Augenblick Papier und Tinte nicht zur Hand waren, schrieb der 25jährige Mohs das Gewünschte einstweilen mit der aus Wachs, Seife und Ruß bereiteten Masse, mit der er seine Platten zu überstreichen pflegte, auf einen polierten Stein. Dabei schoß ihm der Gedanke durch den Kopf, was wohl entstände, wenn er nun die Platte mit Scheidewasser überzöge. Er that es, und es ergab sich, daß der Stein überall da, wo keine Schrift stand, abgeätzt war, so daß die letztere etwa um die Stärke eines Kartenblattes hervorragte. Nach dem Einschwärzen ließen sich sofort klare und scharfe Drucke herstellen — auch die sogenannte erhöhte Manier des Stein-drucks war gefunden.



Alois Senefelder.

Doch nun fehlten die Mittel zur praktischen Verwerthung der Entdeckung, und vergebens mußte Senefelder an viele Thüren klopfen, ehe eine sich ihm aufthat, die des Münchener Hofmusikers Gleißner, der die Bedeutung der Lithographie für den Notendruck erkannte und dem Erfinder das nöthige Geld vorstreckte. Senefelder schrieb nun zunächst zwölf Lieder seines Gönners auf

Stein und stellte 120 Abzüge her, die einen Reingewinn von 70 Gulden brachten. Bald gesellten sich zu diesem ersten noch weitere Erfolge; der Kurfürst Karl Theodor, allezeit ein thatkräftiger Förderer der Künste und Wissenschaften, nahm eine Probe des neuen Verfahrens entgegen und auch die bayerische Akademie belobte den Erfinder. Derselbe ruhte noch nicht; er konstruierte nun auch eine brauchbare Druckpresse und verstand es, der andern Hauptschwierigkeit, die einer raschen Herstellung der Lithographie entgegenstand, nämlich der Nothwendigkeit, die Schrift mühsam auf den Stein schreiben zu müssen, dadurch



Senefelder's lithographische Hand-Druckpresse.

abzuhelfen, daß er aus Leinöl, Seife und Rienruß eine Art Tinte herstellte, welche sich unmittelbar auf den Stein ab- oder umdrucken ließ. Erst dieses genial ersonnene Umdruckverfahren, dem sich in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts noch die Möglichkeit der photographischen Uebertragung jeder beliebigen Schrift oder Zeichnung angeschlossen, bahnte der Lithographie den Weg zu den größten Erfolgen und machte sie zur gefährlichen Nebenbuhlerin der älteren Drucksysteme.

Alons Senefelder, der seine Erfahrungen im Jahre 1818 in einem ausgezeichneten Lehrbuche niederlegte, war vom Glück mehr begünstigt, als viele andere Erfinder seiner Zeit, er erlebte noch den gewaltigen Aufschwung der Steindruck-Industrie, sah noch wie namhafte Zeichner seiner Zeit auch die künstlerische Lithographie auf eine hohe Stufe hoben. Im Jahre 1809 wurde er auf

Lebenszeit zum Inspektor der staatlichen Landkartenbruderei ernannt und erhielt zugleich die Erlaubniß, sein eigenes Geschäft fortführen zu dürfen. Dort gelang es ihm noch vor seinem am 20. Februar 1844 erfolgten Tode, auch vol-
 lenbete farbige Steindrucke auf Papier und Leinwand herzustellen, die in den
 folgenden Jahrzehnten unter dem Namen „Delbrücke“ (Chromos) in der ganzen
 Welt Verbreitung fanden.

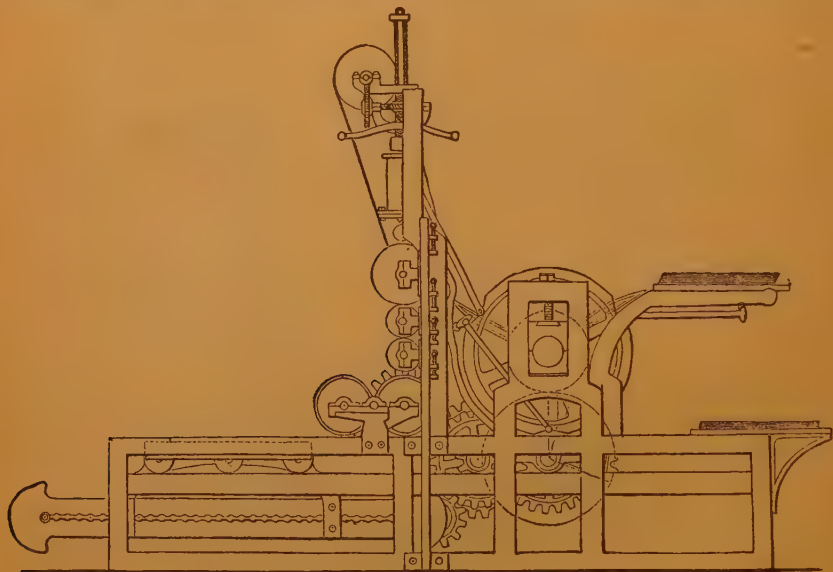
Eine weitere Abart der Lithographie ist die Zinkographie, bei der
 als Ersatz für den lithographischen Stein Zinkplatten dienen, die dann genau
 so wie dieser behandelt werden. Endlich beruht auf einer Verbindung der
 Lithographie mit der Photographie die Photolithographie, deren man sich zur
 faksimileartigen Reproduktion von Kupferstichen, Holzschnitten oder Lithogra-
 phien, von Handzeichnungen, Manuskripten, Autographen u. s. w. be-
 dient. Viele Anwendung findet sie
 auch zur Vervielfältigung von Kar-
 ten und Plänen, die groß gezeichnet
 und photographisch beliebig verklei-
 nert werden. In neuester Zeit hat
 die Technik der Lithographie früher
 ungeahnte Fortschritte gemacht; ganz
 besonders wurde die Chromolitho-
 graphie wie auch der Farbendruck
 auf Schnellpressen überhaupt zu un-
 gemeiner Vollkommenheit gebracht.



Friedrich König.

Vielf bedeutender noch als die
 der Erfindung des Steindrucks
 wurde aber die der Schnell-
 presse durch den deutschen
 Aderbürgersohn Friedrich
 König (geboren am 17.
 April 1775 zu Eisleben, gestorben
 am 17. Januar 1833). Trotz der
 primitiven hölzernen Handpressen hatte man allerdings schon um die Mitte des
 18. Jahrhunderts gut zu drucken verstanden, allein erst dem 19. Jahrhundert
 blieb es vorbehalten, Maschinen zu erfinden, mit denen man gut und schnell
 zugleich drucken konnte. Die Nothwendigkeit der raschen Herstellung großer
 Auflagen hatte sich zuerst im Zeitungswesen fühlbar gemacht. Heute, da die
 riesenhaften Rotationspressen der großen Druckereien in jeder Stunde 10 bis
 20,000 acht- bis zweiunddreißigseitige Zeitungen fertig gefalzt oder gar gefleht
 liefern, kann man sich kaum noch einen rechten Begriff von den Mühen und
 Beschwerden, von der Langsamkeit und Schwerfälligkeit des Journaldrucks vor
 hundert Jahren machen. Der Mann, dem dieser ungeheure Fortschritt zu
 danken ist, war, wie gesagt, ein Deutscher; doch nicht in der Heimath, sondern
 erst in England, der Wiege so vieler umwälzender technischer Neuerungen,
 gelang es ihm, seine segensbringenden Ideen in die That umzusetzen. Anno
 1805 betrat König den Boden Londons, auf dem er bald in seinem Landsmann
 Andreas Friedrich Bauer (1783—1860) einen Gehülfen fand, der
 seine Arbeiten durch Rath und That in hervorragendem Maße förderte, während

der wohlhabende Buchdrucker Bensley die zu den Versuchen erforderlichen Geldmittel zur Verfügung stellte. Nach jahrelangen Bemühungen kam endlich die erste, im März 1810 patentierte Presse zu Stande, die im April 1811 zum ersten Male auf ihre praktische Verwendbarkeit hin erprobt wurde; der Bogen H des Annual-Registers der „Times“ für 1810, in einer Auflage von 3,000 Exemplaren — davon 400 pro Stunde —, war der erste Theil eines Werkes, der je mit einer Maschine gedruckt wurde. Dieser erste Erfolg genügte den beiden Freunden jedoch noch lange nicht, aufs neue begannen sie zu sinnern und zu proben, um an die Stelle des Flachdrucks den noch heute gebräuchlichen Cylin-



Die König'sche Buchdruckmaschine vom Jahre 1811.

berdruck setzen zu können. Auch dieses Wagniß gelang so vollkommen, daß der berühmte Besitzer der „Times“, John Walter, der sofort den hohen Werth der neuen Maschine erkannte, sich bereit erklärte, sein schon damals hochangesehenes Blatt künftig auf Königs Schnellpressen zu drucken. Schon nach zwanzig Monaten standen die Maschinen bereit, aber man wagte noch nicht, sie im Hauptsale der „Times“ aufzustellen; heimlich wurden sie in einem Nebengebäude, in dem auch die erforderliche Dampfmaschine sich befand, montiert und erprobt, damit nicht unvorhergesehene Zwischenfälle den Erfolg des großen Unternehmens in Frage stellen konnten. Endlich, am Abend des 28. November 1814, ging den Druckern der „Times“ der Befehl zu, bis auf weiteres mit dem Einheben der Zeitungsformen zu warten; das Eintreffen wichtiger Nachrichten vom Kontinent stehe in Aussicht. Inzwischen aber ließ man im Nebengebäude den Dampf an, die Räder von Königs Maschine sängen an zu kreisen, die Formen rollten hin und her, sich mit Druckerschwärze bedeckend und diese wieder

an die im flüchtigen Laufe sich dem Druckzylinder anschmiegenden Bogen abgebend. Bald schuf das harmonische Spiel des kunst- und sinnreichen Mechanismus Hunderte und Tausende von gedruckten „Times“-Nummern für das lesebegierige Publikum. Wer vermöchte die fieberhafte Erregung Königs, Bauers und Walters zu schildern, wer den rechten Ausdruck für ihre Freude zu finden, als die „Times“ vom 29. November 1814 fertig gedruckt vorlag und in dem schwungvoll geschriebenen Leitartikel der Welt das Gelingen der großen That also verkündete: „Unsere heutige Zeitung führt dem Publikum das praktische Resultat der größten Verbesserung vor, welche die Buchdruckerkunst seit ihrer Erfindung erfahren hat. Der Leser dieses Sages hält jetzt einen der vielen Tausend Abdrücke der „Times“ in der Hand, die in der verflossenen



Die erste Doppel-Schnellpresse der London „Times“ (1814).

Nacht vermitteltst eines mechanischen Apparates hergestellt worden sind. Ein Maschinensystem, von dem man fast glauben könnte, es besitze eigene innere Lebenskraft, ist erfunden und ausgeführt worden, das nicht nur den Menschen von aller schweren Arbeit beim Drucken befreit, sondern auch alle menschlichen Fähigkeiten hinsichtlich einer raschen und zuverlässigen Arbeitsweise weit übertrifft. Um dem Publikum die Möglichkeit zu gewähren, die Größe der Erfindung an ihren Wirkungen zu beurtheilen, führen wir an, daß, nachdem der Typensatz fertig gestellt und zu einer sogenannten Form geschlossen worden ist, für die an der Maschine beschäftigten Leute wenig mehr zu thun bleibt, als dieselbe zu bedienen und ihren Gang zu überwachen. Man hat sie nur mit Papier zu versorgen, sie selbst treibt die Form hin und her, trägt die Farbe auf, bringt den Bogen auf die eingeschwärzte Form, druckt ihn und liefert ihn dann in die Hände einer zu seinem Empfange bestellten Person. Gleichzeitig geht die Form zurück zum abermaligen Empfange von Farbe für den Druck des nächstfolgenden Bogens, während erstere ununterbrochen verrieben wird; das ganze komplizierte Verfahren aber geschieht mit solcher Schnelligkeit und Gleichzeitigkeit in allen

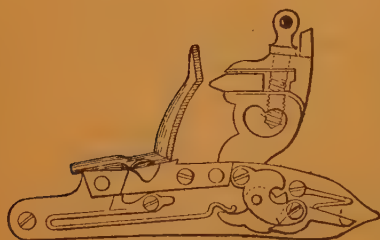
Bewegungen, daß nicht weniger als 1,100 Bogen in der Stunde gedruckt werden. Daß die Vollenbung einer solchen Erfindung, die nicht das Spiel des Zufalls, sondern das Ergebnis methodischer Forschungen des Künstlers auf dem Gebiete der Mechanik ist, von mancherlei Hindernissen und Verzug begleitet sein mußte, kann gern zugegeben werden. Der Antheil, den wir an ihrer Vollenbung haben, beschränkt sich nur auf die Anwendung der Erfindung in unserem eigenen Geschäft, gemäß dem Vertrage mit den Patentinhabern; wenige aber würden es zu fassen vermögen, welche Enttäuschungen und Sorgen wir während längerer Zeit trotz dieses beschränkten Antheils mit durchzumachen gehabt haben.“

König ging 1817 nach Deutschland zurück, kaufte das ehemalige Kloster Oberzell bei Würzburg und legte den Grund zu der Firma König & Bauer.

*

*

*



Französisches Batterieschloß oder
Steinschloß.

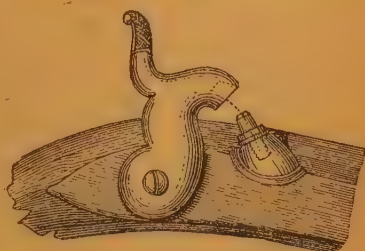
Daß während der blutigen Kriege, welche noch die ersten 15 Jahre des 19. Jahrhunderts ausfüllten, die Waffensabrikanten genug zu thun betamen, liegt auf der Hand. Ihre Erzeugnisse aber waren noch ziemlich primitiv, wenn wir sie mit den, wahre Kunstwerke der Technik und der Mechanik darstellenden Nordwerkzeugen vergleichen, mit denen wir die Heere der Gegenwart ausgestattet finden. Dieselben Gründe, welche fast bei allen Gebrauchsgegenständen bis

in die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts hinein eine wesentliche Verbesserung verhinderten, hatten naturgemäß auch bei den **F e u e r w a f f e n** die Entwicklung zur technischen Vollenbung behindert: Die Schwierigkeit, ein gleichzeitig homogenes und zähes Material zu erhalten, und die Schwierigkeit der Metallbereitung. So kam es denn, daß selbst die Feuerwaffen aus den Freiheitskriegen, wie sie in Zeughäusern noch zu sehen sind, außerordentlich primitiv und unzuverlässig waren. War es doch zu jener Zeit fast unmöglich, eine lange Bohrung in Metall exakt herzustellen, und die Herstellung zuverlässiger Schösser scheiterte an dem Mangel von Präzisionswerkzeugmaschinen. Ueberdies aber war die Chemie noch nicht genügend fortgeschritten, um mit den heute zu Gebote stehenden Mitteln eine sichere Zündung der Ladung zu erzielen. Die **K a n o n e n** und anderen schweren Geschütze waren fast ausschließlich aus Bronze hergestellt, dem einzigen Metall der damaligen Zeit, das man in vollkommener Gleichmäßigkeit erhalten konnte, und das auch zäh genug war, um der Explosion der Ladung genügenden Widerstand entgegenzusetzen. Die Ladung wurde durchweg von vorn eingeführt, und die Zündung erfolgte durch eine brennende Lunte, die man an das Zündloch legte. — Ihre Eigenschaft als Vorderlader verhinderte auch



Perkussionschloß.

bei den Geschützen die Anwendung eines Dralls, durch den sich das Geschöß erst hindurchzwängen muß, wobei es nicht bloß eine für die Ueberwindung des Luftwiderstandes geeignetere schraubenartige Bewegung erhält, sondern auch die Expansionswirkung der Pulbergase sich besser ausnützen läßt. Die ersten ernstlichen Versuche, gezogene Geschütze in Anwendung zu bringen, stellte La Hite an, der in alte bronzene Vorderlader einen flachkantigen Drall einschneiden und die Granaten mit vorstehenden Zapfen aus Zink versehen ließ, die zur Führung der Granate in dem Rohre dienten. Ihre Feuerprobe bestanden diese Geschütze in dem italienischen Kriege von 1859 so gut, daß sofort alle Staaten mit der Einführung gezogener Geschütze begannen. Wirkliche Erfolge konnten aber erst erzielt werden, als man zur Konstruktion von Hinterladern und zur Anwendung von Gußstahl für den Bau der Geschütze überging. Dieser gewaltige Fortschritt, der in der Folge die ganze Kriegsführung umwälzte (allerdings gleichzeitig mit der Einführung der Hinterladung bei den Handfeuerwaffen), ist im wesentlichen den Bemühungen K r u p p s zu danken, welcher im Jahre 1847 das erste Geschützrohr aus Gußstahl konstruierte. Dabei kam die Chemie zu Hülfe, indem sie einen auf Schlag reagierenden Zünd-
der zu konstruieren lehrte.



Perkussionschloß
in seiner Anwendung.

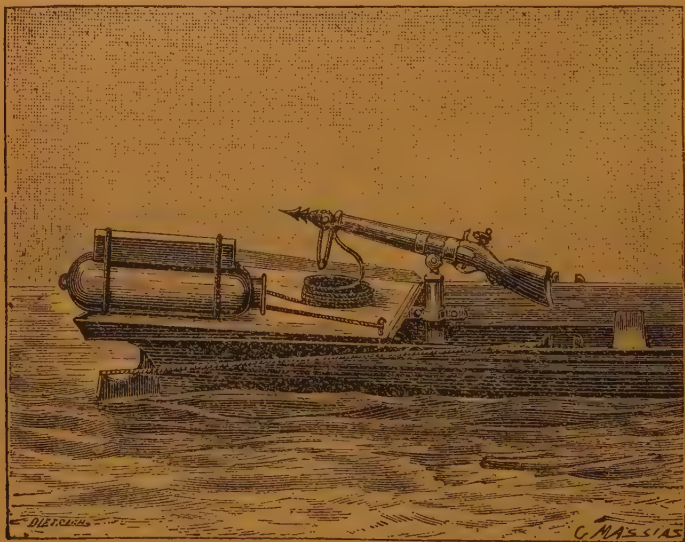
Nicht minder bedeutungsvoll war diese Zeitperiode für die Umgestaltung der Handfeuerwaffen. Am Anfang des Jahrhunderts waren die Flinten noch theilweise mit dem, bereits im 17. Jahrhundert erfundenen französischen Batterieschloß, auch Steinschloß genannt, versehen. Dieses war nur eine Fortbildung des alten, zuerst die Funkenzeugung durch Schlag ermöglichenden Schnapphahnschlosses, wobei der eigentliche Mechanismus auf die Innenseite des Schloßblechs verlegt wurde. Als Außentheile dieses Batterie- oder Steinschlosses sind zu unterscheiden: der Hahn mit Feuerstein und die Pfanne mit der Batterie (so heißt der aufrechte stählerne Arm des Pfannendeckels). Als Innentheile sind vorhanden: die sogenannte Nuß, auf deren äußerem Vierkant der Hahn mit dem Feuerstein sitzt; die Schlagfeder, welche drehend auf Nuß und Hahn wirkt; die Stange (mit Stangenfeder), welche die Nuß zurückhält, wenn die Feder gespannt ist. Der Abzug endlich hebt, wenn Feuer gegeben werden soll, die Sperrung auf, die Nuß dreht sich, und damit schlägt der Hahn aufwärts gegen die Batterie, wodurch dem Feuerstein der zündende Funke entlockt wird. Die ersten großen Fort-



Robert Fulton.

schritte in der Handwaffenindustrie brachte die im Jahre 1786 erfolgte Entdeckung der Knallquecksilberpräparate, welche es ermöglichten, die Feuersteinzündung durch die Zündhütchen zu ersetzen. Kupferne Zündhütchen, gefüllt mit durch Schlag entzündbarem Knallquecksilber, werden auf ein Piston aufgesetzt. Der entsprechend abgeänderte Hahn schlägt auf das Zündhütchen nieder, dem das Piston als Amboss dient. Das Feuer des Knallquecksilbers theilt sich dem Pulver im Zündkanal des Pistons, beziehungsweise der Schwanzschraube mit. Diese Schraube war bereits 1800 in England erfunden worden; sie enthielt den Zündkanal und die Pulvertammer und machte das Durchbohren der Laufwand für den ersteren entbehrlich. In der ganzen ersten Hälfte des Jahrhunderts kamen Verbesserungen im Waffenwesen nur sehr langsam vorwärts; so erfolgte auch die Annahme der Perkussionszündung von Seiten der Heeresverwaltungen nur sehr langsam.

Neben den Geschützen und Handfeuerwaffen bilden bekanntlich die Torpedos und unterseeischen Boote unheimliche Zerstörungsmittel im Kriege. Ihre Anfänge fallen auch schon in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts, und zwar haben sie Amerikaner zu ihren Urhebern. David Bushnell stellte die ersten unterseeischen Zerstörungsapparate her, doch vermochte er noch keine großen Erfolge zu erzielen. Erst der geniale Mechaniker Robert Fulton (geb. 1765 zu Little Britain, Lancaster Co., Pa.), welcher, wie wir im nächsten Abschnitt sehen werden, das erste vollständig brauchbare Dampfschiff baute, nahm die Ideen Bushnells auf und konstruierte verankerte Torpedos (nach der jetzigen Benennung Seeminen), welche die Vorläufer jener Seeminen wurden, die im Bürgerkriege (1861—65) so erfolgreich zur Anwendung gelang-



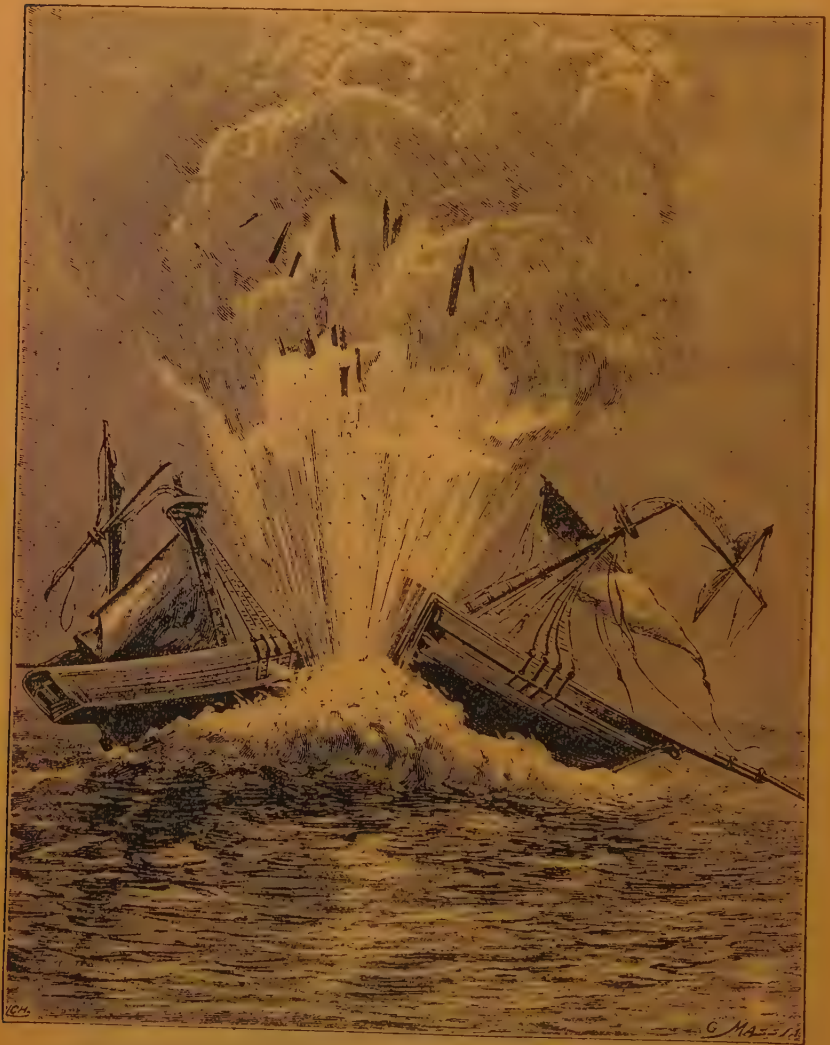
Fulton's Ankerstörpedo.

ten. Auf unserer Abbildung sind A und B Kupfergefäße, die etwa einen Zentner Pulver aufnehmen und denen ein Korkschwimmer Auftrieb giebt, während sie am Grunde verankert sind. Ein Schlaghahn am Kupfergefäß führt die Explosion herbei, sobald ein Schiff gegen seine gabelförmigen Arme fährt und dadurch eine Feder in Wirksamkeit setzt. Fulton blieb dabei nicht stehen, sondern konstruierte auch einen *Angriffstorpedo*. Derselbe bestand aus einem mit Pulver gefüllten Behälter, worin aber außerdem ein Uhrwerk angebracht war, das in Gang kam, sobald ein seinen Gang hemmender Vorstecker an kurzer Leine herausgezogen wurde. Das geschah, wenn aus einer Drehbasse ein harpunenartiger Pfeil gegen die feindliche Schiffswand abgefeuert wurde, der dann eine Leine nach dem Feinde hinübertrug, an deren anderem Ende der Torpedo befestigt war. Der Vorstecker wurde dabei herausgerissen, der Torpedo folgte, durch seinen Schwimmer getragen, dem segelnden Schiffe und legte sich an seiner Wand an, wo ihn nach der eingestellten Zeit das Uhrwerk zur Explosion brachte. Den Gedankengang Bushnells weiter verfolgend, kam Fulton auch zum Taucherboot, das ihm dazu dienen sollte, einen Torpedo am Boden des feindlichen Schiffes unter Wasser zu befestigen. Nach mannigfachen Verbesserungen seiner Apparate wurde Fulton in England zu weiteren Versuchen die Brigg „Dorothea“ zur Verfügung gestellt, die er am 15. Oktober 1805 vor vielen Zuschauern mit seinem Taucherboot durch eine Mine von 170 Pfund Pulver in die Luft sprengte. Der Erfolg war großartig, denn das Schiff wurde, wie unser Bild zeigt, thatsächlich in zwei Hälften zerrissen. Trotzdem zog man sich auch in England mehr und mehr von Fulton zurück, so daß er mit getäuschten Hoffnungen in sein Vaterland zurückkehrte. Er starb



Fulton's verankerte Seemine.

am 24. Februar 1815 in brüdenbster Lage. Erst glücklichere Nachfolger sollten in späterer Zeit zur Vollendung bringen, was er erstrebt und begonnen hatte.



Explosion der Brigg „Dorothea“ durch Fulton's Torpedo am 15. Oktober 1805.

In diesem Zusammenhange sei ein kurzer Blick geworfen auf die Entwicklung der Kriegsschiffe überhaupt. Im Beginn des Jahrhunderts

standen die Flotten der verschiedenen Nationen in Bezug auf Bau und Bewaffnung so ziemlich auf demselben Standpunkte, den sie bereits hundert Jahre vorher eingenommen hatten, und bewahrten denselben auch noch 30 Jahre länger. Sie setzten sich aus Linienschiffen, Fregatten, Korvetten, Briggs, Schunern und Kuttern zusammen, welche fast überall dieselben Größenverhältnisse, gleiche Betafelung und ungefähr gleiche Zahl und Kaliber der Geschütze aufwiesen, ebenso wie die Kopfstärken der Besatzungen wenig von einander ab-



Dreideck-Linienschiff „Vogue“ (1800).

wichen. Nur die Franzosen zeichneten sich dadurch aus, daß ihre Schiffe etwas eleganter in den Formen, seetüchtiger und schneller waren, so daß die Engländer in ihren Kämpfen mit jenen nicht darauf ausgingen, sie in den Grund zu bohren, sondern sie durch Enterung zu erobern suchten, um sie ihrer eigenen Flotte einzureihen und sie zugleich als Modelle zu verwerthen.

Den Anstoß zu diesen Vorgängen hatte der große Minister Ludwigs XIV., Colbert, in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts gegeben, der eigentliche Schöpfer der französischen Marine. Unter ihm waren es der Admiral Duquesne und ein jüngerer genialer Ingenieur Renan, welche die neuen Baupläne ausarbeiteten und dadurch den Kriegsschiffsbau außerordentlich förderten, namentlich den der Linienschiffe, die bis dahin ziemlich ungeheuerliche Gebäude und deren statische Verhältnisse so mangelhaft waren, daß sie in

Stürmen auf offener See vielfach mit Mann und Maus zu Grunde gingen. Die *Linienſchiffe* waren die eigentlichen Schlachtschiffe und hießen ſo, weil ſie hauptſächlich in geſchloſſener Linie kämpften. Man unterſchied Zwei- und Dreidecker, je nachdem ſie zwei oder drei Geſchützlagen übereinander unter dem oberen Verdeck führten. Auf letzterem ſtanden zwar auch noch eine Anzahl leichter Kanonen, aber man rechnete ſie zur Klaſſifizierung nicht mit. Sie kamen nur in Betracht, wenn man, wie dieſes auch häufig geſchah, die Linienſchiffe nach ihrer Kanonenzahl benannte. Dann ſprach man von 80 bis 110, ja wohl bis 120 Kanonenſchiffen als Drei- und von ſolchen mit 70 bis 80 Kanonen als Zweideckern. Die *Fregatten* führten eine Lage unter Deck, aber wie bei den Linienſchiffen auch eine Zahl Geſchütze auf dem Oberdeck, und die Geſamtbewaffnung wechſelte je nach der verſchiedenen Größe der Schiffe zwiſchen 44—60 Geſchützen. Sie waren nicht leichter gebaut als Linienſchiffe, handlicher im Manövrieren und ſegelten ſchneller. Sie kämpften nicht in Linie, ſondern nur mit ihreſgleichen, ſchleppten kampfuntüchtig gewordene Schlachtschiffe aus der Linie, leiſteten ihnen ſonſt Hülfe, dienten als Aufklärungsſchiffe und zum Schutze des Seehandels, um Rauffahrteiflotten zu begleiten. Die Aufgabe der *Korvetten* mit nur einer Lage auf dem Oberdeck (18—24), war ungeſähr dieſelbe, wenn ſie keine ſchwereren feindlichen Schiffe zu fürchten hatten. Dieſe genannten Klaſſen hatten ſämmtlich drei Maſten, die kleineren Briggs und Schuner mit 12—18 Kanonen auf dem Oberdeck beſaßen zwei, die Kutter mit 6—8 Kanonen nur einen Maſt. Sie verſahen hauptſächlich den Nachrichtendienſt und wurden als Seepolizei verwandt.

Wie die Schiffe ſelbſt bei den verſchiedenen Seemächten nur geringe Unterſchiede aufwies, ſo war dieſes auch hiñſichtlich der *Bewaffnung* der Fall. Linienſchiffe führten in den unteren Lagen glatte 32-Pfünder, in der oberen 24- und 18-Pfünder, die Fregatten unten 24- und 18-Pfünder und auf Deck meiſtens Karronaden, Korvetten 12-Pfünder oder Karronaden, und die Briggs und Schuner gewöhnlich nur einen oder zwei 12-Pfünder und meiſt auch Karronaden, die Kutter nur letztere. Sämmtliche Geſchütze ſchoſſen Rundkugeln von dem genannten Gewicht und Kartätschen, aber keine Granaten. Die Karronaden, ſo nach ihrem Erfinder Carron benannt, waren bedeutend kürzer und leichter, als die oben erwähnten Geſchütze und deßhalb ſchneller zu bedienen. Man gab ihnen auch vielfach ein größeres Kaliber als jenen, bis zu 50 Pfund Kugelgewicht, aber ihre leichtere Bauart bedingte kleinere Pulverladung, um ihr Springen zu verhüten. Demgemäß war ihre Tragweite auch geringer und ſie fanden deßhalb nur im Nahkampf Verwendung. Mörſer konnten auf den Schiffeñ in offener See wegen der Schwankungen nicht gebraucht werden.

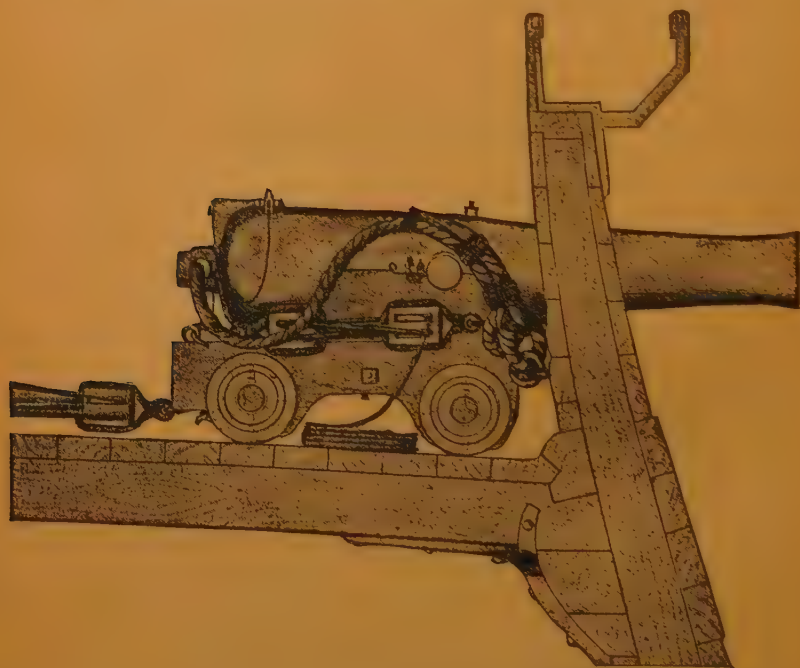
So lagen, wie ſchon erwähnt, die Verhältniſſe auf den Flotten bis zu den dreißiger Jahren unſeres Jahrhunderts, als nacheinander drei Faktoren auftraten, die eine gänzliche Umwandlung im Schiffsbauweſen hervorriefen; es waren dieſe die Einführung des Dampfes in die Schifffahrt, die Vervollkommnung des Geſchützweſens und die Erfindung des Torpedo.

Der ſchon genannte Amerikaner, Robert Fulton, der, wie wir im nächſten Abſchnitt ausführlich berichten, das erſte Dampffchiff für den Paſſagierverkehr



Fregatte „La Pomone“ (1806).

baute, plante und baute auch während unsres Krieges mit England (1812—14), das erste K r i e g s d a m p f s c h i f f. Sein dem Präsidenten des Kongresses vorgelegter Entwurf fand Beifall; ein Gesetz ermächtigte ihn, ein oder mehrere solcher Fahrzeuge, deren Kosten auf je 320,000 Dollars veranschlagt waren, zur Küstenvertheidigung herstellen zu lassen, und den Kiel zu dem ersten, das der Erfinder „Demologos“ nannte, das aber von der Regierung in „Fulton I.“ umgetauft wurde, legte Fulton selbst am 20. Juni 1814. Am 29. Oktober lief es vom Stapel, wurde von dem mit der Beaufsichtigung betrauten Kapitän Barker sehr günstig beurtheilt und machte am 15. Juni 1815 seine erste Probefahrt, die allen Erwartungen entsprach. Leider erlebte Fulton diesen Triumph



Morrone, Brettstengenschiff (1800—1840).

nicht mehr, da er am 24. Februar 1815 plötzlich starb. Das 2,475 Tonnen große Fahrzeug war ein Doppelschiff von 156 Fuß Länge, 56 Fuß Breite und 11 Fuß Tiefgang. Der Kessel stand in dem einen, die Maschine im andern Schiff und zwischen beiden befand sich das Schaufelrad zur Fortbewegung. Vorn und hinten ziemlich spitz, trug das Schiff an jedem Ende Steuerruder, um ohne zu wenden vor- und rückwärts zu fahren. Es hatte zwei Masten und Bugspriete, um auch segeln zu können und entwickelte eine Geschwindigkeit unter Dampf von $4\frac{1}{2}$ Knoten (etwas mehr als eine deutsche Meile in der Stunde). Es führte auf dem Hauptdeck 26 schwere Geschütze, konnte mit einer Hilfsmaschine große Mengen siedenden Wassers auf das feindliche Deck schleudern und wurde



Schnelldampfer „Napoleon“ (1848).

somit eine furchtbare Kriegsmaschine zur Küstenvertheidigung. Um zu verhindern, daß einzelne über der Wasserlinie hinüberliegende Maschinentheile durch feindliche Kugeln beschädigt würden, waren die Bordwände nahezu 5 Fuß dick, was gegen ein Durchschlagen der damaligen Geschosse sicherte.

Die Erfindung erfüllte somit vollständig ihren Zweck, kam aber nicht mehr zur kriegerischen Verwendung, da am 24. Dezember 1814 der Friede geschlossen wurde, wenn auch die Nachricht davon erst zwei Monate später nach Amerika gelangte. Bei dem dauernden Frieden wurden keine weiteren derartige Schiffe, oder vielmehr schwimmende Batterien, gebaut, — dagegen ging unsere Union 1820 mit dem ersten Raddampfer, der „Savannah“ vor, die den Ozean kreuzte und folgte fünf Jahre später auch mit der ersten Raddampffregatte. Der „Fulton I.“ wurde jedoch von einem tragischen Geschick ereilt. Er lag als Depotschiff im Hafen von New York und flog 1829 in die Luft. Ueber die Ursachen dieser Katastrophe ist man nicht klar geworden.

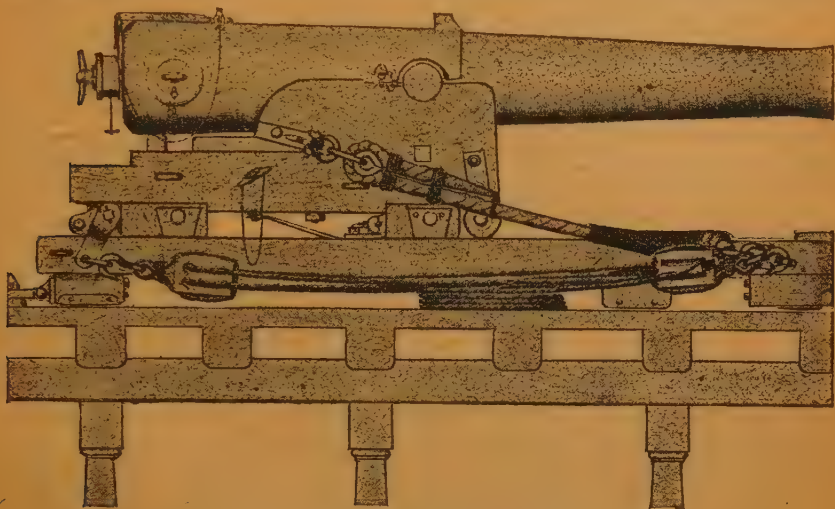
Erst um diese Zeit begann sich der Dampf in Gestalt von Radschiffen in die Marinen einzubürgern, doch immer noch in geringer Zahl. England baute 1830 fünf Dampfschiffe, die auch mit entkuppelten Rädern segeln konnten. Außer einigen 24- und 18-Pfündern führten sie im Bug einen neu konstruirten 68-Pfünder, der allmählich auch auf Linienschiffen den 32-Pfünder ersetzte, aber die Zahl der Radschiffe blieb vorderhand beschränkt, weil einzelne ihrer Maschinentheile über Wasser lagen und leicht verletzt werden konnten. Sie wurden den Flotten mitgegeben, um zu rekonoszieren, die Segelschiffe in Windstillen oder im Falle von Kampfunfähigkeit zu schleppen und dergleichen.

Zehn Jahre später änderten sich jedoch diese Verhältnisse bedeutend durch die Erfindung der Schraube als Fortbewegungsmittel, und damit begann eine neue Aera im Kriegsschiffsbau. Die Bedenken gegen allgemeine Einführung des Dampfes fielen fort, da man jetzt alle Maschinentheile unter die Wasserlinie legen und dadurch gegen die Wirkung der Geschosse, die noch immer Rundkugeln waren, schützen konnte. Anderenfalls ließ sich die Schraube auf den größten wie kleinsten Schiffen anbringen. Sie konnten die bisherige Zahl von Geschützen führen und waren vom Winde unabhängig, während unter Beibehaltung der früheren Takelage sich dieser ausnützen ließ, wo es wünschenswerth war.

Diese großen Vortheile waren zu sehr in die Augen springend, um nicht sofort allgemein erkannt zu werden und sämtliche Seemächte begannen je nach ihren Finanzen mehr oder minder energisch den Umbau ihrer Flotten. Die Schiffsformen änderten sich durch die Nothwendigkeit, den durch die Maschinen beanspruchten Raum wiederzugewinnen, dahin, daß man die Rumpfe länger machte. Das frühere Verhältniß von Breite zur Länge 1:4, welches sich für die Manövrierfähigkeit unter Segel als das vortheilhafteste erwiesen hatte, ging dabei in 1:6 über. Dadurch büßte die letztere etwas ein, aber man gewann an Schnelligkeit und diese fiel für Kriegsschiffe sehr ins Gewicht. Um an den enormen Kosten einer solchen Umwandlung möglichst zu sparen, wurden die noch guten Linienschiffe und Fregatten auseinander geschnitten und ein entsprechendes Stück dazwischengefügt. Natürlich baute man daneben auch neue und wiederum waren darin die Franzosen den Engländern überlegen. Ihr von dem genialen Schiffsbau-Ingenieur Dupuy de Lôme konstruirter Drei-

becker „Napoleon III.“, 120 Kanonen, zeigte so vortreffliche Eigenschaften, daß man gezwungen war, ihn jenseits des Kanals zum Muster zu nehmen.

Auch in der Verbesserung des Geschützwesens, das etwas später eine noch radikalere Aenderung im Kriegsschiffsbau herbeiführen sollte, nahmen die Franzosen die Führung. Der französische Major Paixhans erfand 1825 die Bombentanonnen. Sie warfen Granaten mit Zündern von 21 cm. Kaliber und hatten eine bedeutende Tragweite. Ihnen folgten solche von 25 cm., deren Hohlgeschloß 50 kg. wog, und man bewaffnete im Bug und Heck die Kriegsdampfer und später auch die Segelschiffe mit einer gewissen Zahl



Gezogenes Bombengeschütz (1820—1860).

dieser schweren Geschütze, mußte aber wegen ihres großen Gewichts zur besseren Handhabung andere Lafetten konstruieren. Die früheren waren sehr einfach, bestanden aus zwei durch Riegel verbundenen aufrechtstehenden Wänden, in denen oben in halbkreisförmigen Ausschnitten die Schildzapfen ruhten, und hatten 4 Blockräder. Die Seitenrichtung wurde mit Handspeichen, die Höhenrichtung durch untergelegte Reile gegeben, das Geschütz mit der Lunte, später, worin auch die Franzosen vorgingen, durch ein Hammerschloß mit Schlagröhre abgefeuert und der Rücklauf durch ein schweres Tau gehemmt, das durch einen am Bodenstück des Geschützes befindlichen Ring gezogen und an den Bordwänden befestigt war. Die schweren Bombengeschütze standen mit ihren Lafetten jedoch auf drehbaren Rahmen, die wieder auf kreisförmigen im Deck eingelassenen Metallschienen liefen, wodurch die zu große Reibung aufgehoben wurde, wenn sie seitlich gerichtet werden sollten. Der Rahmen drehte sich vorn um einen Pivotbolzen, und da die Geschütze nicht durch Pforten feuerten, sondern mit heruntergelassener Verschanzung, so gewann man natürlich dadurch ein bedeutend freieres Schussfeld.

Eine mehr als zwanzigjährige Friedenszeit verhinderte es, den praktischen Werth der neuen Waffe im Ernstfalle zu erproben. Die Umwandlung der

Flotten der großen Seemächte in Schraubenschiffe, die natürlich eine Reihe von Jahren erforderte, war indessen noch nicht vollendet, als der Ausbruch des Krimkrieges (1853) ihr eine ganz neue Wendung gab und, wie wir im 2. Bande sehen werden, dazu zwang, das eben mit so enormen Kosten hergestellte abermals zu verwerfen und für noch größere Summen etwas anderes zu schaffen.

* — *

Auf dem Gebiete des *B e l e u c h t u n g s w e s e n s* hat die Wende und die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts einen gewaltigen technischen Fortschritt zu verzeichnen. Wie bereits bei Besprechung des häuslichen Lebens bemerkt, mußte man sich vor hundert Jahren mit trüb brennenden Talgkerzen und sehr unvollkommenen Oellampen behelfen. Wie sehr aber selbst das Lampenwesen gegen seinen heutigen Zustand zurück war, geht schon daraus hervor, daß man damals kein andres Brennmaterial für diese Beleuchtungsapparate als die fetten Oele gekannt hatte, daß man selbst diese erst seit Anfang dieses Jahrhunderts durch *T h e n a r d* entsprechend reinigen lernte, und daß der Flachbrenner erst 1783 durch *L e g e r* in Paris und dann 1784 der Hohlbocht nebst gläsernem Schornstein durch den schwedischen Botaniker *C l a s A l f r ö m e r* erfunden wurde. Allerdings war die sogenannte Flaschenlampe mit seitlich angebrachtem Oelbehälter, welche Form die bis auf unsre Zeit gekommenen Schiebelampen zeigen, schon viel früher — nämlich schon 1550 durch *H i e r o n y m u s C a r d a n u s* in Mailand — erfunden worden, wie aber diese ohne Glaschlinger mit ungereinigtem Oele und dickem runden Dochte gelehrt und gequalmt haben mag, ist wohl leicht zu denken. Eine neue Ära für das Beleuchtungswesen begann erst, als 1792 der Ingenieur *W i l l i a m M u r d o c h* zu Noeruth in Cornwall (England) sein Haus nach eigener Erfindung mit *S t e i n k o h l e n g a s* beleuchtete. Seine Erfindung der Gasbeleuchtung erwies sich als von größter Wichtigkeit und bahnte eine der folgenreichsten Fortschritte für das Gemeinwohl an. Die erste größere Anwendung fand diese Beleuchtungsmethode 1804, wo der glückliche Erfinder, der zugleich Watts erster Ingenieur und geschickter Gehilfe war, zu Manchester in einer Baumwollspinnerei seinen Gasbeleuchtungsapparat aufstellte, der 3000 Talglichtflammen zu ersetzen hatte. Auch deutscher Eifer ist gleich zu Anfang in dieser Sache zu rühmen, indem ein Deutscher, Namens *W i n z e r*, der sich damals in England aufhielt und dort Winsor nannte, sich viel Verdienst um die Verbreitung der Gasbeleuchtung erwarb und die ersten Gasbeleuchtungs-gesellschaften in London und später auch in Paris gründete.

Im Jahre 1815 waren bereits viele Straßen und Gebäude Londons sowie andrer englischer Städte mit Gas beleuchtet, und 1822 bestanden schon in der englischen Metropole viele große Gasbeleuchtungs-gesellschaften mit sechs Gaswerken, worin jährlich 11 Millionen Kubikmeter Steinkohlengas erzeugt und in einer Rohrleitung von etwa 54 deutschen Meilen Länge zur Speisung von 30,400 Straßenlaternen und 134,500 Privatbrennern vertheilt wurden. Hannover erhielt 1826 Gasbeleuchtung; Berlin folgte 1828, Frankfurt a. M. 1829, Dresden 1833, Wien 1840, Leipzig und Köln 1841, Hamburg 1846 u. s. w.

Heutigentags ist die Gasbeleuchtung über alle Welt verbreitet, aber die Tage ihrer allgemeinen Anwendung sind gezählt, da mit ihren Vortheilen doch auch einige wesentliche Uebelstände verknüpft sind und ein andres noch vortheilhafteres Beleuchtungssystem, das des elektrischen Lichtes, ihr eine immer mächtiger werdende Konkurrenz bereitet, wenn auch unter den Gas Technikern bis heutigen Tages eifrig nach möglichster Verbesserung des von ihnen vertretenen Beleuchtungssystems gestrebt wird.

* * *

Ungemein förderlich für Technik und Industrie erwies sich eine Einrichtung, welche erst im 19. Jahrhundert sich entwickelt hat, — die A u s s t e l =



Schloß Saint Cloud bei Paris, der Schauplatz der ersten Ausstellung.

I u n g. So rasch hat sich diese, ebenso für das Gewerbsleben, ja für die ganze Kultur bedeutungsvolle Institution ausgebildet, daß die Ausstellungen jezt zu großen, gewaltigen Veranstaltungen emporgebrochen sind, welche alle Völker der Erde beschäftigen, bedeutende öffentliche Mittel in Anspruch nehmen und eine rastlose Thätigkeit in Werk- und Kunststätten hervorrufen. „Anfänglich sich auf das engste an die Gewerbe haltend, dann die freien Künste mit in die Bewegung hineinziehend, haben sie heute alle schöpferischen Kräfte der Nation in

ihre aufregende Wirbelbewegung gezogen, die, wenn sie sich danach wieder beruhigt hat, eine Höhenlage ihrer Gebantengebilde darbietet, die keinem anderen gemeinsamen Thun der Völker beschrieben gewesen ist. Kulturhebung und Friede gehen von ihnen aus, Völker treten auf ihnen aus ihrer Verborgenheit hervor, erheben sich — wie Japan — erobern auf dem Weltmarkt eine Stellung, verbinden sich, und arbeiten so, durch einen jedesmal neugeweckten Ehrgeiz getrieben, an der Kulturentwicklung des ganzen Menschengeschlechts.“

Die erste Ausstellung von wirklicher Bedeutung fand in Paris statt, und zwar auf Betreiben und unter der Leitung des Marquis d'Arveze, den man den „Erfinder der Ausstellungen“ genannt hat. Er war 1795 Kommissarius der Regierung für die Porzellan- und Teppichfabriken des Staates. Diese lagen darnieder, die Arbeiter litten Hunger und Noth, die Waaren standen unverkauft, da der Krieg den Handel zum Erliegen gebracht hatte. Da verfiel der Marquis auf den Gedanken, eine Industrie-Ausstellung zu veranstalten. Sein Plan fand die Genehmigung des Handelsministers von Chateauneuf, der die Erlaubniß erteilte, das verödete Schloß von St. Cloud zu dem wohlthätigen Zwecke zu benutzen. „In kurzer Zeit hingen die köstlichsten Gobelin-Tapeten an den vorher leeren Wänden des Schlosses, und Teppiche, die den persischen nicht nachstanden, bedeckten die Fußböden. Das Porzellan von Sèvres in großen Vasen, Auffäßen und Tafelservicen wurde aufgestellt, und das Publikum begann in Massen herbeizuströmen. Es wurden große Einkäufe gemacht, Volksbergnügungen eingerichtet, Feuerwerke abgebrannt. Gegen ein hohes Eintrittsgeld, das den verarmten Arbeitern der Fabriken zu gute kommen sollte, wurde die Ausstellung am 18. Fructidor (September) eröffnet.“ Allein kaum war dies geschehen, als das Dekret der Verbannung des französischen Adels erschien, dem d'Arveze Folge leistete, nachdem er die in St. Cloud zusammengebrachten Schätze inventarisiert und dem Schutze der Behörden übergeben hatte. Der Mißerfolg entmuthigte ihn nicht. Im Jahre 1798 aus der Verbannung zurückgekehrt, nahm er sogleich den Gedanken wieder auf, und diesmal gelang ihm seine Durchführung in Paris selbst, ja sogar in der Gegend des Marsfeldes, des Schauplatzes so vieler Weltausstellungen. Der Palast d'Orsay wurde mit benutzt; ihm nahe erstanden 68 Ausstellungshallen für 110 Aussteller. Eröffnung am 10. September 1798, Dauer nur bis zum 21. des folgenden Monats. Die Jury vertheilte 12 goldene Denkmünzen und 15 ehrenvolle Erwähnungen. Die berühmte Manufaktur von Sèvres hatte wiederum herrliche Prunkstücke beige-steuert; die interessantesten Gegenstände waren aber zweifellos die von der Regierung zur Schau gestellten Normalmaßstäbe, die, wie wir oben S. 305 sahen, mit dem Beginn des neuen Jahrhunderts eingeführt wurden.

In Frankreich hatte der Ausstellungsgebanke sogleich so feste Wurzeln geschlagen, daß in Paris schon 1801 im Louvre, 1802 wieder im Louvre, 1806 im Invalidenpark Ausstellungen stattfanden, letztere schon mit 1422 Ausstellern, aber auch mit 66,000 Franken Zuschuß „aus Staatsmitteln.“ Auch in Deutschland begann es nun: 1817 Rassel, heftige Landesausstellung, 1818 und 1819 München, 1820 Stuttgart, 1821 und 1822 und 1823 wieder München, 1824 und 1826 Dresden. Dann folgte 1827 die erste preußische Gewerbeausstellung in Berlin mit 208 Ausstellern und 1659 Gegenständen. Im

selben Jahre hatte Paris wieder eine Ausstellung im Louvre mit 1795 Ausstellern. Von da aber verging kein Jahr mehr ohne eine Ausstellung. 1839 trat auch Wien in die Reihe ein mit einer Gewerbeausstellung.“ Doch erst 1844 kam es zu einer „allgemeinen“ deutschen Ausstellung in Berlin, nachdem durch die Gründung des Zollvereins das gewerbliche Leben einen neuen Aufschwung genommen hatte. Diese Ausstellung fand im berühmten Zeughaus statt vom 15. August bis 21. Oktober, und wurde von rund 237,000 Besuchern bewundert. Für alle diese Ausstellungen wurden bereits vorhandene Gebäulichkeiten benutzt, und sie waren infolgedessen meist sehr beschränkt an Raum. Erst die Ausstellung in London im Jahre 1851 sah die ausgestellten Gegenstände alle in einem, besonders dafür errichteten Riesengebäude untergebracht, wie sie überhaupt als erste Weltausstellung eine neue Ära des Ausstellungswesens einleitete. Näheres darüber müssen wir indeß dem 2. Bande vorbehalten.

2. Handel und Verkehr.

a. Eisenbahn, Dampfschiffahrt, Luftschiffahrt, Flugmaschine, Fahrrad und Automobil.

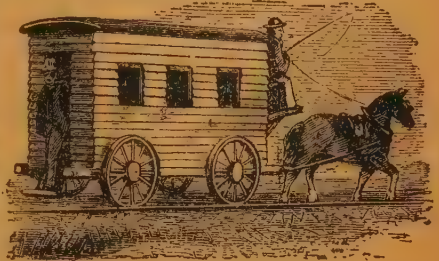
Erste Anlage von Schienenwegen in England, — George Stephenson, der Vater der Lokomotive. — Die erste Dampfeisenbahn. — Von Manchester nach Liverpool. — Umwälzung aller Verkehrsverhältnisse. — Die vierziger Jahre unter dem Zeichen der Eisenbahn. — Seeverkehr. — Robert Fulton baut das erste Dampfschiff. — Bessel erfindet die Schiffschraube. — Ericson's Schraubendampfer. — Luftschiffahrt. — Gebrüder Montgolfier. — Garnerin. — Flugmaschinen. — Deegen's Apparat. — Erfindung des Fahrrads durch Drais. — Gröner's Automobil.

Haben wir im vorigen Abschnitt gesehen, wie die Dampfmaschine als fest stehende Kraftquelle die Entwicklung der modernen Technik ermöglichte, so gilt es nun, auf die außerordentlichen Umwandlungen hinzuweisen, welche ihre Anwendung als Transportkraft im gesammten Handels- und Verkehrsleben der Völker hervorgebracht hat. Alle früheren Verbesserungen des Fuhrwesens und der Reisemittel fielen in nichts zurück vor der Erfindung der Eisenbahnen und Lokomotiven, welche den menschlichen Verkehr in Krieg und Frieden im 19. Jahrhundert umgestalteten und ihm ein ganz neues Gepräge gegeben haben.

Der erste zielbewusste Versuch, zunächst die Verkehrswege zu verbessern, geschah im Jahre 1767, in dem Reynolds, der Besitzer der Colebrook-Dale-Eisenwerke in England, zum ersten Male Schienenwege ganz aus profiliertem Eisen herstellte, nachdem vorher schon in Kohlenbergwerken mit Eisen beschlagene Holzschienen wiederholt zur Anwendung gekommen waren. Zur Beförderung der Lasten auf diesen eisernen Spurwegen kamen aber noch ausschließlich Pferde zur Verwendung. Daneben aber tauchten von verschiedener Seite Vorschläge auf, die erforderliche Zugkraft durch stationäre oder auch durch mobile Dampfmaschinen zu beschaffen. Der erste von Erfolg begleitete Versuch, eine Lokomotive herzustellen, war der Dampfwagen *Tugnot's* vom Jahre 1770; allein zu praktischer Bedeutung vermochte sich dieser genial konstruierte Motor doch nicht durchzuringen, schon deshalb nicht, weil, abgesehen von einigen technischen Mängeln, für Frankreich das Bedürfnis eines beschleunigten Verkehrs sich noch lange nicht so geltend gemacht hatte, wie für England, wo die rasch anwachsende Groß-Industrie gebieterisch eine Verbesserung der Verkehrsverhältnisse forderte. Die erste Lokomotive, welche auf englischen Schienenwegen verkehrte, ging aus der Fabrik des bereits erwähnten James Watt hervor; doch sie blieb ohne nennenswerthen Einfluß auf die Entwick-

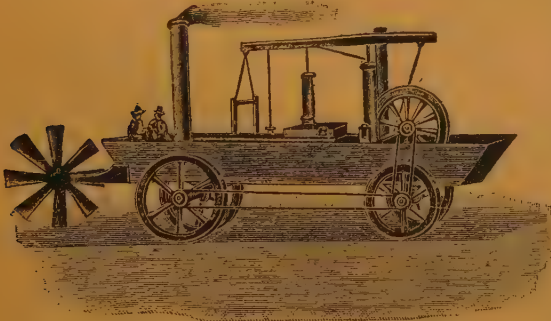
lung des modernen Verkehrs wesens, ebenso wenig wie der „Druktor Amphibolis“ (1804) des Philadelphia'er Ingenieurs Oliver Evans, der gleichzeitig Dampfschiff und Lokomotive war, oder die Lokomotive von Rapt. Trevithick (1800). Erst mit der Thätigkeit George Stephenson's begann die erfolgreiche Periode des Lokomotivbaues.

Als Kind eines Maschinenheizers 1781 in Whlam bei Newcastle in England geboren, verlebte er seine Kinderjahre unter Mangel und Entbehrungen. Seine Lieblingsbeschäftigung war, kleine Wasserräder, Windmühlen u. dgl. zu schnitzen und die Maschinen, die er in den Bergwerken sah, in Lehm nachzubilden. Frühzeitig mußte er sich nach kleinen Verdiensten umsehen, und so fungierte er der Reihe nach als Hirtenjunge, Feldarbeiter und Hilfsbursche in den Kohlenwerken. In seinem 17. Jahre wurde er Wärter einer Dampfmaschine an einem Kohlenschacht, und diese Beförderung dünte ihm nichts Geringes, zumal da hiermit sein Lieblingswunsch, sich ganz dem Maschinenwesen widmen zu können, in Erfüllung zu gehen anfang. Unablässig studierte er nun seine Maschine, zerlegte, reinigte sie und setzte sie wieder zusammen, so oft es sich thun ließ. In seinem Streben nach Weiterbildung fühlte er immer drückender, wie hemmend es war, daß er weder lesen, noch



Die erste Eisenbahn.

schreiben und rechnen konnte, und so ging er als neunzehnjähriger Bursche getrost dreimal wöchentlich zu einem Abendschulhalter, wobei er bei eisernem Fleiße, trotz der Mangelhaftigkeit des Unterrichts, reizende Fortschritte machte. Jede freie Stunde und viele Nachtstunden verwandte er auf seine Fortbildung und nicht minder auf unmittelbar lohnende



Evans' „Druktor Amphibolis“ von 1804.

Arbeit. Er war neben seinem Amte Schuhmacher, Leisten Schneider und bald auch ein gesuchter Uhrendoktor. Im Jahre 1802 hatte er so viel zusammen gespart, daß er sich häuslich einrichten und heirathen konnte. Da saß er denn die Abende an der Seite seiner jungen Frau, baute Modelle, machte Schuhe, reparierte Uhren und mühte sich gleich den meisten sich selbst bildenden Mechanikern mit der Erfindung eines Perpetuum mobile ab. Ein Wendepunkt

in Stephensons bescheidenem Lebenslaufe trat ein, als es ihm gelungen war, auf einem Kohlenwerke eine große ungangbar gewordene Wasserhebemaschine wiederherzustellen; er wurde nun vielfach als Ingenieur und Maschinenmeister gesucht und bekam bald alle Hände voll zu thun. Immer mehr erwies er sich als ein kenntniß- und erfindungsreicher, strebsamer Mann. Sein Häuschen enthielt ein wahres Museum von allerhand Modellen und Apparaten. Im Jahre 1814 erbaute er eine Lokomotive für den Kohlentransport der Gruben Lord Ravensworth's, die eine Last von 30 Tonnen mit einer Geschwindigkeit von 4 englischen Meilen in der Stunde eine Steigung von 10—12 Fuß pro Meile hinaufzog, und im Jahre 1817 erbaute er für den Herzog von Portland eine Lokomotive, die den Kohlentransport von Rilmarnock nach dem Hafen von Troon vermittelte und dort bis 1848 in Betrieb blieb.

Doch erst mit seiner Thätigkeit als Ingenieur der Stockton-Darlington-Eisenbahn, die Stephenson im Jahre 1823 begann, hebt die eigentliche Ge-

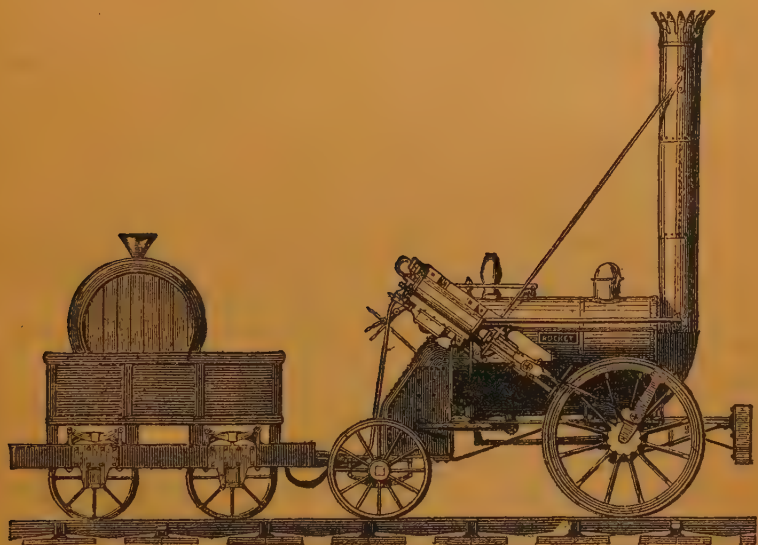


George Stephenson.

schichte der Lokomotiv-Eisenbahn an. Diese Bahnlinie war im wesentlichen für den Kohlentransport nach der Nordsee bestimmt, der Lokomotivbetrieb aber anfänglich durchaus nicht in Aussicht genommen worden. Nach Prüfung der früher von Stephenson gebauten Lokomotiven überzeugten sich die Interessenten indessen sehr bald von den Vortheilen, die der Dampfbetrieb gegenüber dem Pferdebetriebe gewähren mußte, und Edward Pearse, gemeinsam mit Thomas Richardson, die Hauptaktionäre der Bahn, stellten Stephenson die Summe von 1000 Pfund Sterling zur Anlage einer Lokomotivfabrik in Newcastle vor. Die erste Lokomotive aus der nachmals so berühmt gewordenen Fabrik wurde

noch rechtzeitig für die Eröffnung der Bahn am 27. September 1825 fertig; sie steht heute noch als merkwürdiges Monument auf einem Piedestal am Bahnhof zu Darlington (s. S. 472). Mit der Eröffnung dieser Bahnlinie setzte die geradezu beispiellose Entwicklung des Eisenbahnwesens ein. Der Betrieb erfolgte allerdings nur theilweise mit Lokomotiven: an Stellen mit starker Steigung wurden die Wagen durch stehende Dampfmaschinen und Seile in die Höhe gezogen. Doch beförderte die Lokomotive Nr. 1 am Tag der Eröffnung eine Zuglast von 90 Tonnen mit einer Geschwindigkeit von 12—15 englischen Meilen pro Stunde, und dabei war diese Lokomotive Nr. 1 noch sehr weit von dem Ideal entfernt, das zwei Jahre später Stephenson selbst mit seiner „Rocket“ erfüllen sollte. Die Lokomotive Nr. 1 zeigte zwei senkrecht stehende, zum Theil in den Kessel eingebaute Cylinder, deren Kolbenstangen wagerechte Balken auf- und nieder bewegten, an die erst die Pleuellstangen zur Bewegung der Räder angriffen. In technischer Hinsicht kann erst die Eisenbahn von Manchester nach Liverpool als der eigentliche Vorläufer der modernen

Eisenbahnen angesehen werden. Die Gründung und der Bau dieser Eisenbahn ist in mehrfacher Hinsicht, für den Stand der Technik sowohl, wie für die Einsicht des großen Publikums gewaltigen kulturellen Fragen gegenüber, charakteristisch. Geradezu ungeheuerlich waren die Schwierigkeiten, die sich Stephenson in der Öffentlichkeit und im Parlament entgegenstellten. Seine Behauptung, „er könne eine Lokomotive für eine Geschwindigkeit von 20 englischen Meilen in der Stunde bauen“, veranlaßte die berühmt gewordene Erwiderung in der „Quarterly-Review“: „Was kann wohl handgreiflich lächerlicher und alberner sein als das Versprechen, eine Lokomotive für die doppelte Geschwindigkeit der Postkutschen zu bauen! Ebenjogut könne man glauben, daß die Einwohner von Woolwich sich auf einer Congreve'schen Rakete abfeuern ließen,



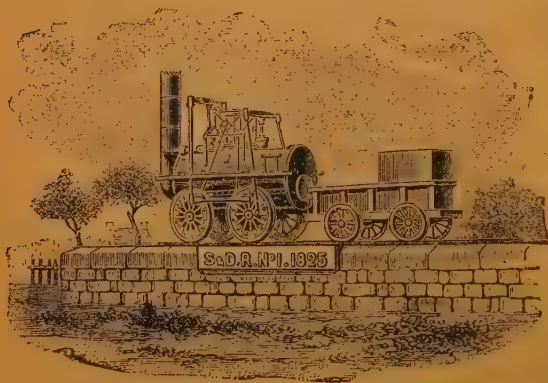
Georg Stephenson's Lokomotive „Rocket“ (Rakete) erbaut im Jahre 1829.

als daß sie sich einer solchen Maschine anvertrauen würden!“ Im Laufe der Untersuchungen vor der Parlamentskommission des Unterhauses legte der Vorsitzende, der den Mund recht voll zu nehmen pflegte, Stephenson die Frage vor, ob man eine Zugmaschine bauen könne, die vier englische Meilen in einer Stunde zurücklegen könne. Stephenson bejahte dies. Da faßte sich jener ein Herz und that die verwegene zweite Frage, ob man es vielleicht bis zu acht Meilen in der Stunde bringen könne; Stephenson bejahte auch diese Frage, aber in einem Tone, der jede weitere Frage abschnitt. Da spielte aber ein anderes Mitglied einen noch stärkeren Trumpf aus: „Gesezt, eine Ihrer Lokomotiven liefse mit einer Geschwindigkeit von 9—10 Meilen die Stunde und eine Kuh verirre sich auf das Geleise und käme der Maschine in den Weg, würde das nicht eine höchst fatale Situation sein?“ „Ja, höchst fatal für die Kuh!“ war Stephenson's

prompte Antwort. Schließlich erklärte sich die Parlamentskommission aber doch für die Stephenson'sche Lokomotivbahn.

Wenn schon bei dieser, Stephenson im allgemeinen wohlgeneigten Kommission ein tiefgreifendes Verständniß für die gewaltige Bedeutung der Lokomotivbahn nicht zu erkennen war, so kann man sich nicht wundern, daß bei dem größeren Publikum nicht bloß Abneigung, sondern sogar offene Feindschaft gegen das Stephenson'sche Projekt der Eisenbahn von Liverpool nach Manchester zum Ausdruck kam. Mündliche Angriffe und Prozesse waren nicht die einzigen Unannehmlichkeiten, denn mehrmals waren die mit der Nivellicirung der Bahn betrauten Geometer durch den mit Stöcken und Steinen bewaffneten Pöbel, der von den Grundbesitzern und Omnibuseignern aufgehetzt worden war, von ihrer Arbeit vertrieben worden.

Trotz aller Schwierigkeiten kam der Bau der Eisenbahn endlich doch zustande. Aber noch 1828 war die Frage nicht entschieden, ob Lokomotiven oder



Stephenson's Lokomotive „No. 1“ von 1825.

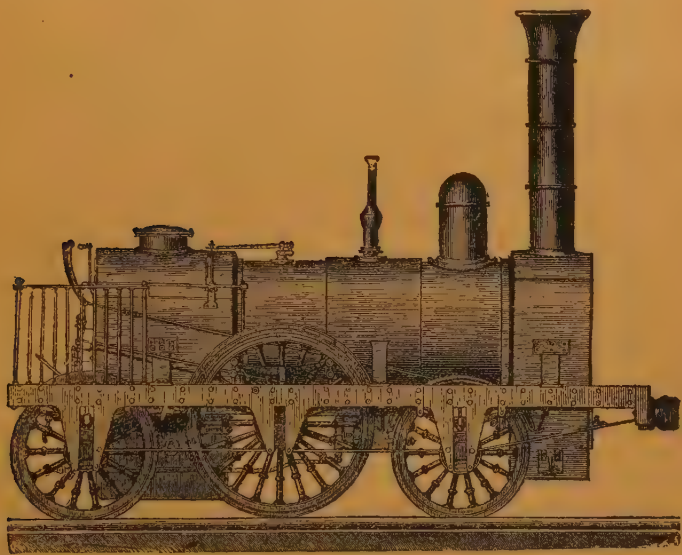
stationäre Dampfmaschinen zur Anwendung kommen sollten. Erst nach beharrlich durchgeführten Kämpfen, in denen Stephenson unermüdlich für die Lokomotive eintrat, einigte man sich dahin, einen Preis von 500 Pfund Sterling für die beste Lokomotive auszusetzen. Es traten vier Lokomotiven in den Wettbewerb, aber Stephenson's „Rocket“ trug den Sieg davon und am 15. Sept. 1830 fand die

feierliche Eröffnung der Bahn statt. Die Begeisterung des Volkes kannte keine Grenzen, als die Lokomotive eine Geschwindigkeit von 36 Meilen in der Stunde erreichte. Die Kunde aber von dieser erzielten Geschwindigkeit durcheilte ganz Europa und trug nicht wenig zur allgemeinen Einführung des neuen Verkehrssystems bei. Des Erfinders Weltruhm war begründet, und fortan leitete Stephenson, der schon 1824 zu Newcastle gemeinsam mit M. Pease aus Darlington eine Maschinenbauanstalt errichtet hatte, den Bau der bedeutendsten Eisenbahnlinien Englands, und aus seiner Fabrik gingen für jede neuentstehende Eisenbahn in England, Amerika und auf dem europäischen Festlande die Lokomotiven hervor, so auch die erste deutsche Lokomotive „Adler“. Die Einführung des Blasrohres, der Siederöhren und der Umsteuerung in den Lokomotivbau sind sein Verdienst. Zuletzt war Stephenson auch Eigenthümer mehrerer Kohlengruben und der großen Eisenwerke von Claphroß; er starb am 12. August 1848 zu Tapton-House bei Chesterfield.

Trotz der Stephenson'schen Erfolge verhielt sich das Publikum noch lange Zeit skeptisch. Brougham, der berühmte Jurist und Staatsmann, schrieb im

Jahre 1830 einen wüthenden Artikel gegen „die Thorheit, zu glauben, daß 700 Personen 15 englische Meilen pro Stunde in 7 Wagen gleichzeitig fahren könnten.

Erst vom Jahre 1836 datiert in England eine allgemeinere Neigung zu Bahnunternehmungen. Nicht weniger als 35 Parlamentsakte wurden zum Bau von 994 englischen Meilen ertheilt, aber noch immer tappte man über die Art der Bewegung im Dunkeln, sogar Segel und Raketen wurden dazu vorgeschlagen; bis dahin waren nur ca. 200 englische Meilen Eisenbahn eröffnet worden, weite Strecken und große Städte harreten noch ihrer Verbindung, aber die Bewegung ging vorwärts, und ein Netz, welches die Hauptverbindungen herstellte, sollte binnen kurzer Zeit vollendet werden.



Der „Adler“, die erste Lokomotive in Deutschland.

Auch Deutschland blieb nicht lange zurück. Obwohl der alte König Friedrich Wilhelm III. den Eisenbahnen wie allen andern Neuerungen abgeneigt war, wurden dennoch verschiedene Projekte noch vor seinem Tode ausgeführt. Er selbst entschloß sich nur schwer zu einer Fahrt auf der neueröffneten Eisenbahn von Berlin nach Potsdam. „Kann mir keine große Glückseligkeit vorstellen, ob man einige Stunden früher in Potsdam ankommt oder nicht“, soll er gesagt haben. Preußen war damals ein streng militärisch-bureaucratisch geregelter Staat mit einer geringen, erst im Aufsteigen begriffenen Industrie, und viele der einflußreichen Staatsdiener konnten oder wollten die Wichtigkeit des neuen Transportmittels nicht begreifen. Wozu, hieß es, solche Neuerungen; war man doch bisher mit den vorhandenen Straßen gut genug ausgekommen!

Der erste Verkehrsbeamte des Staates, Generalpostmeister v. Nagler, sagte, als ihm der Entwurf zum Bau der Bahn nach Potsdam vorgelegt wurde: „Dummes Zeug! Ich lasse täglich diverse sechszigige Posten nach Potsdam gehen und es sieht niemand drinnen, nun wollen die Leute gar eine Eisenbahn dahin bauen; wenn sie ihr Geld absolut los werden wollen, so werfen sie es doch lieber gleich zum Fenster hinaus, ehe sie es zu solchen unsinnigen Unternehmungen hergeben!“ Ähnliches erzählte einst der geniale Parlamentarier Franz Ziegler: Er war als Mitglied einer Deputation an den Oberpräsidenten von Brandenburg behufs der Genehmigung des Berlin—Potsdamer Eisenbahn-



Der erste Dampfbahnzug.

projektes und dessen Weiterführung gesandt worden. Nachdem die offizielle Audienz beendet war, lud ihn der Herr Oberpräsident mit folgenden Worten zum Bleiben ein: „Nun legen Sie einmal den Oberbürgermeister beiseite, so wie ich den Oberpräsidenten ablegen werde, und sagen Sie mir als Mann zu Mann, ob Sie wirklich glauben, daß die Eisenbahnen dem Verkehr nützlich sein werden?“ Derartige Anschauungen blieben keineswegs vereinzelt. Die Bureaokratie der dreißiger Jahre war ehrlich, überzeugungstreu und weit entfernt von der streberischen Unterordnung und dem byzantinischen Gebahren, durch welche sich ihre Nachfolger in der jetzigen Generation so häufig auszeichnen, aber sie war nicht selten beschränkt und kurzfristig. Man darf aber nicht glauben, daß der beschränkte Unterthanenverstand einen weiteren Blick gehabt hätte. Die wenigen Industriellen, welche es damals gab, sahen zwar das Bedürfnis, welches ihrem Interesse so nahe lag, ein, aber die Widerstände innerhalb der Städtevertretungen erwiesen sich bei verschiedenen Gelegenheiten viel zu mächtig gegen sie. Als das Projekt einer Bahnverbindung zwischen dem Rhein und Westfalen der Verwirklichung nahe kam, mußte die Linie, welche über Mühlheim a. d. Ruhr und Essen gezogen war, wegen des Protestes beider Städte umgeändert werden. Mühlheim wurde gänzlich umgangen, und der Bahnhof für Essen eine Stunde weit von der Stadt entfernt verlegt. Beide Orte befürchteten eine Benachtheiligung ihrer Gastwirthe und Fuhrleute; sie blieben lange Jahre hindurch ohne eine direkte Eisenbahnerbindung und erst spät in den fünfziger Jahren mußten sie eine solche unter schweren Opfern erkaufen.

Jene erleuchteten Geister, welche zwischen 1806 und 1813 die Resurrection des preußischen Volkes hervorgerufen hatten, indem sie die in ihm ruhende Thatkraft anspornten, waren theils beseitigt oder machtlos, theils des Kampfes müde geworden, und seitdem die politische Reaktion das Oberwasser gewonnen



Die feierliche Eröffnung der Ludwigs-Eisenbahn zwischen Nürnberg und Fürth. (Nach einem gleichzeitigen Stich.)

hatte, war man regierungsseitig einer jeden Neuerung, mochte sich dieselbe auf materiellem oder geistigem Gebiete zeigen, abhold; alles, was außerhalb des ausgetretenen Weges wandelte, sah man mißtrauisch an.

Die erste Dampfbahn im heutigen Reichs-Deutschland wurde zwischen Nürnberg und Fürth im Jahre 1835 eröffnet. Die finanziellen Erfolge dieser kleinen, nur $\frac{1}{4}$ (deutsche) Meilen langen Strecke, welche im ersten Betriebsjahr 20% abwarf, reizten zu weiteren Projekten. Es folgte nunmehr eine Anzahl anderer Bahnbauten, die anfänglich nur kurze Strecken betrafen, sich aber späterhin zu großen Komplexen erweiterten; so war z. B. die Strecke Breslau-Oppeln, aus der sich späterhin die Oberschlesische Bahn entwickelte, nur $10\frac{1}{2}$ Meilen, Magdeburg—Halberstadt, gleichfalls in der Folge ein bedeutendes Netz, $7\frac{1}{4}$ Meilen lang. Ein einheitliches Netz, welches nicht allein dem Handel, sondern auch strategischen Zwecken dienstbar werden sollte, war zwar geplant, doch lag es in der Natur der Verhältnisse, daß einstweilen nur große Städte verbunden wurden, da alle diese Anlagen aus Privat-Unternehmungen entstanden, welchen nur ausnahmsweise eine Geldunterstützung oder eine Zinsgarantie seitens der Regierung gewährt wurde. Im Jahre 1845 gab es in Deutschland, ausschließlich Oesterreichs, etwa 150 Meilen Dampfbahnen, wovon ca. 100 Meilen auf Preußen, 21 Meilen auf Sachsen fielen, während sich der Rest unter die anderen deutschen Staaten vertheilte.

Die Ereignisse des Jahres 1848 wirkten mächtig auf den weiteren Ausbau der Eisenbahnen ein. Einerseits hatte sich die durch die Revolution erweckte Thatkraft des Volkes, nach ihrer Unterdrückung, auf das industrielle Gebiet geworfen, welches sich schnell erweiterte, andererseits empfanden die Regierungen das Bedürfnis nach vermehrten Verbindungen, um ihre Truppen rasch nach bedrohten Punkten werfen zu können, und ferner war ganz Europa durch die Revolution in eine fieberhafte Bewegung gerathen. Jedermann fühlte, daß dem Frieden, der zwischen 1815 und 1848 geherrscht hatte, nicht mehr zu trauen sei, daß gewaltige Erschütterungen, gegen die man sich rüsten müsse, bevorständen. Wie stark die Ereignisse des Jahres 1848 auf die Entwicklung der mitteleuropäischen Bahnen einwirkten, zeigt die folgende Aufstellung: Die Länge der Eisenbahnen war am Schluß des Jahres 1845 in Deutschland 2143; im Jahre 1855 dagegen bereits 7826. In Frankreich 1845 nur 870; im Jahre 1855 schon 5529 und in Oesterreich 1845: 1058 gegen 2829 Kilometer im Jahre 1855.

Kurz nachdem die ersten englischen Eisenbahnen errichtet waren, begann man in den Vereinigten Staaten mit dem Bau derselben, und schon 1831 lief auf der Baltimore-Ohio Bahn der erste Bahnzug von einer von Stephenson erbauten Lokomotive gezogen. Die ungeheuren Entfernungen erschwerten hierzulande den Verkehr, und die Lokomotive war das wirksame Mittel, um die menschenleeren Theile des Innern zu bevölkern und sie der Civilisation zuzuführen. Sie eroberte in der That das Land aufs neue. Noch im ersten Drittel des Jahrhunderts waren die Verbindungen zwischen den verschiedenen Theilen des unermesslichen, von Urwäldern durchzogenen Landes verhältnißmäßig gering ausgebildet, daß überall, wo die Wasserwege fehlten, das Reisen erschwert, zu Zeiten sogar unmöglich wurde. Die Fahrt zwischen New York und Philadelphia nahm im Winter oft Wochen in Anspruch, und die Reprä-



Besuch König Louis Philippe's am englischen Hof (1844). (Fahrt im ersten englischen Eisenbahn-Salonwagen.)
König Louis Philippe, rechts Königin Victoria und der Prinz-Gemahl Albert. Nach einem Aquarell von Eb. Ringel.

sentanten der entfernt liegenden Staaten gebrauchten Monate, um von ihrer Heimath nach der Bundeshauptstadt zu gelangen. Die Ansiedelungen, welche sich mehr und mehr nach dem "far west", wie man damals die Gegenden nannte, die jetzt in wenigen Tagen zu erreichen sind, ausdehnten, wurden durch die Eisenbahnen innerhalb kurzer Zeit so rasch gefördert, daß aus einzeln stehenden Blockhäusern binnen Monaten Dörfer und Städte emporsprossen. Jede neue Bahnstation ward zum Krystallisationspunkt neuer Ortschaften, denn die Union sowohl wie die Staaten belehnten die Eisenbahnen längs ihrer Strecken mit weitem Grundbesitz, welcher den Ansiedelungslustigen zu niedrigen Preisen verkauft wurde. Durch die Einverleibung Kaliforniens angeregt, ging der Zug immer weiter nach Westen zu. Die schnellste und sicherste Verbindung zwischen dem Osten und Kalifornien war damals der lange Seeweg um das Kap Horn, der aber von den Emigrantenfamilien, der hohen Kosten der Ueberfahrt wegen, nur selten benutzt werden konnte. St. Louis war lange Zeit hindurch der äußerste Eisenbahnpunkt gen Westen, und von dort aus zogen die Emigrantenkaramanen durch trostlose Wüsten und öde Prärien, oft von Wassermangel gepeinigt und von Ueberfällen wilder Indianerhorden bedrängt, dann über Gebirge, auf welchen Schneestürme die zu durchschreitenden Pässe wochenlang versperrten. Und viele dieser Auswanderer erreichten ihr Ziel überhaupt nicht; der Pfad, (ein Weg war es nicht) welchen sie durchzogen, war von Thier- und Menschengraben schauerlich gekennzeichnet.

Die Entwicklung der Eisenbahnen in unserem Land zeigt ebenso riesige Dimensionen wie das Land selbst und übertrifft die europäische. Im Jahre 1845 waren bereits 7456 Kilometer Eisenbahnen gebaut. Natürlich konnte bei dieser riesigen und schnellen Ausdehnung des Bahnnetzes nicht so vorsichtig wie in Europa gebaut werden; es galt vor allen Dingen, Verbindungen herzustellen, auf welchen Lokomotiven ohne zu große Gefahr möglichst schnell laufen konnten. Hätte man die europäische Sorgfalt bei der Herstellung der Bahnen anwenden wollen, so wären sie wegen Kapitals- und Arbeitermangels überhaupt nicht zustande gekommen. Der Weg wurde möglichst glatt nivelliert, die Dämme waren meist einfache Knüppeldämme, sogenannte Holzviadukte, und die Brücken wurden aus Holzgitterwerk roh zusammengeschlagen. Aehnlich wie der Hinterwäldler bei der ersten Ansiedlung sein Blockhaus nothdürftig aus rohen Stämmen schnell zusammenzimmert und es gegen Wind und Wetter mit Moos und Lehm verstopft; wie sein Mobiliar aus leeren Proviantkisten und Fässern besteht, wurden auch bei den Eisenbahnbauten die Einrichtungen auf das unerläßlich Nothwendigste beschränkt, aber wie jener bei zunehmendem Wohlstande sein Heim mit der Zeit verschönert, so haben auch die amerikanischen Bahnen mit der Zunahme der Frequenz ihre Einrichtungen allmählich verbessert. Es gilt dieß namentlich von den Bahnen im Westen des Landes.

*

*

*

Ungleich weiter als das Verkehrswesen auf Landwegen war am Anfang des 19. Jahrhundert der Seeverkehr ausgebildet und entwickelt. Die Schiffsbaukunst hatte bereits eine beträchtliche Höhe erreicht und die Schnelligkeit gut konstruierter Segel- und Kriegsschiffe ließ im Hinblick auf die primi-

liberen Bedürfnisse des damaligen Handels fast nichts zu wünschen übrig. War doch sogar bis zum Jahre 1875 das Segelschiff noch ein durchaus ebenbürtiger Konkurrent des Dampfschiffes, sofern es sich um den Gütertransport handelte! Aber der durch die Erfahrungen in den Seekriegen zwischen Napoleon und dem Inselreich verstärkte Wunsch, von Wind und Wetter unabhängig zu sein, legte bald nach der Vervollkommenung der Dampfmaschine den Gedanken nahe, sie dem Schiffsverkehr dienstbar zu machen. Schon im Jahre 1807 hatte Papin die Fulda mit einem kleinen Dampfboote befahren und nach ihm hatten sich zahlreiche Erfinder mit dem Problem der Dampfschiffahrt beschäftigt, zumal der Verwendung der schweren Dampfmaschine Watts bei der Schifffahrt geringere Schwierigkeiten im Wege standen, als ihrer Verwendung als Lokomotive. Hervorzuheben ist als Beispiel das Dampfboot von John Fitch aus Delamare, bei welchem Ruber zur Verwendung kamen.

Das erste, mit Schaufelrad versehene Dampfboot wurde 1803 von dem früher erwähnten Pennsylvanier Robert Fulton gebaut, und legte seine erste öffentliche Probe mit Erfolg in Paris auf der Seine am 9. August ab. Trotzdem aber blieb dem genialen Erfinder die Anerkennung noch immer ver-



Modell von Fitch's Dampfboot. (Im National-Museum zu Washington.)

sagt. Der amerikanische Gesandte in Paris, Livingston, suchte daher den damaligen Ersten Konsul Napoleon Bonaparte für die Sache seines Landsmannes zu interessieren, und unser Bild (S. 481) veranschaulicht die Szene, wie Fulton dem späteren Kaiser das auf der Seine fahrende Dampfboot vorstellt. Napoleon schaute eine Weile den Bewegungen des bald stromabwärts, bald gegen den Strom dampfenden Fahrzeuges zu, wandte sich dann aber achselzuckend von dem tiefgetränkten Erfinder ab und bezeichnete sogar seinem Gefolge gegenüber das Ganze als Schwindel. Fulton lehrte nunmehr in seine Heimath zurück und konstruierte hier mit Livingston's finanzieller Unterstützung einen neuen, 44 Meter langen Dampfer, den „Claremont“, der 160 Tonnen Tragkraft besaß. Allein auch seine hiesigen Landsleute waren der neuen Erfindung gegenüber misstrauisch; sie nannten das Schiff „Fultons Narrheit“, und als er es am 17. August 1807 zur ersten größeren Probefahrt bestieg, begleitete ihn das Hohnlachen der am Ufer versammelten Zuschauer. Dies steigerte sich noch, als das Schiff wirklich nach den ersten Bewegungen stehen blieb. Schnell beseitigte Fulton jedoch die kleine Störung in der Maschinerie, und als der „Claremont“ nun mit zunehmender Geschwindigkeit von der Werft in den Hudson einlief

und dort weiterdampfte, da bekundete ein weithin hallendes Jubelgeschrei die plötzliche Wandlung in den Köpfen der kurzichtigen Menge. Bereits im Jahre 1812 befuhren mehr als fünfzig hier gebaute Dampfer unsre Flüsse.

Nun wollte man auch in Europa nicht zurückbleiben. Allein obgleich durch Fultons Bemühungen die Schwierigkeiten, die der Dampfschiffahrt entgegenstanden, hauptsächlich überwunden waren, erforderte ihre Einführung dennoch überall Kampf. Als z. B. beabsichtigt wurde, den Verkehr auf der Themse durch Dampfschiffe zu erleichtern, empörten sich die Themseschiffer dagegen, und beschwerten sich beim Parlament. Die Beschwerde wurde jedoch im Jahre 1817 zurückgewiesen. 1816 erhielten Holland und Frankreich das erste Fluß-Dampfschiff, und im selben Jahre kam auch das erste Dampfschiff auf den Rhein, von der Bevölkerung mit Jubel begrüßt (S. S. 482).

Bis 1819 hatte das Dampfschiff nur als Fluß- und Küstenfahrzeug ge-



Das erste Dampfboot „Claremont“.

bient. Die guten Erfolge machten die Unternehmer kühner und gaben ihnen den Muth, das Dampfschiff auch über den Ozean zu senden. Als erstes fuhr die „Savannah“ in 26 Tagen von Savannah nach Liverpool; man hatte jedoch 8 Tage lang die Segelkraft mit benutzen müssen, so daß dieser Versuch noch nicht als entscheidend gelten konnte. Erst am 18. August 1833 machte der Dampfer „Royal William“ die Reise nach Europa ausschließ-

lich mit Dampfkraft und kam am 12. September glücklich in Gravesend an der Themse, unterhalb London, an. Damit war in Wahrheit das Meer von dem Menschenkinde erobert. Der Verkehr konnte ein geregelter werden, weil Winde und Strömungen nicht mehr wesentlich auf das Schiff einzuwirken vermochten.

Fultons Dampfboot war mit Rädern ausgestattet, die zu beiden Seiten des Schiffes das Wasser peitschten und so die Bewegung veranlaßten. Für Kriegszwecke zeigte sich diese Betriebsart, wie man schon beim „Demologos“ erkannte, höchst ungeeignet. Die Räder waren eben schutzlos der Vernichtung durch Geschosse ausgesetzt. Aber auch für friedliche Zwecke ist ein Raddampfer mit vielen Nachtheilen behaftet. Bei hoher See z. B., wenn der Schiffskörper heftig hin- und herschwankt, pflegen die Räder aus dem Wasser gehoben zu werden und sich frei in der Luft, ohne zum Betrieb des Schiffes mitzuwirken, in todtten Touren zu drehen. Abgesehen von der wirthschaftlichen Verschwendung verliert natürlich auch gerade, wenn es am nöthigsten ist, der Kapitän die Gewalt über sein Schiff.

Den Ozean eroberte sich in der That erst das Dampfschiff, nachdem die Räder durch die Schraube (Propeller) ersetzt worden waren. Der geniale Erfinder der Schiffschraube, der österreichische Forstbeamte Joseph Ressel, hatte schon um 1812 die Idee verfolgt, die sogenannte archimedische Schraube zum Antrieb von Fahrzeugen in Luft und Wasser zu verwenden. Er

trug sich u. A. als Student mit der Konstruktion eines lenkbaren Luftschiffes mittels der Schraube. Ressel war ein Erfindergenie ersten Ranges. Sein Leben war leider reich an Sorgen und Mißfällen aller Art; ist ihm doch seine glänzendste Erfindung, die der Schiffschraube, lange Zeit hindurch bestritten



Gulton's Dampfbootprobefahrt auf der Seine zu Paris, in Gegenwart von Napoleon.

worden. Er hatte unter dem Glend kleinlicher Angriffe zu leiden und unter der engherzigsten Beamtenwirthschaft, wie sie in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts innerhalb der schwarz-gelben Grenzpfähle herrschte. Er hatte sich zwar das persönliche Wohlwollen des Kaisers Franz durch seine außerordentlichen kalligraphischen Künste erworben; für seine genialen tech-

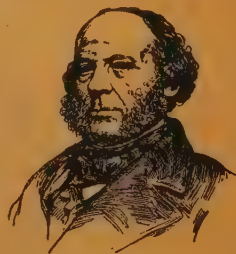


Das erste Dampfschiff auf dem Rhein.

nischen Pläne vermochte er aber seinen hohen Gönner niemals zu erwärmen. Im Jahre 1821 kam Kessel als kaiserlich-königlicher Waldmeister nach Triest. Hier am Ufer des adriatischen Meere gelangten seine Pläne zur vollen Reife.

Die bedeutendsten Schwierigkeiten bestanden zunächst darin, der Schraube die geeignete Stellung am Schiffsrumpfe zu geben. Mit dem Scharfblick des Erfinders von Gottes Gnaden bestimmte er für sie den kleinen Raum unmittelbar zwischen Steuer und Rumpf, der jetzt gewöhnlich als Propellerbrunnen bezeichnet wird. Hier liegt die Schraube innerhalb des Wassers selbst, durchaus geschützt gegen den Anprall der Wogen und die Geschosse feindlicher Geschütze. Größere Schwierigkeit als die Ausgestaltung des Planes bereitete dem Erfinder die Gewinnung der nöthigen Mittel, um ihm Leben zu verleihen. Die Kaufleute Julian und Tositti bewilligten ihm 60 Gulden. Damit war er im Stande, ein kleines, seinen beiden Kompagnons gehörendes Boot mit einer Schraube von 18 Zoll Durchmesser auszurüsten. Sie empfing ihren Antrieb durch zwei Mann. Das Schiffchen, durch welches Kessel, wie die Triester behaupteten, das Meer anbohrte, durchschneidet das Wasser mit großer Geschwindigkeit. Für den Erfinder hatte der glückliche Versuch den praktischen Erfolg, daß ihm ein Privileg auf die neue Beförderungsart erteilt wurde.

Kessel trug sich damals, etwa um 1827, mit großen Plänen. Er beabsichtigte eine Gesellschaft zu begründen, die mit Schraubendampfern die österreichischen Flüsse befahren sollte. Kurzer Hand verboten aber die Behörden — und der Beamte mußte natürlich gehorchen — alle derartigen Unternehmungen. Kurze Zeit hindurch wollte es scheinen, als ob sein Glück aus Aegypten kommen dürfte. Mehemed Ali, der berühmte und berücksichtigte Vizekönig von Aegypten, beschloß den Nil mit kleinen Schraubendampfern zu beleben; aber im letzten Augenblicke versagten auch hier die Geldmittel, und der Plan wurde wieder aufgegeben.



John Ericson.

Endlich schien dem unermüdlischen und unverzagten Mann das Glück zu lächeln. Der Großkaufmann Ottavio Fontana bewilligte die Mittel zum Bau eines Schraubendampfers. Leider war es Kessel nicht gestattet, die Maschine aus England zu beziehen; er mußte sich österreichischer Produkte bedienen, die damals mehr als mittelmäßig waren. Das erste Schraubendampfboot, die „Cibett“, die im Anfang 1829 vollendet wurde, war 60 Fuß lang, 11 Fuß breit und 6 Fuß hoch und besaß eine Maschine von sechs Pferdekraften. Während der Probefahrt legte sie sechs Seemeilen in der Stunde zurück. Da wollte es das Unglück, daß in der schlecht gelötheten Maschine sich Theile lösten, und die Maschine versagte. Die Polizei verbot darauf alle weiteren Versuche. Interessant dürfte die Begründung der Behörde für dieses Verbot sein. Sie verfügte: „Von den drei Bestandtheilen, dem Schiffskörper, der Schraube und der Dampfmaschine, ist die Dampfmaschine zerbrochen und die Schraube unverletzt geblieben, also ist die Schraube (!) zum Betrieb der Dampfschiffahrt nicht tauglich“. Kessel hat seitdem sich nicht mehr mit seiner größten Erfindung beschäftigen dürfen. Auch im Auslande gelang es ihm nicht, thätige Freunde für die praktische Ausführung seiner großen Erfindung zu gewinnen.

Seine freigebigsten Mittheilungen führten vielmehr dazu, daß sein Eigenthum in schamlosester Weise vom Auslande ausgenützt wurde. Als das Schraubenschiff sich bereits das Meer erobert hatte, wurde 1852 von der englischen Admiralität ein Preis von 20,000 Pfund Sterling für den „unbekannten“ Urheber der Schiffsschraube ausgeschrieben. Kessel hat zwar damals seine Zeichnungen, Pläne und Dokumente eingeschickt, aus denen sein Recht auf den Preis klar hervorging! Seine Angabe ist indeß nicht einmal einer Antwort gewürdigt worden. Der Preis wurde später an fünf Unbekannte vertheilt. Der Engländer Smith erhielt auf die Schiffsschraube — die damals aller Welt zu gehören schien — die ersten Patente. Mit Unterstützung des englischen Handelsfürsten Wright wurden sie der Praxis zugänglich gemacht, und damit die Pläne, die der unverstandene Kessel einst entwarf, verwirklicht.

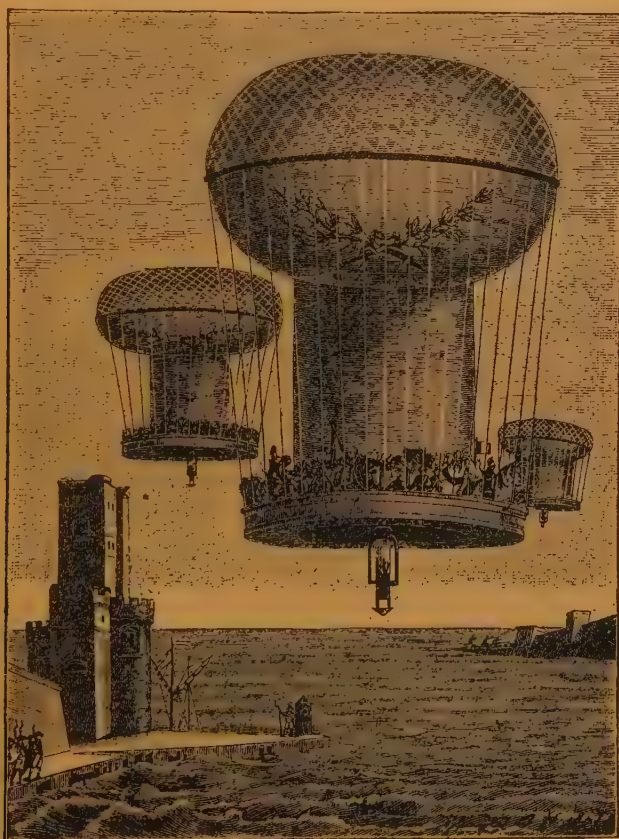


Ericson's Schraubendampfer „Robert Stockton“.

Der Grund, weshalb es mit dem Einführen der Schraubendampfer so langsam ging, lag darin, daß die Schraube eine ungleich raschere Umdrehung verlangte, als sie die älteren Dampfmaschinen zu leisten im Stande waren, und daß andererseits auch der Einbau der Maschine mit tiefligender Welle, wie sie für Schraubendampfer erforderlich ist, einen vollständigen Bruch mit den Erfahrungen des Schiffsbauwes, die den älteren Schiffbauern geläufig waren, verlangte. Erst mit dem Jahre 1837 begann die Schraube mit den Erfolgen des Farmers Smith und des schwedischen Ingenieurs Ericson ihren Siegeslauf.

Der Widerstand der Regierungen gegen die Einführung der Schiffsschraube, die im Jahre 1839 bei der Ueberfahrt des von Ericson erbauten Dampfers „Stockton“ nach New York ihre bedeutende Ueberlegenheit über das

Schaukelrad befundet hatte, war anfänglich noch so groß, daß zunächst die Verwendung derselben für Kriegsschiffe grundsätzlich abgelehnt wurde. Die einzige Ausnahme machten unsere Vereinigten Staaten, die von Anfang an die Bedeutung dieser Erfindung erkannten und Ericson den Auftrag zum Bau eines Schraubendampfers ertheilten. Dieses Kriegsschiff, der „Princeton“,

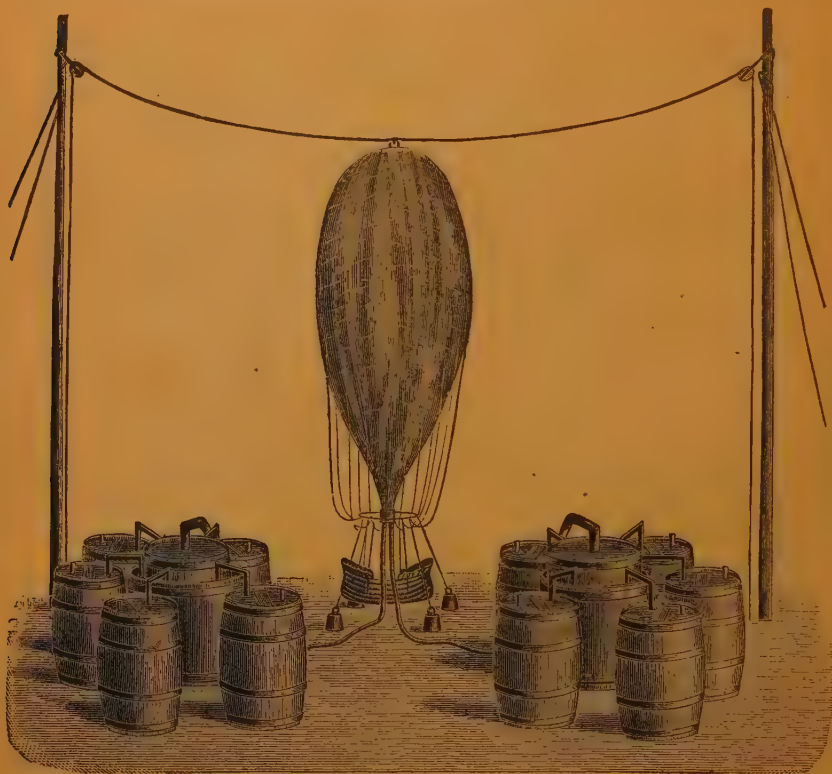


Luftballon-Projekt aus dem Jahr 1804,
zur Ueberführung von je 8000 französischen Soldaten nach England.

hatte 164 Fuß Länge, 30½ Fuß Breite und 1050 Tons Wasserverdrängung. Die Schraube war aus Kanonenbronze gefertigt, besaß 6 Flügel und hatte 14 Fuß Durchmesser. Der „Princeton“ bewährte sich als Schraubendampfer vorzüglich, indem er eine Geschwindigkeit von 13 Knoten stündlich erreichte. Im Jahre 1841 wurden 6, im folgenden Jahre 9 und 1843 nahe an 30 Dampfer mit der Ericson'schen Schraube versehen. Erst nach diesen Erfolgen gingen England, Frankreich, Deutschland und die übrigen europäischen Länder eben-

falls mit der Einführung von Schraubendampfern vor, die sich um die Mitte des Jahrhunderts überall einbürgerten.

Noch eine andere Art der Fortbewegung erlebte aber ihre Geburt um die Jahrhundertwende, und das ist die *Luftschiffahrt*, wenn gleich sie bis auf den heutigen Tag noch weit von ihrem Ziele entfernt ist. Der Wunsch und



Luftballon-Füllung zu Anfang des 19. Jahrhunderts.

das Streben des Menschen, das Flugvermögen des Vogels zu erlangen, ist zwar uralt, und die zu diesem Behufe gemachten Erfindungen nehmen einen hervorragenden Platz in der Geschichte der Kultur ein. Aber erst kurz vor Ausbruch der französischen Revolution kam es zu wirklichen Versuchen. Am 5. Juni 1783 ließen nämlich die französischen Brüder *Montgolfier* in ihrem Wohnorte Annonay (Departement Ardèche) einen mit Papier gefütterten kugelförmigen Ballon aus Leinwand von 10 Meter Durchmesser (*Montgolfière*) aufsteigen, in dem sie die Luft durch Erhitzung verdünnt hatten. Charles ließ dann am 27. August desselben Jahres auf dem Pariser Marsfeld einen mit Wasserstoffgas gefüllten birnförmigen Ballon (*Charlière*) aus Seidentaft

steigen, der mittels aufgestrichenen Gummis gedichtet war. Montgolfier erbaute nun auf Veranlassung der Pariser Akademie eine „aerostatische Maschine“, einen Ballon von 26 Meter Höhe und 15 Meter Durchmesser, mit einer Gallerie für menschliche Passagiere. Pilâtre de Rozier unternahm mit dem Marquis d'Arlandes am 21. November die erste freie Luftfahrt, die ohne Unfall verlief. Im März 1784 machte ein Mechaniker Blanchard, der sich schon lange vor den Montgolfiers mit der Konstruktion von Luftschiffen und Flugmaschinen befaßt hatte, seine erste Luftreise. Sein Ballon war mit Rudern und Steuerungen versehen. Er versuchte dann von Dover in Begleitung des Amerikaners Jefferys am 7. Januar 1785 im Ballon über den Kanal zu fahren,



Aufstieg Garnerin's von der Seine aus.

und auch dies Unternehmen glückte. Nach 2 Stunden und 32 Minuten kamen die Luftschiffer glücklich in der Nähe von Calais auf dem Festlande an. Nun ließ der Ehrgeiz Pilâtre de Rozier keine Ruhe mehr, umgekehrt die Fahrt von Frankreich nach England zu wagen. Der nach seinen eigenen Ideen gebaute Ballon (Rozière) stellte eine höchst gefährliche Verbindung der Montgolfière und Charlière dar, indem unter einem mit Wasserstoff gefüllten großen Ballon ein zylinderförmiger Theil sich befand, worin Luft durch Feuer verdünnt werden sollte. Am 15. Juni 1785 wagte er mit dem Physiker Romain zu Boulogne die Auffahrt. In 400 Meter Höhe fing der Ballon Feuer und stürzte auf die Felsklippen des Vorgebirges von Gris-Nez herab. Pilâtre de Rozier war gleich todt, Romain verschied nach wenigen Augenblicken. Das waren die ersten Opfer der Luftschiffahrt. Damals und auch noch im Anfang des 19. Jahrhunderts beschränkte sich die Aeronautik darauf, volkstümliche Schaustellungen zu bieten, die das Publikum anstaunte. Vor allem war es der französische Luftschiffer Garnerin, der sich bei jedem Volksfeste mit seinem

Ballon der Menge zeigte. Wir sehen in dem nach einem Originalgemälde jener Zeit ausgeführten Bilde einen Aufstieg Garnerins im Jahre 1801 von



Gay-Lussac.

einem Schiff aus, das inmitten der Seine vor Anker lag. Es war nichts als ein phantastisches Schauspiel, hauptsächlich dadurch einen Reiz ausübend, daß sich Menschen dem gefährlichen Fahrzeug anvertrauten. Einen ernstlicheren Charakter dagegen nahm der Plan Napoleons I. an, mittelst Luftballons Truppen nach England überzuführen, doch wurde er nie ausgeführt. Zu wissenschaftlichen Zwecken benützte, wie wir oben (S. 306) sahen, der Franzose Gay-Lussac den Luftballon. Er versuchte nämlich in eine möglichst große Höhe zu

steigen, um dort die physikalischen Verhältnisse der Luft zu studieren.

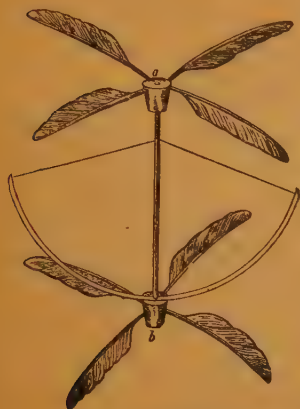
Da alle Projekte lenkbarer Ballons sich als unbrauchbar erwiesen, fand die Ansicht, daß man statt des Luftballons vielmehr wahre Flugmaschinen herstellen müsse, viele Anhänger. Von den dahin gehörigen schier zahllosen Projekten sei zunächst der Aeroplan erwähnt, der, um einen Menschen tragen zu können, etwa 200 Kilogramm wiegen mußte. Er muß von einer schiefen Ebene herabgleiten oder besser auf einen Apparat gestellt werden, der mittelst einer Dampfmaschine mit großer Geschwindigkeit im Kreise gedreht wird. Wenn die Geschwindigkeit groß genug ist, fliegt der Aeroplan im gegebenen Augenblicke in der Richtung der Tangente mit der Schnelligkeit eines Kurierzuges fort. Die Motoren auf dem Aeroplan hätten dann nur die Aufgabe, die Geschwindigkeit des Apparates zu erhalten.

Den praktischen Beweis für die Anwendbarkeit des für die Bewegung im Wasser so erfolgreich benutzten Prinzips der Schraube auch für die Luftschiffahrt lieferte Sir George Cayley's Luftschraube bereits im Jahre 1796. Unsere umstehende Abbildung veranschaulicht ein Modell, das sich mit leichter Mühe herstellen läßt. a und b sind



Ein Aeroplan.

zwei Rörte, in deren jeden vier Schwungfedern eines beliebigen Vogels so eingefügt werden, daß sie gleich den Flügeln einer Windmühle etwas schräg stehen, allein an beiden Rörten in entgegengesetzter Richtung. Im Rörte a ist ein runder Stab befestigt, der mit einer scharfen Spitze endet. Am oberen Theile des Rörtes b ist ein Fischbeinbogen angebracht mit einem kleinen Bohrloch in der Mitte zum Durchtritt der Stabspitze. Dieser Bogen wird beiderseits gleichmäßig an den oberen Theil des Stabes gebunden. Nun windet man die Schnur auf, indem man die beiden Flugschrauben in entgegengesetzter Richtung dreht, so daß die Elastizität des Bogens sie, mit ihren vorderen Kanten nach oben gerichtet, wieder abwindet; man stellt darauf den Rört mit dem Bogen auf den Tisch und drückt auf den oberen Rört so stark mit dem Finger, daß die Schnur sich nicht abwickeln kann; wenn man nun den Finger plötzlich wegnimmt, so drehen sich die Federn, und das Instrument steigt bis zur



Cayley's Luftschraube.

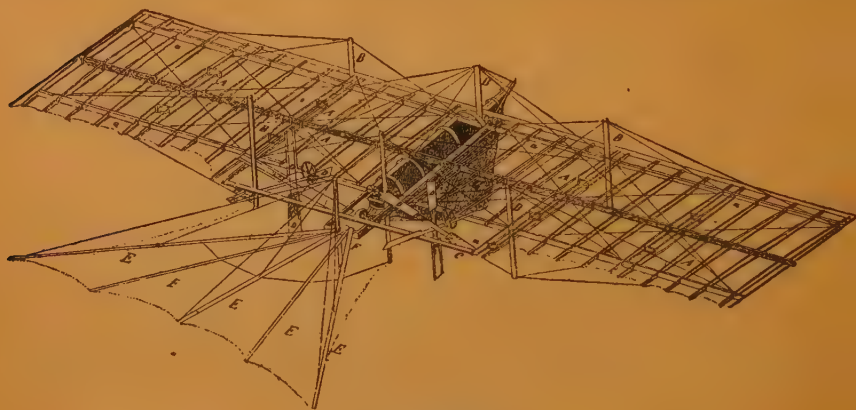
Zimmerdecke empor. Der Apparat, an dem eine solche Luftschraube befestigt ist, wird durch den Druck der Luft vorwärts getrieben und zwar der Stellung der Schraube entsprechend, in senkrechter oder ebener Richtung. Man entwarf nach diesem Prinzip namentlich in Frankreich großartige Flugmaschinen, bei denen die nach oben gerichteten Schrauben das Luftschiff heben und die quer daran angebrachten Schrauben es in der Luft vorwärts bewegen sollten. Ein solches Kuriosum ist das Luftschiff der Zukunft nach dem Projekt von de la Landelle, Nadar, Pontin und d'Amécourt. Die mit m bis s einschließlich bezeichneten Schrauben sollen das Aufsteigen des Schiffes bewirken, während die bei t befindliche zum Vorwärtsbewegen bestimmt ist.



Luftschiff nach dem Projekt von de la Landelle, Nadar, Pontin und d'Amécourt.

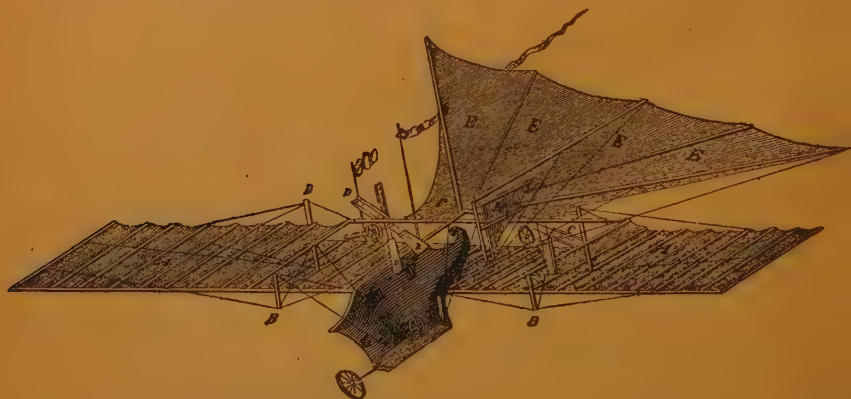
Der erste, von dem wir die Beschreibung einer ordentlichen Luft- oder Flugmaschine besitzen, war der Wiener Uhrmacher Jakob Degen, der seinen Apparat in einem eigenen Werke beschrieb. Der Apparat enthielt zwei

Flügel, deren Gerippe aus Bambusrohr, deren Oberfläche aus gefirniftem Papier bestand. In jedem Flügel befanden sich 3,500 Papiertklappen, die an



No. 1. Das Gerippe.

Seidenfäden befestigt sich nach unten öffneten, um die Luft beim Aufwärtsbewegen nach unten durchzulassen. Der Flügel befand sich in der Höhe des Halses und das Gestell war fest mit seinem Körper verbunden. Er bewegte die Flügel, indem er, wie zum Sprunge aussehend, in einen Rahmen niedertrat. Bei Versuchen in der kaiserlichen Reitschule in Wien im Jahre 1808 erleichterte Degen durch ein Gegengewicht, welches an einer Rolle von der Decke herabhing,



No. 2. Der Luftwagen im Fluge. Degen's Flugmaschine.

seine Last um 75 Pfund und vermochte sich vermittelst 34 Flügelschlägen in einer halben Minute auf eine Höhe von 50 Fuß zu erheben. Er hat später das Gegengewicht durch einen kleinen Ballon ersetzt, der ihn eben noch tragen konnte und dann auch verschiedene Bewegungen in der Luft frei ausgeführt. Ja, er

soll es sogar fertig gebracht haben, nach dem Loslösen von seinem Ballon während seines langsamen Fallens durch einige Flügelschläge um ein Geringes sich wieder zu erheben. Ein Zeitgenosse schildert eine Produktion, welche Degen am 15. November 1808 im Wiener Prater gab, folgendermaßen: „Er konnte sich nach Willkür wenden, wenn er ohne allen Schlag seine Flügel wogerecht ausgespannt hielt. Das Sinken geschah so langsam, daß keinen der Zuschauer Furcht befiel, und daß er sogar etwas ausruhen konnte, um sich wieder zu erheben. Er konnte sich ferner in der Luft bewegen, wenn er eine der Handhaben vorwärts, die andere mehr rückwärts ergriff.“

Schon damals wurden gegen das Prinzip der Flugmaschinen wichtige Einwände laut. Der Physiker Babinet sagt: „Wenn die Kraft eines Pferdes hinreicht, einen Mann in einer Sekunde einen Meter hoch zu heben, so wird dagegen die um das 4- oder 5fache geringere Kraft des Menschen nicht ausreichen, sein eigenes Gewicht in einer Sekunde um mehr als $\frac{1}{4}$ oder $\frac{1}{5}$ Meter zu heben. Nun aber sinkt unser Körper in derselben Zeit zufolge des Gesetzes der Schwere um fünf Meter und es bedürfte deshalb für uns einer 30 oder 25 Mal größeren Kraft, wenn wir im Stande sein sollten, uns in der Luft zu erhalten. Deshalb ist es mathematisch unmöglich, daß der Mensch jemals fliege, und es müssen zu diesem Zwecke andere Kräfte verwendbar gemacht werden. Es bleibt



Das erste Zweirad nach Freih. v. Drais.

daher nichts übrig, als sich mit anderen zu verbinden, die leichter sind als die atmosphärische Luft und ihn in diese trägt.“ Diese Verbindung mit einem leichteren Körper ist eben der noch heute gebräuchliche Luftballon, an dessen Ausbildung und Vervollkommenung namentlich in den letzten zwanzig Jahren des Jahrhunderts eifrig gearbeitet wurde.

Das Fahrrad endlich, das sich am Ende des Jahrhunderts die Welt erobert und sich aus der Maschine für Sportliebhaber zu einem eminent nützlichen Werkzeug des Verkehrs entwickelt hat, erhielt seine erste, brauchbare Gestalt auch im ersten Viertel des Jahrhunderts. Zwar soll nach der Versicherung des bekannten chinesischen Staatsmannes Li-Hung-Tschang das Fahrrad bereits um 2,300 v. Chr. im „Reiche der Mitte“ erfunden und bis vor etwa hundert Jahren im Gebrauch gewesen sein. Auch sollen unter dem römischen Kaiser Commodus ähnliche Maschinen vorhanden gewesen sein. In der „Geschichte von Obersachsen“ von Schöttgen und Krehbig ist zu lesen: „Anno 1504 erstund sich ein Bürger von Pirna einen Wagen mit Schrauben anzurichten und damit ohne Pferde zu fahren. Sollte gegen Dresden fahren, blieb im Rothe stecken nicht ferne von der Stadt. Auf der Ebene im Trocknen hätte er es eine gute Zeit mögen enden.“ Und nachweislich haben schon seit mehreren Jahrhunderten erfinderische Köpfe wiederholt den Versuch zur Konstruktion von allerlei Fahrzeugen unternommen, die ohne vorgespannte Zugthiere bewegt

werden sollten; so Stephan Farfeler aus Altdorf um 1633, Hans Häntsch in Nürnberg um 1690. Allein erst der 1785 geborene Freiherr Karl v. Drais, hat das erste Zweirad, von ihm „Laufmaschine“ genannt, konstruiert. Er war Forstmeister in Ansbach, widmete aber sein ganzes Vermögen allerlei Erfindungen, die ihm den Spottnamen „Professor der Mechanik“ eintrugen. Er starb 1851 zu Karlsruhe, vollständig verarmt. Seine „Draisine“ zeigte er zur Zeit des Wiener Kongresses 1815 und erregte damit allgemeines Aufsehen. Er hatte zwei hölzerne, hintereinander stehende Räder durch ein Gestell verbunden, auf dem sich ein einfacher Sattelsitz befand. Auf letzterem saß er und vollführte seinen Rittlauf in der Weise, daß er abwechselnd mit dem rechten und dann mit dem linken Fuße von der Erde abstieß, um sein Fahrzeug vorwärts zu bringen; er konnte damit sieben bis acht Kilometer in der Stunde



Kröner's Fahrmaschine aus dem Jahre 1846.

zurücklegen. Aus diesem Drais'schen Laufrad konstruierte dann der bayerische Oberberggrath und Philosoph v. Baader um 1820 ein wirkliches Fahrrad, indem er das Vorderrad mit Kurbeln und Pedalen versah. Auch in Schweinfurt verfertigte sich zu Anfang der fünfziger Jahre der Instrumentenmacher Phil. M. Fischer ein Zweirad mit Tretkurbeln, das er zu seinen Geschäftstouren benutzte, während in Frankreich der Mechaniker Michaux um 1867 die Idee wieder aufnahm und ein brauchbares Dreirad, das sogenannte Velociped, konstruierte.

Und wie das moderne blitzgeschwinde Bicycle, so ist auch das erste Automobil dem Kopfe eines deutschen Erfinders entsprungen, und zwar schon Ende der vierziger Jahre. Im Frühjahr 1846 baute sich nämlich der Lehrer Kröner in Marktersdorf bei Chemnitz einen Wagen, der durch die eigene Kraft des darin Sitzenden fortbewegt wurde, also ein richtiges Automobil, dessen ursprüngliche Form unser Bild darstellt. Diese Fahrmaschine — so hatte

der Erfinder das Fahrzeug genannt — wurde von Kröner wiederholt verbessert und in Sachsen patentiert. Die Trittbewegungen des Fahrennden waren durch den Wagentasten dem Blick des Zuschauers entzogen; die rechte Hand war frei, solange die Bremse nicht benutzt wurde, das Lenken geschah mit der Linken durch einen geeigneten Steuermechanismus. Auf ebenem, wohlgebahntem Wege war die Fortbewegung leicht und schnell, sogar bei bergigem Gelände war die Anstrengung nicht übermäßig. Eine vortreffliche Bremsvorrichtung ermöglichte das plötzliche Anhalten der Fahrmaschine, mit welcher der Sohn des Erfinders im Jahre 1860 auf den Boulevards von Paris allgemeines Aufsehen erregte, indem er sich im größten Gedränge von Wagen und Menschen schnell und sicher fortbewegte. Trotzdem konnte der Motorwagen damals nicht Eingang gewinnen. Erst dem Aufschwung der Technik und Industrie im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts, welche die Menschenkraft durch die Maschine ersetzte, war es vorbehalten, dem Automobil zum Siege zu verhelfen.

b. Das Reisen und die Posten vor Einführung der modernen Transportmittel.

Vom Reisen zu Anfang des Jahrhunderts. — Von New York nach Boston in sechs Tagen. — Schlechte Landwege in Deutschland. — Schilderung einer Reise im Postwagen Ende der vierziger Jahre. — Von den verschiedenen Wagen. — Die Figur des „Musterreiters“. — Beförderung eines Briefes. — Die Postreform des Engländers Rowland Hill. — Die Thurn und Taxis'sche Post. — Das Postwesen in den übrigen europäischen Ländern. — Postverbindung zwischen Europa und Amerika.

Wie gewaltig die Eisenbahnen und Dampfschiffe in das Wirthschafts- und Kulturleben der Völker einschnitten, davon kann man sich heute nur noch schwer eine Vorstellung machen, aber ein ungefähres Bild davon erhalten, wenn man sich die Zustände des Verkehrswesens, das Reisen und die Postverbindungen vor Einführung der Eisenbahnen in Erinnerung zurückeruft. Es kann dies nicht anschaulicher und lakonischer geschehen, als durch die Wiebergabe der Tafel, die bei der Feier zur Eröffnung der Eisenbahn von Basel nach Straßburg von den Veranstaltern des Festes ausgestellt wurde. Aus dieser Tafel war zu ersehen, welche Umgestaltungen der Verkehr von Basel nach Straßburg von 1500—1900 erfahren hatte, oder voraussichtlich erfahren würde. Man sah da zur Rechten die Stadt Straßburg, zur Linken die Stadt Basel und daneben allerlei bildliche Darstellungen neben dem folgenden erläuternden Text:

- 1500: Man sieht einen armen Fußgänger langsam die Straße dahinziehen, er scheint der Ermüdung zu unterliegen, man kann nicht vorherbestimmen, wieviel Zeit er gebrauchen wird, um den Weg zurückzulegen.
- 1550: Acht Tage, denn die ersten Rutschen bedurften dieser Frist, um zum Ziele zu gelangen.
- 1600: Sechs Tage, denn es sind inzwischen die Personenpostwagen erfunden worden, die nicht mehr als diesen Zeitraum gebrauchen.
- 1700: Vier Tage, denn die Diligencen sind inzwischen vervollkommen worden.
- 1800: Zwei Tage unter Anwendung von Gilmwagen.
- 1841: Nur noch zwei Stunden; in dieser kurzen Frist verbindet der Dampfwagen Basel und Straßburg.
- 1900: 1½ Minuten, man sieht einen Luftballon, der von einer mit Flügeln versehenen Maschine gezogen wird.

Von der Erfüllung dieses Traumes sind wir am Ende des Jahrhunderts freilich noch fast so weit entfernt, als es die Menschheit an seinem Anfang war, aber auf das bisher Erreichte können wir wahrlich schon stolz genug sein.

Es nahm meist mehrere Tage, um, noch im Jahre 1810, von Albany nach New York zu gelangen, und die Passagiere vertrieben sich dabei die Zeit meist mit Fischefangen. Zwischen den größeren Ortschaften liefen eine primitive Art von Postkutschen, welchen es sechs Tage nahm, um von New York



Ein Mississippi-Frachtboot.

nach Boston, und zwei Tage, um von New York nach Philadelphia zu gelangen. Viele reisten in ihren eigenen Fuhrwerken oder leichten zweirädrigen Karren. Ueber Flüsse setzte man mittelst großen Flossen und Rähnen, oft nicht ohne Gefahr; an manchen Orten mußte man auch die Pferde hinüberschwimmen lassen und die Kutsche wurde am Ende des Bootes befestigt und so hinübergeschafft. Oft band man zwei Boote zusammen und ließ das Pferd mit den Vorderfüßen in dem einen, mit den Hinterfüßen in dem andern stehen. Am angenehmsten war die Reise zu Pferd; es gab damals schon ausgezeichnete Reiterpferde und die "natural pacers" von Virginien und die "Naragansetts" von Rhode Island brachten hohe Preise. Oft machten zwei Personen eine Reise mit bloß einem Pferd, wobei im Gebrauch des letzteren abgewechselt wurde. Alle Hauptstädte lagen, mit Ausnahme von Lancaster in Pennsylvanien, an der Meeresküste oder an Flüssen. Außer in dem genannten Staate waren alle Straßen in so schlechtem Zustande, daß ein großer Handelsplatz nur in der Nähe einer Wasserstraße möglich war. Der Inland-Handel in Pennsylvanien wurde mit großen Wagen, bekannt als Conestoga-Wagen, ausgeführt, jeder gezogen von sechs oder acht starken Pferden. Ueber 10,000 solcher Wagen gingen von Philadelphia ab, welches damals der Hauptplatz der Ver. Staaten



Modell eines Bootes auf dem Erie-Kanal.

für Inland-Handel war. Der Handel mit den entfernten Land-Distrikten wurde mittelst Packpferden und kleinen Booten (Bateaux) getrieben, welche letztere mit Stangen vorwärts gestoßen wurden.

In Europa war es nicht viel besser. Die Landwege waren bei Beginn des Jahrhunderts in allen Ländern schlecht bestellt, abgesehen von den, durch Napoleon erbauten vortrefflichen Landstraßen, welche vom inneren Lande nach den Seehäfen führten und die Alpen an verschiedenen Stellen überschritten. Selbst in England aber und in Frankreich, welche doch damals bereits eine nicht unbedeutende Industrie besaßen, wurde das Uebel schlechter Landwege schwer empfunden, denn in der nächsten Umgebung Londons und auf den schlecht gehaltenen großen Fahrstraßen des gewerbreichen Landes trieben Straßenräuber ihr Unwesen und der Weg zwischen Calais und Paris war durch Sümpfe und Löcher, welche die Straße oft unfahrbar machten, eine die Sicherheit und das Leben der Passagiere gefährdende Route. Schlimmer noch stand es in Deutschland, woselbst die politische Zerrissenheit des Landes jeden planmäßigen Wegebau, sowie den Betrieb eines regelmäßigen und schnellen Postwesens behinderte. Die Wege waren fast durchgängig in einem üblen



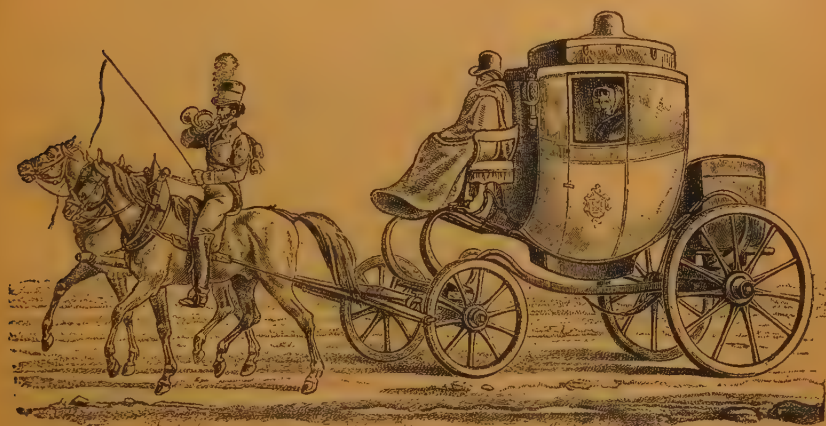
Kesselfuhr in Pennsylvania in den zwanziger Jahren.

Zustande, zu Zeiten sogar unfahrbar. Kunststraßen gab es nur wenige und überall, wo die Posten fremde Gebiete zu passieren hatten, häuften sich die Schwierigkeiten, denn ein jeder Potentat, mochte sein Ländchen auch noch so winzig sein, pochte auf sein ererbtes Postregal und legte den nachbarlichen Verwaltungen möglichst viele Schwierigkeiten in den Weg, um durch erzwungene Sonderverträge Vortheile für seine eigenen Finanzen einzubeimsen.

Wie langsam sich die Unterhandlungen, die solchen Uebereinkünften vorangingen, hinschleppten, schildert H. v. Stephan in seinem Buche „Die Geschichte der preussischen Post“. Er sagt hierüber etwa folgendes: „Der Berlin-Hamburger Postkurs hatte seit 200 Jahren ununterbrochen bestanden, die Straße war aber streckenweise derartig schlecht gehalten, daß oft 8 Pferde Vorspann nöthig waren. Im Jahre 1823 wurde auf mecklenburgischem Gebiete, zwischen Ludwigslust und Boizenburg, eine neue gute Straße angelegt, welche die preussische Post benutzen und dafür den Bau einer Chaussée von dort nach Hamburg übernehmen wollte. Hierüber erfolgten endlose Verhandlungen mit den mecklenburgischen und den dänischen Verwaltungen, die einen jeden Zu-

schuß zur Herstellung ihrer Strecken verweigerten, weil es sich, wie sie ausführten, nur um Berlinische und Hamburgische Interessen handele. Die hierauf bezüglichen Verhandlungen waren bereits im Jahre 1815 begonnen, aber zum Abschluß kamen sie erst im Jahre 1834, nachdem sich die preussische Regierung zu schweren Opfern entschlossen hatte."

Ein recht anschauliches Bild, wie man noch Ende der vierziger Jahre reiste, entwirft F. C. Philippson also: „Im Februar 1848 fuhr ich von Posen mit der Post nach dem 7 (deutsche) Meilen entfernt liegenden Gnesen. Die Fahrt dauerte volle elf Stunden. Liest man die amtlichen Berichte aus jener Zeit, so erhält man zwar den Eindruck, als ob alles ganz trefflich bestellt, die Beförderung prompt, der Postwagen bequem gewesen sei. Dies war jedoch eine Illusion der hohen Behörden, welche ihr Schaffen im rosigsten Lichte darzustellen bemüht waren. Freilich, der Herr Ober-Postdirektor, der Herr Ober-Präsident und andere bevorzugte Spitzen der Bureaucratie reisten, wenn sie



Bayerische Postkutsche aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts.

ihre Bezirke revidierten, in ihren leichten Extrapostwagen, bequem genug. Ihre Chaisen bewältigten selbst die schlechtesten Sand- und Moorstellen mit vergleichsweise Leichtigkeit. Ganz anders aber erging es der misera contri-buens plebs (dem armen zahlenden Volk). Auf den großen Kunststraßen, namentlich mit den Kourierposten, fuhr es sich leidlich gut, obwohl auch diese weit hinter den englischen Stagecoaches oder den schweizerischen Postwagen, soweit die Bequemlichkeit in Betracht kam, zurückblieben; schlimm hingegen war es mit den Wagen auf den Nebentouren bestellt. In einem ebenso engen wie niedrigen Kasten saßen 6 Passagiere dicht zusammengedrängt. Wehe den beiden Unglücklichen, denen das Schicksal die Mittelsitze beschert hatte. In dem stidigen Raume hatte sich im Laufe der Jahre ein unbeschreibliches Parfüm angeammelt, ein Gemisch von Gerüchen nach faulem, durchschwitztem Leder, muffigem Pferdehaar, Wagenschmiere und einer Kollektion anderer Düfte, die

das Tuch und das Holzwerk des Kastens eingefogen hatten und wieder auszu-dünsten thätig waren. Die kleinen Schiebefenster ließen keine genügende Lüftung zu und wenn im Sommer die Sonne auf das Verdeck brannte, erhielt man einen Vorgeschmack von den Qualen einer tropischen Seefahrt im engsten Kajütenraume. So rumpelte das Gefährt über Steine und Knüppelbäume oder schleifte durch Sand, Letten und Moor. Glücklicher Passagier, der durch ein Trinkgeld den Sitz neben dem Postillion erobert hatte! Der Rauch der sich nie entleerenden Tabakspfeife des Schwagers war Ambrosia gegen jene, wie aus einem Herentessel brodelnden Düste.

„Und dennoch empfand man auf diesen Fahrten nichts von dem Druck der *Langeweile*, mit welcher eine gleichlange Eisenbahnfahrt den Reisenden behaftet. Langsam und schwerfällig, wie sich das Gefährt hinwälzte, fand man genügende Muße, um die sich dem Auge darbietenden Menschen und



Postkutsche aus den dreißiger Jahren.

Gegenstände zu betrachten und ihnen ein Interesse abzugewinnen, das sich beim Durchfliegen eines Landes mit dem Dampfroß nicht fassen läßt. Bei der Eisenbahnfahrt ermüdet selbst der kurze Aufenthalt auf den Haltestellen durch das beständig wiederkehrende Einerlei der Eindrücke. Jeder Bahnhof sieht wie der andere aus; das Treiben ist lärmend aber monoton; überall die gleichen Gestalten von schreienden Schaffnern und umher schwirrenden Kellnern, welche Bier, Cognat, Würstchen, Butterbrote, Apfelsinen zc. alles wie nach Noten ableiend feilbieten, aus Mangel an Zeit aber kaum die Hälfte der schmachtend Begehrenden damit beglücken können. Alles ist typisch, nichts individuell; selbst die Ein- und Aussteigenden nehmen auf den Bahnhöfen einen uniformen Habitus an, und auf der Fahrt rasen Städte, Dörfer, Flüsse, Wälder und Felder wie auf Leonorens graufiger Brautfahrt schattenhaft vor dem ermüdeten Auge vorüber, von dem Schnaufen der Maschine, dem Pfeifen des Dampfes und dem betäubenden Rasseln der Wagen begleitet.

„Während man auf der Postfahrt die Länge der Reise als etwas unvermeidlich Gegebenes hinnahm, und sie, vorher von den Angehörigen und Freunden einen rührenden Abschied nehmend, mit Ernst und Bangigkeit antrat, stürmt man jetzt möglichst kurz vor dem Abgange des Zuges zum Bahnhof, woselbst die drängende Menge der Mitreisenden und ihrer Begleiter, die Sorge einen günstigen Platz zu erhaschen, das Hin- und Herschieben der Päckereitarren auf dem gedrängten Bahnsteig, jede Rührung, die sich aufdrängen möchte, kurz und energisch abschneidet. Höchstens stellen sich zärtliche Begleiter auf das Trittbrett, um den Scheidenden Dinge, die längst vorher fest abgemacht waren, wiederholt einzuprägen und sich von den im letzten Moment noch herandrängenden Nachzüglern, mehr oder minder höflich herabkomplimentieren zu lassen.

„Wie ganz anders ging es auf den geräumigen Posthöfen der alten Zeit her: Im weiten Hofe, von Pferdeställen und Wagenremisen umgeben, stand der gelblackierte Postwagen, umringt von den wartenden Passagieren und dem Chor ihres Abschiedsgefolges. Da war kein ungestümes Drängen, kein Streit um Plätze; die postalische Vorsehung hatte einem jeden im Voraus die numerierten Zettel zugestellt und streng und unerbittlich wie die Nemesis „die schwarzen und die heitern Lose“, d. h. die Vorder-, Rück- und Mittelplätze vertheilt. Abschiedsthränen konnten lang und reichlich fließen, Abschiedsküsse sich innig wiederholen; Wünsche und Warnungen, Segensprüche und Bethuerungen von liebenden Eltern und Kindern ertheilt und empfangen, durften in den Winkeln des geräumigen Hofes unbelauscht ausgetauscht werden, bis das Anspannen der Pferde, als unzweideutiges Zeichen des wirklich herannahenden Trennungsmomentes, die Gruppen auflöste und zu dem Gefährt eilen ließ, woselbst der Postillion nach dreimal wiederholtem Trara den Bock bestieg und langsam und würdevoll mit kunstgerechter Hand das Gespann durch das niedrige Thor lenkte. Auch dort wurden noch Händedrücke und Fußhände gewechselt, und die Kinder verfolgten den auf holprigem Pflaster rumpelnden Wagen gassenweit, um durch Zuruf und Händelwinken den theuren Abreisenden das Geleit zu geben.

„Und nun, nachdem die letzte Brücke, das Trennungszeichen zwischen Stadt und Land, passiert war, ging es ins Weite. Der Postillion blies ein lustiges oder auch schmerzmüthiges Liedchen. Das Mantellied und „Denkst du daran, mein tapferer Vagienta“ wechselten ab mit „Freut euch des Lebens“. Viel Mühe gab er sich, dem Horne die Töne zu entlocken, denn es galt, das silberne Mundstück, die staatliche Auszeichnung für gutes Blasen, zu erwerben, und die Empfehlung der Passagiere konnte ihm dazu verhelfen. So dem Städtegewühl entflohen, sah der Reisende alles, selbst das Gewöhnliche, mit steigendem Interesse an: Den Bauer, der die Ochsen vor dem Pfluge antrieb; die vom bellenden Hunde umkreiste Schafherde; den Schäfer, der, am Grabenrande sitzend, an einem langen Strumpf strickte. Bald kam auch der Handwerksbursch, mit Ränzel und Knotenstock ausgerüstet, und hielt den mit grünem Wachstuch überzogenen Cylinderhut, fechtender Weise den Postwagen begrüßend, den belustigten Passagieren entgegen, die dann auch wohl dem Bruder Straubinger ein Dreierchen zuwarfen. Auf magerem Rosse trabte der Handlungsreisende, den Mantelsack hinter sich am Sattel befestigt, stolz vor=



Die k. k. Thurn- und Taxis'sche Fahrpost in Frankfurt a. M.

bei. Weiber, die auf dem Felde jäteten oder hackten, bildeten beim Herannahen des Wagens eine lange Reihe und gafften ihm, indem sie, um sich vor der Sonne zu schützen, die Hand an die Stirn hielten, lange nach. In der Dorfstraße drängten sich die schwarzen Schmiedegesellen an die verräucherte Thür, um kritische Blicke auf die Hufeisen des Gespannes zu werfen. Schmucke Mädchen am Brunnen wechselten Blicke mit dem drallen Postillon, dessen blaue Uniform mit dem orangefarbenen Kragen offenbar nicht ohne Eindruck auf sie geblieben war. Weiber riefen dem Schirrmeister Grüße und Bestellungen für das nächste Dorf nach; alle Dorf Hunde geriethen in bellende Aufregung, der Durchzug der Post war das große Tagesereigniß im Dorfbühl und selbst dem Dorfidioten, der sich an der Kirchenmauer gähmend sonnte, schien das vorbeiziehende Gefährt einen Schimmer von Intelligenz aus dem blöden Gesichte zu entlocken.

„Endlich aber kam das wichtigste Ereigniß für alle Mitreisenden, die Mittagstation. Vor der Thüre stand der Herr Posthalter, der die Insassen des Wagens, vorausgesetzt, daß er zugleich Gastwirth war, denn im Uebrigen waren die Herren meist kurz angebunden, obligeant zum Aussteigen einlud. Da war von dem hastigen Hinunterschlingen, wie in unseren Eisenbahnrestaurants nicht die Rede. Lockend, zum Mittagmahle reinlich gedeckt, breitete sich der Wirthstisch aus. Ebenso feierlich wurde die Suppe von der Frau Posthalterin oder ihrer „Mamsell Tochter“ aufgetragen, denn Kellner in schwarzen abgeschabten Fracks mit saucebefleckten weißen Handschuhen und schmutzigen Serbieten über dem Arme waren damals noch nicht aufgetommen; erst mit den Eisenbahnen und dem „bayerischen Bier“ hat diese nützliche Menschengruppe ihren Einzug gefeiert. Fand der Herr Postmeister, wie er sich gern nennen hörte, Passagiere vor, welche die Tour wiederholt gemacht hatten, so setzte er sich wohl zu ihnen, um Tagesneuigkeiten oder Familienereignisse auszutauschen. Dann ließ er sich auch wohl mit einem Gläschen Wein ponieren und gab dem Postillon ein Zeichen, daß mit dem Abfahrtsignal bis „nach dem Braten“ gewartet werden solle. Nicht überall war er so gelaunt, denn es gab Poststationen, auf welchen das Trara zur Abfahrt schon kurz nach dem zähen Rindfleisch, einer wirklichen „Pièce de résistance“, gerade als der Braten auf der Schwelle erschien, ertönte, und die hungernden Passagiere mit Ingrimme hinausstürmen mußten, wenn sie sich nicht, wie dies einst in meiner Gegenwart geschah, des aus saftigen Rebhühnern bestehenden Inhalts der Schüssel gewaltsam bemächtigten und ihn trotz des schreienden Protestes der Wirthin mit sich fort in den engen Postwagen und in die weite Welt schleppten.

„Hatte man sich nach der Abfahrt sodann, nach vielem Hin- und Herrücken, Einrichten der verschiedenen Beinpaafe, stürmischen oder friedlichen Auseinandersetzungen mit den übrigen Leidensgefährten in seine Lage gefunden, so fing Gemüthlichkeit, die alte deutsche Erbtugend, in der kleinen Kastengemeinde zu walten an. Tabakspfeifen und Beutel, Flaschen und Butterbrode kamen zum Vorschein, Präsen wurden mit Bemerkungen ausgetauscht, die zu weiteren Bemerkungen führten. So eng auch das Leben in jenen Zeiten war, so wurde die freie Aeußerung dennoch weniger als heute, wo die Politik als Störenfried zwischen Mensch und Menschen tritt, von der Gêne behindert. Die Politik war damals für Deutschland nur auswärtig, denn eine Innere gab

es für den gewöhnlichen Staatsbürger noch nicht. Was kümmerte es uns aber, wenn sie sich jenseits der Vogesen wegen der spanischen Erbfolge oder in England der Reformbill halber erhitzen? Man sah solche Vorgänge mit dem gleichen Interesse an, wie man etwa die wilden Thiere in einer Thierbude betrachtete. Gemüthlichkeit unter dem Schutze des hohen Bundestages war die höchste Bürgerpflicht. Meinungsverschiedenheiten überschritten selten die enggezogene Grenze des vergleichsweisen Werthes zweier Sängerinnen, z. B. der Catalani und der Sonntag. Erhitzen konnte man sich über den Streit zwischen Spontini und seinen Widersachern. Der neueste Roman, z. B. „1812“ von Ludwig Kellstab, bewegte die Gemüther tiefer als die französische Charte und das Ministerium Polignac, und die Erhebung der Griechen gegen die Türken wurde erst, nachdem ihnen der Prinz Otto von Bayernland von der Quadrupelallianz als König oktroyiert war, wirklich populär.

„Manchmal gestaltete sich das Gespräch im Postwagen dennoch interessant genug, denn es gab viele Gegenstände, welche das innere Leben des Deutschen bewegten und ihm ein genügendes Material für das ihm fehlende äußere boten. Die Naturwissenschaften waren zwar noch nicht so populär wie heutzutage, wo sie unmittelbar in den Weltverkehr eingreifen, dafür aber gaben die Literatur und die abstrakte Philosophie einen reichlichen Ersatz, der dem gebildeten Theile des Volkes einen weiten Stoff zum Denken gewährte und von ihm mit Vorliebe ausgebeutet wurde. Trafen Leute dieser Richtung im Postwagen zusammen, so floss die Zeit rasch hin, und das Gespräch belebte auch wohl die minder Unterrichteten in der bunten Gesellschaft.

„Hin und wieder ereignete es sich auch, daß ein „Gereister“ die Insassen über seine Fahrten belehrte. Eine Reise nach Frankreich oder gar nach England war zu jenen Zeiten ein Wagniß, welches schon seiner Kostspieligkeit halber nur von wenigen unternommen werden konnte und man lauschte dann ihren Mittheilungen mit gespannter Aufmerksamkeit, mochten sie wahrheitsgetreu sein oder nicht. Ein von einem Berliner, Namens Nicolai, herausgegebenes Buch, „Italien, wie es wirklich ist“, machte zu jener Zeit die Runde. Es schilderte das Land, wo die Citronen blühen, als ein von Engländern, Flößen, Pfaffen, Banditen, Bazzaroni bevölkertes Pandämonium und erregte eine derartige Wuth unter den Italienschwärmern, daß sich sofort ein Verein, um es zu bekämpfen, bildete. Aufschneidereien solcher Art waren damals eher möglich als heutzutage, wo uns die entferntesten Welttheile nahe gerückt sind, und die Karte von Afrika, deren innere Fläche bordem ein unbeflecktes Weiß zeigte, bis auf geringe Lücken mit Gebirgen, Seen, Wäldern und Volksnamen ausgefüllt ist.“

Je weiter man in den Norden und Osten von Deutschland kam, desto schlechter wurden die Landstraßen. In vorzüglichem Zustande befanden sie sich am ganzen Rhein entlang, in Süd- und Mitteldeutschland, auch in Oesterreich. Mit dem Flachland aber begann die Herrschaft des tiefgründigen Sandes und zugleich die Schwierigkeit, Steine für Straßenbau zu finden. Was im Süden und Westen des Landes mit wenig Kosten und in kurzer Zeit sich vollzog, das verursachte in dem steinarmen Norden und Osten bedeutenden Aufwand an Geld und Zeit. Am meisten gab es in Preußen mit den Schwierigkeiten des Straßenbaues zu kämpfen; mit dem Jahre 1787 hatte

dies Land die Anfänge von Kunststraßen erhalten. Der Reisende zu Pferd erschien deshalb am häufigsten noch auf den Landstraßen des Nordens; im Süden fehlte er allmählich. Denn man pflegt auf der Reise nur zu reiten, um die Schwierigkeiten des Fortkommens leichter zu überwinden. In der Staffage der guten Landstraßen nahmen die Wagen die erste Stelle ein. Und unter diesen ragte der Frachtwagen hervor, der bestimmt war, die schweren Güter von einem Ort zum anderen zu befördern und sie von den Mittelpunkten des Verkehrs nach den einzelnen Verbrauchsstellen zur Vertheilung zu bringen. Mehrere Frachtwagen, hoch aufgestapelt, reisten in der Regel zusammen, mit weißen Bläßen überdeckt. Vier oder mehr wohlgenährte Kasse, die ein Geläute am Halse trugen und sonst noch allerlei Schmuck in blankem Messing oder in Kummetsellen, waren vorgespannt. Nebenher, die mächtige Peitsche schwingend, im blauen Fuhrmannshemde, den Dreispiz über die Zipfelmütze gestülpt, schritt der Fuhrmann im Vollgefühl seiner Bedeutung, stolz auf Kasse und den wohllaufgebauten Wagen. Im Schiff unter dem Wagen hängend bellte der Spiz, dessen Aufgabe es war, Nachts den Wagen zu bewachen.

Zwischen den schwerfälligen Frachtwagen schob sich rascheren Laufes der hochgelb angestrichene Postwagen durch, dem überall ausweichen und Platz gemacht werden mußte; das war sein Vorrecht. Dann kam der gewöhnliche Geschäftsreisende mit seinem Einspänner, selbst das Kößlein lenkend; der anspruchsvollere Geschäftsmann, bequem im zweispännigen Wagen. Mit hellem Hornsignal flog eine Schnellpost oder Extrapost vorüber, oder sauste ein Kurier vorbei. Müde schleppten sich kleine Gruppen von reisenden Handwerksburschen an den Rändern der Straße hin, wo der Boden etwas weicher sich zeigte und weniger staubig. Aus dem schweren Ranzen sahen rechts und links die Stiefel heraus, der mit Wachstuch überzogene Cylinderhut saß auf dem Haupte, die Hand führte den Knotenstock. Gendarmen hatten Landstreicher, Verbrecher, Zigeunerhorden zu begleiten. Da schallt ein fröhliches Lied von einer Gruppe rüstiger Fußreisender herüber, — Studenten sind es oder Gymnasiasten, welche in die Ferien wandern und dabei den Plan verfolgen, irgend einen schönen Winkel des Vaterlandes abseits vom Wege aufzusuchen. Plötzlich kommt ein Stocken in die ganze Prozeßion; man steht am Schlagbaum; Reisepässe und Legitimationen werden visitiert; es handelt sich vielleicht nur um das Chauffeegeld; eine Zollstätte aber — und diese sind zahlreich genug — würde ein umständlicheres Verfahren und längeren Aufenthalt verursachen. Nun geht es ins Dorf oder kleine Städtchen hinein. Den eleganten Wagen strömen schon von ferne die Schaa ren bettelnder Jugend entgegen. Die Postwagen spannen um in der Posthalterei, die zugleich das Wirthshaus ist. Der behagliche Wirth, der „Herr Posthalter“, steht unter der Thüre und bewillkommet seine Gäste, denn seit unvorordenlichen Zeiten wird hier Mittagstafel gehalten. Solcher renommierten Gasthäuser, welche den gequälten Fahrgästen wie grüne Oasen auf dem öden Wege erscheinen mochten, gab es auf jeder Route. Sie waren wohl weniger anspruchsvoll und komfortabel als die heutigen Gasthöfe, gewährten aber eine behagliche, nicht allzu theure Einkehr. Neben diesen Wirthshäusern vom ersten Rang blieben freilich die anderen weit zurück.

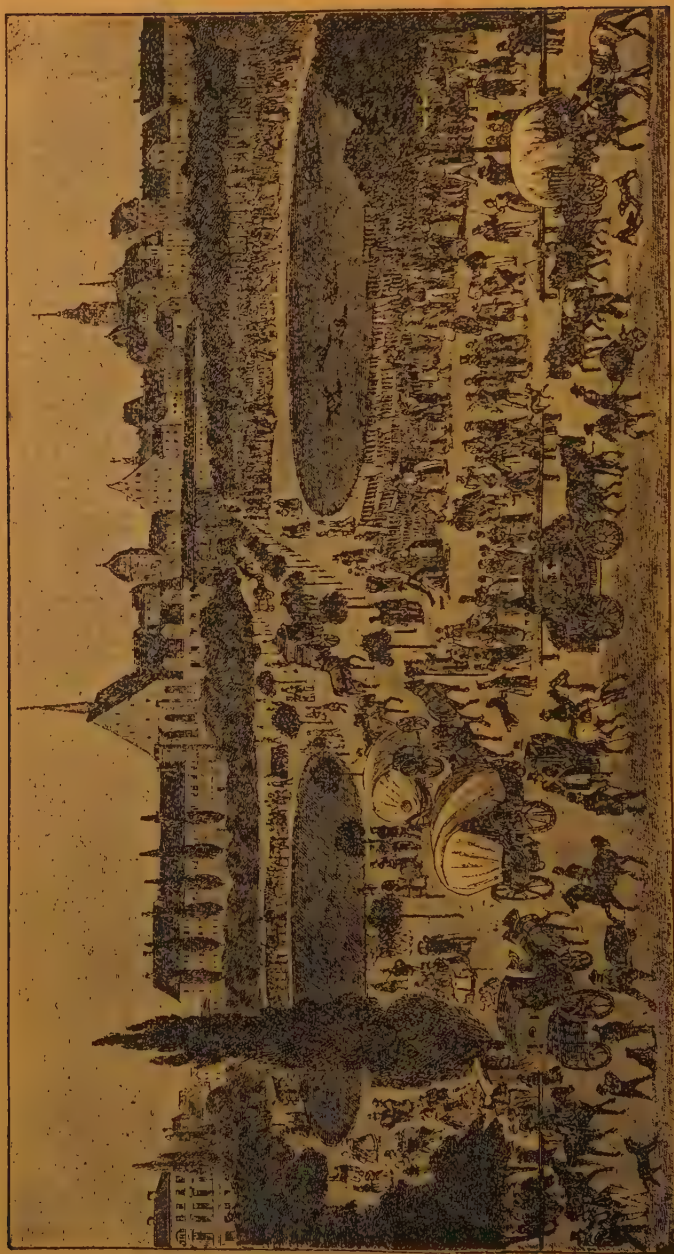


dem Musterreiter.

Indessen ging es auch lebhaft zu in der Fuhrmannsherberge, in Metzger- und Bäckerstuben. Da und dort gab es etwas zu bessern und zu flicken. Vor dem Orte beginnt eine gewaltige Steigung der Straße. Man muß Vorspann haben. Durch altes Herkommen geregelt, steht er schon am Plaze. Es gilt noch zu feilschen zwischen Fuhrmann und Vorspanner um den Preis, um die Vollwichtigkeit der Rosse und anderes. Ganze Ortschaften gab es, deren Existenz wesentlich auf der Einkehr von Reisenden, Fütterung der Pferde, Vorspanngerechtfamen beruhte.

Eine besondere Figur auf den Landstraßen war ferner auch der sog. „Musterreiter“. Größere Geschäfte sandten nämlich, um durch Vorlage von Proben oder Mustern von alten Kunden Bestellungen zu empfangen und neue Abnehmer zu gewinnen, besonders tüchtig erprobte Gehilfen des Geschäfts nach anderen Ortschaften und Städten aus. Das Reisen derselben geschah entweder zu Pferde oder mittelst eines Fuhrwerkes, doch blieb wegen der schlechten Straßen während der ersten drei Jahrzehnte das „Musterreiten“ bevorzugt.

Hinter dem Sattel eines solchen Musterreiters in der „guten alten“ Zeit lagen Musterack und Mantelack, von denen der letztere nebst der Wäsche und einem Paar Stiefel die nothwendigsten Reservestückstücke enthielt. Vorn am Sattel befanden sich Taschen, die eine Pistole zur Sicherheit und einige Sachen zur Bequemlichkeit und Erfrischung enthielten; außerdem wurde an der rechten Seite manchmal eine starke Hülle zur Aufnahme eines Regenschirmes, eines Stodes und eines Stoßdegens befestigt. Ein weiterer Mantel aus blauem Tuch gewährte Schutz gegen die Unbilden der Witterung. Darunter trug der Musterreiter gewöhnlich einen kurzen russisch-grünen Tuchrock, ein mit Leder besetztes Beinkleid und unter diesem noch eine leberne Unterhose. Auf dem Kopfe hatte er einen der uns höchst unförmlich erscheinenden Cylin derhüte jener Zeit oder eine Mütze mit Sturmriemen und Ohrenklappen; Sporen, Handschuhe und Reitpeitsche vervollständigten das Reitkostüm, zu dem beispielsweise die Magdeburger Reisenden auch stets noch einen Säbel umschnallten. So zogen die Musterreiter die Landstraßen entlang, von einem Städtchen zum anderen. Den Kunden brachten sie auch Nachrichten von den neuesten Geschehnissen in der Welt mit und waren daher stets gern gesehen. Da in jener Zeit, wo die Handelsartikel noch viel stabiler, und die Messen und Märkte für die Versorgung des Publikums mit Waaren von viel größerer Bedeutung waren, nur wenige und zwar meist nur bedeutendere Handelshäuser überhaupt reisen ließen, so fiel es ihren Vertretern meist nicht schwer, neue Aufträge zu erhalten. Außerdem hatten sie die Gelder für gelieferte Waaren einzuziehen, wobei es immer viel Baargeld gab. Alle möglichen Münzen kamen zum Vorschein, und dabei hieß es aufpassen und nachher vortheilhaft umwechseln. Zu letzterem gab es jedoch nicht immer Gelegenheit, und deshalb mußte manchmal ein ganzer Haufe Geld auf dem Pferde einige Touren weit mit fortgeschleppt werden. In der Regel waren die Geschäfte an einem Orte binnen zwei Tagen erledigt; am dritten galt es dann weiterzukommen. War der Weg verrufen oder führte er durch einen als nicht ungefährlich geltenden großen Wald, dann gab der Gastwirth dem Reisenden meist einen berittenen und bewaffneten Knecht bis über die unsicheren Punkte hinaus mit, wofür dann



Der Mehverkehr vor dem Grimaldischen Thor in Leipzig (1524—1540).

ein Meilengeld zu zahlen war. Mit der Verbesserung der Straßen kam dann das Reisen zu Wagen mehr in Aufnahme.

* * *

Daß bei solch beschwerlichem Verkehr auch die Beförderung eines Briefes sehr langsam und umständlich vor sich ging, liegt auf der Hand. Es war in der That in den ersten Jahrzehnten keine so einfache Sache, einen Brief abzusenden oder in die Hände abgeliefert zu bekommen. In Geschäftskreisen wurden natürlich auch damals schon Massen von Briefen geschrieben, im Verkehr von Privatpersonen weit seltener. Eine gewisse Kunstfertigkeit gehörte schon dazu, den Brief zu schließen und dadurch, daß man die vierte Seite freiließ und nun als Briefumschlag benutzte, den man mit Siegellack oder Oblaten schloß. In mühseliger Weise verstand man auch aus einem Bogen Papier einen Briefumschlag herzustellen und steckte bei besonders feierlichen Veranlassungen seinen Brief in solche Hülle hinein. Erst auf der Weltausstellung in London 1851 sah die erstaunte Welt eine kleine Maschine emsig rasseln und arbeiten, um aus zugeschnittenen Papierstücken mit unglaublicher Schnelligkeit fertige Briefumschläge herzustellen. Die gummierten Ränder ersetzten zugleich Siegellack und Oblaten.

Nun galt es, den verschlossenen Brief auf der Post zur Beförderung zu bringen. Dieß geschah, indem man am Postschalter das Schreiben dem Beamten übergab. Frantaturzwang bestand nicht. Ja, manche waren der Ansicht, daß der Brief sicherer an sein Ziel gelange, wenn das Porto erst vom Empfänger zu erheben sei. Wollte man aber seinen Brief frankieren, so waren dazu oft verwickelte Berechnungen nöthig. Die Tarifbestimmungen regelten sich zumeist nach Zonen; bis auf die Entfernung von 2 Meilen zahlte man 10 Pfennig, von 2—4 Meilen 15 Pfennig, von 4—7 Meilen 20 Pfennig und so fort; von 20—30 Meilen 50 Pfennig und von da an für jede 10 Meilen 10 Pfennig mehr. Der Briefportosatz für die weiteste Entfernung im preussischen Postgebiet kam hiernach auf 1 Mark 90 Pfennig für den einfachen Brief, das heißt für einen Brief bis $\frac{1}{2}$ Lot = 12 Gramm. Von Berlin nach Magdeburg betrug das Porto 40 Pfennig, nach Danzig 80 Pfennig. Wesentlich erleichtert und wohlfeiler gestaltete sich der Briefverkehr durch den im Jahre 1850 abgeschlossenen deutsch-österreichischen Postvertrag, dem sofort die Einführung von Briefmarken folgte.

Die Briefmarke war 1834 von dem Buchhändler James Chalmers in Dundee, Schottland, erfunden worden, aber wirkliches Leben bekam diese Einrichtung erst durch Hill's Penny-Porto. Sir Rowland Hill (1795—1879) wurde der Reformator zunächst des englischen und bald auch des Weltbriefverkehrs. In einer Flugschrift: „Postreform, ihre Wichtigkeit und Ausführbarkeit“ beantragte Hill einen einheitlichen Portosatz von 1 Penny für Briefe bis zum Gewicht von 0,5 Unze innerhalb des ganzen Landes. Die englischen Behörden lehnten diesen Vorschlag mit wahrer Entrüstung ab, und der damalige Generalpostmeister erklärte im Parlamente sogar, daß von all den wilden und phantastischen Projekten, die man während seiner Amtsführung ihm schon unterbreitet habe, das Hill'sche doch das tollste sei. Aber im Publikum fand der Gedanke um so lebhafteren Anklang, und es entwickelte sich allmählich eine großartige Agitation, um ihn zur Thatsache werden zu lassen.

Endlich wurden Hills Vorschläge gemeinsam mit denen Chalmers' von einem zu diesem Zweck eingesetzten Ausschuss des Hauses der Gemeinen geprüft und im August 1839 mit der Penny-Porto-Bill angenommen. Am 6. Mai 1840 wurden die ersten Briefmarken an das Publikum abgegeben, und seitdem folgten die übrigen Länder: 1843 Brasilien, 1845 Finnland, 1846 Nordamerika, 1848 Rußland, 1849 Frankreich, Belgien und Bayern, 1850 Preußen, Oesterreich und Sachsen u. s. f. Die großartigen Wirkungen von Rowland Hills Postreform auf den Verkehr traten alsbald zu Tage. Während 1839 die Zahl aller im Bereiche Großbritanniens und seiner Kolonien der Post übergebenen Briefe 75 Millionen betrug, stieg sie im Jahre 1840 auf 170



Sir Rowland Hill,
der Erfinder des Penny-Porto-Systems.

Millionen. Hill wurde ins Ministerium berufen und übernahm die Leitung der englischen Post. Heute wird der jährliche Verbrauch von Briefmarken in der ganzen Welt auf 25 Milliarden Stück geschätzt. Herstellung, Vertheilung, Verkauf u. s. w. beanspruchen die laufende Arbeitsleistung von gegen 800,000 Personen.

Beinahe zu gleicher Zeit mit der Einführung der Briefmarken wurden Briefkasten an geeigneten Plätzen in den Städten ausgehängt. Auf Dörfer und solche Plätze, welche abseits vom Postwege lagen, wurden von altersher die Briefe durch Boten (Botenweiber) ausgetragen, welche mehrmals in der Woche den Weg vom Dorfe nach der Postanstalt machten. So erhielt man auf dem Lande meistens dreimal in der Woche Briefe und

Zeitungen. In den Städten wurden sie täglich einmal ausgetragen, und man sah es schon für einen bedeutenden Fortschritt an, als in Berlin die Briefträger beauftragt wurden, zweimal täglich ihre Gänge zu machen. Um die Briefzustellung auf dem Lande mehr zu sichern und häufiger zu machen, wurde in einzelnen Theilen des preußischen Staates vom Jahre 1824 ab eine Landpost mit Landbriefträgeranstalt ins Leben gerufen. Mehr als zwei Jahrzehnte verflossen, bis die geregelte Landpostbotenanstalt in Preußen durchgeführt war. So lebte denn der Bewohner des Landes in einer noch größeren geistigen Vereinsamung als der Einwohner der Städte, welche an einer Schnellpostroute lagen. Doch mußte immerhin angenommen werden, daß ein Brief, aufgegeben in Frankfurt am Main, erst am vierten Tage in die Hände des Empfängers in Berlin kam. Für größere Plätze wurde eine besondere Stadtpostanstalt errichtet, so für Berlin im Jahre 1827. Diese Anstalt nahm im Jahre 1828 an Porto für Stadtbriefe gegen 20,000 Mark ein; im Jahre 1856 hatte sich die Einnahme beinahe verzehnfacht.

Außer dem preußischen gab es in Deutschland noch zwei andere große Postgebiete, das österreichische und das sardinische, außerdem aber noch eine bedeutende Anzahl kleiner, weil jeder Duodez = Potentat auf seinem Gebiete

seine Post haben wollte. Die Thurn- und Taxis'sche Post behauptete Anspruch auf ein Monopol im Postwesen. Ihr Ursprung ging bis ins 16. Jahrhundert zurück. Im Jahre 1516 errichtete nämlich Franz von Taxis (Tassis), der Sproß eines aus der Landschaft Bergamo stammenden italienischen Adelsgeschlechts, die erste wirkliche Post zwischen Wien und Brüssel, und sein Nachfolger Johann Baptista wurde 1520 von Karl V. zum Generalpostmeister ernannt. Als dann Lamoral v. Taxis, dessen Familie vom Kaiser naturalisiert war und den Namen Thurn und Taxis angenommen hatte, am 27. Juli 1615 vom Kaiser Matthias zum Reichsgeneralpostmeister ernannt wurde, bestritten die Reichsstände dem Kaiser das Recht, Reichsposten durch ihr Gebiet zu führen, und errichteten schließlich zum Theil eigene Postkurse. Im Jahre 1702 verlegten die Fürsten von Thurn und Taxis ihre Residenz von Brüssel nach Frankfurt a. M. und 1748 von dort nach Regensburg. Als der Fürstprimas von Dalberg 1806 von Frankfurt Besitz nahm, überließ ihm der damalige Fürst Karl Alexander von Thurn und Taxis sein Palais in der Großen Eschenheimergasse und wurde dafür zum Erblandpostmeister ernannt. Alle fremden Postanstalten, die bis dahin in Frankfurt bestanden hatten, wurden nun aufgehoben, so daß die Taxis'sche Post dort die Alleinherrschaft erhielt. Sie richtete zwei räumlich getrennte Dienststellen ein, die Briefpost und die Fahrpost, die gemeinsam als Oberpostamt bezeichnet wurden. Sie behielt ihr Monopol, bis sie bei Errichtung des Norddeutschen Bundes (1866) demselben gegen Entschädigung einverleibt wurde.

Das Postwesen der übrigen Kulturländer bewegte sich, bis der Weltpostverein die gesammte zivilisierte Welt in seinen Bannkreis zog, in viel einfacheren Formen als das deutsche. Während in Deutschland und der Schweiz die Post außer den Gegenständen der Briefpost auch Gelder und Pakete sowie Personen beförderte, beschränkte sich die Post in den übrigen Ländern ausschließlich mit der Briefpost; alles andere war der Privatindustrie, den Eisenbahnen, Express-Gesellschaften, Messagerien u. s. w. überlassen. Das englische Postwesen steckte bis in das vierte Jahrzehnt des 19. Jahrhundert noch in den Formen, die es am Anfang des Jahrhunderts hatte; der Verkehr mit dem Festlande Europas ließ trotz der lebhaften Handelsbeziehungen sehr viel zu wünschen übrig. Ein einfacher Brief von Berlin nach London kostete z. B. noch im Jahre 1840 27½ Silbergroschen, davon allein 18 Silbergroschen englisches Porto. Jeder Brief mußte bis zur Seeküste frankiert werden, widrigenfalls er von den englischen Postämtern zurückgesandt wurde. Aber nicht nur dem Auslande gegenüber hielt England seine hohen Posttagen aufrecht, auch für die Korrespondenz im Innern galt ein Tarif, der von der Benutzung der Post geradezu abschreckte. Dafür wurde der Briefschmuggel in schwungvoller Weise betrieben; von 1815—36 war die Rein-Einnahme der Post dieselbe geblieben. Eine Reform brachte, wie bereits oben ausgeführt, erst Rowland Hill; es dauerte freilich 14 Jahre, ehe die Einnahme der Post wieder die frühere Höhe erreichte, und der Verlust, den die englische Postkasse durch Einführung des Hill'schen niederen Posttages von 1 Penny erlitt, wird auf 15 Millionen Pfund Sterling beziffert.

Frankreich, dessen Post gut bedient wurde, aber im Ruße arger Fiskalität stand, beschränkte sich ebenfalls nur mit der Briefpost und nebenbei mit der

Beförderung von Zeitungen (aber ohne Monopol). Der aus dem Jahre 1827 stammende verwickelte Stufentarif wurde durch den Einheitsportosatz von 20 Centimes ersetzt, der aber aus Besorgniß vor dem Einnahmeausfall 1850 auf 25 Centimes erhöht wurde.

Italien hatte ähnlich wie Deutschland, wenn auch nicht in demselben Maße, das Postelend kennen gelernt. Es war mit sieben verschiedenen Postverwaltungen gesegnet, die in keiner Weise den Bedürfnissen des Verkehrs gerecht wurden. Als die politische Einheit hergestellt war, wurde durch Gesetz das Postwesen des gesamten Königreichs einheitlich gestaltet und 1862 als Monopol des Staates erklärt. Von 1863 ab trat die Einheitstaxe von 15 Centesimi für den einfachen frankierten und von 30 Centesimi für den unfrankierten Brief in Kraft.



„Washington“, der erste deutsch-amerikanische Postdampfer.

Auch die Schweiz kam nach mehrfachen Wandlungen 1862 zum Einheitstarif von 10 Rappen für Briefe bis zu 10 Gramm Gewicht (1876 auf 15 Gramm erhöht). Ihr Postwesen hatte ebenfalls unter der Zersplitterung gelitten, als jeder einzelne Kanton das Postregal ausübte, aber nachdem durch die Bundesverfassung von 1848 das Land aus einem Staatenbund zum Bundesstaate umgewandelt worden war, wurde dem Unwesen der Kantonalposten schnell ein Ende gemacht, die Post für den Umfang der Eidgenossenschaft zur Bundes Sache erklärt und einer erfolgreichen Reform des Betriebes und des Tarifwesens die Bahn geebnet.

Die russische Postverwaltung, die wegen der großen Ausdehnung des Reiches, der heterogenen Bevölkerungselemente und der weiten, von der

Kultur noch nicht berührten Strecken mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, wandte der Pflege des Postwesens große Sorgfalt zu und spannte alle Kräfte an, das ungeheure Land mit Postanlagen zu überziehen. Im Jahre 1844 wurde der Vieltufigkeit und Unsicherheit der Portofäße dadurch ein Ende gemacht, daß das Porto für den einfachen Brief auf die weitesten Entfernungen auf 10 Kopeten (33 Pfennige) und für Briefe im Nahverkehr auf 5 Kopeten festgesetzt wurde.

Hier in den Ver. Staaten endlich waren am Anfang des Jahrhunderts etwa 75 Postanstalten vorhanden, die bis 1840 auf rund 9,000 vermehrt wurden. Sie dienten ausschließlich dem Briefpostverkehr, der wegen der hohen Lagen in dem dünn bevölkerten Lande, dessen Handel und Industrie noch in den Kinderschuhen steckten, sich in mäßigen Grenzen bewegte. Auch hier brachte das fünfte Jahrzehnt den Umschwung. Die Erschließung des Westens, die durch die politischen Ereignisse in Europa mächtig geförderte Einwanderung, das Entstehen der ersten gewerblichen Anlagen und der Aufschwung des Handels, auch mit Europa, gaben den Anstoß zum Ausbau der Posteinrichtungen. 1840 lief der erste Dampfer der Cunard-Linie mit der englischen Post in Boston ein, 1847 begann die regelmäßige Postdampfschiffahrt zwischen Amerika und Deutschland (Bremen), von 1850—60 zahlten die Amerikaner für die Seepostbeförderung zwischen New York und Liverpool einer englischen Dampferlinie jährlich 858,000 Dollars. 1845 fielen die hohen Briefposttarife; der Einheitsfuß für $\frac{1}{2}$ Unze wurde je nach der Entfernung auf 5 und 10 Cents, 1851 auf 3 Cents für Entfernungen bis 3,000 Meilen festgesetzt.

*

*

*

Mit der allgemeinen Einführung der Eisenbahnen und Dampfschiffe nahm von den vierziger Jahren an das Reisen und der Besuch fremder Städte und Länder einen ungeheuren Aufschwung. Heutzutage reist Jedermann, wie noch vor zwei Menschenaltern der Geschäftsmann oder der mit Glücksgütern besonders Gesegnete. Die Urlaubs- oder Ferienreise ins Gebirge, an die See, in die europäischen Großstädte, der Besuch der Bäder und Sommerfrischen, die Reise zum Vergnügen oder zu Studienzwecken, nach Frankreich, England, Italien, Norwegen, Schweden, der Türkei, Aegypten, Algerien, Nord-Amerika, Japan u. s. w. ist heutzutage etwas ganz allgemein gebräuchliches, geradezu ein Lebensbedürfnis geworden, die Reiselust ein hervorstechender Zug der modernen Menschheit, und die Verkehrsanstalten haben damit zu rechnen. Der erstaunliche Umfang und das stetige Anwachsen des Gasthofwesens und der Fremdenindustrie sind die direkte Folge dieses „Zugs in die Ferne“. Daß aber heutzutage jedermann ohne besondere Vorstudien sich überall mit Sicherheit und Leichtigkeit bewegen, in kürzester Frist ohne Hindernisse und Zeitverlust, ohne irreführt und geprellt zu werden, die hervorragendsten Sehenswürdigkeiten genießen kann, das verdanken wir den modernen Reisehändlern, die als unentbehrliche Begleiter und Führer heute in aller Händen sind. Bahnbrechend war auf diesem Gebiete der Engländer Murray, weit überflügelt aber hat ihn der Deutsche Baedeker, dessen Reisehandbücher als die zuverlässigsten ihrer Art in der ganzen Welt berühmt und geschätzt sind.

Karl Baedeker wurde im Jahre 1801 zu Essen an der Ruhr geboren, erlernte in Heidelberg den Buchhandel und gründete 1827 in Koblenz selbst eine Buchhandlung. Das Murrahsche Reisehandbuch, das er bei allen den Rhein besuchenden Engländern sah, brachte ihn 1842 auf den Gedanken, ein Reisehand-



Karl Baedeker.

buch für Deutschland zu schreiben. Es fand Beifall, und nun wurde das Reisen zum Zweck der Abfassung möglichst genauer, zuverlässiger Reise-Handbücher Baedekers' eigentlicher Lebensberuf. Dem Reisehandbuch für Deutschland folgte die „Rheinreise“ und „die Schweiz“, dann „Belgien, Holland und Paris“, „Oesterreich und Oberitalien“, „Tirol und Salzburg“ u. s. w. Bis zu seinem am 4. Oktober 1859 erfolgten Tode war der selbst unermüdblich Reisende und Notizen Sammelnde mit Verbesserung der vorhandenen und Abfassung neuer Reisehandbücher beschäftigt, zu deren Lobe es überflüssig wäre, noch etwas zu sagen. Auch die zahlreichen, später erscheinenden Konkurrenz-

unternehmungen, unter denen vor allem die vortrefflichen Meyerschen Reisehandbücher zu nennen sind, haben den „Baedeker“ nicht von der ersten Stelle als Führer der reiseflustigen Menschheit, die er sich errungen, verdrängen können. Das Geschäft ging nach dem Tode Karl Baedekers an seine Söhne über und wurde 1872 nach Leipzig verlegt. Die Baedekerschen Reisehandbücher sind heutzutage längst über den verhältnißmäßig noch engen Rahmen, in dem ihr Begründer sie hielt, hinausgewachsen; sie führen uns nicht nur durch Mitteleuropa, sondern bis zum Nordkap, bis zur Grenze Sibiriens und hinab bis an die Wüstengebiete des Sudans und der Sahara.

c. Telegraphie und Stenographie.

Der Chappe'sche Zeiger-Telegraph. — Wheatstone's Nadeltelegraph. — Morse's Apparat. — Ende der vierziger Jahre allgemein eingeführt. — Stenographie. — Das englische System Taylor's und Pitman's. — Graham's System in den Ver. Staaten. — Stenographische Entwicklung in Deutschland. — Die Systeme von Gabelsberger und Stolze.

Mit der Einführung des elektromagnetischen Telegraphen begann eine weitere neue Phase im Weltverkehr. Erst durch ihn konnten ja die Ansprüche an eine gesteigerte Beschleunigung des Gedankenaustausches, wie sie die Eisenbahn und die Dampfschiffahrt hervorrief, befriedigt werden. Für Staatszwecke gab es allerdings bereits am Anfang des 19. Jahrhunderts Telegraphen, durch die ein rascher Depeschenwechsel ermöglicht wurde. Am verbreitetsten war der Chappe'sche Zeiger-Telegraph. Auf mechanischem Wege wurden bewegliche Arme eines Holzgestelles je nach den verschiedenen zu telegraphierenden Buchstaben in verschiedene Stellungen gebracht, wie es unser Alphabet S. 514 anzeigt. Indem man in passenden Entfernungen derartige Signalmaste, ähnlich wie noch heute an den Eisenbahnlinien, aufstellte, war man in die Lage gesetzt — notabene, nur bei Tage und bei nebelfreiem Wetter — auf beliebige Entfernungen hin Nachrichten mit ziemlicher Schnelligkeit zu übermitteln. So konnte man beispielsweise von Strassburg nach Paris in ungefähr sechs Stunden telegraphieren. Aber das Verfahren war doch zu umständlich und zu unzuverlässig, als daß nicht auf eine Verbesserung des recht primitiven optischen Telegraphen sollte hingearbeitet werden. Der elektrische Strom bot sich nun dar, den, wie wir früher schon sahen, in den dreißiger Jahren die Physiker Gauß und Weber, und Steinheil zur Konstruktion des elektromagnetischen Telegraphen benützten, der bestimmt war, nach einem Menschenalter mit einer seinem Wesen entsprechenden Schnelligkeit die Erde zu umspannen und die Weltmeere zu durchschreiten.



Chappe's Zeiger-Telegraph.

Das neue Mittel für den Schnellverkehr wurde zuerst am 25. Juli 1837 von Wheatstone in London praktisch verwortheet und zwar im Dienstbetrieb der Nordwest-Eisenbahn, zwischen den Stationen Euston Square und Camden Town. Ein Draht zwischen diesen beiden Stationen war gelegt worden; in Euston Square saß Professor Wheatstone, der Erfinder des zu prüfenden Apparats, in Camden Town sein Geschäftsgenosse Coote. Die Nadeln in Camden Town geriethen in Bewegung, Coote las das Telegramm und sandte die Antwort zurück. „Als ich die Worte buchstabirte“, sagte Wheatstone, „fühlte ich die ganze Größe der Erfindung, die sich, über jeden Zweifel erhaben, jetzt als praktisch erwiesen hatte.“



Chappe's Alphabet.

Noch praktischer aber als der Wheatstone'sche Apparat erwies sich der vervollkommnete Apparat Samuel F. B. Morse's, der noch heute am meisten verwandt wird. Sein Prinzip ist eben ungemein einfach: Wird ein elektrischer Strom durch die Elektromagnetspulen hindurchgeleitet, der Elektromagnet also erregt, so zieht dieser ein weiches Stück Eisen an, das an der einen Seite eines zweiarmligen Hebels befestigt ist. Der andere Arm des Hebels, an dem sich ein Stift oder ein Farbrädchen befindet, wird dabei an einen Papierstreifen gedrückt, der durch ein Uhrwerk von einer Rolle abgewickelt wird. Zieht nun der Elektromagnet den Hebel längere Zeit an, so markiert der Stift oder das Farbrädchen auf dem Papierstreifen einen Strich, der sich zu einem Punkte verkürzt, wenn der Elektromagnet den Hebel nur momentan anzieht. Man ist also in der Lage, von einer entfernten Stelle aus allein durch Variation in der Schließungsdauer des elektrischen Stromes dem Papierstreifen eine Kombination von Strichen und Punkten einzuverleiben, deren Anordnung den Buchstaben des Alphabetes entspricht. Diese prinzipielle Einfachheit und die besonders hervorstechende Eigenschaft, daß man dauernd bleibende Zeichen von dokumentarischem Werthe dem Papierstreifen einverleiben kann, haben dem Morseapparat, an dessen Prinzip auch heute noch nichts geändert ist, einen außerordentlichen Vorrang vor allen anderen telegraphischen Apparaten gesichert. Obwohl inzwischen viel vollkommenere Telegraphenapparate erfunden wurden, sind immer noch mehr als 3/4 aller Telegraphen = Apparate nach dem Morse = System gebaut. Obgleich Morse schon in den dreißiger Jahren seinen ersten, allerdings noch



Samuel Morse.



Ein Kriegsschiff um das Jahr 1800 und ein solches der Neuzeit.

plumpen*), langsam arbeitenden Apparat hergestellt hatte, gelang es ihm doch erst 1843, eine Unterstützung vom Kongreß im Betrage von 30,000 Dollars zu erhalten, um eine Versuchslinie zwischen Washington und Baltimore zu errichten; und erst 1844 wurde die erste Depesche mit seinem Apparat auf dieser Linie befördert. In demselben Jahre arbeitete der Telegraph auf der Eisenbahnstrecke der Taunusbahn Kastel-Wiesbaden-Bieberich; 1845 wurde in Frankreich die Linie Paris-Rouen eröffnet; 1846 entstanden die Linien Bremen-Bremerhaven, Berlin-Potsdam; und 1848/49 baute Werner Siemens mit Hälfte die erste größere Telegraphenlinie — nicht nur Deutschlands, sondern ganz Europas — von Berlin nach Frankfurt a. M., wo das deutsche Parlament tagte und der Reichsverweser residierte. Auf dieser Linie wurde die Kaiserwahl in Frankfurt noch in derselben Stunde nach Berlin gemeldet.

Die Jahre 1840—49 waren der Entwicklung der Telegraphie innerhalb der einzelnen europäischen Länder zwar günstig, aber sie diente nur den unmittelbaren Staatszwecken. Jedes Land baute seine Linien für politische, administrative oder militärische Zwecke, und wo die Landesgrenze war, da endete die Linie. In der zweiten Hälfte der 40er Jahre aber brach sich die Erkenntniß Bahn, daß die Telegraphie, gleich der Post, Gemeingut werden müsse, um der Förderung des Verkehrs und der Kultur zu dienen, und daß sie an den Schlagbäumen, die die Länder trennte, nicht Halt machen dürfe. Auf dem Festlande stellte zuerst Preußen am 1. Oktober 1849 den Telegraphen als neues Verkehrselement dem Publikum zur Verfügung. Ihm folgte Ende 1849 Frankreich, 1850 Oesterreich und Bayern, 1851 Belgien, die Niederlande und die Schweiz, und nach und nach die übrigen Länder.

* * *

Ist die Telegraphie dazu bestimmt, unsre Gedanken blitzschnell zu befördern, so ist die Stenographie dazu berufen, der Rede nimmermüden Strom wortgetreu zu fixieren. Zwar gab es schon vor 22 Jahrhunderten, zur Zeit, als Demosthenes die begierig lauschenden Athener mit seiner Rede Gewalt bezauberte, Tachygraphen, d. h. Schnellschreiber, welche in Wachstafeln seine Reden mittelst Zeichen eintrugen; allein richtige und praktisch verwendbare Systeme der Kurz- oder Schnellschrift giebt es erst seit dem letzten Viertel des 18. und dem ersten Drittel des 19. Jahrhunderts. Das Geburtsland dieser neueren Stenographie, welche besondere, kurze und rasch zu schreibende Zeichen für die Buchstaben sowie eigene Regeln für die Abkürzung von Silben, Wörtern und selbst Sätzen hat, ist England. Samuel Taylor in Oxford faßte die Verbindungslehre seiner 19, der geraden Linie und dem Halbkreise entlehnten Lautzeichen in 13 einfache Regeln: und dieses auf phonetischer Grundlage aufgebaute System machte die Runde durch die ganze zivilisierte Welt. Der Volksschullehrer Isaac Pitman verbesserte es noch und stellte seine „Phonography“ auf, welche heute noch in allen englisch redenden Ländern, also auch hier in den Vereinigten Staaten, vorherrschend ist, obschon in letztern auch das System des Amerikaners Andrew J. Graham weite Verbreitung gefunden hat.

*) Der Elektromagnet an demselben wog 158 Pfund, und 2 Menschen waren erforderlich, um ihn mit seinem Gewicht von der Stelle zu bewegen.

Deutschland nahm eine stenographische Entwicklung, die von der aller übrigen Nationen erheblich abweicht und die dann in fast allen Kulturländern zu einem mehr oder minder verbreiteten Vorbilde gedient hat. Der Engländer, der Franzose, der Amerikaner nimmt die einfachsten Schrifteinheiten, die geometrischen Formen des Punktes, des geraden Striches in liegender, stehender, rechts- und linkschräger Lage und Abschnitte des Kreises und fügt sie aneinander, so gut es eben gehen will. Er kümmert sich nach dem Vorgang von Ridpath (1687) um die Bezeichnungen der Vokale am liebsten gar nicht, wie er überhaupt auf die Genauigkeit der Wortwiedergabe ein geringes Gewicht legt; will er aber einmal die Vokale andeuten, so verwendet er die diakritischen Punkte, die schon Tito in die Kurzschrift einführte und die schon die gewöhnliche Schrift der arabischen und semitischen Völker verwandte. Anders die Deutschen dieses Jahrhunderts. An des Jahrhunderts Wende stand Deutschland freilich — und, wie wir wissen, nicht bloß auf stenographischem Gebiete — noch unter dem Einflusse der Engländer und Franzosen. Der erste stenographische Schulunterricht fällt in das Grenzzjahr 1800. Graf von Rinski war es, der Danzers Uebertragung des Taylorschen Systems an der Militär-Akademie der Wiener Neustadt lehren ließ. Mit den Freiheitskriegen war dann endlich der fremde Einfluß gebrochen. Der Mann, der diese That vollbrachte, war der bayerische Ministerialsekretär Franz Xaver Gabelsberger (geb. 1789, gest. 1849)). Seit 1817 beschäftigte er sich mit der Kurzschrift, und der Zutritt der bayerischen Ständeversammlung 1819 gab ihm Gelegenheit zu praktischen Erfahrungen. Im Jahre 1834 ließ er dann seine ausführliche „Anleitung zur deutschen Redezeichenkunst“ erscheinen, dies bahnbrechende Werk, aus dem auch die meisten späteren Stenographieerfinder mehr oder weniger geschöpft haben. Sein Alphabet besteht, im Gegensatz zu den englischen geometrischen Systemen, aus Theilzügen der gewöhnlichen Schrift, deren Lage, Liniensystem und Einzeiligkeit beibehalten wurde. Das Abkürzungsverfahren beruht auf dem Grundsatz der Weglassung alles Minderwesentlichen in der sprachlichen Bezeichnung.



Franz X. Gabelsberger.



Aug. Wilh. Stolze.

keit beibehalten wurde. Das Abkürzungsverfahren beruht auf dem Grundsatz der Weglassung alles Minderwesentlichen in der sprachlichen Bezeichnung.

Anderer Wege schlug August Wilhelm Stolze ein. Sein Grundsatz war unbedingte Genauigkeit; jeder Laut sollte durch den Buchstaben, jeder fehlende Buchstabe durch die Regel vertreten werden; und die Vokalbezeichnung sollte eine gleichmäßige, in allen Fällen sichere sein. Sein „Lehrbuch der deutschen Stenographie“ erschien 1841. Diese beiden Systeme sind es gewesen, welche die Stenographie in Deutschland volksthümlich gemacht haben.

1800.



1800.



1802.

1801.

1802.

1803.



1804.

1805.



1806.

1806.

1807.

1808.

1808.

1809.



1810.

1810.

1811.

1812.



1813.

1814.

1814.

1815.

1816.

1817.



1818.

1819.

1819.

1820.

1821.



1822.

1823.

1824.

1825.



1826.

1827

1828.

1829.

1829.

1830.



1831.

1832.

1833.

1834.



1835.

1836.

1837.

1838.

1839.

1840.



1841.

1842.

1843.

1844.



1845.

1846.

1847.

1848.



33781

57

Zimmermann, G. A.

Das neunzehnte Jahrhundert.

D

358

.Z7

v.1

4 1 81

DATE

ISSUED TO

33781

358

.Z7

v.1

